Vollständiges

Lexikon

für

Prediger und Katecheten.

Vierte,

sehr vermehrte und verbesserte Auflage

von

Michael Hauber,

Erzbischöflich. geistl. Rathe, königl. bayer. Hofprediger
und Hofkaplan.

Zweiter Band.

Demuth bis Gegenwart Gottes.

Augsburg,
in der Joseph Wolffischen Verlagsbuchhandlung.
1836.

Dankbarkeit, siehe Undank.

Demuth.

Die **Demuth** im Allgemeinen ist das Bewußtseyn seines eigenen **Unwerthes**, die Erkenntniß der Nichtigkeit der Ursachen, **worauf** der Mensch ein gewisses Verdienst zu gründen, **und sich** Vorzüge über Andere anzumaßen geneigt ist. Diese **Tugend** kann unter einem dreifachen Gesichtspunkte betrachtet **werden**, je nachdem sie in Gesinnungen besteht, welche sich **entweder** auf Gott, auf den Nebenmenschen, oder auf denjenigen **selbst** beziehen, der diese Tugend ausübt. Unter jedem **dieser drey** Gesichtspunkte bietet sie dem Christen wichtige **Lehrsätze** dar. Unter dem erstern wird er gewahr, wie wenig **der Mensch** in Ansehung Gottes ist, von dem er abhängt, **und sein** Daseyn erhalten hat. Der zweite zeigt ihm die **wahren Verhältnisse**, in welchen die Menschen in Ansehung ihrer **Moralität** und Geisteskräfte miteinander stehen, und der dritte **stellet den** Menschen selbst dar, wie er ist, von allen **Täuschungen der** Eigenliebe befreit.

Erster Entwurf.

Ueber die Demuth überhaupt.

Die **vielfältigen** Gebrechlichkeiten, womit die menschliche Natur **behaftet** ist, erinnern uns unabläßig an jenes höhere Wesen, **von** welchem wir Alle abhängen und das Leben erhalten **haben**. Der unendliche Abstand, der zwischen Gott und dem Menschen, **zwischen** dem Geschöpfe und dem Schöpfer ist, läßt uns **über unsern** eigenen Unwerth, über unsere Nichtigkeit nicht **den geringsten** Zweifel zu, wenn wir mit einem aufrichtigen **Herzen** über uns selbst nachdenken und betrachten wollen, was **der Schöpfer** gegen seine Geschöpfe gethan hat, und täglich **zu thun** fortfährt, und wie wenig diese Geschöpfe dieser **unschätzbaren** Gutthaten würdig sind. Um diese frommen

Gefühle der Demuth in uns zu erwecken, und unser Herz von denselben gänzlich zu durchdringen, wollen wir den Menschen betrachten

1) in Absicht auf die unschätzbaren Gutthaten, welche er unaufhörlich von Gott empfängt; dann
2) in Absicht auf die Nichtigkeit des Menschen, dem sie zu Theil werden.

Dem Menschen wäre es unmöglich genau zu erkennen, wie wenig er an sich ist, und diesem Bewußtseyn zufolge sein Herz mit einer wahren Demuth zu erfüllen, wenn er nicht vor Allem den unermeßlichen Abstand betrachtete, der zwischen ihm und dem Urheber seines Daseyns ist, und zugleich beherzigte, daß der Schöpfer ungeachtet dessen ihn mit Gutthaten aller Art überhäufet. Darum empfand der Prophet niemals eine tiefere Demuth, als in jenen Augenblicken, wo er von der Güte Gottes zu dem Menschen ganz entzückt ausrief: „Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest? u. s. w." Ps. 8. Zur Erweckung der Demuth dienet also vorzüglich

a) die Betrachtung der zeitlichen Gutthaten, die wir von der freigebigen Hand des Schöpfers unaufhörlich empfangen, und mit Undank genießen. Diese Gutthaten sind unschätzbar 1., an sich, weil wir sie keineswegs verdienen, und weil wir ohne dieselben im Augenblicke aufhören würden, zu seyn. 2. In Ansehung Gottes, der sie ertheilt, und ein unendliches Wesen ist. 3. In Absicht auf ihren Zweck, da sie die Erlangung der ewigen Glückseligkeit befördern sollen.
b) Die Betrachtung der Gnaden, die wir unverdient von Gott empfangen, und die geradezu dahin zielen, uns von den Wegen des Verderbens, die wir stets zu betreten geneigt sind, auf die Wege des Heils zu führen.
c) Die Betrachtung jener Seligkeit, zu welcher wir erschaffen sind, wozu wir unaufhörlich den Trieb in unsern Herzen empfinden, und die alle unsere Begriffe und Vorstellungen unendlich übersteiget.

Durch den Anblick dieser großen Gutthaten wird das

Herz des Menschen, das von ihnen durchdrungen ist, auf's Innigste gerührt; es wird gleichsam zu Schanden gemacht, und dadurch zu einer tiefen Demuth gestimmt.

Diese frommen Gefühle der Demuth können aber erst alsdann ihre Vollkommenheit erreichen, wenn der Mensch einen Rückblick auf sich selbst wirft, und mit einem aufrichtigen Herzen betrachtet,

a) daß er an sich ein armseliges Wesen ist, welches aus eigenen Kräften nicht das Geringste zu thun vermag, was wahrhaft gut und verdienstvoll wäre; daß wir durchaus nichts können, als durch Denjenigen, der uns stärket, der uns nicht nur die Kräfte ertheilt, den Willen des Guten, welcher in uns erwachet, auszuführen, sondern selbst diesen Willen in uns erweckt.

b) Daß er von Natur einen untilgbaren Hang zum Bösen in sich trägt, und stets geneigt ist zu thun, was den göttlichen Gesetzen zuwider ist, und was er bey ruhigem Nachdenken selbst mißbilliget. Ob es gleich von ihm nicht abhängt diesen Hang zu empfinden, oder nicht, so ist er doch ein Beweis seines sittlichen Verderbens, und ein Grund zur Demuth.

c) Daß er -- ungeachtet Gott ihm unaufhörlich die nothwendigen Gnaden ertheilt, den unseligen Hang, welchen er mit sich auf die Welt gebracht hat, zu überwinden, — diese Gnaden verachtet, und seinen bösen Trieben folget.

Zweiter Entwurf.

Ueber den wahren Geist der Demuth.

I. Wolle nicht für demüthig gehalten werden. — „Der wahre Demüthige," sagt der heil. Bernard, „will für gering gehalten, und nicht für demüthig ange„rühmt werden." — Wenn schon das Laster bey der Welt, die im Argen liegt, auf eine gewisse Art in Ehren steht, so kann sie doch der Tugend das Lob nicht versagen. Wer also nach dem Lob der Demuth strebt, ist nicht demüthig, son-

dern hochmüthig. — Für Nichts angesehen zu werden wünschen, keine Ehre für sich haben, unbeachtet — verachtet von der Welt, im Verborgenen vor Gott, in Gott, zu seiner Ehre leben wollen, ist wahre Demuth.

II. Wünsche Demüthigungen. — Da die Demuth dem Laster des Hochmuths entgegen gesetzt ist, so sollen auch ihre Wünsche den Wünschen des Hochmüthigen entgegen gesetzt seyn. — Der richtigste Maßstab des Wunsches nach Demüthigungen ist also, sie mit der nämlichen Begierde zu wünschen, mit welcher die Hochmüthigen sich nach eitlem Lobe sehnen. So lange der Mensch es noch nicht dahin gebracht hat, daß er die Demüthigungen nicht nur als etwas Nützliches ansieht, sondern sich auch darüber freut, und sie aufrichtig wünscht, ist seine Demuth noch nicht vollkommen.

III. Uebe die Werke der Demuth mit Freude aus. — „Verrichtest du ein Werk der Demuth," sagt der heilige Franz von Sales, „so ist's Demuth. Verrichtest „du Werke der Demuth bey jeder Gelegenheit, so ist's Ge„wohnheit der Demuth. Erfreuest du dich aber der „Demüthigungen, und suchest du Erniedrigungen in allen „deinen Werken, so ist's Geist der Demuth." — Es ist also nicht genug, um den Geist der Demuth zu haben, einige, oder auch öftere Werke der Demuth auszuüben, sondern bey allen unsern Handlungen, Worten und Begierden soll unser Hauptzweck seyn, uns zu demüthigen und zu erniedrigen, daß wir uns in der Demüthigung erfreuen, und die Gelegenheiten, uns zu erniedrigen, herzlich lieben.

Wie sehr sind wir noch vom wahren Geist der Demuth entfernt! — Nicht nur wünschen wir keine Demüthigungen, sondern wir nehmen nicht einmal mit kindlicher Ergebung in Gottes Willen jene an, welche Er uns zuschickt. —

Dritter Entwurf.

Worin die christliche Demuth besteht.

In allen Menschenherzen liegt eine geheime Begierde nach Ehre. Ein Jeder suchet sich über den Andern zu erheben, und

darum maßt er sich oft Vorzüge und Eigenschaften an, die er nicht besitzt, um sein Streben nach Hochachtung sowohl vor den Menschen, als vor sich selbst gleichsam zu rechtfertigen. Diesem unordentlichen Streben entgegen zu arbeiten, und die Verirrungen, welche es veranlaßt, zu verhüten: dieß ist der eigentliche Gegenstand jener Tugend, welche man **Demuth** nennt. Die Demuth besteht also

1) in einer festen Ueberzeugung, daß man wirklich geringer sey, als man sich selbst zu seyn dünkt, und
2) daß man sich auf's Thätigste bemühe, dieser Ueberzeugung gemäß zu handeln.

Die Erfahrung bietet uns tägliche Gelegenheiten dar, uns zu überzeugen, wie sehr die Eigenliebe die Menschen blendet, unter denen wir wohnen; die überspannten Begriffe, welche dieselbe bey ihnen in Absicht auf ihre vermeinten Vorzüge und guten Eigenschaften erweckt, sehen wir deutlich ein, so wie wir den Ursprung mancher Verirrungen kennen, zu welchen die Menschen ohne ihr Wissen verleitet werden, weil sie die verborgenen Einwirkungen der Eigenliebe auf sich selbst nicht bemerken. Wendet nun ein Jeder diesen Lehrsatz der Erfahrung auf sich an, so wird er gewahr werden,

a) daß die in ihm wohnende Eigenliebe ihn in Absicht auf die Vorzüge und guten Eigenschaften blendet, die er zu besitzen glaubet. Alles, was sich auf ihn bezieht, zeigt sie ihm in einem vortheilhaften Lichte, und bringt ihn dadurch auf den stolzen Gedanken, als ob er wirklich so schätzenswerth wäre, wie er sich's zu seyn dünkt. — Eben so wird er
b) an seinem Betragen so manches Tadelhafte entdecken, das er an sich noch nicht ahndete, und worüber er immerhin ganz sorglos war. Man darf nur über sich selbst sorgfältig nachdenken, um den vielfältigen und ganz wunderbaren Kunstgriffen auf die Spur zu kommen, deren sich die Eigenliebe bedienet, sowohl um unsere Fehler und Schwachheiten uns selbst zu verhehlen, als um jene zu mildern und zu beschönigen, die uns unwillkührlich in's Auge fallen.

c) Die Erfahrung lehrt gleichermaßen, daß die Eigenliebe jeden Menschen in Absicht auf seine eigenen Kräfte blendet und ihn zu überzeugen suchet, er wäre stark genug, gewissen Versuchungen zu widerstehen, und sich in Gefahren, die er voraussieht, aufrecht zu erhalten.

Ist der Christ von diesen schädlichen Wirkungen der Eigenliebe auf sich selbst vollkommen überzeugt, so wird ihm von selbst die Wahrheit einleuchten, daß er wirklich von einem geringern Werthe ist, als er glaubte, und diese Ueberzeugung ist Demuth.

Diese Tugend bleibt aber so lange unvollkommen, als das Bewußtseyn seiner eigenen Geringfügigkeit, die Erkenntniß seines Nichts nicht in Erfüllung geht, das heißt, so lange der Christ nicht seiner Ueberzeugung gemäß handelt. Er soll daher

a) sich fleißig vor Ehrgeiz hüten, weil nichts mehr, als Streben nach Ehre und Menschenlob die Gefühle der Demuth erstickt. Der Ehrsüchtige kann unmöglich demüthig seyn, da er nur darum nach Ehre geizet, weil er sich besser, als Andere zu seyn glaubt. In der Beurtheilung seiner selbst ist er partheiisch; er kennt sich also selbst nicht, was und wie er ist: wie kann er also demüthig seyn? —

b) Die Verachtung, welche seine Nebenmenschen gegen ihn äußern, sie mag verdient, oder unverdient seyn, soll ihn nicht kränken; er soll sich vielmehr über dieselbe hinwegzusetzen suchen, und bedenken, daß, wenn er auch um der Ursache willen, wegen welcher man ihn verachtet, nicht verachtet zu werden verdient, er doch vielleicht Vieles an sich habe, wodurch er sich eine verdiente Verachtung zuziehen würde, wenn den Menschen, unter welchen er wohnt, alle seine Schwächen und Fehler bekannt wären.

c) Als Christ ist er ein Anhänger seines Meisters, der, ob Er gleich die Fülle aller Vollkommenheit war, sich selbst unter alle Menschen herabließ, und die Demuth liebte. Aus Liebe zu diesem seinem Erlöser soll er also mit Geduld alle Verachtung leiden und sich glücklich schätzen, wenn er Ihm darin ähnlich seyn kann.

Vierter Entwurf.

Ueber dieselbe Materie.

Wenn es kein Laster giebt, wie der weise Sirach behauptet, wovon der Hochmuth nicht der Ursprung ist, so giebt es gleichermaßen keine Tugend, welche, wie der heil. Bernardus uns versichert, sich nicht auf die Demuth gründet, und man kann kein wahrer Christ seyn, ohne demüthig zu seyn; den Heiden, die es in ihren Forschungen über die Pflichten der Menschen sehr weit gebracht haben, war sogar der Name der Demuth unbekannt, und doch müssen ihre Anhänger, die Philosophen unserer Zeit, welche übrigens die Lehre Jesu wenig achten, die Demuth des Christenthums, als eine hohe Vollkommenheit bewundern. Um uns mit dem hohen Werth dieser Tugend ganz vertraut zu machen, wollen wir untersuchen,

1) was wahre Demuth sey, und wie weit sie sich erstrecke, und dann
2) wollen wir erklären, was falsche Demuth sey, und ihre Kunstgriffe entschleiern.

Es läßt sich leicht denken, daß die Demuth, weil sie die Grundlage aller übrigen Tugenden ist, von einem sehr großen Umfange seyn müsse, und daß man sie eben sowohl den Anfang, als die Vollendung der Vollkommenheit nennen könne. Der heilige Bonaventura hat daher in dieser Tugend drey verschiedene Stufen erkannt.

a) „Die erste Stufe," sagt er, „besteht darin, daß man vor „Gott seine Nichtigkeit nicht nur erkenne, und sich von „dieser Erkenntniß vollkommen zu überzeugen suche, son„dern daß man bey dieser Betrachtung gerne verweile, um „alle Versuchung zu verhüten, sich selbst etwas Gutes zu„zueignen, und deßwegen nach Menschenlob zu streben."

b) „Die zweite Stufe, daß man nach dem Beispiele des Apo„stels sich um die Urtheile der Menschen wenig bekümmere, „mit gleicher Gemüthsstimmung Lob und Tadel empfange, „jede Verachtung und Zurücksetzung, wären sie auch noch „so unbillig, mit Geduld ertrage, und sich zu jeder Zeit

„mit dem Gedanken tröste, daß Derjenige, der uns „richtet, der Herr selbst ist.“ 1. Kor. 4, 4.

c) „Die dritte Stufe, daß man nach dem Beispiele des „Welterlösers in der Erniedrigung und Verachtung so„gar ein inneres Vergnügen finde, weil die Demuth „nur diejenigen, welche sie herzlich lieben, zur Voll„kommenheit führet, und ihrem Meister ganz ähnlich „machet; und weil auch nur die Demüthigen fähig sind, „mit den Geheimnissen Gottes auf's Innigste vertraut „zu werden.“

So sehr die falsche Demuth, wenn wir sie an unserm Nebenmenschen erblicken, uns in die Augen fällt, so wenig werden wir sie an uns selbst gewahr, weil der nämliche heimliche Stolz, der uns unsere Gebrechen und Schwächen verbirgt, uns beredet, das für Tugend zu halten, was oft nur ein verfeinertes Laster ist. Die Kunstgriffe der Eigenliebe in dieser Absicht sind vorzüglich folgende:

a) Von der Tugend der Demuth zeigt sie uns gleichsam nur eine Seite. Da auf dieser Erde kein Sterblicher ganz fehlerfrey ist, so läßt sie uns gleichwohl einige unserer Schwächen erblicken; sie giebt es auch zu, daß wir uns bey dem Anblicke dieser Schwächen demüthigen, und an Andern in dieser Hinsicht Vorzüge über uns erkennen. Im übrigen aber glaubt sie sich alsdann um so mehr berechtigt, auf ihren Forderungen zu bestehen. Wer sieht es aber nicht von selbst ein, daß derjenige auf die Tugend der Demuth keinen Anspruch machen könne, welcher zum Theil demüthig, zum Theil stolz ist.

b) Viele glauben, sie üben die Tugend der Demuth aus, wenn sie sich aus Bescheidenheit Lob und Ehre verbitten, wenn sie sich in gewissen Stücken selbst tadeln, und einige ihrer Fehler an's Licht ziehen. Aber nicht auf der Zunge, sondern im Herzen hat die Demuth ihren Wohnsitz; sie besteht in innern und ungeheuchelten Gefühlen, und liebet die Verborgenheit. Man prüfe die Bescheidenheit, welche sich alles Lob verbittet, und sich

selbst tadelt, und man wird finden, daß sie meistens nur ein verfeinerter Stolz ist.

c) Andere scheinen die Ehren und alle Gelegenheiten zu fliehen, in welchen man sich hervorthun und Lob einärndten kann; sie führen ein stilles und verborgenes Leben und halten sich ferne vom Umgange mit der großen Welt.

Man dringe aber bis auf die ersten Ursachen ihres Betragens, und man wird finden, daß nicht sie die Ehren fliehen, sondern die Ehren fliehen sie. Zu ihrem größten Herzenleid haben sie erfahren, wie wenig man sie achte, und darum haben sie sich zurückgezogen. Ihre vermeinte Demuth ist daher im Grunde nur ein beleidigter Stolz.

Fünfter Entwurf.

Ueber die drey Stufen der Demuth.

I. Schätze dich selbst gering. — „Wenn Jemand „meinet, etwas zu seyn," schreibt der Apostel Paulus an die Galater, „da er doch nichts ist, so täuschet er sich selbst." — Dies sagt der Apostel im Allgemeinen allen Menschen ohne Ausnahme. Keiner ist also etwas; ein Jeder soll sich demnach sehr gering schätzen, und für nichts achten. Und wenn irgend ein Mensch durch Vergleichungen, welche er zwischen sich und Andern anstellt, Mängel und Fehler an ihnen entdeckt, wovon er frey zu seyn glaubt, so darf er sich auf diese Vergleichungen nicht verlassen, noch sich höher, als Andere schätzen; denn Niemand kann ihn versichern, ob nicht die Eigenliebe ihn geblendet hat, ob Andere nicht Verdienste haben, welche er nicht besitzt, und darum Gott gefälliger sind, als er, weil er voraussieht, daß sie mit den Gnaden mitwirken werden, welche Er ihnen zu geben sich vornimmt, da dies bey ihm vielleicht nicht der Fall seyn wird. ꝛc.

II. Verachte dich selbst. — Die Selbstverachtung gründet sich auf die aufrichtige Erkenntniß seiner Fehler und Sünden, seines Elendes und seiner bösen Neigungen. — Wahrlich ein Mensch, der sich selbst recht kennt, muß sich auch selbst

verachten. Er entdeckt in sich Neigungen, die ihn beständig zur Sünde reizen; sein Herz ist voll Tücke, Trug und Bosheit, und seine Leidenschaften und niedrigen Triebe setzen ihn leider so oft nicht nur auf eine Stufe mit dem Thiere, sondern noch unter dasselbe herab. Könnte er verächtlicher seyn?

III. Hasse dich selbst. — Die Sünde, welche der Mensch unter allen lebenden Geschöpfen auf Erde allein begehen kann, ist die Ursache, warum er sich selbst hassen und verabscheuen soll; da er sie freiwillig begeht, und nichts Verabscheuungswürdigers seyn kann, als die Sünde. — Je heiliger der Lebenswandel ist, den ein Mensch führt, und je mehr er die Sünde verabscheuet, desto größer ist gewöhnlich auch der Haß, den er gegen sich selbst hat; weil die heiligsten Menschen die Abscheulichkeit der Sünde am besten einsehen. Daher hielten sich auch die größten Heiligen gewöhnlich für die größten Sünder. — Würden wir uns selbst so kennen, wie Gott uns kennt, wie häßlich würden wir vor den Augen unsers Geistes erscheinen 2c.

Sechster Entwurf.

Ueber die Beweggründe, welche jeden Christen zur Demuth stimmen sollen.

Der Mensch mag Andere betrachten, oder auf sich selbst sehen, so findet er allenthalben Beweggründe, welche ganz dazu geeignet sind, sein Herz zur Demuth zu stimmen. Zwar ist der Mensch unter allen erschaffenen Wesen, die ihn umringen, das erste; er ist in der That mit erhabenen Fähigkeiten ausgestattet und allein im Stande, seinen Schöpfer zu erkennen und Ihn zu verehren. Wie sehr wird aber der Glanz dieser edeln Eigenschaften verdunkelt, wenn der Mensch betrachtet, wie wenig er sich seiner hohen Vorzüge über die übrigen Geschöpfe würdig zu machen suchet! Alle übrigen Geschöpfe bleiben unveränderlich bey ihrer Bestimmung, und sie erreichen auf eine gewisse Art den Zweck ihrer Schöpfung. Wie gering ist dagegen die Anzahl der Menschen, von welchen sich das

Gleiche behaupten läßt! Unaufhörlich empfinden wir in uns einen geheimen Trieb, uns von dem Ziele unserer Bestimmung zu entfernen; nicht wie der Schöpfer will, wollen wir, sondern wie das Gesetz der Sünde will, welches in unsern Gliedern wohnet. Röm. 7, 23. Wie erniedrigend ist diese Bemerkung für den Menschen, der sich selbst durchforscht, und die Ursachen betrachtet, die ihn zur Demuth nöthigen. — Laßt uns die vorzüglichsten dieser Ursachen aufsuchen: die einen haben

1) die Jahre, welche er schon durchlebt hat, zum Gegenstande, und
2) die andern beziehen sich auf die Zukunft.

Kaum ist der Mensch zu reifern Jahren herangewachsen, so empfindet er die ersten Triebe der unseligen Leidenschaften, wovon er die Keime in seinem Herzen mit auf die Welt gebracht hat. Vielfältig geschieht es nun, daß er seinen Beruf, als Mensch und Christ, auf die Seite setzt und sich von dem allgemeinen Weltstrome hinreißen läßt. Bleibt er nach einer gewissen Zeit auf der Bahn des Lasters stille stehen, und sieht er auf die Jahre, welche er durchlebte zurück, so entdeckt er

a) eine große Zahl Sünden, die er theils aus Schwachheit, theils aus Leichtsinn und theils aus Bosheit begangen hat. Das Bild seines Schöpfers sieht er an sich ganz entstellt; die Begierden und Neigungen seines Herzens sehnen sich nach sündhaften Vergnügungen; er liegt in den Fesseln böser Gewohnheiten, welche schon feste Wurzeln gefaßt haben, und er empfindet einen äußerst schwachen Willen, das Gute zu thun.
b) Dagegen sieht er, wie wenig Gutes er ausgeübt hat, und wie sehr der Werth desselben durch den Einfluß verschiedener Leidenschaften, der Eigenliebe, der Ehrsucht, oder eines verborgenen Eigennutzes herabgesetzt wurde. Er sieht, daß er vor dem Angesicht Gottes, der ihn einst nach seinen Werken richten wird, wenige, oder gar keine Verdienste hat. — Ist dieser Anblick für den Menschen, der über seinen vergangenen Lebenswandel nachdenkt, nicht äußerst demüthigend?

Wirft nun der Sünder, nachdem er sich über den Zustand seines Gewissens zu Rede gestellt hat, einen Blick in die Zukunft, so trüben sich seine Aussichten nicht weniger, und bieten ihm tausend Ursachen dar, sich vor Gott zu demüthigen.

a) Er sieht sich in einem Zustande der Verlassenheit, unfähig aus eigenen Kräften das Geringste zu thun, das ihm zur Seligkeit behülflich wäre. Er weiß, daß er ohne den Beistand Gottes nichts ist, und daß er, wie der Heiland selbst ihn versichert, einem vom Weinstocke abgerissenen Zweige gleicht. Mit welchem Rechte darf er aber diesen unentbehrlichen Beistand hoffen, wenn nicht die göttliche Barmherzigkeit sich seiner erbarmet, und ihm ungeachtet seiner Verbrechen eine hülfreiche Hand darreichet?

b) Sey es auch, daß Gott, dessen Güte keine Gränzen hat, ihn wieder in Freundschaft aufgenommen, und mit seiner Gnade beschenkt hat, wer ist ihm Bürge, daß er, vielleicht nach einer kurzen Zeit nicht wieder die Gnade Gottes verlieren und in den vorigen Zustand zurückfallen wird? Nur wer im Guten ausharret, wird selig werden.

Der Mensch hat also immer Ursache, sich vor Gott zu demüthigen, hätte er auch den besten Willen, seinen Pflichten getreu zu bleiben, weil er auch bey dem Besitze der göttlichen Gnade ein schwacher Mensch bleibt.

Siebenter Entwurf.

Ueber die Wirkungen der Demuth.

Wenn die Demuth, wie es Niemand bezweifeln kann, die Grundlage aller Tugenden ist, so stehet sie auch mit allen in Verbindung. Ihr Einfluß ist unbegränzt, und sie erstreckt sich gleichsam auf den ganzen Menschen. Wer sich also bemühet, die Tugend der Demuth auszuüben, der öffnet sich dadurch den Weg zu allen übrigen Tugenden, und in diesem Sinne ist sie der Anfang und die Vollendung der Vollkommenheit. Laßt uns daher diese heilsame Wirkungen der Demuth aufzählen,

und wir werden finden, daß sie in den Herzen der Menschen den wahren Geist des Christenthums erregt und festhält.

1) Im Glücke, wenn es uns nach Wunsch geht.

2) Im Unglücke, wenn wir unter dem Drucke der Mühseligkeiten dieses Lebens schmachten.

Worin der wahre Geist der Lehre des neuen Bundes eigentlich bestehe, hat Jesus gleich in seiner ersten Rede dem Volke und den Jüngern, welche ihn umgaben, erklärt: dieser Geist ist die Verläugnung seiner selbst. Die Selbstverläugnung ist aber im Grunde nichts anders, als eine tiefe Demuth in allen seinen Gedanken und Absichten, und bey allen Vorfällen des menschlichen Lebens.

a) Besitzt der fromme Christ große Reichthümer, und übt er dabey die Tugend der Demuth aus, so erkennt er, daß sie vergänglich sind, daß sie sein Herz nicht ersättigen können, und daß er sie von Gott empfangen hat, nicht um die unordentlichen Begierden seines Herzens damit zu befriedigen, oder um sich dadurch über seine Nebenmenschen zu erheben, sondern um sie nach den Absichten der Vorsehung zu gebrauchen, und seinen Ueberfluß unter die Armen auszutheilen. Er dünkt sich also nicht besser, als Andere, darum, weil er reicher, als sie ist.

b) Steht er in hohem Ansehen, so sieht er nicht mit Verachtung auf seine Mitmenschen herab, sondern er ist stets der Wahrheit eingedenk, daß der Mensch auch auf den höchsten Ehrenstufen immer ein Mensch bleibt, denselben Gebrechen und Schwachheiten unterworfen, wie der geringste, und daß der Glanz, der ihn umgiebt, im Grunde nur eitler Schein ist.

c) Ist er im Besitze der Gnade Gottes, und genießt er den innern Trost, welcher der süßeste Lohn der Tugend ist, so ist er deßwegen nicht stolz. Er vergißt es niemals, daß die Gnade Gottes kein Eigenthum ist, und daß auf Trost und Frohsinn trübe Stunden folgen können. Seine Schwachheit verliert er also niemals aus den Augen, und

nach dem Beispiele des Weltapostels rühmet er sich auch nur seiner Schwachheit wegen. 2. Kor. 12, 5.

So wie der wahre Christ im Glücke, wenn ihm nach Menschenbegriffen Alles nach Wunsch geht, nicht aufgeblasen wird, sondern sich im Bewußtseyn seines eigenen Nichts vor Gott erniedriget, eben so weiß er auch im Unglücke sich in den Willen Gottes zu fügen, und mit Demuth unterwirft er sich allen Forderungen der göttlichen Vorsehung, weil er mit dem Propheten überzeugt ist, daß es ihm gut und nützlich sey, wenn er durch widrige Vorfälle gedemüthiget wird.

a) Die Armuth betrachtet der demüthige Christ nicht als einen Zustand der Verlassenheit, sondern als einen von Gott selbst verordneten Stand, in welchem der Christ seinem Erlöser am ähnlichsten seyn kann. Anstatt sein Herz mit eiteln Begierden nach Reichthümern zu unterhalten, suchet er dasselbe mit demüthigen Gesinnungen zu befriedigen.

b) Wird er von den Menschen, unter welchen er lebt, verachtet, überall zurückgesetzt, und für einen Geringfügigen gehalten, der keine Rücksicht verdient; so verfällt er nicht in Kleinmuth, sondern er blicket auf seinen Erlöser, den seine Feinde durch Verleumdungen aller Art zu demüthigen suchten, und er bemühet sich, in dem Zustande der Erniedrigung, in welchen die Menschenbosheit ihn gesetzt hat, ein gewisses Wohlgefallen zum Heil seiner Seele zu finden.

c) Wird er von Versuchungen gequält, und hat er mit seiner Sinnlichkeit einen harten Kampf zu bestehen, so erkennt er in der Demuth seines Herzens, wie schwach und hülfsbedürftig der Mensch ist, und von seiner Geringfügigkeit auf's Innigste überzeugt, bittet er Gott demüthigst um Beistand und Unterstützung.

Es ist daher keine Lage für den Menschen denkbar, in welcher er mit dem wahren Geiste des Christenthums vollkommener vertraut würde, als wenn er sein Herz zur Demuth zu stimmen weiß.

Achter Entwurf.

Ueber dieselbe Materie.

Gleichwie derjenige, welcher eine Gutthat empfangen hat, sich seinen Gutthäter am meisten geneigt machet, wenn er mit einem aufrichtigen Herzen die Gutthat erkennt, eben so kann auch der Mensch, der in Ansehung Gottes kaum ein Stäubchen der Erde ist, sich Ihn sehr geneigt machen, wenn er demüthigst bekennt, daß Gott Alles, und er Nichts ist. Wir lesen daher in verschiedenen Stellen der heiligen Schrift, daß Gott die Demuth seiner Diener immer belohnt hat; indem Er mit einer ganz sonderbaren Vorliebe

1) das Gebeth der Demüthigen erhörte, und
2) ihnen Gnaden im Ueberflusse ertheilte.

Der Prophet David versichert uns, „daß Gott zu jeder „Zeit auf die Bitten der Demüthigen sieht, und ihr Gebeth „nicht verachtet.“ Ps. 101, 18. Eben darin erkennt man die Weisheit Gottes; denn

a) das Gebeth des Demüthigen ist weit reiner und aufrichtiger, als das Gebeth des Stolzen. Wer mit Demuth bethet, der ist sowohl von seiner Unwürdigkeit, als von seiner Hülfsbedürftigkeit überzeugt, und diese Erkenntniß seiner Hülfsbedürftigkeit ist der Grund seiner Bitten. Wie sollte also Gott nicht äußerst geneigt seyn, solche Bitten zu erhören, Er, der die Herzen durchforschet, und die geheimsten Gedanken der Menschen weiß? Einen Beweis hievon giebt uns Jesus in dem Gleichnisse, in welchem Er erzählet, wie der Pharisäer, und wie der Zöllner bethete, und welches der Erfolg des Gebethes eines Jeden war.

b) Der Demüthige ist auch mehr in den Willen Gottes ergeben, als der Stolze. Es steht zwar geschrieben: „Begehret, und ihr werdet erhalten;“ aber dies setzet voraus, daß unsere Bitten bescheiden seyen, und daß sie vor Allem das Heil unserer Seele zum Zwecke haben. Dies kann aber nur bey dem Demüthigen der Fall seyn,

weil der Demüthige seinen eigenen Willen immer dem göttlichen unterordnet, und überzeugt ist, daß Gott seine Bitten erhören kann auf eine Art, welche ihm unbekannt ist.

c) Auch aus dem Grunde ist Gott sehr geneigt, die Bitten der Demüthigen mit einer gewissen Vorzugsliebe zu erhören, weil die Demüthigen seinem Sohne am meisten ähnlich sind, und darum gehören auch ihre Bitten zu jenen, welche im Namen Jesu an Ihn gestellt werden.

Wenn aber Gott am meisten geneigt ist, das Gebeth der Demüthigen zu erhören, so folget ganz natürlich daraus, daß Er ihnen auch seine Gnaden recht gerne mittheilet,

a) weil das Herz dessen, der sich demüthiget, am meisten fähig ist, die Gnade zu empfangen; denn gleichwie der Same, der in eine wohlbearbeitete Erde geworfen wird, schnell aufkeimet, und Frucht bringt, eben so wird die Gnade in dem Herzen des demüthigen Christen gleich wirksam, und bringt hundertfältige Früchte.

b) Wer die Demuth liebet, der verachtet Alles, was die Welt liebet; er ist also am meisten fähig, die Gnaden nach Werth und Würde zu schätzen, und eben durch diese Hochschätzung der Gnaden wird er derselben, so viel an ihm liegt, immer würdiger.

c) Wer ein gewisses Wohlgefallen an der Erniedrigung hat, wird auch mit den Geheimnissen bekannt, die Gnaden Gottes zu kennen und sie in allen Gelegenheiten zu benützen. Der Demüthige ist deßwegen am wenigsten der Gefahr ausgesetzt, sich durch seinen eigenen Geist, anstatt durch den Geist Gottes leiten zu lassen.

Neunter Entwurf.

Ueber die Vortheile, welche aus der Demuth entstehen.

I. **Die Demuth macht mißtrauisch auf sich selbst.** — Wenn so viele Menschen sich auf ihre eigenen Kräfte verlassen, und stark zu seyn glauben, so ist die Ur=

sache, weil sie von ihrer Schwachheit und von ihrem Elende nicht überzeugt sind. — Die Demuth ist die Schule, in welcher der Mensch sein Elend kennen lernt; sie ist ein Spiegel der Wahrheit, in welchem ein Jeder sich selbst sieht, wie er beschaffen ist. — Wird wohl der Mensch noch irgend etwas auf sich selbst vertrauen, wenn er seine Kurzsichtigkeit, Schwachheit und Gebrechlichkeit sich selbst nicht mehr bergen kann? Und wie ist es ihm möglich zu dieser Kenntniß zu gelangen, wenn er nicht den Geist der Demuth besitzt? —

II. Die Demuth flößt Vertrauen auf Gott ein. — Wären wir nicht schwache und elende Menschen, welche durch sich selbst nichts vermögen, so wäre es nicht nothwendig, daß Gott gegen die Menschen barmherzig sey. — Diese beiden Wahrheiten lehret uns die Demuth. Dieser unschätzbaren Tugend haben wir es zu verdanken, wenn wir von der Größe unsers Elendes überzeugt, voll Vertrauen auf die Güte Gottes unsere Zuflucht zu Ihm nehmen. — Wären die Menschen demüthiger, so würden sie die heilsamen Wirkungen der göttlichen Barmherzigkeit öfter empfinden.

III. Die Demuth weckt Starkmüthigkeit. — Wir lernen zwar in der Schule der Demuth, daß der Mensch nicht das geringste Gute zu thun, nicht einmal einen guten Gedanken aus eigenen Kräften allein zu erwirken im Stande ist. — Aber in der nämlichen Schule lernen wir auch, daß Gott den Hochmüthigen widersteht, und daß Er den Demüthigen die Gnade ertheilt. — Bin ich im Besitze der Gnade Gottes, so ist nichts, das ich nicht kann, nichts, das ich zu unternehmen nicht im Stande bin. Wird wohl der Demüthige verzagen, wenn er diese wichtige Lehrsätze unserer heiligen Religion überdenkt?

Zehnter Entwurf.

Ueber gewisse Kennzeichen der Demuth.

I. Die Demuth ist geduldig. — „Sey mit allen „Menschen geduldig, aber zuerst mit dir selbst," sagt der heil.

Franz von Sales. „Der Mensch ist nicht nur für Andere „eine Last, sondern auch für sich selbst. — Du erkennest deine „Schwachheiten und dein Elend; du siehst die Mängel und „Unvollkommenheiten deiner Werke; du wirst bey diesem An„blicke unwillig; du schämest dich vor dir selbst, und du glaubst „vielleicht, demüthig zu seyn; nein, deine Ungeduld ist Hoch„muth. Gedenke, daß du ein Mensch bist; schäme dich deines „Elendes nicht; sondern habe Geduld mit dir selbst, und, „gleich dem nothleidenden Armen, bitte demüthig um Hülfe „und Unterstützung von Oben: dies ist wahre Demuth."

II. Die Demuth verliert niemals den Muth. — Glauben, daß uns Gott deßwegen seine Hülfe und Unterstützung versagen werde, weil wir durch unsere Sünden derselben unwürdig geworden sind, ist eine falschverstandene Demuth. — Sind wir dann deßwegen nicht mehr fähig, die Gnaden Gottes zu benützen, weil wir gewisse Gnaden unbenützt haben vorübergehen lassen? — Ist Gott nicht stets bereit, uns seine Gnaden wieder zu geben, so bald wir Ihn wieder demüthig um dieselben bitten? — Kann Er unsere Schwachheit, so groß sie auch ist, nicht unterstützen? Und giebt es einen einzigen Menschen, der nicht Alles durch Denjenigen vermag, der ihn stärket? — Warum wollten wir denn beim Anblick unserer Schwachheit den Muth verlieren, und glauben, daß wir zu nichts Gutem mehr fähig sind; weil wir bisher so wenig Gutes gethan haben? —

III. Die Demuth hofft Alles von Gott. — Es ist ein schädlicher Irrthum, wenn man glaubt, daß man der Barmherzigkeit Gottes darum unwürdig sey, weil man schwach war, und schon viele Sünden begangen hat. — Was kann der unendlichen Barmherzigkeit Gottes mehr würdig seyn, als ein großes Elend? Für die Sünder ist Er ja vom Himmel herab gekommen, und nicht für die Gerechten; Er ist gekommen, um zu suchen, was ohne Ihn verloren gegangen wäre. Sucht der Arzt die Gesunden, oder Kranken? O wie sehr liebt Gott diejenigen, welche in zerrissenen Kleidern — mit zerknirschtem, gedemüthigtem Herzen — mit Vertrauen

zu Ihm kommen, und Ihn kindlich bitten, Er möchte ihnen solche Kleider geben, daß sie würdig werden vor Ihm zu erscheinen! Wie falsche Vorstellungen machen sich diejenigen von einem unendlich barmherzigen Gott, welche meinen, Er wende von den Elenden darum seine Blicke ab, weil sie elend sind. — Daß Muthlosigkeit sohin nicht wahre Demuth, sondern vielmehr Hochmuth sey: diese Wahrheit wollen wir uns ernstlich zu Gemüthe nehmen u. s. w.

Eilfter Entwurf.

Ueber die Mittel, die Demuth zu erlangen.

I. Denke nichts, das dir zur Ehre gereicht. — Alles Uebel entsteht ursprünglich aus dem Herzen durch die Gedanken, welche mit dem Uebel übereinstimmen, und welche man im Herzen unterhält; sie gleichen einer unreinen Quelle, aus welcher nur Unreines fließen kann. — Wer die Tugend der Demuth erlangen will, darf keine Gedanken dulden, welche der Ehrsucht zur Nahrung dienen, weil sonst die Demuth in seinem Herzen sich nicht befestigen kann. — Es wird eine große Wachsamkeit über die Gedanken erfordert, weil die Eigenliebe unablässig bemüht ist, sich mit Gedanken, Begierden und Anschlägen zu beschäftigen, woraus sie eigene Ehre zu ziehen hofft; und sollten auch die Anschläge niemals zur Wirklichkeit gelangen können, so sind sie doch ein Vergnügen für die Eigenliebe. —

II. Rede nichts, das dir zur Ehre gereicht. — Der Mund redet gewöhnlich aus der Fülle des Herzens. Laßt Jemand keine Gelegenheit vorübergehen, in welcher er etwas reden kann, was eitle Ehre ihm erwirbt, so ist in seinem Herzen gewiß keine Demuth. — Nur derjenige, der sich's zur Regel gemacht hat, nichts zu reden, als was er zuvor wohl überdachte, ist im Stande, es dahin zu bringen, seiner Zunge einen Zaum anzulegen, daß sie niemals rede um eitler Ehre willen, sondern daß durch alles Reden Gott einzig und über Alles geehret werde.

III. **Thue nichts, was dir zur Ehre gereicht.** — Wer sich's zur Gewohnheit gemacht hat, durch alle seine Handlungen Gott zu ehren, und in denselben niemals sich selbst zu suchen, wird niemals etwas thun, damit er Ehre davon erlange. Seine Handlungen werden zwar ehrenvoll seyn, und er kann es nicht verhindern, daß Viele daran sich erbauen, und ihn innerlich, oder äußerlich verehren. — Aber um sich in der Demuth zu erhalten, wird er nach dem Rathe des heil. Gregorius die Absicht seiner Handlungen gern verbergen; und da er nur Gott zu gefallen sucht, wird er auch wünschen, daß seine guten Werke geheim bleiben, wenn es seyn könnte. — Er hasset eigene, eitle Ehre, und denkt, redet, handelt nie, um selbe zu erwerben.

Zwölfter Entwurf.

Ueber die Demuth in ihren Verhältnissen mit dem Nebenmenschen betrachtet.

I. **Beim Erweisen gewisser Dienstgefälligkeiten.** — Wenn man Jemanden Gutes, oder Gefälliges erweis't, so ist es äußerst schwer in der Demuth zu bleiben, weil man glaubt, dadurch ein bestimmtes Recht auf Dankbarkeit zu erlangen, wodurch man sich leider so gern über ihn zu erheben pflegt. — Die wahre Demuth erkennt dieses Recht nicht, weil kein Mensch ein eigentliches Recht auf die Dankbarkeit eines Andern erlangen kann, sondern aller Dank gebühret Gott. — Die Demuth glaubt nicht mehr, als ihre Pflicht zu thun, und sie ist überzeugt, daß ihre Ehre darin besteht, sich für unwürdig zu erkennen, das Werkzeug Gottes zu seyn, wodurch Er gewisse Gutthaten den Menschen zukommen läßt.

II. **Beim Ertragen fremder Fehler.** — Der Weltapostel sagt zu allen Menschen: „Einer ertrage die Last „des Andern, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen, nämlich das Gesetz, welches uns lehret, daß wir Alle Brüder „sind, und daß ein Jeder den Andern lieben soll, wie sich

selbst." — Die Demuth geht noch weiter, sie lehret uns, daß ein Jeder sich als den Geringsten ansehen, und glauben soll, daß er am meisten Fehler habe, und mithin die größte Last für Andere sey, und deßwegen sich besonders befleißen soll, ihre Fehler mit großer Geduld zu ertragen, da sie noch weit mehr von ihm zu ertragen haben.

III. Beim Ertragen der Widersprüche. — Der Hochmuth ist die Ursache, warum man die Widersprüche nicht willig duldet, da er allzeit Recht haben will. — Die Demuth will niemals Recht haben, weil sie Andern mehr Wissenschaften und Einsicht zutraut, als sich selbst. Im Wortstreite giebt sie gern nach, und unterwirft sich dem Urtheile Anderer, es sey denn, daß die Ehre Gottes, oder die Ehre der Nebenmenschen dadurch verletzt würde. — In diesem Falle streitet sie für die gute Sache und vertheidiget sie, weil sie nicht für sich selbst, sondern für die Ehre Gottes, oder des Nebenmenschen streitet.

Dreizehnter Entwurf.

Ueber das Laster, welches der Demuth entgegengesetzt ist.

Es ist dem Menschen ein gewisser Trieb angeboren, durch welchen er Alles aufsuchet, was ihn über seinen Nebenmenschen zu erheben vermag. Deßwegen ist er auch sehr geneigt, sich gewisse Vorzüge und gute Eigenschaften zuzueignen, welche er nicht besitzt, was er allenfalls Löbliches an sich hat, sieht er gern in einem übertriebenen Lichte, da er hingegen seine Fehler von seinen Augen ganz zu entfernen, oder sich wohl gar zu überreden suchet, daß er fehlerfrey sey. Wie sehr dergleichen Gesinnungen dem Geiste des Christenthums zuwider sind, ist leicht begreiflich; und arbeitet der Mensch ihnen nicht mit allem Eifer entgegen, indem er sich selbst erniedrigt und sein Herz zur Demuth stimmt, so fassen sie immer tiefere Wurzeln in demselben, und setzen das Heil seiner Seele allen Gefahren aus, welche der Hochmuth mit sich bringt. — Laßt uns also erklären,

1) welch' ein häßliches Laster der Hochmuth ist, und dann
2) die Folgen zeigen, welche er nach sich zu ziehen pflegt.

Um sich einen vollständigen Begriff von dem Laster des Hochmuths zu machen, müssen wir denselben unter einem dreifachen Gesichtspunkte betrachten, und untersuchen, was der Hochmuth ist in Ansehung Gottes, in Ansehung des Nächsten und dann desjenigen selbst, der mit diesem Laster behaftet ist.

a) In Ansehung Gottes ist der Hochmuth eine Empörung gegen seine Majestät, indem der Hochmüthige die Abhängigkeit mißkennt, in welcher er steht. Er denkt sich ein selbstständiges Wesen zu seyn, als hätte er die edeln Eigenschaften seiner Seele, und Alles, was er ist, nicht von Gott seinem Schöpfer empfangen. Im Genusse seines Selbstgefühls suchet er nur sich selbst, anstatt die Ehre Gottes.

b) In Ansehung des Nebenmenschen ist der Hochmuth eine ungerechte Anmaßung, wodurch man diesen für geringer schätzet, als er wirklich ist, seine guten Eigenschaften mißkennt, ihn durch Aeußerungen der Verachtung, durch Verleumdungen, oder andere dergleichen Mittel herabzusetzen suchet, um sich dadurch über ihn zu erheben.

c) In Ansehung des Hochmüthigen selbst ist der Hochmuth ein schändlicher Selbstbetrug, indem er nur den Verblendungen seiner Eigenliebe Gehör giebt, anstatt daß er sich selbst prüft, seine Gebrechen und Fehler zu entdecken, und sich selbst zu kennen sucht, wie er wirklich ist.

Es läßt sich leicht denken, daß die Folgen eines so häßlichen Lasters, wie der Hochmuth ist, äußerst bedenklich seyn müssen.

a) Da der Hochmüthige stets bemüht ist, sich einen übertriebenen Werth zuzueignen, und da er sich seine Fehler immer zu verhehlen suchet, so ist es ihm unmöglich, sich selbst zu kennen.

b) Kennt aber der Hochmüthige sich selbst nicht, so ist er auch unfähig, eine wahre Buße zu thun, weil die Buße

eine genaue Selbstkenntniß, eine aufrichtige Prüfung seines Gewissens voraussetzet.

c) Und ist der Hochmüthige der Buße unfähig, so schwebt er in einer beständigen Gefahr, in eine gänzliche Blindheit des Geistes, in eine unheilbare Verhärtung des Herzens zu verfallen, weil die Buße das einzige Bewahrungsmittel gegen diese ist.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Die Demuth schreibt sich keinen größern Werth und nicht mehr Gutes zu, als sie wirklich besitzt. Röm. 12, 16. — Ebend. 12, 3. — Matth. 18, 2—5. —

Sie erkennt alle gute Eigenschaften und Vorzüge als unverdiente Gaben Gottes an. Joh. 1, 17.— Sir. 11, 14. — Ebend. 10, 5. — Psalm 74, 8. — Phil. 2, 13. — 2. Kor. 3, 4. 5. — Ephes. 2, 8—11. — 1. Kor. 15, 10. — Gal. 6, 3. — 1. Kor. 4, 7. — Ps. 102, 2. —

Sie ist Christenpflicht. Sir. 6, 2. — Ebend. 7, 17. — Ebend. 3, 17—20. — Kol. 3, 12. — Röm. 12, 16. —

Beweggründe: Unsere Abhängigkeit von Gott. 1. B. Mos. 2, 7. — Apgsch. 17, 24—26. — Ebend. 17, 28. — Röm. 11, 36. — Weish. 9, 2. — Ps. 99, 3. —

Die Hinfälligkeit unsers irdischen Lebens. Röm. 8, 20. — Weish. 9, 5. — Psalm 38, 6. — Jesai. 40, 6. — 1. Petr. 1, 24. — Sir. 14, 18. — Hiob 8, 9. — Ebend. 14, 1. 2. — Pred. 3, 20. — Sir. 40, 11. — Pred. 12, 7—8. — Ps. 100, 27—30. — 1. B. Mos. 3, 19. — Sir. 10, 9—12. — Jak. 4, 13—17. — Spr. 27, 1. — Hiob 1, 21. —

Unsere Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit. Jak. 3, 2. — Offb. 2, 17. — Hiob 15, 14—17. — Ebend. 4, 17. — Ebend. 9, 2. 3. — Spr. 20, 9. — Pred. 7, 20. — 1. Joh. 1, 8—11. — Hiob 11, 4—7. — Spr. 18, 17. —

Wirkungen. Spr. 11, 2. — Ebend. 15, 33. — Ebend. 29, 23. — Ebend. 22, 4. — Sir. 11, 1. — 1. Petr. 5, 5. — Jak. 4, 10. — Ebend. 4, 6. — Psalm 24, 9. — Matth. 23, 12. — Hiob 22, 29. — Matth. 5, 3. —

Beispiele. 1. B. Mos. 18, 26. — Ebend. 32, 10. 11. — 2. B. Mos. 3, 11. — 2. Kön. 7, 18. — Psalm 130, 1. — Matth. 15, 27. — Luk. 7, 6. 7. — Matth. 3, 11. — Joh. 1, 27. — Ebend. 3, 30. — Luk. 5, 8. — 1. Kor. 15, 7—11. — Ephes. 3, 7. 8. — 1. Timoth. 1, 11—17. — 2. Kor. 4, 5—8. — Phil. 3, 12—15. — 1. Kor. 4, 6. — 11—21. — Luk. 1, 38. 46—49. — Ebend. 22, 26. 27. — Joh. 13, 4. 5. 12—18. — Phil. 2, 5—10. — Matth. 11, 29. —

Stellen aus den heiligen Vätern.

Die Demuth ist eine so wichtige Lehre, daß wir keinen nur so gemeinen Lehrer derselben, sondern unsern Heiland selbst, den so Großen, zum Lehrer derselben haben. „Lernet von „Mir," spricht Er; „denn Ich bin sanftmüthig und demüthig „von Herzen; und ihr werdet für eure Seelen Ruhe finden." (Matth. 11, 29.) — Origenes Contra Celsum. Lib. 6.

Wer in den Streit geht, und über den Feind den Sieg erlangen will, der rüste sich mit den vortrefflichen Waffen der Demuth; sie sey sein weiter und herrlicher Panzer. Die Waffe des Feindes ist die Hoffart; vornehmlich mit dieser Waffe hat er unsern Stammvater Adam und seine Nachkommen bekämpfet und besiegt. Die Waffe Christi ist die Demuth; diese Waffe gebrauchte Er gegen den Teufel und warf ihn herunter vom Throne seiner Tyrannei und verheerte sein Reich. Mit dieser Waffe geziert und gerüstet, haben so viele Anbether Gottes sich unsterbliche Herrlichkeit erworben. Und das ist eben kein Wunder; denn diese Waffe giebt Jedem, sey er auch noch so schwach, Sieg und Triumph. So ergreifet, ihr Christen alle, unverweilt diese glückgekrönte Waffe, und seyd überzeugt, ihr werdet dadurch die Palme erlangen und das

Himmelreich erobern. Ephräm. Serm. 15. de Diversis. tom. 3. syriace.

Demüthige den stolzen Sinn, ehe er dich demüthiget. Derselbe.

Aus der Demuth quillt nur Gutes im reichlichsten Maaße; aus der Hoffart sprudelt nur Elend. Derselbe.

Durch die Demuth steigen die versunkensten Sünder zum Gipfel der Vollkommenheit empor. Derselbe.

Bist du zum Zorne geneigt, so bringt dich die Demuth zur Sanftmüthigkeit. Fühlest du dich von Eifersucht, von Verkleinerungssucht, oder von Unverschämtheit angewandelt, so ist es die Demuth, was diese Fehler auswurzelt. Sie pflanzet dort Freude, Frohsinn und Ruhe, wo zuvor Unruhe und Sturm waren. Derselbe.

Liebst du den Hochmuth, so wirst du den bösen Geistern, liebst du die Demuth, so wirst du dem Herrn Jesus zugehören. Derselbe.

Hochmuth blendet die Augen des Geistes, Demuth in Liebe aber wird sie erleuchten. Derselbe.

Wünschest du dir ein Leben voll Annehmlichkeit, so führt die Demuth dazu. Derselbe.

Willst du Ehren, so wird dich die Demuth, nach dem Zeugnisse der heil. Schrift, damit überhäufen. Derselbe.

Seyest du vor den Augen Anderer auch rein wie Gold, in deinem Auge sey ein unnützes Gefäß, und du wirst den Hochmuth vermeiden, der Gott und Menschen verhaßt ist. Derselbe.

Die Demuth sey überall und bey jedem Geschäfte deine Gefährtin! Wie nämlich der Leib, sey es warm, oder kalt, ein Gewand bedarf, so bedarf auch die Seele beständig das Gewand der Demuth, welche ein herrliches und auserlesenes Gut ist. Derselbe.

Selig ist, wer sich allezeit gern selbst erniedriget; denn er wird gekrönt werden von Dem, der sich für uns freiwillig verdemüthigte. Derselbe.

Liebe die Demuth; sie wird dich mit Herrlichkeit kleiden.

An ihrer Hand wandelst du geraden Weges zur wahren Herrlichkeit, die unter den Engeln und bey Gott ist. Es wird dich Christus vor seinen Engeln als seinen Jünger erkennen, und dir die Herrlichkeit geben, wenn du seine Demuth nachahmst. Basilius Homil. de Humilit.

Das Fundament der Philosophie ist die Demuth. Chrysostomus Serm. 27. de Profectu Evangel.

Unter allen guten Werken ist keines, das nicht der Demuth bedarf; ohne sie kann keines bestehen. Derselbe Lib. c.

Wo die Demuth entweicht, dort kann nothwendig die Hoffart hin; wo die Hoffart hinkommt, findet sich bald auch der Neid ein. Wo der Neid aufkommt, dort stirbt die Liebe. Bernardus Epist. 228.

Die Demuth soll in hohen Ehren stehen, weil die Tugend der Demuth die höchste Ehre ist. Augustin. Serm. 125.

Ich weiß, welcher Gründe es bedarf, den Hochmüthigen zu beweisen, welch' eine große Tugend die Demuth sey. Augustinus Lib. 1. de Civit. Dei.

In der Erniedrigung der Demuth wird die Tugend der Liebe vervollkommnet. Derselbe Lib. 4. de Trinitate.

Die wahre und ganze Weisheit der christlichen Lehre besteht in einer aufrichtigen und freiwilligen Demuth. Derselbe Serm. 8. de Epiph.

Sehet, Brüder, welch' ein großes Wunder. Gott ist unendlich groß. Erhebest du dich, so flieht Er von dir; erniedrigest du dich aber, so steigt Er zu dir herab. Derselbe Serm. 2. de Ascens.

Gott hat sich erniedriget, damit der Stolz des Menschengeschlechtes es nicht unter seiner Würde hielte, seinen Tritten zu folgen. Derselbe in Ps. 33.

Fragst du mich, was in der Religion das Erste sey, so antworte ich dir, die Demuth! Fragst du dann, was das Zweite sey, so antworte ich dir wieder, die Demuth, und was das Dritte, so sage ich wieder, die Demuth. Ders. Epist. 56.

Die ganze Stärke besteht in der Demuth, weil aller Hochmuth nur Schwachheit ist. Derselbe in Ps. 92.

Alle Menschen sehnen sich nach Erhöhung, aber dazu ist die Demuth eine Stufe. Warum willst du deinen Fuß über dich hinaufheben? Du wirst fallen und nicht hinaufsteigen. Fange an der untersten Stufe an, und du wirst hinaufkommen. Augustinus Epist. 58.

Wer ohne Demuth Tugenden sammeln will, der trägt Staub in den Wind. Gregorius Homil. 7. in Joann.

Die wahre Demuth besteht darin, daß man sich selbst geringschätze, und daß man an Andern ohne Neid und Eifersucht liebe, was gut ist. Derselbe super Ezech.

Niemand ist der himmlischen Dinge fähiger, als wer im Bewußtseyn seiner Geringfügigkeit sich nicht zu erheben suchet. Ambrosius Lib. de Viduis.

Willst du Beweise deiner Tugenden geben, so zeige die Demuth deines Herzens. Derselbe a. a. O.

Die Demuth war von jeher die Grundlage der Heiligkeit, und sogar im Himmel konnte eine stolze Erhöhung nicht bestehen. Cyprianus de Nativit Domini.

Dies ist der erste Eingang zur Religion, so wie es auch der erste Eintritt Jesu in die Welt war, daß, wer fromm leben will, demüthig von sich selbst denken soll. Derselbe a. a. O.

Die Demuth ist die Mutter der Weisheit. Chrysost. Homil. 48. in Matth.

Wer wahrhaft groß ist, der denkt oder redet nicht groß von sich selbst, sondern er hält sich für den Letzten von Allen. Derselbe Lib. 2. de Compunct. Cordis.

Willst du hohe Tugend beweisen, so denke nicht hoch, glaube nicht, etwas gethan zu haben, welch' eine Handlung du immer verrichtest, und dann wird dein Werk vollkommen seyn. Derselbe Homil. 3. in Matth.

Wer in seinen eigenen Augen verächtlich ist, der ist Gott angenehm. Bernardus Tract. de inter. Dom. c. 28.

Die Demuth ist die Zierde der Seele. Ders. Serm. 45. in Cantic.

Die Demuth ist eine ehrenvolle Tugend, da der Hoch-

muth sogar sich mit derselben zu bedecken suchet, um nicht verächtlich zu werden. Bernard. Tract. de Grad. Humil.

Demüthigungen sind der Weg zur Tugend, so wie die Geduld zum Frieden und das Studium zur Gelehrsamkeit führen. Strebest du also nach der Tugend, so verachte den Weg der Demüthigungen nicht. Derselbe.

Wer wahrhaft demüthig ist, der suchet, so viel an ihm liegt, für das, was er ist, nicht gekannt zu werden, damit er etwa nicht für das gehalten werde, was er nicht ist. Derselbe.

Wirst du gedemüthiget, so halte es für ein zuverläßiges Zeichen einer nahen Gnade. Derselbe in Cantic.

Du magst dich herablassen, so viel du immer willst, so wirst du nicht demüthiger werden, als Christus selbst. Hieronymus Epist. 6.

Viele streben nach dem Schatten, aber Wenige nach der Wahrheit der Demuth. Derselbe in quadam Epist.

Der häßlichste Hochmuth ist jener, welcher unter äußern Zeichen der Demuth verborgen liegt. Denn ich weiß nicht, wie es geschieht, daß eben jene Laster die abscheulichsten sind, welche sich mit einem Scheine der Tugend überdecken. Derselbe Serm. de Nativ.

Liebe die Verborgenheit, und wünsche für nichts geachtet zu werden. Thom. v. Kemp. v. d. Nachf. Christi.

Dir schadet es nicht, wenn du dich unter Alle herabsetzest, aber es schadet dir sehr, wenn du dich nur einem Einzigen voransetzest. Derselbe ebendaselbst.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter dem Worte Demuth verstehen soll.

Die Demuth ist jene Tugend, wodurch der Christ den Trieb nach Lob und Ehre, den jeder Mensch mit sich auf die Welt bringt, erstickt, und sich zu überzeugen suchet, daß er nach der Lehre des Apostels nichts hat, dessen er sich rühmen

darf, weil wir Alles, was wir etwa Gutes besitzen, von Gott, welcher der Urheber alles Guten ist, empfangen haben. Diese Tugend bewirkt also bey dem Christen, der sie ausübet, die Kenntniß seiner Nichtigkeit; sie erinnert ihn stets an seine Schwachheit, und stellet ihm das beständige Bedürfniß der göttlichen Gnade vor die Augen. — „Aus mir selbst vermag „ich nichts, als zu sündigen," — denkt der Demüthige. —

Die Demuth kann unter einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden.

Die Demuth kann als Tugend des Naturgesetzes und als Tugend des Christenthums betrachtet werden. Als Tugend des Naturgesetzes besteht sie in der Erkenntniß der Abhängigkeit des Geschöpfes von seinem Schöpfer. Nicht nur an allen Wesen, welche den Menschen umgeben, sondern auch an sich selbst, und zwar vorzüglich an sich erkennt er unläugbare Spuren einer allmächtigen Hand, die ihn gebildet hat. Der wunderbare Bau seines Körpers, die zweckmäßige Gestaltung seiner Glieder, die Verbindung dieser Glieder mit der Seele, welche sie regiert; die verschiedenen Fähigkeiten und Kräfte jenes einfachen und unbegreiflichen Geistes, der Verstand, der Wille, die Vernunft und noch tausend ähnliche Wunder der Schöpfung überzeugen ihn von der Größe Dessen, der durch seine eigene Kraft Alles gemacht hat, was ist, und durch welchen Alles, was lebt, den Geist des Lebens erhält. Er erkennt, daß er durch Gott Alles ist, was er ist, und daß er durch sich selbst Nichts ist. In dem Bewußtseyn dieses Erkenntnisses erniedrigt sich der Mensch; er fühlt einerseits, daß sein ganzes Wesen vor Gott nichts ist, und andererseits erstaunt er über die Allmacht Dessen, der Alles erschaffen hat. Von dieser Betrachtung ganz begeistert, ruft er mit dem Propheten aus: „Gott! wer ist Dir gleich?" Ps. 70, 19. — Dies ist die Demuth als Tugend des Naturgesetzes. —

Weit erhabener ist die Demuth als Tugend des Christenthums. Der Mensch, ob er gleich über alle Geschöpfe der Natur den Vorrang einer höhern Vollkommenheit hat, ist doch

unter allen das einzige, welches gleichsam unvollendet ist. Durch Selbstbildung muß er erst werden, was er nach den Planen der Vorsehung seyn soll. Gott schuf ihn daher nur mit Fähigkeiten. Weil aber der Mensch durch sich selbst nicht wissen kann, wie er sich seine Fähigkeiten zu Nutzen machen soll; und weil ihm überdies die dazu erforderlichen Kräfte mangeln, so gab ihm Gott die Religion, welche ihn über alle Pflichten aufklärt; und um seine Schwachheit zu unterstützen, gab Er ihm seine göttliche Gnade. Durch einen zweckmäßigen Gebrauch derselben wird er in den Stand gesetzt, alle Pflichten und Lehren der Religion genau zu erfüllen, und dadurch zur Vollkommenheit zu gelangen, welche die höchste Bestimmung des Christen ist. Wenn sich also auch der Mensch durch seine eigene Thätigkeit zur Vollkommenheit bilden will, so kann er doch in dieser Hinsicht nichts thun ohne Gott. Von Ihm ist er mit den gehörigen Fähigkeiten ausgerüstet worden; durch seine Religion wird er über das Wesen der Vollkommenheit, nach welcher er streben soll, aufgeklärt, und durch seine Gnaden wird seine Selbstthätigkeit wirksam. Der Mensch empfängt Alles von Gott, um zu werden, was er seyn soll, und er bedient sich bloß der Mittel die Gott angeordnet hat, wozu er aber ebenfalls durch eigene Gnaden von Gott aufgemuntert, und dabey unterstützt werden muß. Brächte er es also in der Ausübung höherer Tugenden, und in der Annäherung zur Vollkommenheit noch so weit, so hätte er doch nicht die geringste Ursache, sich deßhalb zu rühmen, weil er, was er kann, nur durch Denjenigen vermag, der ihn stärkt, wie der Apostel sagt. Die Erkenntniß dieser eigenen Geringfügigkeit in Hinsicht auf Selbstbildung und Ausübung der Tugend ist die Demuth als Tugend des Christenthums.

Gott giebt den Demüthigen seine Gnade. Jak. 46.

Die Gnaden sind ein kostbarer Schatz, den Gott den Menschen anvertraut, daß sie denselben zu seiner Ehre und zum Heile ihrer Seele gebrauchen. Da die Demüthigen sich von diesem Schatze niemals etwas zueignen, sondern denselben nach

den Absichten Gottes anwenden, so giebt ihnen Gott seine Gnaden. — Die Gaben, welche Gott über die Demüthigen ausgießt, gleichen jenen Gewässern, welche die Thäler befeuchten, ohne sich darin aufzuhalten, sondern wieder in's Meer fließen, aus welchem sie hergekommen sind. Je leerer und gereinigter das menschliche Herz von Eitelkeit, Eigendünkel und Stolz ist, desto geeigneter ist es auch die Fülle der göttlichen Gnaden aufzunehmen; je demüthiger und ergebner der eigene Wille, desto kräftiger und wirksamer der Wille Gottes, und der Wunsch und die Freude — in Allem nicht sich selbst, sondern Gott zu verherrlichen. —

Nur der Demüthige, der seine Schwachheit erkennt, ist zu großen Dingen fähig.

Der große Weltapostel Paulus, der sich den geringsten unter den Aposteln nennt, und sich nicht höher, als Auskehricht schätzt, bekennt, „daß er Alles durch Denjenigen vermöge, der ihn stärke." Durch seine Demuth ist er also stark geworden. — Gott hat ein besonderes Wohlgefallen, schwache Werkzeuge zu wählen, um die Größe seiner Macht zu offenbaren, und die Reichthümer seiner Herrlichkeit in den Gefäßen seiner Barmherzigkeit zu zeigen. — Bist du von dem Bewußtseyn deiner eigenen Schwachheit wohl überzeugt, so bitte mit Vertrauen um Gottes Gnade — die Beides, das Wollen und das Vollbringen, in uns wirket, und es wird kein Hinderniß seyn, das du nicht übersteigen, und kein Feind, den du nicht überwinden wirst. —

Die Demuth ist die Grundlage aller Tugenden.

Wenn der Hochmuth, wie der weise Sirach sagt, der Anfang aller Sünden ist, so ist die Demuth die Grundlage aller Tugenden. So lange der Christ in der Einfalt seines Herzens nicht erkennt, daß der Mensch alles Gute, das er besitzt, von Gott empfangen hat; daß weder Reichthümer noch Ehrenstellen, weder Macht noch Ansehen solche Dinge sind, die seinen

Werth um etwas erhöhen; daß sogar Wissenschaften und Kenntnisse, die man nur mit vieler Mühe und mit anhaltendem Fleiße erworben hat, für den, der sie besitzt, keine Ursache sind, sich Andern vorzuziehen, so lange ist ihm auch der Geist des Christenthums in seiner vollkommenen Reinheit unbekannt, und er ist zu keinen andern Tugenden fähig, als zu denen, welche die Heiden und die Pharisäer ausgeübt haben, und die, wenn man sie genau betrachtet, nur ein bemäntelter Stolz sind. Wer Gott als den einzigen Urheber alles Guten erkennt, ist überzeugt, daß das Gute, welches er vollbringt, die Talente, womit sein Verstand ausgerüstet ist, und Alles, was die Menschen an ihm beneiden, er nur Gott zu verdanken hat; er weiß, daß man ohne Gott nie etwas thun kann, das an sich rühmlich, oder zum Heil der Seele nützlich ist, wie es Jesus den Aposteln im Gleichnisse vom Weinstocke bewiesen hat, und daß folglich hienieden nichts ist, weßwegen der Mensch sich erheben darf. Ist er reich, so weiß er, daß über die Glücksgüter der Erde einst strenge Rechenschaft von ihm wird gefordert werden, wenn er sie nicht nach den Absichten Gottes wird gebraucht und angewendet haben. Bekleidet er hohe Stellen, so hat er stets die damit verknüpften Pflichten vor Augen, und anstatt sich Glück zu wünschen, weil er höher, als Andere steht, bedauert er sich vielmehr, daß er eine größere Verantwortlichkeit, als sie, habe. Stehen unter seinen Befehlen viele Untergebene, so ist er nur besorgt, daß er Allen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, und seine Macht zu ihrem Besten gebrauche. Besitzt er viele Wissenschaften, hat er ein ausgezeichnetes Talent, eine sonderbare Geschicklichkeit, so schreibt er Alles Demjenigen zu, der ihm die erste Anlage und dazu die Mittel gegeben hat, seine Fähigkeiten auszubilden. Die Vorzüge, die er an sich erkennt, oder die Andere von ihm rühmen, mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, er erblickt immer den ersten Urheber darin, und wendet seine Augen niemals von seinem Nichts ab. Wenn ihn auch die Menschen deßwegen erheben, wenn sie ihm mit den schmeichelhaftesten Ehrenbezeigungen begegnen, so läßt er sich durch

diesen Flitterschein nicht blenden; er danket Gott für die Fähigkeiten, die Er ihm vorzugsweise ertheilt hat, und bittet Ihn um Demuth. Niemals vergißt er die Lehre, welche Jesus den Pharisäern im Gleichnisse vom Gastmahle gegeben hat, wo Er zu ihnen sagte, „sie sollen immer den letzten Platz nehmen, „damit sie nicht mit Schande zurückgewiesen werden;" er bemühet sich, sein Herz so zu stimmen, daß es mehr nach Erniedrigung, als nach Erhöhung strebe, weil er weiß, „daß ein Jeder, der sich selbst erhöhet, wird erniedriget, und daß hingegen der, welcher sich erniedriget, wird erhöhet werden." Luk. 14, 11.

Wer wahrhaft demüthig ist.

Aus dem Begriffe, den man sich von der christlichen Demuth machen soll, erhellet, daß nur diejenigen, welche sich in Allem, was der sinnlichen Natur schmeichelt, und die Leidenschaften reizt, überwinden, diese edle Tugend in ihrer Reinheit besitzen, und daß sie zugleich die erste und die letzte Stufe der Vollkommenheit ist: die erste, weil ohne Demuth keine vollkommene Tugend seyn kann; die letzte, weil die Demuth als das Ziel und Ende aller übrigen Tugenden angesehen werden muß. Diese Tugend hat einen so anziehenden Glanz, daß selbst die Feinde christlicher Tugenden für ihre Reize Gefühl haben, und den Selbstruhm, der ihr geradezu entgegengesetzt ist, nicht blos für ein moralisches Laster, sondern auch noch als eine gesellschaftliche Untugend betrachten. Wer so unbescheiden ist, und die Vorzüge, die er sich heimlich zuerkennt, selbst an den Tag legt, und dadurch die Ehre erbettelt, die er zu verdienen glaubt, zieht sich vor aller Welt Verachtung und Schande zu, und er wird sogar von den Weltkindern als ein Mann ohne Lebensart verschrieen, da hingegen Jedermann die Bescheidenheit dessen lobt, der seine Verdienste weniger, als alle andere, zu kennen scheint.

Verhältniß der Demuth zu den übrigen Tugenden, — bey widrigen Fällen. —

Die Tugend der Demuth steht mit allen übrigen Tugenden, wozu uns die Religion Jesu verpflichtet, in einer so engen Verbindung, daß sie als die Seele derselben betrachtet werden muß, und im Allgemeinen läßt sich behaupten, daß, wo keine Demuth ist, auch keine wahre Tugend seyn kann. — Jesus befiehlt allen seinen Anhängern, die Trübsale, Verfolgungen und Widerwärtigkeiten dieses hinfälligen Lebens mit Geduld zu ertragen, und erklärt ihnen ohne Zurückhaltung, daß der Weg des Kreuzes der einzige ist, der zum Himmel führet. Er macht es ihnen zur Pflicht, die Reichthümer zu verachten, und ihr Herz von allem Irdischen abzulösen; Er fordert von ihnen, daß sie mit ihren Leidenschaften in Kampf treten und ihren Hang zum Bösen überwinden. — Betrachten wir nun den Christen, der nach dem Geiste der Lehre Jesu leidet. Alle mögliche Widerwärtigkeiten, die seine Tage trüben, sind in seinen Augen Fügungen einer weisen und gutthätigen Vorsehung, die ihm dadurch eine Gelegenheit darbietet, seine Sünden abzubüßen, und sich als einen Jünger Christi zu zeigen; er erkennt, daß Alles, was ihm Widriges widerfährt, seinen Verbrechen noch nicht angemessen ist, und daß er unendlich mehr verdient hat; er dankt Gott, daß durch die Gnade des Kreuztodes Jesu seine Leiden die Kraft haben, die Sünden auszulöschen; er erkennt also, daß er nur Gott allein die Tilgung seiner Sünden zu danken hat, und vertieft in Betrachtungen über sein eigenes Unvermögen erniedrigt er sich bis in sein Nichts hinab. Er leidet also mit Demuth.

Beim Anblicke der Reichthümer. —

Auf eine ähnliche Art verhält sich der demüthige Christ in Ansehung der Reichthümer und der Ehrenstellen. Er ist überzeugt, daß die Vorsehung den Reichen, der die Güter der Erde im Ueberflusse besitzt, gleichsam nur zu ihrem Verwalter bestellte, um auf die Bedürfnisse der Armen Acht zu haben, und sie zu befriedigen. Er weiß, wie leicht Reichthümer und

Ehrenstellen den Menschen aufblasen, und in ihm Gedanken erzeugen, die den Verhältnissen, in welchen er mit Gott steht, ganz zuwider sind. Er erkennt, wie leicht sich der Mensch verführen läßt, und wie schwach er in dieser Hinsicht ist. Nachdenkend über diese Schwachheit bemüht er sich, sein Herz von dem Hange nach irdischen Dingen zu befreien. Nicht wie diejenigen, die der Reichthümer beraubt sind, läßt er sich von dem eiteln Vorhaben, sie wohl anzuwenden, blenden, sondern in einem beständigen Mißtrauen gegen sich selbst erniedriget er sich vor Gott. Er verachtet also die Reichthümer, und die Ehrenstellen aus Demuth.

Beim Kampfe mit den Leidenschaften. —

Im Kampfe mit seinen übrigen Leidenschaften ist er sich seiner Schwachheit immer bewußt; niemals verliert er seine beständige Hülfsbedürftigkeit aus den Augen, niemals verläßt er sich auf sich selbst, weil er aus Erfahrung weiß, daß der Mensch mit dem besten Willen, nicht zu sündigen, ehe er sich's versieht, in die Sünde verfällt, wenn er sich auf sich selbst verläßt. Es ist daher keine Tugend, die er nicht mit Erinnerung an seine Schwachheit ausübt. Dieser Gedanke verläßt ihn niemals; auch bey den höchsten Tugenden denkt er immer an seine Schwachheit, und eignet sich nicht den geringsten Werth deßwegen zu. Die Demuth ist daher die Seele aller seiner Handlungen; sie ist das Hauptgepräge, woran man den ächten Geist des Christenthums erkennt, und wo sie nicht ist, kann auch keine wahre, und die Seligkeit bewirkende Tugend seyn.

Die Demuth ist dem Geiste des Christenthums besonders eigen.

Unter den verschiedenen Tugenden, welche der göttliche Heiland zu unserer Bekehrung ausgeübt, zeichnet sich vorzüglich die Demuth aus. Vom ersten Augenblicke seiner Erscheinung auf dieser Welt bis zu seinem Hinscheiden trugen alle Züge seines Lebens das Gepräge dieser edeln Tugend an sich. „Der Herr," sagt Tertullian, „gieng in Demuth und Erniedrigung ein-

„her. Seine Menschwerdung in dem Schooß eines seiner Ge-
„schöpfe, seine Geburt in einem Stalle, sein Tod am Kreuze
„sind Wunder einer Demüthigung, die der Menschenverstand
„niemals wird fassen können.“ Es scheint sogar, daß die gött-
liche Weisheit besonders dahin zielte, die Erlösung mit der
tiefsten Demuth zu vereinbaren. Denn läßt sich ein höherer
Grad von Demuth und Erniedrigung denken, als daß Gott, in
der Person seines Sohnes sich bis zur Gestalt eines Knechts her-
abläßt, und im Aeußern den Menschen ganz ähnlich wird?
daß Er als ein Kind unter der Leitung seiner Aeltern bis in's
dreißigste Jahr in der Werkstätte eines Zimmermanns arbeitet?
daß Er nach dem Antritte seines Lehramtes, seinen Feinden,
die Ihn verhöhnten, verleumdeten, verfolgten, und endlich
an's Kreuz hefteten, sich gleichsam Preis gab? Wenn aber der
Heiland unser Herr und Lehrer, mit einer so ausgezeichneten
Vorzugsliebe die Tugend der Demuth ausgeübt hat, läßt sich's
da wohl anders denken, als daß diese Tugend dem Geiste des
Christenthums ganz besonders eigen seyn müsse? Wird wohl
Jesus, der uns seinen Lebenswandel als einen Spiegel darstel-
len wollte, in welchem Jedermann absehen konnte, wie auch
er wandeln müsse, solche Wunder der Demuth verrichtet haben,
wenn sein Wille nicht gewesen wäre, daß auch wir uns be-
fleißen sollen, in Allem demüthig zu seyn? Er sagte ja zu
uns Allen: „Lernet von Mir, Ich bin sanftmüthig,
und von Herzen demüthig.“ Matth 11, 29.

Die Demuth ist zur Seligkeit nothwendig.

Wenn der Apostel sagt, „daß, wer sich Gott nähern will,
„glauben müsse,“ so lehret er uns dadurch, daß ohne Glaube
Niemand zur Seligkeit gelangen kann; „denn derjenige, der
„nicht glaubet,“ wie Jesus selbst sagt, „wird verdammt wer-
„den.“ Aber nach der Erklärung des heil. Thomas, „kann der
„Glaube in einem Herzen nicht Platz finden, und sich in dem-
„selben nicht festhalten, wenn es nicht durch die Demuth dazu
„vorbereitet wird.“ Unserer Vernunft stellt der Glaube so viele
Geheimnisse dar, die sie nicht fassen kann, und wovon sie

manche für Thorheiten zu halten, geneigt ist, daß, wenn sie nicht nach dem Ausdrucke des Apostels unterjocht wird, sie der Gnade des Glaubens niemals fähig seyn kann. Die Demuth allein vermag es, unsere stolze Vernunft, welche unaufhörlich bemüht ist, zu durchforschen, was ihre Fassungskraft übersteigt, in den gehörigen Schranken zu erhalten, ihr ihre Schwachheit und oftmaligen Verirrungen zu zeigen, und ihr es begreiflich zu machen, daß auch das wahr und weise seyn könne, was sie nicht begreift, und was ihren beschränkten Ansichten eine Thorheit zu seyn scheint. Die Demuth ist aber das erste Erforderniß zum Glauben, und in diesem Sinne ist sie zur Seligkeit unumgänglich nothwendig.

Beispiele der Heiligen, welche die Tugend der Demuth in einem hohen Grade ausgeübt haben. —

Demuth der allerseligsten Jungfrau Maria.

Läßt sich wohl eine höhere Tugend denken, als die Demuth, welche die allerseligste Jungfrau ausgeübt hat? Sie, die erste unter allen Geschöpfen, mit ganz besondern Gnaden beschenkt, mit ausnehmenden Vorzügen ausgerüstet, schon bey ihrer Empfängniß geheiliget, und von den Mackeln der Erbsünde gereinigt; sie, die Mutter des Welterlösers, war die Demüthigste aller Menschen. In einer strengen Verborgenheit und ferne von allem Getümmel der Welt brachte sie ihre Tage zu. Ob sie gleich den Heiland selbst zur Welt geboren hatte, so war sie dieser hohen Ehre wegen nicht stolz, sondern litt sogar deßwegen manche Verfolgungen und Verleumdungen der Juden mit einer unerschütterlichen Geduld. Sie unterwarf sich dem harten Gesetze der Reinigung, und hörte die schreckenvollen Weissagungen des Greises Simeon mit Demuth an. Diese erhabenen Gesinnungen der Demuth behielt sie in ihrem Herzen bis zu ihrem letzten Athemzuge.

Demuth Johannes des Täufers.

Die Demuth war eben auch die Tugend, wodurch der Vorläufer Jesu, Johannes, sich auszeichnete. Er, der schon

im Mutterleibe geheilig worden war, hatte sich in eine Wüste zurückgezogen, wo er ferne von allen Menschen und ihrem lasterhaften Umgange in der Verborgenheit lebte. Als die Tage gekommen waren, wo er sein Lehramt antreten sollte, erhob er seine Stimme in der Wüste, machte die ganze Gegend, und selbst die Hauptstadt auf sich aufmerksam. Stromweise gieng das Volk zu ihm hinaus, ihn zu hören und zu bewundern. Der große Rath schickte sogar Abgesandte zu ihm, mit dem Auftrage, ihn zu fragen, wer er wäre, ob er Christus, oder Elias sey. „Alles dies bin ich nicht," antwortete der demüthige Prophet; „ich bin nur eine Stimme, die in der Wüste ruft; „aber nach mir wird ein Anderer kommen, Dem ich nicht „würdig bin die Schuhriemen aufzulösen." Konnte Johannes sich mehr erniedrigen, um denen, welche zu ihm gesandt waren, geringere Begriffe von sich beizubringen?

Demuth der Apostel Petrus und Paulus.

Vor der dreimal wiederholten Verläugnung seines Meisters hatte der Apostel Petrus zwar ein gewisses Vertrauen auf seine eigene Kräfte gesetzt, welches mit der Demuth, die er im Schiffe beim Fischfange an den Tag legte, als er Jesu zu Füßen fiel und sagte: „Herr! gehe von mir; ich bin ein sündiger Mensch," nicht übereinstimmte. Nachher aber blieb er den demüthigen Gesinnungen seines Herzens vollkommen getreu: er suchte in Allem die Ehre seines Meisters, und ob er gleich der Erste aller Apostel, das sichtbare Oberhaupt der Kirche auf dieser Erde, der Stellvertreter Jesu, war, so maßte er sich doch deßhalb keine Vorzüge zu, sondern je höher seine Würde war, desto größer war seine Demuth, und sein Herz geizte nach keiner andern Ehre, als die Lehre, die er predigte, eben so, wie sein Meister, mit seinem Blute am Kreuze zu besiegeln. — Auf eine nicht weniger deutliche Art bewies der Weltapostel Paulus bey jeder Gelegenheit, daß er sich für den Geringsten aller Apostel hielt, obgleich Gott ihn zu einem Gefäße der Auserwählung gemacht, und ihn vorzüglich bestimmt hatte, seinen Namen

allen Völkern der Erde zu verkündigen, und seine Lehre den Königen und Weltweisen zu predigen, um ihre Weisheit zu Schanden zu machen. Dieser und anderer Apostel erhabene Beispiele der Demuth ahmten alle Heilige nach, und setzten ihre größte Ehre in die Erniedrigung.

Ohne Demuth kann es keine Tugend geben.

Vergebens würde man von den Tugenden, welche man ausübet, irgend ein Verdienst in den Augen Gottes hoffen, wenn man nicht vor Allem sich bemühete, sein Herz in einer beständigen Demuth zu erhalten, und seine Tugenden blos Gott zuzuschreiben. Was sind die Abtödtungen des Fleisches, wenn nicht auch zugleich der Geist abgetödtet und gedemüthiget wird? Welchen Nutzen dürfen wir von unserm Almosen hoffen, wenn wir uns deßselben rühmen, und dabey Menschenlob erbetteln? Welche Früchte wird unser Gebeth bringen, wenn wir unsere Arme nicht mit einem innigen Bewußtseyn unserer Schwachheit bey dem Anblicke unserer zahlreichen Sünden zu Gott erheben? Das Gebeth des Pharisäers wurde verachtet, weil es Selbstsucht und Stolz ausdrückte, und jenes des Zöllners wurde nur darum vorgezogen, weil es aus einem demüthigen Herzen kam. Der Hochmuth ist für die Tugenden, was das Gift für die Speisen ist. So wie diese dem Leibe den Tod bringen, wenn sie mit Gift vermengt sind, eben so tödten jene Tugenden die Seele, welche mit hochmüthigen Gesinnungen ausgeübt werden. Was ist eine tugendhafte Handlung anders, als das Bestreben mit der Gnade Gottes etwas Löbliches zu thun, mit der festen Ueberzeugung, daß man es ohne die Gnade Gottes nicht zu Stande bringen könne? Wie kann aber diese Ueberzeugung, welche eine wahre Demuth, das ist, eine Erkenntniß seiner Nichtigkeit ist, sich mit dem Stolze vereinbaren, der Alles auf sich selbst zurückbringt, Alles sich selbst zueignet, und deßwegen Lob und Ehre suchet? Es kann also ohne Demuth keine wahre Tugend geben.

Die Demuth ist die höchste Stufe aller Tugenden.

Um uns zu überzeugen, daß die Demuth die höchste Stufe aller Tugenden ist, dürfen wir nur auf den Heiland hinsehen. In allen Tugenden, wovon Er uns die Beispiele vor die Augen legte, leuchtete immer die Demuth in unverkennbaren Zügen hervor, und so oft Er seinen Jüngern sein Beispiel zum Muster darstellte, war seine Hauptabsicht, sie die Demuth zu lehren. „Wenn die Welt euch hasset," sagte Er zu ihnen, „so wisset, „daß die Welt Mich zuerst gehaßt hat; der Jünger ist nicht „besser, als sein Meister. Wenn Ich, euer Herr und Mei„ster, euch die Füße gewaschen habe, so sollet auch ihr ein„ander die Füße waschen." Aber auch die Vernunft lehret uns, daß die Demuth die höchste Stufe der Tugend ist. Je mehr der Mensch sich erniedriget und sich in das Bewußtseyn seines Nichts vertieft, desto mehr werden bey ihm Verstand und Herz von dem Einflusse der Leidenschaften befreit. Er ist alsdann am meisten fähig, zu erkennen, was wahr; und zu empfinden, was dauerhaft gut ist, die Welt sieht er, wie sie wirklich ist; er unterscheidet den wahren Glanz von dem Flitterscheine, und wird jene erhabenen Lehrsätze der Tugend gewahr, welche ihn so weit über ihn selbst erheben. „Ich „danke dir Vater, Herr des Himmels und der Erde," sagte daher der Heiland in einem Gebethe, „daß Du dies den Weisen „und Klugen der Erde verborgen, und es dagegen den Kleinen „(den Demüthigen) geoffenbaret hast." Matth. 11, 25.

In welchem Sinne der Mensch sich als den geringsten aller Menschen ansehen kann.

Die Demuth soll nach der Lehre des heiligen Augustin sich auf die Wahrheit gründen. Es ist also nicht nothwendig, daß wir uns Fehler andichten, womit wir nicht behaftet sind, oder daß wir uns schwerer Verbrechen schuldig zu seyn glauben, die wir niemals begangen haben. Wir dürfen uns nur mit einem aufrichtigen Herzen zu Rede stellen, und uns genau ausforschen, alle unsere Gedanken, alle Neigungen, alle heimliche Absichten prüfen, werden wir nicht Stoff genug finden,

uns zu demüthigen? Und wenn wir nebenbey die vielen Gnaden in Betrachtung ziehen, welche wir unserer Erziehung, unserer Lage, unserer Entfernung von großen Gefahren, von dem Umgange mit den Gottlosen und tausend dergleichen Glücksfälle zu verdanken haben, und dann zu Gemüthe nehmen, wie gleichgültig wir uns bisher bey allen diesen Gnaden verhielten, da Andere, die zwar weit gottloser, als wir sind, sie vielleicht mit Eifer und Dank benützt hätten, wenn sie ihnen zu Theil geworden wären; ist dieser Gedanke nicht für einen Jeden aus uns eine hinreichende Ursache, sich für den geringsten Menschen zu halten? „Wüßten wir," sagt der heilige Bernardus, „unsern Werth oder Unwerth selbst so richtig abzu„wägen, wie er vor dem Richterstuhle Gottes dereinst abgewo„gen werden wird, so wäre es uns leicht, auf jene Stufe herab„zusteigen, auf welcher wir in der That stehen." Aber da dies uns verborgen ist, und wir indeß nur so viel wissen, daß der Mensch überhaupt geneigt ist, sich besser zu glauben, als er ist, so gehen wir den sichersten Weg, wenn wir nach dem Beispiele des Apostel Paulus uns immer für den Geringsten halten, und denken, daß tausend Andere, die jetzt große Verbrecher sind, mit den vielfältigen Gnaden, welche wir empfangen haben, vielleicht mit einem weit größern Eifer, als wir mitgewirkt haben würden, wenn Gott sie ihnen gegeben hätte.

Beweggründe zur Demuth. — Der Mensch ist nur Staub.

Wie kann der Mensch Gedanken von Stolz und Hochmuth hegen, wenn er sich selbst betrachtet; betrachtet, wo er herkömmt, was er ist, und was er bald werden wird? In seiner Geburt ist er ein schwaches, ein gebrechliches Geschöpf, das unter allen belebten Wesen am meisten fremder Hülfe bedarf, das ohne die Hülfe bey der ersten Erscheinung auf der Welt wieder dahin fallen würde. In reifern Jahren, in der Blüthe seines Alters ist er das Spiel seiner eiteln Wünsche und Begierden; er macht Anschläge, bauet Luftschlösser, und läuft unermüdet, bis in sein Alter, einem eiteln Bilde von

Glückseligkeit nach, welches immer vor ihm fliehet. Mitten in seinem Laufe fällt er dahin, und die Leiche liegt im Sarge. Was ist er jetzt, dieser Leib, das Meisterstück des Schöpfers, der Wohnsitz einer unsterblichen Seele, was ist er? — ein Gegenstand des Abscheues, des Entsetzens. Kalt und starr liegt er da. Der feurige Blick ist erloschen; die Haut, woran so manches lüsterne Auge sich mit Wollust weidete, ist jetzt die Nahrung der Würmer geworden. Mark und Gebeine schwinden zu Staub und Moder, und schon ist er wieder, was er ursprünglich war, — Leim und Erde. —

Seine Gebrechen und Unvollkommenheiten. —

Betrachtet man den Menschen, in so ferne er ein vernünftiges, und zu einer ewigen Glückseligkeit bestimmtes Geschöpf ist: welch' ein demüthiger Anblick! Von Natur empfindet er einen heftigen Hang zum Bösen; alle Neigungen, alle Triebe seines Herzens drängen ihn zur Sünde; er erkennt, daß er sie unterdrücken soll, und er wünschte, es zu thun. Aber seine Wünsche sind vorübergehend, sein Wille zum Guten ist zu schwach, er seufzet tiefgebeugt unter dem Drucke seiner eigenen Schwachheit. Soll er etwas Gutes thun; etwas, das er für löblich erkennt, und das ihn zum Heil seiner Seele führen würde, so muß es ihm die Gnade Gottes gleichsam abnöthigen. Und was sind diese Werke, welche er mit der Gnade Gottes verrichtet, und ohne welche er ganz kraftlos ist? — Unvollkommene Werke, denen wegen der unreinen Absichten, womit sie gewöhnlich verrichtet werden, oft nur wenig, oder gar kein Werth mehr übrig bleibt. Beinahe immer suchet er nur sich selbst; anstatt daß er die Ehre Gottes und das Heil seiner Seele zu suchen sich bestrebte, und bey aller seiner Unbeständigkeit im Guten mißt er sich noch einen übertriebenen Werth zu.

Seine Ungewißheit in Absicht auf die Beharrlichkeit im Guten. —

Der Mensch, wäre er auch noch so fest im Guten, kann niemals wissen, ob er ausharren, und sich am Ende nicht

unter die Zahl jener Menschen setzen werde, von welchen geschrieben steht, „daß es für sie besser wäre, wenn sie das Tages Licht niemals erblickt hätten.“ Nicht nur für die Zukunft muß er immer in Sorgen seyn, sondern das Gegenwärtige sogar setzet ihn in einen beständigen Kummer und Schrecken. Glaubt er Tugenden ausgeübt zu haben, so weiß er nicht, ob es wahre Tugenden sind, und ob bey Ausübung derselben nicht gewisse Nebenabsichten miteingeschlichen sind, die ihnen allen Werth benommen haben. Sogar wenn er sich demüthiget, ist er niemals vollkommen versichert, ob ihn nicht ein heimlicher Stolz leite, und ob es ihm nicht eben so sehr darum zu thun sey, von den Menschen geachtet zu werden, als die Freundschaft Gottes zu verdienen. Wenn also der Mensch auch bey seinen guten Werken niemals ohne Furcht und Sorgen seyn darf, und wenn er, wie der Apostel sagt, „niemals weiß, ob er des Hasses, oder der Liebe „würdig ist,“ kann er sich irgend einer Sache rühmen, und darf er es sich nur einen einzigen Augenblick erlauben, sich zu schmeicheln, sich nicht zu erniedrigen?

Ueber die Mittel, sich im Geiste der Demuth zu befestigen.

I. Suche in deinen Handlungen kein Lob. — So leicht es auch dem nur halbweg Demüthigen ist, in jenen Handlungen, welche den Nutzen des Nebenmenschen nicht zum Zwecke haben, kein Lob zu suchen, so schwer ist es, sich gegen diese Versuchung zu sichern, wenn man Andern einen Nutzen bringt, oder gar an ihrem Seelenheile arbeitet. — Wer den Gedanken nicht beständig vor Augen hat, daß er ein bloßes Werkzeug Gottes ist, und daß er bey aller Geschicklichkeit nicht mehr, als pflanzen und begießen kann, wird ganz zuverläßig bey der ersten Versuchung fallen. — Wären wir recht überzeugt, so wären wir auch fest im Geiste der Demuth, und würden jedem Lobredner von ganzem Herzen zurufen: „Nicht mir gebührt die Ehre, sondern allein „dem Namen des Herrn.“ Ps. 113, 1.

II. **Meide daher, so viel an dir liegt, die Lobsprüche Anderer; denn sie sind die gefährlichste Versuchung.** — Der heil. Basilius vergleicht die Lobsprüche, welche man empfängt, einem recht gefälligen, schmeichlerischen Diebe, der uns die Verdienste jener guten Werke, um derentwillen wir gelobt werden, wegraubt, und von welchem wir uns gern plündern lassen. So sehr blendet die Ehrbegierde, daß, wenn man schon weiß, wie sie alles Verdienst vor Gott vernichtet, man sich doch gerne dazu versteht, alles Verdienst zu verlieren, wenn man nur Ehre erlangt. Eben darum sind die Lobsprüche die gefährlichsten aller Versuchungen, welchen unsere Eigenliebe ausgesetzt werden kann. — Sollen wir also denjenigen, der uns wegen unserer Geistesfähigkeiten, guter Werke u. dgl. Lobsprüche ertheilt, nicht als einen gefährlichen Feind ansehen? Kann es für uns bedenklichere Gelegenheiten geben, als jene, in welchen wir gelobt werden? — Nichts ist wohl leichter, als sich von der Eitelkeit des Menschenlobes zu überzeugen; aber nichts ist auch schwerer, als eben dieses Lob als eitel — und verachtungswürdig im Augenblicke, in welchem es uns ertheilt wird, anzusehen. So sehr wird die Demuth durch Lobsprüche in Verlegenheit gesetzt. — Möchte der liebe Gott doch aus Mitleiden gegen meine Schwachheit alle Lobsprüche von mir abwenden! —

III. **Siehe in den Handlungen der Andern nur auf das Gute.** — Daß in allen Handlungen der Menschen Fehler sind, ist eine allgemein anerkannte Wahrheit. Aber es ist auch oft sehr viel Gutes in denselben. Unsere Eigenliebe sucht immer nur das Fehlerhafte in den Handlungen der Andern auf, und die Demuth trachtet das Gute darin zu entdecken. — Willst du im Geiste der Demuth fest bleiben, so darfst du der Eigenliebe, die eigentlich Selbstvergötterung, Götzendienst ist, kein Gehör geben, sondern den Anleitungen der Demuth folgen. Du wirst sodann an Andern viel Gutes sehen, das du nicht thuest, und zu thun vielleicht niemals im Stande wärest; dadurch wirst du die Vorzüge deines Mitmenschen über dich erkennen, und dich selbst für den

Geringsten ansehen, um so inniger bethen, um so eifriger wachen. —

IV. Wünsche, daß Andere mehr leisten, und dir vorgezogen werden. — Dies ist eine der Vollkommenheiten der Demuth, wenn wir uns im gerechten Gefühle unserer Kurzsichtigkeit, Schwachheit und Gebrechlichkeit nicht nur sehr unvollkommen halten zu Allem, was von Wichtigkeit oder Bedeutung ist, sondern wenn wir auch noch redlich wünschen, daß es Andere weit vollkommener leisten mögen, als wir's im Stande gewesen wären, und daß, wenn ein Lob gegeben wird, es ihnen gegeben werde. — Je fester wir überzeugt sind, daß Andere fähiger, als wir zu dem Amte wären, welches wir verrichten, und je mehr wir uns erfreuen, wenn sie etwas Gutes thun, besonders wenn wir es auch hätten thun können, desto gegründeter sind wir im Geiste der Demuth. —

Welche Menschen sind den Gefahren, ihre Demuth durch erhaltene Lobsprüche zu verlieren, besonders ausgesetzt? *) —

I. Diejenigen, welche am Seelenheile Anderer arbeiten, sind den Gefahren, ihre Demuth durch erhaltene Lobsprüche zu verlieren, am meisten ausgesetzt. — Je erhabener eine Amtsverrichtung ist, desto größer ist gewöhnlich auch das Lob, welches man sich bey der Ausübung derselben zuzieht. Was ist aber erhabener, als die Sorge für die unsterbliche Seele? Seelsorger. — Aber eben darum gehört alle Ehre und alles Lob um so mehr Gott, in dessen Namen der Seelsorger arbeitet. Wer von dieser Ehre sich selbst etwas zueignen wollte, würde einen Eingriff in die Rechte Gottes machen. — „Ich erschrecke darüber," sagt der heil. Bernard, „wenn mir der Vorwurf gemacht werden könnte," den wir beim Propheten Oseas lesen: „Ich habe ihnen Silber und Gold gegeben, und sie haben das Götzenbild Baal daraus gemacht." —

*) Ein Wort der Beherzigung für Alle — besonders für junge Geistliche.

II. Die Seelsorger ziehen sich Lobsprüche zu wegen ihres Ansehens. — Wer an der Heiligung Anderer arbeitet, gewinnt dadurch ein gewisses Ansehen, das seinen Grund eigentlich im Amte hat, und auch nur dem Amte gebührt. — Aber die Menschen geben das Ansehen gewöhnlich der Person, welche das Amt ausübt, und erheben sie mit Lobsprüchen, als wenn sie der Person gebührten. — In diesem Irrthume besteht die Gefahr, den Geist der Demuth zu verlieren, für diejenigen, welche an der Heiligung Anderer arbeiten, weil sie durch den nämlichen Irrthum sich blenden lassen.

III. Die Seelsorger ziehen sich Lobsprüche zu wegen der Früchte, welche sie hervorbringen. — Wären diejenigen, welche an der Heiligung Anderer arbeiten, die wahren Urheber der Früchte, welche durch ihre Amtsverrichtungen hervorgebracht werden, so dürften sie sich die daraus entspringende Ehre mit einem gewissen Rechte zueignen. Wer weiß aber nicht, daß sie nur Werkzeuge in der Hand Gottes sind; daß Er durch ihren Mund die Ermahnungen ertheilt, wie der Apostel sagt; und daß folglich der Segen, welcher die Früchte hervorbringt, vom Himmel herabfällt? — „Ohne Mich," sagt der Heiland, „könnet ihr nichts thun." Vgl. Joh. 15, 1—8. „Wenn ihr aber recht viele Früchte bringet, und euch so als meine Jünger zeiget, wird mein Vater verherrlichet." — Wer sich durch die eitlen Lobsprüche bethören läßt, und sich eine Ehre zuschreibt, die Gott gebührt, wer sich selbst, und nicht Gott in seiner geistlichen Wirksamkeit verherrlichet, der kann — losgerissen vom wahren Weinstock — keine Früchte des Lebens mehr bringen. Der Lobgeber und der Lobempfänger sind mit einem gleich verderblichen Irrthume behaftet. *) —

*) Hieher gehören des gottseligen Thom. v. Kempis Nachfolge Christi I. B. 2. K. — 7. K. II. B. 2. K. — III. B. 8. K. — 40. K.

Die Demuth wird überhaupt selten ausgeübt.

Unter allen Tugenden des Christenthums giebt es vielleicht keine, gegen welche man so gleichgültig ist, wie gegen die Demuth, weil man beinahe allgemein der Meinung ist: zu dieser Tugend werde weiter nichts erfordert, als daß man von einem übertriebenen und beleidigenden Hochmuth befreit sey. Unter den frömmsten Christen giebt es je zuweilen Einige, welche sich in diesen Punkten nicht genugsam in Acht nehmen, und sich nicht oft genug prüfen, ob wohl ihre Gedanken und Werke das Gepräge einer reinen Demuth an sich tragen. Wenn sie auch noch so eifrig sind, alle Pflichten der Religion zu erfüllen, so fällt es ihnen doch oft nicht ein, sich zu Rede zu stellen, ob sie dabey immer nur Gott, und niemals sich selbst suchen. Diese Frage ist freilich schwer zu beantworten, weil die Eigenliebe, welche der Demuth so sehr zuwider ist, niemals geschickter zu seyn scheint, den Menschen zu blenden, als wenn er sich selbst prüft, ob er Demuth ausgeübt, oder nicht. Will man aber in dieser schweren Untersuchung der Wahrheit auf die Spur kommen, so darf man nur die Gesinnungen und Handlungen Anderer betrachten, weil bey dieser Untersuchung keine Leidenschaft unsere Augen benebelt. An seinem Nebenmenschen bemerkt man oft beim ersten Blicke, was man an sich selbst nur mit der größten Mühe würde entdeckt haben. Dann wende man auf sich an, was man wahrgenommen hat, und auf diese Art wird man den Verführungen der Eigenliebe am zuverläßigsten entgehen. Man trete also in eine Gesellschaft, wo mehrere Menschen beisammen sind. Nicht selten fällt das Gespräch auf den Einen oder den Andern, der gegenwärtig ist. Man rede von ihm mit Ehre und Lob; man mache seine guten Werke bekannt; man rühme seine uneigennützigen Absichten; man erhebe seine Talente, seine Kenntnisse, seine Fähigkeiten. — Wie verhält er sich dabey? Sieht man nicht deutlich an seinem ganzen Benehmen, daß er alle Lobsprüche für baare Münze annimmt? Lies't man nicht auf seinem Gesichte, daß er, bey sich selbst, von der Wahrheit

dessen, was gesagt wird, ganz überzeugt ist? Und wenn er sich auch alles Lob verbittet, wenn er auch aus Bescheidenheit erröthet, hält er deßwegen das nicht für baare Wahrheit, was ihm zur Ehre gereicht? Zweifelt er einen Augenblick daran, als ob die Vorzüge, die man an ihm rühmt, nicht Grund hätten, oder daß die Lobeserhebungen nur geheuchelte Lippensprache seyn möchten? — Wie kann aber bey solchen Gesinnungen eine wahre Demuth nach dem Geiste des Christenthums bestehen? Soll er nicht alles dies für Eitelkeit und Lüge halten, und sich in seinem Herzen vor Gott erniedrigen? — Nun denke sich ein Jeder in eine solche Lage zurück, wo man in seiner Gegenwart von ihm mit Lob sprach; er frage sein Herz, was es empfand, und er wird gewiß finden, daß auch er sich den Vorwurf machen muß, den der Prophet David den Menschen seiner Zeit machte: „Warum liebet ihr die Eitelkeit so sehr, und warum suchet ihr die Lüge? Ps. 4.

Auch bey Verrichtung guter Werke wird die Demuth selten ausgeübt.

Man beobachte den Menschen in dem Augenblicke, wo er lobenswürdig handelt, und man gebe Acht, auf die Art, wie die lobenswürdige Handlung geschieht. Unterstützt er den Armen in seinem Elende, und reicht er ihm ein oft nur unbedeutendes Almosen dar, so geschieht es gewöhnlich auf eine Art, wodurch dem Dürftigen, der ein zartes Gefühl hat, diese Gutthat sauer wird. Entweder macht er ihm Vorwürfe über seinen Zustand, oder er behandelt ihn mit einem beleidigenden Stolze. Erweis't er seinem Bruder eine Dienstgefälligkeit; ist er ihm zur Beförderung seines Glückes, zur Verbesserung seiner Geschäfte, zur Tilgung der Folgen eines erlittenen Schadens behülflich, so läßt er ihm die Gutthat fühlen, und giebt ihm deutlich zu erkennen, daß er Ansprüche auf seine Dankbarkeit macht. Rettet er die Ehre eines abwesenden Freundes gegen die ungerechten Angriffe eines Verleumders, macht er diesen öffentlich zu Schanden durch die Darstellung

der Sache, wie sie ist, und belegt er seine Behauptungen mit Beweise, die er aus dem nahen Umgange mit seinem Freunde schöpfte, so rühmt er sich mit dieser Heldenthat, und macht sich bey seinem Freunde groß. — Wie lassen sich aber solche Gesinnungen mit der Demuth zusammenräumen? Eben so suchet man überhaupt nur sich selbst in den Verrichtungen seines Amtes, und in der Erfüllung seiner Standespflichten. Der Große, der einen Unterdrückten beschützt; der Richter, welcher einem Falschverklagten Gerechtigkeit ertheilt, und ihn losspricht; der Vorgesetzte, welcher seinem Amte mit Thätigkeit vorsteht, und die dazu erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten besitzt: alle diese wollen deßwegen von ihren Mitmenschen und Untergebenen geehrt und gelobt werden, als hätten sie mehr, als blos ihre Pflicht gethan. Auch in der Erfüllung seiner Religionspflichten, in seinen Gebethen und Andachtsübungen sucht man oft, vielmehr sich selbst, als das Heil seiner Seele. Entweder strebt man nach dem Rufe einer großen Frömmigkeit, oder man bethet, wie der Pharisäer, mit einer gewissen Selbstgenügsamkeit; man ist mit sich zufrieden, und stolz auf seine Andachtsübungen, anstatt daß man, wie der Zöllner demüthig bekennt, ein Sünder zu seyn, welcher durch alle seine guten Werke und Gebethe, wären sie noch so zahlreich, Gott nicht genug thun könnte, wenn ihnen durch die Verdienste des Kreuztodes Jesu nicht eine überschwengliche Kraft beigelegt würde. Auch wenn man unter dem Drucke harter Verfolgungen, kränkender Demüthigungen, schmerzlicher Krankheiten leidet, betrachtet man seine Lage selten mit den Augen der Demuth. Man klagt, man jammert, man weint, man sehnet sich nach menschlichem Troste, man will seine Widerwärtigkeit nicht als eine Fügung Gottes erkennen, man verfällt in Kleinmuth, anstatt mit inniger Herzensrührung und aufgemuntertem Geiste wie der Prophet zu sprechen: „Herr! es ist gut, daß Du mich gedemüthiget hast."

Grund des Hochmuths.

Ein jeder Mensch bringt einen Trieb mit auf die Welt,

sich über Andere zu erheben, und in ihren Augen einen Werth zu haben. Schon in den ersten Jugendjahren äußert sich dieser Trieb, und Kinder sind oft schon frühzeitig mit den Mitteln bekannt, welche den Stolz kitzeln. Es ist kein Mensch, wenn er auch noch so unbedeutend wäre, der sich nicht einen gewissen Werth beilegt, und deßhalb glaubt, daß er auch Ansprüche auf die Achtung seiner Mitmenschen habe. Wenn er schon von Niemand bemerkt wird, weil er sich in einer Menge anderer verlieret, die eben so viel, als er, oder vielleicht noch mehr von jenen Eigenschaften besitzen, welche Stolz und Eigenliebe nähren, so fühlt er sich selbst um so viel mehr, und begnügt sich indessen mit dem Bewußtseyn, daß sein Verdienst mißkannt wird, bis eine Gelegenheit sich darbietet, wo er es selbst an den Tag legen kann. Will man wissen, was die Menschen von sich selbst denken, so trachte man nur ihre schwache Seite zu erkennen; alsdann wird man bald erfahren, was die Eigenliebe eines Jeden im Herzen verschlossen hält. Man wird sich oft wundern, wie Menschen, denen man ihrer Unbedeutsamkeit wegen, weder Eigenliebe, noch Ehrsucht, nicht einmal Selbstgefühl zutraute, geschickt sind, an sich etwas ausfindig zu machen, worauf sie stolz sind. Wer sich durch Reichthum und Ehrenstellen, durch Macht und Ansehen, durch Scharfsinn und Kenntnisse, durch Talent und Geschicklichkeit, durch glänzende Aussichten und Verbindungen mit Großen nicht hervorthun kann, und sich deßhalb in den großen Haufen zurückziehen muß, wird sich eigene Fähigkeiten in seinem Gewerbe, in der Beförderung seines Geschäftes, in der Ausübung seiner Kunst zuerkennen, und wenn er auch im Rufe einer gänzlichen Unfähigkeit steht, so wird er sich doch niemals selbst unter die Klasse der Mittelmäßigen herabsetzen. Hievon giebt uns die Erfahrung täglich Beweise, und wer auf sich selbst unpartheiisch Acht haben, und sich in gewissen Lagen betrachten will, wird schon so viel wahrnehmen, daß ihm über diese allgemeine Schwachheit der Menschen kein Zweifel mehr übrig bleiben kann.

Was eigentlich Hochmuth sey.

Der bethende Pharisäer ist das lebhafteste Bild eines stolzen und hochmüthigen Mannes. Der Hochmüthige erhebt sich selbst, er schreibt sich Vorzüge zu, die er gar nicht hat, und die er wirklich hat, denen legt er einen ungebührlichen, übertriebenen Werth bey; er stellt sich auf schwindelnde Höhen, oder tritt auf die Schultern Anderer: um desto leichter über sie hinweg, und auf seinen Mitmenschen verachtungsvoll herabsehen zu können. So vertrauten die Pharisäer als Gerechte auf sich selbst, und verachteten Andere; dies ist die kurze und treffende Schilderung ihres Hochmuths. Wer sieht aber nicht, daß ein solcher Stolz und Hochmuth ein schändliches und sehr schädliches Laster sey: schändlich und schädlich, weil ein stolzer Mensch, der Andere verachtet, und sich besser, als Andere dünkt, zeigt, daß es ihm am Kopf und Herzen fehlet; hätte er Vernunft, so würde er es einsehen, daß jener Vorzug, den er vor Andern zu haben glaubt, etwas blos Zufälliges sey, das er sich selbst nicht geben konnte, und das er eben so leicht wieder verlieren kann, als er es erworben hat. Auf was hätte wohl der Mensch ein Recht, stolz zu seyn? Etwa auf seine Geburt? Diese kann sich Niemand geben, es hieng von der göttlichen Vorsehung ab, daß dieser von angesehenen, jener von niedrigen Aeltern erzeugt wurde. Darf man hochmüthig seyn auf Ehre, Reichthum und Würde? — Wie zergänglich sind diese nicht! ein unglücklicher Augenblick: und der Liebling des Glückes fällt von dem Gipfel seiner Höhe in den Staub des Elendes herab! — oder ist etwa deine Frömmigkeit und Tugend die Ursache deines Stolzes? Ist denn nicht auch dieses blos ein Geschenk der göttlichen Gnade? „Was hast „du, das du nicht empfangen hast; wenn du es aber empfangen „hast, was rühmest du dich, als ob du es nicht empfangen hät„test? Kannst du nicht bald, und eben so schändlich fallen, als „Lucifer, David und Petrus?“ Wie unvernünftig ist daher jeder Stolz, die Quelle davon mag seyn, welche sie wolle! Und neben seiner Unvernunft verräth der Hochmüthige auch noch

ein böses Herz; denn woran erkennt man ein gutes Herz besser, als an der Liebe des Nächsten? Wie kann aber der Prahler sagen, er liebe seinen Nächsten, da er ihn verachtet, auf Niedrige mit Geringschätzung herabschaut, seine Untergebenen, oder die Armen mit kurzen Worten und im erhabenen, bittern Tone abweis't, und das Gute, das Andere thun, entweder als unbedeutend ansieht, oder noch durch schiefe Auslegungen verkleinert. Von einem so bösartigen Herzen waren die Pharisäer, die um die Alleinherrschaft der Frömmigkeit zu behaupten, nicht nur den bessern Menschen, wie Jesus und seine Jünger waren, sondern auch dem übrigen Volke Kenntnisse und Tugenden absprachen, oder sie doch in den dunkelsten Schatten durch ihre Verleumdungen zu setzen suchten.

Folgen des Hochmuths.

Da der Hochmuth eigentlich darin besteht, daß man sich selbst hochschätze, die Andern aber verachte, so ist natürlich, daß dieses Laster mit einer Gegenverachtung gestraft werde. Wie sollte Gott nicht über den Stolzen zürnen, da dieser Ihm die Ehre raubt, und das seinen Kräften, seinen Einsichten, seiner Betriebsamkeit, seinen Verdiensten zueignet, was blos von Gottes Hand und Güte kömmt? Sollte Er den Undankbaren nicht verachten, der mit den geschenkten Gaben sich hochmüthig brüstet, und die Hand des einzigen Gebers vergißt? Muß der Hochmüthige von dem Allgewaltigen nicht jene Züchtigung befürchten, womit Er den Uebermuth eines Holofernes, eines Antiochus, und der jüdischen Synagoge gebändiget hat? Wissen wir heut zu Tage nicht Beispiele genug, wie die Stolzen von Gott verlassen, und in eine eben so lasterhafte, als schändliche Tiefe herabgesunken sind; denn so wie die Hoffart der Anfang aller Sünden ist, so ist sie auch der Ursprung der Verachtung nicht nur bey Gott, sondern auch bey den Menschen; denn wer wird Jenen lieben, von dem man nur geringschätzend behandelt wird, oder von dem man weiß, daß er seinem Ehrgeize Alles aufzuopfern bereit ist?

Der Hochmuth ist die Quelle aller Laster.

„Wenn die Demuth die Grundlage aller wahren Tugenden „ist, weil keine Tugend ohne Demuth sich denken läßt, so erhel„let wohl, daß der Hochmuth," wie Salomon sagt, „die Quelle „aller Laster seyn müsse." Wer sich selbst einen übertriebenen Werth zueignet, sucht auch in allen seinen Gedanken und Handlungen nur sich selbst; er betrachtet sich als den letzten Zweck, und nur alsdann ist er zufrieden, wenn er sich schmeicheln kann, daß er seinen Werth wieder um einen Grad erhöhet hat. Geschehen von ihm in dieser Absicht tugendhafte Handlungen, so haben sie nur den äußern Schein der Tugend, wofür er von Gott keinen Lohn zu hoffen hat. Sie sind ihm vielmehr zum Verderben, wie den Pharisäern, weil er sich derselben nur als eines Deckmantels seiner Laster bedienet. Der Hochmüthige bekümmert sich also wenig um die Mittel, wenn er nur zur Befriedigung seines heimlichen Triebes gelangt, und wenn das Laster ihm den Weg dazu öffnet, so trägt er auch kein Bedenken Schandthaten aller Art auszuüben. Da er immer nur niederträchtig denkt und so denken muß, so ist es ihm gleichgültig, auf welche Art er seinen Zweck erreichet; er schämt sich daher nicht, Lob und Ehre zu erbetteln, und sich ganz nach der Denkart und nach den Grundsätzen derjenigen zu richten, nach deren Hochachtung er strebt. Wie ist ein solcher Mensch eines ächten Tugendgefühls fähig? Wie ist er im Stande, reine Tugend auszuüben, da er den eigentlichen Zweck der Tugend nicht erkennt, und Alles auf sich selbst zurückzubringen suchet? Als der Apostel Paulus die Eigenschaften eines Bischofs bestimmte, befahl er, man sollte keinen Neugetauften zu dieser Würde erheben, „damit er nicht stolz sich erhebe, und das Gericht des Lästerers über ihn ergehe." 1. Tim. 3, 6. Der Hochmüthige steht also unter der Gewalt aller Versuchungen, und wird er denselben nicht unterliegen?

Der Hochmuth ist ein Hinderniß zur Selbsterkenntniß.

Selbsterkenntniß ist die erste Bedingung zur Wiederaus-

söhnung mit Gott, wenn man Ihn durch die Sünde beleidiget hat. Gott fordert von dem Sünder, daß er seine Verbrechen genau erkenne, und sich für so schuldig halte, als er wirklich ist. In der Bitterkeit seines Herzens soll er seine durchlebten Tage betrachten; ohne Schonung soll er die Binde von den Augen reißen, welche die Eigenliebe darüberzieht, und ohne Furcht, alle seine Laster zu entdecken, soll er die verborgensten Falten seines Herzens durchforschen, damit er im Beichtstuhle sich so anklagen könne, wie er vor Gott schuldig ist. Wie kann aber der Hochmüthige zu einer wahren Selbsterkenntniß gelangen, da er stets bemüht ist, sich selbst zu trügen? Unter allen Leidenschaften scheut keine die aufrichtigen Selbstprüfungen mehr, als der Hochmuth, weil er wohl weiß, daß er durch dieselben gedemüthiget wird; Niemand fürchtet sich mehr sein Gewissen zu prüfen, als der Hochmüthige, weil er durch sich selbst am meisten zu Schanden gemacht würde. Er meidet absichtlich Alles, was ihm die Augen über seine Verblendungen öffnen könnte, weil er getäuscht seyn will, indem seine ganze Glückseligkeit in Täuschungen besteht. Wie der Gottlose, wovon der Prophet redet, will er die Wahrheit nicht erkennen, damit er dadurch nicht genöthigt werde, Gutes zu thun. Wie aber eine solche Gemüthsstimmung geradezu zur Blindheit und zur Herzensverhärtung führen muß, ist leicht begreiflich. Die innern Regungen zum Guten, welche Gott zuweilen in seinem Herzen erweckt, um ihn zur Besinnung zu bringen, verachtet er, alle heilsamen Gedanken schlägt er aus, weil sie sich mit den Begierden seines Herzens nicht vertragen, die Beispiele der Tugend, welche er von Zeit zu Zeit vor Augen hat, machen auf ihn keinen Eindruck; er wirft nur einen flüchtigen Blick auf Alles, was ihn zur Nachahmung reizen könnte, und so bald er aufhört zu sehen, denkt er auch nicht mehr daran. Jene öffentlichen Unterweisungen, wo das Wort Gottes vorgetragen und die Pflichten auseinander gesetzt werden, meidet er; oder wenn er ihnen auch zuweilen beiwohnt, so ist er schon zum voraus gegen Alles eingenommen, was gesagt wird, und auf diese Art stellt er jedem

heilsamen Eindrucke unübersteigbare Hindernisse entgegen. Von solchen Menschen zieht Gott seine Gnade zurück, und überläßt sie ihrem verdorbenem Sinne, „denn Gott widersetzt sich den Uebermüthigen," schreibt Petrus in seinem ersten Briefe, „den Demüthigen aber ist Er gnädig." 5, 5.

Gewöhnlicher Kunstgriff der Hochmüthigen.

So selten die Demuth überhaupt von den Menschen ausgeübt wird, so wird sie von ihnen doch sehr geehrt und hochgeschätzt. Aus dieser Ursache hat der Hochmuth den Kunstgriff ausgedacht, sich das liebliche Gewand der Demuth umzuhängen, und sich hinter dessen angenehmen Glanz zu verbergen, um dadurch den Eingang zur Ehre und Hochachtung der Menschen zu finden, ohne sich dem Verdachte auszusetzen, als wäre dies sein eigentlicher Zweck. Wer kennt nicht solche Menschen, welche, um ihre Ehrsucht zu ersättigen, von den Fehlern sprechen, welche sie begangen haben, und sich dadurch selbst herabzusetzen scheinen? Hier redet Einer von der Unbesonnenheit, mit welcher er Gutthaten ertheilt hat; bey dieser Gelegenheit erzählt er umständlich, was er gethan hat, und sein Zweck ist blos, daß man wisse, wie freigebig er ist. Dort spricht ein Anderer von einem Fehltritte, den er bey einer Unternehmung von großer Wichtigkeit, bey der Ausführung einer selbst gemachten Entdeckung, bey der Vollziehung eines glänzenden Auftrags begangen hat, aber seine eigentliche Absicht ist nicht, durch die Offenbarung seines Fehlers sich zu erniedrigen, sondern die Sache selbst bekannt zu machen. Will man sich seines Reichthums und der Güter, die man besitzt, oder der Geschäfte, die man macht, oder der Einkünfte, welche man genießt, rühmen, so redet man von großem Verlust, von Unglücksfällen, oder einem bedeutenden Schaden, den man erlitten hat. Wünscht man, daß die Verbindungen, in welchen man mit Großen steht, bekannt werden, und daß man dadurch das Ansehen gewinne, welches damit verknüpft ist, so leitet man das Gespräch auf Gegenstände, wodurch sie entdeckt werden, ohne daß man die heimliche Absicht dabey zu verrathen scheint.

Diebstahl.

Diese Materie begreift nicht nur den eigentlichen Diebstahl in sich, wodurch man seinem Nebenmenschen heimlich, oder mit Gewalt das Seinige wegnimmt oder raubt, sondern hieher gehören auch alle Arten von Betrügereien, von Uebervortheilungen und Verträgen, wodurch man einen Eingriff in das Eigenthum seines Nächsten thut. Ueberhaupt gehört hieher jeder Schade, den man seinem Nächsten zufügt, auf welche Art es immer sey, und jeder Verlust, den man ihm veranlaßt.

Eben so gehört auch zu dieser Materie die Pflicht, das gestohlene, das mit Unrecht erworbene Gut, so wie den Schaden, woran man Ursache ist, wieder zu ersetzen.

Erster Entwurf.

Ueber den Diebstahl und den Betrug überhaupt.

So sehr der Mensch geneigt ist, zu glauben, daß die Güter der Erde, die von dem allgütigen Schöpfer herstammen, für alle Menschen ohne Ausnahme erschaffen worden sind, und zum willkührlichen Gebrauche eines Jeden seyn sollen, der derselben bedürftig ist, oder sie zu genießen wünscht, so sieht doch ein Jeder von selbst ein, daß ein gewisses Eigenthumsrecht nothwendig sey, und daß es Niemand erlaubt seyn könne, durch einen Diebstahl, oder durch irgend einen Betrug einen Eingriff in das Eigenthum eines Andern zu machen. Die rohesten Völker der Erde haben diese Wahrheit zu allen Zeiten erkannt, und sogar Jene unter ihnen, die ganz vom Raube leben, bekennen in ihrem Herzen, daß sie gegen die Unglücklichen, welche sie ausplündern, eine Ungerechtigkeit begehen, und bestehen darauf, daß das Eigenthumsrecht, welches sie, im Falle es Fremde betrifft, täglich beeinträchtigen, unter ihnen beobachtet und unverletzt gehalten werde. Um daher zu beweisen, welch' ein häßliches Laster der Diebstahl ist, wollen wir

1) den Diebstahl und jeden Betrug, der einem Diebstahle ähnlich ist, an sich betrachten, und dann
2) die schädlichen Folgen aufsuchen, welche er nach sich zu ziehen pflegt.

Ein einziger Blick auf die Menschen, welche vereinigt mit einander leben, und die gegenseitig ihrer Hülfe bedürfen, überzeugt uns von der Nothwendigkeit der menschlichen Gesellschaft, so wie der Ordnungsgesetze, worauf sie gegründet ist, und die nur Gott zum Urheber haben. Der Diebstahl, den diese Gesetze mißbilligen, ist also

a) ein in den Augen Gottes häßliches Laster. Er streitet offenbar mit den Grundsätzen jener Gerechtigkeit, welche eine Vollkommenheit Gottes ist, und mit jenen von Recht und Unrecht, welche der Schöpfer in jedes Menschenherz eingegraben hat, und welche das erste und vorzüglichste Band der menschlichen Gesellschaft sind. Eben so ist er
b) in den Augen der Menschen ein verabscheuungswerthes Laster, weil er das Band der Liebe zerreißt, welches alle Menschen zusammenknüpfen soll. Der Dieb ist ein Feind aller derjenigen, welche etwas besitzen; er ist ein Neider ihres Wohlstandes, und ein Störer ihrer häuslichen Ruhe.
c) An sich betrachtet ist der Dieb und der Betrüger ein Auswurf der Menschheit; er trägt ein böses Herz in seinem Busen, das weder der heiligen Religionsgefühle, noch jener der Menschenliebe, und des Mitleids fähig ist.

Betrachten wir die Folgen, welche der Diebstahl nach sich zu ziehen pflegt, so zeigt sich uns dieses Laster unter einem nicht weniger häßlichen Gesichtspunkte. Die erste Folge eines Diebstahls, wovon der Thäter bekannt geworden ist, ist

a) der Verlust seiner Ehre und seines guten Namens. Es giebt kaum ein Laster, welches die Menschen für so ehrlos halten, als den Diebstahl; Jedermann sieht mit Verachtung auf einen Dieb; er verliert alles Zutrauen, und man hütet sich vor ihm, wie vor einem verborgenen Feinde, der still herumschleicht, und jede Gelegenheit ausspähet,

seinen Nebenmenschen unter Schrecken und Furcht auszuplündern. Eine andere eben so bedenkliche Folge ist

b) die Schwierigkeit des Ersatzes. Gewöhnlich sind die Diebe auch Verschwender, und in kurzer Zeit sind die Früchte ihres Raubes dahin; oder wenn sie keine Verschwender sind, so sind sie dem Geize äußerst ergeben, so, daß die Pflicht des Ersatzes für sie in einem gewissen Verstande eben so unmöglich ist, als für den, der das gestohlene Gut nicht mehr besitzt. — Die dritte Folge ist

c) eine gewisse Herzensverhärtung, wodurch sie aller Gefühle von Religion und Gerechtigkeit unfähig werden. In diesem Zustande leben sie gewöhnlich fort, bis sie ihre Tage, selten durch einen natürlichen Tod, meistens auf dem Blutgerüste endigen.

Zweiter Entwurf.

Ueber die Ursachen, welche den Diebstahl und den Betrug gewöhnlich veranlassen.

So sehr der Mensch an sich geldgierig ist, weil das Geld das vorzüglichste Mittel ist, nicht nur den Bedürfnissen des Lebens abzuhelfen, sondern auch die jedem angeborne Lust nach Vergnügungen, nach Pracht und Bequemlichkeit zu befriedigen, so würde er sich doch nicht so leicht zum Diebstahle und zum Betruge entschließen, wenn er nicht durch gewisse Umstände dazu verleitet würde. Die vorzüglichsten dieser Umstände rühren entweder von der Erziehung, oder von den bösen Gelegenheiten her, in welchen der Mensch sich befindet, und vor deren schädlichem Einfluß er sich nicht in Acht nimmt. — Wir wollen nun die vorzüglichsten dieser Umstände oder Ursachen aufsuchen, und ausführlich erklären,

1) welche von einer vernachläßigten Erziehung herrühren, und dann

2) jene andere entwickeln, welche die bösen Gelegenheiten veranlassen, worin der Mensch sich befinden kann.

Wenn man schon die bösen Neigungen der Kinder, und die Verbrechen, welche gleich bey heranreifenden Jahren dadurch veranlaßt werden, nicht allemal den Aeltern zuschreiben darf, so läßt sich doch im Allgemeinen behaupten, daß die Hinläßigkeit der Aeltern die erste Quelle der Verbrechen der Jugend ist. Die Pflichten der Aeltern in Absicht auf das Eigenthumsrecht eines jeden Menschen sind:

a) daß sie ihren Kindern frühzeitig Achtung für Recht, und Abscheu vor Unrecht einflößen, und ihnen mit Nachdruck erklären, mit welcher Gewissenhaftigkeit ein Jeder dem Andern das Seinige zu geben verbunden ist, was er rechtmäßig fordern darf, und ihm zu lassen, was er rechtmäßig besitzt.

b) Daß sie diese Lehren ihren Kindern an ihrem eigenen Beispiele zeigen, indem sie in ihren Geschäften mit ihren Nebenmenschen niemals List oder Betrug gebrauchen, sich niemals etwas zueignen, wozu sie nicht ein offenbares und unstreitiges Recht haben, um bey ihren Kindern nicht den geringsten Verdacht über ihre Rechtschaffenheit zu erwecken.

c) Daß sie ein wachsames Auge über ihre Kinder haben, ihre Handlungen genau prüfen, und fleißig nachforschen, woher sie Alles haben, was sie in ihren Händen sehen. Und werden sie den geringsten Diebstahl oder Betrug gewahr, so ist es ihre Pflicht, die Kinder unverzüglich zu strafen, und für den Ersatz des Schadens zu sorgen.

Wie wenig manche Aeltern diese Pflichten erfüllen, und wie leichtsinnig sie sich überhaupt in dieser Hinsicht gegen ihre Kinder zeigen, beweis't die Erfahrung. Kein Wunder also, wenn es so viele Diebe und Betrüger giebt, und man sich in Ansehung der Ersatzpflicht so gleichgültig zeigt.

Es ist allgemein bekannt, wie mächtig der Einfluß ist, den die bösen Gelegenheiten bey dem Menschen veranlassen, der sie nicht meidet. Wer sich nicht mit den Berufsarbeiten seines Standes beschäftiget, und sich nicht in den Kreis seines Hauswesens einschränkt, um dieses mit Klugheit zu lei-

ten und zu besorgen, sondern den Umgang arbeitloser Menschen liebt, der gewöhnt sich allmählig

a) an den Müßiggang: er faßt einen Eckel an der Arbeit und an jeder Beschäftigung, welche irgend eine Anstrengung erfordert. — Durch den Müßiggang wird dann sehr oft auch veranlaßt

b) die Spielsucht. Wer aus Unlust zur Arbeit sich dem Müßiggang ergiebt, verursachet sich selbst Langeweile. Für den Müßiggänger, der nicht arbeiten will, ist das Spiel das einzige Mittel, sie zu vertreiben. — Die nächste Wirkung des Müßiggangs und des Spiels ist nun

c) die Zerrüttung des Vermögens. Vernunft und Erfahrung beweisen uns zur Genüge, daß nichts mehr, als diese zwey Uebel den Sturz des Hauswesens befördern.

Daß aber Diebstahl und Betrug eine ganz natürliche und selten ausbleibende Folge eines durch Müßiggang und Spiel zerrütteten Vermögens ist, ist wohl sehr begreiflich.

Dritter Entwurf.

Worauf die Pflicht, das ungerecht erworbene Gut zu ersetzen, sich gründet.

„Wenn es ein Verbrechen ist, seinem Nebenmenschen durch „einen Diebstahl, einen Betrug, oder auf sonst eine Art einen „Schaden zuzufügen, so ergiebt sich von selbst, daß dieses „Verbrechen nicht nachgelassen wird," wie der heil. Augustin sagt, „bis man das gestohlene Gut demjenigen zurückerstattet, „der den Schaden erlitten hat." Um nun die Pflicht, das gestohlene, oder auf irgend eine ungerechte Art erworbene Gut dem Eigenthümer wieder zurück zu geben, in ihrem Umfange darzustellen, wollen wir untersuchen,

1) worauf die Pflicht, den Schaden zu ersetzen, sich gründet, und dann

2) wie diese Pflicht erfüllt werden soll.

Obwohl der Mensch durch seine Vernunft leicht erkennt, daß, wenn es ihm nicht erlaubt seyn kann, sich irgend etwas

zuzueignen, wozu er kein Eigenthumsrecht hat, er verpflichtet ist, wofern er gegen dieses Verboth gehandelt hat, den daraus erfolgten Schaden zu vergüten, so hielt es Gott doch für nothwendig, dem israelitischen Volke diese Pflicht durch ein besonderes Geboth zu verkündigen. Die Ersatzpflicht gründet sich also

a) auf einen ausdrücklichen Befehl Gottes. Exod. 22. Diese Pflicht leidet keine Ausnahme. Dem Achab half es nichts, daß er sich vor dem Herrn demüthigte, und sich mit dem Bußsacke bedeckte. Weil er dem Naboth den mit Unrecht weggenommenen Weingarten nicht zurückgeben wollte, erhielt er von Gott keine Verzeihung. — Diese Pflicht gründet sich

b) auf die Gerechtigkeit, kraft welcher Jedem das Seinige gegeben werden muß, folglich ist man vor Allem schuldig, das zurückzustellen, was man sich ungerechter Weise zugeeignet hat. — Die Pflicht der Wiedererstattung erheischt

c) die Ordnung in der menschlichen Gesellschaft. Wäre der Dieb, oder der Betrüger, dem es gelungen ist, durch List, oder auf sonst eine verborgene Art sich etwas zuzueignen, was seinem Bruder gehört, nicht verbunden, es demselben wieder zu ersetzen, so könnte die Gesellschaft nicht bestehen, weil die Sicherheit des Eigenthums eine der festesten Stützen der Gesellschaft ist.

Nun entsteht die Frage, wie das gestohlene, oder auf eine ungerechte Art erworbene Gut ersetzt werden soll. Nichts ist billiger, als daß es

a) ohne Verzug dem Eigenthümer zurückgestellt werde, denn von dem Augenblicke an, wo ein Eingriff in sein Eigenthum geschehen ist, leidet er einen Schaden, indem er genöthiget wird, zu entbehren, was sein ist, und was er vielleicht nothwendig braucht. Hieraus erfolgt, wie ungerecht jene Diebe und Betrüger handeln, welche den Ersatz des zugefügten Schadens bis nach ihrem Tode verschieben. — Aus gleichen Gründen soll der Schaden

b) **gänzlich und ohne Abzug erstattet** werden. Die auf den Diebstahl, oder den Betrug erfolgte Zerrüttung der Vermögensumstände giebt dem Diebe, oder dem Betrüger kein Recht, den Eigenthümer zu einem Abzuge zu nöthigen, oder ihm einen Nachlaß abzudringen, wenn ihm über den nothwendigsten Bedarf noch so viel übrig bleibt, daß er den Schaden **ganz** ersetzen kann. Eine gleiche Pflicht ruhet auch auf dem Schuldner gegen seine Gläubiger, sollte er auch genöthiget werden, sich unter seinen Stand herabzusetzen. Und wenn er auch mit ihnen um einen Abzug übereingekommen ist, so bleibt dennoch die Pflicht, **ganz** zu bezahlen, wenn er wieder zu Kräften kömmt, weil die Uebereinkunft nicht freiwillig war. — Der Schade soll

c) dem **Eigenthümer selbst**, der den Schaden erlitten hat, ersetzt werden. Der Dieb oder Betrüger irrt also sehr, der glaubt, seiner Pflicht Genüge gethan zu haben, wenn er das, was er ungerecht besitzt, unter die Armen austheilt, oder zu sonst einer milden Stiftung verwendet. Dies kann nur in dem einzigen Falle gelten, wo der Eigenthümer, oder dessen Erben auf keine Art ausfindig gemacht werden können.

Vierter Entwurf.

Ueber die Verzögerung, das gestohlene, oder ungerecht erworbene Gut zu ersetzen.

Die Pflicht, das gestohlene, oder ungerecht erworbene Gut dem Eigenthümer wieder zurückzustellen, erkennet Jeder leicht durch seine eigenen Gefühle; er darf sich nur an die Stelle des Beraubten denken. Aber was die Zeit betrifft, in welcher diese Pflicht erfüllt werden soll, so behaupten Viele, welche in diesem Falle sind, es könne hierüber keine Bestimmung herrschen, wenn man nur den Willen habe zu ersetzen; und da fern sich im Leben keine fügliche Gelegenheit zum Ersatze darbietet, so könne man ihn wohl auch bis

zum Tode verschieben. Diesen Menschen wollen wir aber beweisen,

1) daß man durch die Verzögerung der Ersatzpflicht gegen den Eigenthümer eine Ungerechtigkeit begeht, und
2) daß man das Heil seiner Seele einer großen Gefahr aussetzet.

Von dem Augenblicke an, wo man es erkennet, daß man seinem Nebenmenschen einen Schaden zugefügt hat, auf welche Art es immer sey, ist man verbunden, an die Mittel zu denken, den Schaden zu ersetzen, und diese Mittel auch sogleich in Vollziehung zu bringen; denn

a) durch die Verzögerung des Ersatzes wird die dem Eigenthümer zugefügte Unbild erneuert, und man begeht dadurch gleichsam einen immerwährenden Diebstahl. Der bloße Wille, zu ersetzen, entschuldigt hier nicht, weil der Eigenthümer für den Willen keinen Bürgen hat, und weil die Sache eigentlich nicht mit einem bloßen Willen, sondern nur mit dem Ersatze des Schadens abgethan werden kann.
b) Durch die Verzögerung des Ersatzes leidet der Eigenthümer einen Schaden, weil er etwas entbehren muß, das sein ist, und das er vielleicht nothwendig brauchet. Und
c) wäre es auch, daß er es nicht nothwendig brauchte, so ist er doch außer Stand, es auf eine andere Art zu benützen, wodurch er vielleicht seinen Wohlstand befördern könnte. Kurz, dem Eigenthümer wird durch die Zurückhaltung seines Eigenthums die Freiheit benommen, damit nach Willkühr zu schalten und zu walten, und dies ist eine Ungerechtigkeit.

So wie die Verzögerung der Ersatzpflicht gegen denjenigen, der den Schaden erlitten hat, eine Ungerechtigkeit ist, eben so ist sie für denjenigen, welcher den Schaden zugefügt hat, gefährlich. Denn

a) je länger man die Ersatzpflicht verschiebt, desto mehr verlieren die Gründe, worauf sie beruht, in den Augen dessen, der ersetzen soll, von ihrer Kraft. Die Erfah-

rung lehret es, daß im ersten Augenblicke, wo man sein Unrecht erkennt, man auch die Pflicht zu ersetzen, am deutlichsten erkennt, und man ist auch am meisten zur Erfüllung derselben bereit. Verschiebt man aber dieselbe, so vergißt man allmählig diese Pflicht, und zuletzt glaubt man wohl gar, von ihr befreit zu seyn.

b) Je länger man die Ersatzpflicht verschiebt, desto mehr erschweret man sich die Mittel, zu ersetzen. Aus einem allgemeinen Vorurtheil glaubt man durch einen langen Besitz einer Sache ein Eigenthumsrecht zu erhalten, wenn man sie schon ungerecht erworben hat. Man richtet deßwegen sein Hauswesen darnach ein, so, daß man das ungerecht erworbene Gut beinahe nicht mehr entbehren kann, wodurch man sich die Zurückerstattung sehr erschweret.

c) Je länger man die Ersatzpflicht verschiebt, desto mehr setzet man sich der Gefahr aus, sie nicht mehr erfüllen zu können, entweder weil das Hauswesen immer mehr rückwärts geht, oder weil man unvermuthet dahin sterben kann. Daß man in beiden Fällen seine Hinläßigkeit zu verantworten habe, ist leicht begreiflich, und wie wenig man sich in dieser Hinsicht auf die Gewissenhaftigkeit der Erben verlassen kann, lehret die Erfahrung.

Fünfter Entwurf.

Ueber die Ausflüchte und Entschuldigungen, womit man die Ersatzpflicht gewöhnlich von sich zu schieben suchet.

Der Mensch ist überhaupt niemals geschickter, die Erfüllung einer Pflicht von sich zu schieben, und sich selbst zu überreden, daß er von derselben frey ist, als wenn er sich eine Sache entziehen soll, welche er gern als sein Eigenthum betrachtete, besonders wenn er schon eine lange Zeit im Besitze dieser auf eine ungerechte Art erworbenen Sache ist. Es ist äußerst wichtig, die Diebe und Betrüger über die Aus-

flüchte und Entschuldigungen, wodurch sie sich zum Nachtheil ihres Seelenheiles selbst irre zu führen suchen, zu belehren, und ihnen ihr grundloses Vorgeben anschaulich darzustellen. Wir wollen die vorzüglichsten dieser Ausflüchte anführen und widerlegen.

a) Ich kann nichts mehr ersetzen, spricht ein Betrüger, weil ich das entwendete, oder das ungerecht erworbene Gut nicht mehr besitze, und kaum meinen nothwendigsten Hausbedarf bestreiten kann. — Wenn dies wahr ist, so bist du freilich von der Pflicht zu ersetzen, befreit. Aber siehst du nicht vielleicht für unmöglich an, was dir blos schwer fällt? Könntest du dich nicht durch Einschränkungen, oder mehr Thätigkeit in den Stand setzen, deiner Pflicht Genüge zu leisten?

b) Ich will meine Schande nicht selbst offenbaren, spricht ein Anderer; ich würde dadurch meine Ehre und meinen guten Namen verlieren. — Giebt es dann keine Mittel, den Schaden zu vergüten, ohne deine Ehre der Gefahr auszusetzen? Du kannst ja durch einen vertrauten Freund, von dessen Verschwiegenheit du versichert bist, oder durch deinen Gewissensrath thun, was du dich selbst zu thun schämest.

c) Ich bin selbst auch von Andern betrogen worden. — Sey es; berechtiget dich aber dies einen Dritten zu betrügen? Ist dann derjenige, den du betrogen, Schuld an dem Schaden, den du erlitten hast, und wie kömmt er dazu, daß er jetzt deinen Schaden, der ihn durchaus nichts angeht, büßen soll?

d) Ich kann das ungerechte Gut jetzt nicht mehr wohl entbehren; wollte ich mich dessen entblößen, so müßte ich mich unter meinen Stand herabsetzen. Kann man dies von mir fordern? — Warum nicht? Du hast ja denjenigen, den du betrogen oder bestohlen hast, vielleicht auch unter seinen Stand herabgesetzt; und wenn dies auch nicht wäre, wer sagt dir, daß du auf Unkosten eines Andern dich in deinem Stande zu erhalten

das Recht hast? Entweder ist dein Vermögen durch deine eigene Schuld vermindert worden, in diesem Falle ist es billig, daß du deine Hinläßigkeit büßest; ist es aber nicht deine Schuld, so ist es ja auch keine Schande, sich zu einem Stande herabzulassen, in welchem so viele andere ehrliche Leute sich befinden.

e) **Ich will eine gute Gelegenheit abwarten, und dann werde ich schon Ersatz leisten.** — Nein, du wirst nicht ersetzen. Wer die Ersatzpflicht verschiebt und eine günstige Gelegenheit abwarten will, der ersetzet gewiß nicht. Dies beweis't die Erfahrung alle Tage. Eine Pflicht, welche man ungern erfüllet, wird durch die Verzögerung immer schwerer, und zuletzt wird sie vergessen.

f) **Ich will nach meinem Tode ersetzen,** und es meinen Erben hinterlassen, daß sie denjenigen zufrieden stellen, dem ich einen Schaden zugefügt habe.

Wer berechtigt dich zu solch einer Verzögerung? — Und ist auch derjenige, dem du geschadet hast, damit zufrieden? Wer ist dir denn Bürge, daß der Beschädigte dich überlebt, oder daß deine Erben deinen Willen erfüllen werden? Und kannst du nicht selbst unverhofft dahin sterben, ohne ihnen deinen Willen erklärt zu haben?

Stellen aus der heiligen Schrift.

Diebstahl. Spr. 29, 24. — Sir. 5, 14. — Ebend. 41, 19. — Ose. 4, 2. — Matth. 19, 18. — Mark. 7, 21—23. — Joh. 12, 5—6. — Ephes. 4, 28. —

Betrug im Allgemeinen. 3. B. Mos. 5, 21—24. — Ebend. 19, 11. — Ebend. 25, 17. — Ps. 34, 20. — Ebend. 54, 12. — Spr. 12, 22. — Ebend. 20, 14. — Ebend. 14, 17. — Ebend. 20, 17. — Ebend. 21, 6. — Ebend. 26, 18. 19. — Jes. 59, 3. — Jer. 5, 27. — Ebend. 6, 13. — Ebend. 9, 6. — Ebend. 7, 9. 15. 6, 7. — Malach. 2, 10. — Luk. 16, 2—7. — 1. Kor. 6, 8. — 1. Thess. 4, 6. — 1. Petr. 2, 1. —

Betrug im Kauf, Verkauf, Maaß und Gewicht. 3. B. Mos. 19, 35. — Ebend. 19, 36. — 25, 14. — 5. B. Mos. 25, 13—16. — Spr. 11, 1. — Ebend. 20, 10. — Sir. 26, 29. — Ebend. 27, 1—4. — Ebend. 42, 3—5. — Ezech. 45, 10. — Ose. 12, 7. — 1. Thess. 4, 6. —

Betrug durch Verrückung der Gränzsteine, oder Feldmarken. 5. B. Mos. 19, 14. — Spr. 22, 28. — Ebend. 23, 10. —

Wortbrüchigkeit. 4. B. Mos. 32, 24. — Samuel 18, 17—19. — Spr. 25, 14. — Ezech. 17, 15. 18. — 1. Mach. 1, 30—34. — Ebend. 7, 14—18. — Ebend. 7. 27—32. — Ebend. 11, 52. 53. — Ebend. 12, 39—49. — Ebend. 13, 14—20. — Ebend. 16, 14—18. — 2. Mach. 4, 34. — Ebend. 12, 3—4. —

Betrug bey Entrichtung der Steuern rc. Matth. 17, 26. — Ebend. 22, 21. — Röm. 13, 6—7. —

Betrug durch muthwilliges Schuldenmachen. Ps. 36, 21. — Sir. 29, 14—17. — Ebend. 29, 1—7. — Röm. 15, 8. —

Wucher. 3. B. Mos. 25, 35—37. — 5. B. Mos. 15, 3. — Ebend. 23, 20. — Spr. 11, 26. — Ebend. 15, 27. — Ebend. 28, 8. — Pred. 5, 9. — Ezech. 18, 13. — Ebend. 22, 12. — Luk. 6, 34. —

Stellen aus den heiligen Vätern.

Warten deiner nicht drey Ellen Erde? Ist bald nicht eine Last von wenigen Steinen hinlänglich, deinen elenden Leib zu verwahren? Warum giebst du dir so viel Mühe? Warum handelst du ungerecht? Warum sammeln deine Hände Fruchtloses? Und wäre es doch Fruchtloses, und nicht Stoff zum ewigen Feuer! **Basilius** tom. 2. pag. 57. edit. Jul. Garnerii.

Bist du nicht reich und willst stehlen? Was findest du? Was verlierest du? O verlustvolle Gewinne! Du findest Geld,

und verlierst die Gerechtigkeit. „Ich bin arm, sagst du, und habe nichts." Willst du also darum stehlen? Was du raubest, das siehst du; aber den, der dich raubet, siehst du nicht. Ist dir unbekannt, daß der Feind wie ein brüllender Löwe umhergeht, und sucht, wen er raube. (1. Petr. 5, 8.) Das, was du rauben willst, ist in der Mausfalle; du fassest, und wirst gefaßt. Begehre also nicht nach Raub, o Armer! sondern begehre nach Gott, der uns überflüssig spendet zum Genusse. Der wird dich weiden, der dich gemacht hat. Wird Er, der den Räuber nähret, den Unschuldigen nicht nähren? Der wird dich nähren, der seine Sonne aufgehen machet über die Guten und die Bösen, und über die Gerechten und die Ungerechten regnen läßt. Augustinus Enarr. Ps. 61.

Wenn man das fremde Eigenthum, worüber man sich versündigt hat, nicht zurückgiebt, da man es doch kann, so thut man keine wahre, sondern nur eine scheinbare Buße; denn bey einer wahren Buße wird die Sünde nicht nachgelassen, wenn das Gestohlene nicht zurückgegeben wird. Augustinus Epist. 5. 4. ad Macedon.

Mit Recht sagt man zu einem Anwalt: gieb zurück, was du empfangen hast, wenn du gegen die Wahrheit geredet, der Ungerechtigkeit geholfen, den Richter betrogen, die gerechte Sache unterdrückt, und durch Unwahrheit gesiegt hast. Derselbe a. a. O.

Hast du dem Eigenthümer, was du gefunden hast, nicht zurückgegeben, so hast du es ihm gestohlen. Derselbe de Verbis Apostoli.

Der ungerechte Gewinn füllet die Geldkästen an, und bringt das Verderben in die Seele. Für ein Kleid, das man stihlt, verliert man den Glauben, und für das Geld, welches man erwirbt, die Gerechtigkeit. Derselbe a. a. O.

Du redest von den Dieben, welche die schlechteste Art der Menschen sind, und denen das Arzneimittel der Buße nichts hülft. Derselbe Epist. ad Macedon.

Unter dem Worte Diebstahl versteht man eine unge-

rechte Beeinträchtigung des fremden Eigenthums. Augustin. Lib. Quaest. in Exod. p. 71.

Diese Beute ist ein Fallstrick für dich: nimmst du sie, so wirst du gefangen. Derselbe in Ps. 61.

Es ist ein Gesetz, welches in die Herzen der Menschen eingegraben ist, und welches die Ungerechtigkeit niemals zu tilgen vermag: denn welcher Dieb duldet einen andern Dieb? Derselbe Lib. 2. Confess. cap. 4.

Ist derjenige, welcher einem Reichen etwas wegnimmt, grausamer, als Jener, der sich mit Wucher beladet. Diese und dergleichen Dinge besitzt man mit Unrecht, und mein Wunsch ist, daß man sie zurückgebe. Ders. Epist. ad Macedon.

Wer ungerechtes Gut erbet, ob er's gleich nicht selbst gestohlen hat, hat fremdes Eigenthum; ein Anderer hat es zwar genommen, aber du besitzest es; er hat es geraubt, und du genießest es. Chrysostomus Homil. 14. in cap. 5. 1. ad Corinth.

Man soll es nicht für ein Almosen halten, wenn man den Armen giebt, was man auf eine ungerechte Art erworben hat. Denn wer sich ungerechtes Gut zuzieht mit der Absicht, es wohl anzuwenden, der beladet vielmehr sein Gewissen, als er es entlediget. Gregorius Lib. 7. Epist. 112.

Wenn Gott diejenigen, die von ihrem Eigenthum dem Nothleidenden nichts geben, so sehr strafet, welche Strafe wartet also derer, welche noch fremdes Eigenthum rauben? Derselbe super illa Matthaei verba: Esurivi et non dedistis etc.

Wer in seinen Begierden kein Maaß kennt, der kennt auch im Betruge keine Gränzen. Ambrosius Lib. de Abel.

Ist es schon ein Raub, wenn man den Armen nichts giebt; so soll man sich doch schämen, ihnen etwas zu nehmen. Cassian Lib. 5. Epist.

Was hilft es dir, die Nachlassung deiner Sünden zu erhalten, wenn du deinem Nebenmenschen den zugefügten Schaden nicht ersetzest. Du bleibst alsdann einer doppelten Sünde schuldig, weil du nämlich auf eine ungerechte Art dein Ver-

mögen vermehrt hast, und weil du diese ungerecht erworbene Güter behältst. Gregorius Nazian. Orat. 40.

Es ist für die Seele gleichermaßen gefährlich zu stehlen, und ungerechtes Gut zu behalten. Decisio Alexandri. III. in append. Concilii Lateran. III.

Ausgearbeitete Stellen.

Was ist Diebstahl im allgemeinen Sinne des Worts?

Wer Andern ohne ihre Einwilligung, oder nur mit ihrer gezwungenen Genehmigung gewaltsam einen Theil ihrer Güter nimmt, machet sich eines groben Eingriffs in ihr Eigenthumsrecht schuldig. Diese Art von Ungerechtigkeit geschieht in einem Staate, wo die Gesetze in Absicht auf die Sicherheit des Eigenthums vollzogen werden, nicht so häufig, wie die, womit man Andere durch List und Betrug um ihr Eigenthum bringt. Diese Art von Ungerechtigkeit ist weit feiner, setzt aber einen höhern Grad von Verdorbenheit voraus. Zu diesen groben Eingriffen in fremdes Eigenthum rechnen wir jede gewaltsame, oder heimliche Beraubung und Erpressung, die im gemeinen Leben durch den entehrenden Namen des Diebstahls bezeichnet wird, so wie die Verheimlichung oder Zurückbehaltung des gestohlenen Guts. Mag der Gewinn einer solchen Ungerechtigkeit auch noch so unbedeutend seyn; mag der Beraubte immerhin seinen Verlust leicht verschmerzen können, oder ihn nicht einmal empfinden, so bleiben doch diese gewaltsamen Eingriffe in fremdes Eigenthum schändliche Sünden, welche Gott verabscheuet, weil die Absichten des Diebs immer höchst niederträchtig, und meistens äußerst grausam sind, „denn der Dieb," sagt der Heiland selbst, „kommt nur, um zu stehlen, um zu morden und um „zu verwüsten." Joh. 10, 10.

Verschiedene Arten des Eingriffs in fremdes Eigenthum, welche wahre Diebstähle sind.

Es giebt gewisse, feinere Arten der Ungerechtigkeit gegen fremdes Eigenthum, die wir nicht allein aus dem Benehmen des treulosen Haushalters in der Erzählung Jesu kennen lernen, sondern auch täglich in den Verbindungen mit unsern Nebenmenschen entdecken können. Ach, wie Mancher verschwendet das Vermögen der Wittwen und Waisen, und sucht dann durch betrügerische Ränke die verdiente Ahndung seines Verbrechens von sich abzuwenden! Wie mancher ehrlose Vater opfert die Güter seiner Kinder, die er zu ihrer Erziehung und zur Gründung ihres irdischen Wohls verwenden sollte, seiner Schwelgerey und Spielsucht auf! — Und wie mannigfaltig sind die Arten des Betruges, durch die man im Handel und Wandel den Nächsten zu hintergehen pflegt! Gebe Gott, daß keinen unter uns sein Gewissen hierüber anklage und ihn verdamme, wenn ich an die vorzüglichsten Gattungen dieser Treulosigkeit erinnere, an die gewissenlosen Unterschleife, durch die man gegen den geleisteten Eid dem Staate dasjenige entzieht, was man ihm zu geben schuldig ist; an den unchristlichen Wucher, der den Bedrängten zur Verzweiflung bringt; an die Vorenthaltung und Schmälerung des verdienten Lohns, worüber der Unterdrückte nur im Stillen seufzen darf; an jenes überhandnehmende, leichtsinnige Schuldenmachen, das den redlichen Mitbürger um sein sauer verdientes Brod bringt; an die ungerechten Prozesse, durch die man für sich und Andere Elend und Verderben stiftet; an die feinen Betrügereien im Handel, die man oft sogar für recht und erlaubt hält, und an die willkührlichen, unverhältnißmäßigen Forderungen für geleistete Dienste, gelieferte Arbeiten, und für genossene Bewirthung. Alle diese Gattungen der Eingriffe in fremdes Eigenthum werden wir so oft gewahr, daß es dem gewissenhaften Christen willkommen seyn muß, wenn er daran erinnert wird, was nach den Grundsätzen der Lehre Jesu von diesen Ungerechtigkeiten eigentlich zu halten sey; damit er den Versuchun-

gen zu einem ähnlichen treulosen Verfahren desto muthiger entgegentreten und sie siegreich überwinden könne.

Verschiedene Arten des Betrugs im Handel und Wandel.

Man werfe einen etwas tiefern Blick in Handel und Wandel, in Käufe und Verträge, in die verschiedenen Arbeiten des Handwerkers und des Künstlers: wie Vieles wird man entdecken, das sich mit den Vorschriften einer strengen Gerechtigkeit nicht verträgt, welche doch die Seele aller unserer Geschäfte seyn soll! — Ich weiß zwar, daß die heimlichen Kunstgriffe, wodurch man sich im Handel und Wandel gewisse Vortheile auf Unkosten dessen mit welchem man in Geschäften ist, verschafft, so ziemlich allgemein üblich sind, und daß überhaupt nur die zarteren Gewissen, darüber Bedenklichkeiten haben. — Unsere Vorfahren, sagt man gewöhnlich, haben alle diese Kunstgriffe auch schon gebraucht; und ist dieser allgemeine Gebrauch nicht ein Beweis, daß die Menschen sich gleichermaßen stillschweigend darüber mit einander verstanden haben, und daß dieses im Grunde eben so viel ist, als wäre man förmlich darüber übereingekommen. Dadurch werden also die darunter verborgenen Ungerechtigkeiten gewissermaßen gegenseitig aufgehoben. — Allein, wenn es auch so wäre, würde man dann wohl so heimlich dabey zu Werke gehen? Würde man sich so oft durch Lügen helfen? — Wozu einem Andern etwas verbergen, das er schon weiß? Wozu seinen Fragen ausweichen, oder sie mit lügenhaften Ausflüchten abwenden, wenn alles das, worüber er fragt, ihm schon bekannt ist? Was sollen die erdichteten Entschuldigungen, die Verlegenheit, und die Schamröthe, wenn der Kunstgriff entdeckt wird? — Ist nicht alsdann Ersatz, oder Schadloshaltung das Wenigste, was gefordert werden kann? Würde alles dieses geschehen, wenn man beiderseits nicht gänzlich überzeugt wäre, daß ein wahrer Betrug zum Grunde liegt? Und sage mir, du, der du nur den förmlichen Diebstahl und öffentliche Schadenzufügungen, als eigentliche Verletzungen der Gerechtigkeit an-

sehen willst, und behauptest, daß nur sie die Pflicht des Ersatzes zur Folge haben: warum hütest du dich so sehr, daß die Kunstgriffe, die du im Handel und Wandel gebrauchest; die kleinen Vortheile, die du in Käufen und Verträgen, in Rechnungen und Verwaltungsgeschäften dir zu Nutzen machest, nicht in das Auge desjenigen fallen, der dabey verlieret? Warum bemühest du dich so fleißig, in den Arbeiten deines Gewerbes, oder deiner Kunst, die Fehler und Mängel zu decken? Sind alle diese Schleichwege nicht ein wahrer Beweis, daß du dich über eine zartere Gewissenhaftigkeit schon hinweggesetzt hast, und daß du die Prüfung einer strengen Gerechtigkeit nicht aushalten würdest?

Worauf das Verboth des Diebstahls sich gründet.

Wenn schon der Schöpfer die Güter der Erde zum Gebrauche der Menschen erschaffen hat, wenn schon Niemand ein Recht zum Besitze und Genusse derselben mit sich auf die Welt bringt, so war doch sein Wille nicht, daß sie in gleichem Maaße jedem einzelnen Menschen zu Theil werden. Die weise Vorsehung hat hierin eine ganz andere Anordnung getroffen, als man aus dem, nach rohen Menschenbegriffen abgefaßten Menschenrechte herleiten möchte, und als so Mancher im Wahne eines zügellosen Gleichheitsgeistes wünschen dürfte. — Es lag in ihren Planen, daß der Besitz der irdischen Glücksgüter theils dem Zufalle des Erbrechtes unterworfen werde, theils die Belohnung des Talents, des Fleißes und der Arbeitsamkeit seyn sollte. Und wenn wir die Absichten durchforschen, die darunter verborgen liegen, so entdecken wir eine Weisheit, die wir nicht genug bewundern können. In den Händen des Reichen sollen die Glücksgüter ein Mittel seyn, sich durch den rechtmäßigen Gebrauch derselben Verdienste für den Himmel zu erwerben, und den Armen soll die Entbehrung der Güter dieser Erde dahin führen, dieselben zu verachten, und durch eine freiwillige Ergebung in den göttlichen Willen sich Reichthümer für die Zukunft zu sammeln. Diese Ergebung ist nicht leicht; denn unser Herz sehnet sich nach

dem Besitze irdischer Reichthümer, weil mit dem Genusse derselben die Befriedigung so manches Herzenswunsches verbunden ist. Dafür ist aber auch der Reiche vielen Sorgen und Gefahren ausgesetzt, welche die Reichthümer mit sich bringen, deren der Arme überhoben ist. Wer daher die Sache mit einem christlichen Auge betrachtet, entdeckt unter der scheinbaren Ungleichheit in dem Punkte der irdischen Glücksgüter, eine wunderbare Gleichheit, in Hinsicht auf die Folgen, die nach den weisen Absichten des Schöpfers daraus entstehen sollen. Wenn es also der Wille Gottes ist, daß derjenige, der Viel hat, es nach seinen heiligen Absichten anwende und gebrauche, und daß derjenige, dem Wenig zu Theil geworden ist, sich damit begnüge; so erhellet, daß es eine Verletzung des göttlichen Willens ist, wenn Jemand mit Gewalt, oder durch List einen Eingriff in den Antheil eines Andern machet, und sich eines Eigenthums bemächtigt, wozu er kein Recht hat, und daß also auch der Vorwand, die Güter der Erde seyen für alle Menschen erschaffen, nur im äußersten Nothfalle entschuldigt.

Das Verboth des Diebstahls ist in alle Menschenherzen eingegraben.

Gott hat das Verboth, das Eigenthum seines Nebenmenschen nicht zu beeinträchtigen, in die Herzen aller Menschen so tief eingegraben, daß wir keines Lehrers bedürfen, der uns erst beweisen sollte, daß Niemand mit einer frechen Hand nach fremdem Eigenthume greifen darf. Dieser Grundsatz wird allgemein anerkannt, und Keiner hat es noch gewagt, ihn in Zweifel zu ziehen. Der Gottlose sogar, welcher sonst alle übrige Gebothe verhöhnt, kann ihn nicht läugnen; daher die Heiden und rohesten Völker die Sicherheit des Eigenthums von jeher für die erste Grundlage der menschlichen Gesellschaft gehalten haben, weil sie wohl einsahen, daß bey der Zulassung des Diebstahls weder Ruhe noch Ordnung möglich wären. Die Gerechtigkeit erfordert also, daß ein Jeder sein Eigenthum und die Güter, welche er sich durch seinen Kunstfleiß erworben hat,

oder welche ihm durch rechtmäßige Erbschaften zugefallen sind, friedlich genieße. Um diese Lehre den Menschen faßlich zu machen, hat Gott ihnen sogar verbothen, ungerechte Begierden nach fremdem Eigenthum in ihrem Herzen zu unterhalten.

Pflicht, das gestohlene Gut zurückzugeben, und den daraus erfolgten Schaden zu ersetzen.

Gleichwie es keines Beweises bedarf, um die Menschen zu überzeugen, daß es nicht erlaubt ist, einen Eingriff in fremdes Eigenthum zu machen, eben so ist es auch nicht nothwendig die Pflicht der Wiedererstattung darzuthun. Beide Pflichten leuchten der Vernunft von selbst ein. Jedermann erkennt nicht nur, sondern fühlt sogar die Wahrheit des Lehrsatzes: „Thue einem Andern nicht, was du nicht willst, das dir geschehe.“ Wo ist aber der Mensch, der nicht auch verlangt, daß man ihm den Schaden ersetze, den er erlitten hat? Und verlangt er wohl von Jemand anderm den Ersatz dieses Schadens, als von demjenigen selbst, der ihn verursacht hat? Nichts kann daher weniger bestritten werden, als die Pflicht, das gestohlene, oder ungerecht erworbene Gut dem Eigenthümer wieder zurückzustellen.

Die Wiedererstattung ist zur Seligkeit nothwendig.

Wenn keine wahre Buße Statt haben kann, wie der heil. Augustin behauptet, ohne daß man jedes fremde Eigenthum seinem Herrn zurückgebe, so erhellet, daß die Zurückgabe zur Seligkeit unumgänglich nothwendig sey. Der Schmerz, den der Sünder empfinden soll, Gott beleidigt zu haben, so wie der Vorsatz, dieselbe Sünde nicht mehr zu begehen, begreift nothwendiger Weise den Willen in sich, das Uebel nach Kräften wieder gut zu machen, das man veranlaßt, oder selbst gethan hat; wie ließe sich sonst eine wahre Reue denken? Der Christ, der den zugefügten Schaden nicht ersetzet, bleibt demnach so lange mit der Last seiner Sünde beladen, als er die Erfüllung der pflichtmäßigen Wiedererstattung verzögert, im

Falle sie in seiner Gewalt liegt. Will er also wahre Buße thun, so muß er von dem Augenblicke an, wo er sich bekehren will, bereit seyn, die Sünde zu verlassen, und allen Pflichten, welche sie nach sich zieht, Genüge zu leisten. Er muß also in demselben Augenblicke schon Anstalten treffen, um den Schaden so bald, als möglich zu ersetzen. Ohne dies sind alle seine Bußwerke nur eitler Schein. Wenn aber die Buße ein zur Seligkeit unumgängliches Mittel ist, so erfolget, daß, wer das gestohlene, oder unrecht erworbene Gut nicht ersetzet, auch zur Seligkeit nicht gelangen kann.

Wer nicht ersetzet, und es doch thun könnte, ist in einem beständigen Zustande der Sünde.

Wer über das Betragen dessen, der ungerechtes Gut besitzt, und es nicht zurückgiebt, nachdenkt, muß es deutlich einsehen, daß der ungerechte Besitzer in einem beständigen Zustande der Sünde ist; die Sünde wird gleichsam ununterbrochen fortgesetzt, und sie erneuert sich in jedem Augenblicke, wo er an sein ungerechtes Gut denkt, und dadurch auf seine Pflicht aufmerksam gemacht wird. Eben so wie ein Mensch, der seinen Arm eine Zeit ausgestreckt hielte, um ein fremdes Gut zu nehmen, das er aber nicht erreichen kann, während der ganzen Zeit sündigte, wo er den Arm ausgestreckt hielte, und den Willen zu stehlen hätte, eben so dauert die Sünde des ungerechten Besitzers immerfort, so lange er nicht zurückgiebt. Die freiwillige Unterlassung der Ersatzpflicht, die man erkennt, ist eine besondere Sünde, welche von jener, die man durch die Zueignung des fremden Eigenthums begangen hat, ganz verschieden ist, und sie ist um so größer, als die Erfüllung dieser Pflicht eine längere Zeit verschoben wird, und als der aus diesem Aufschub für den rechtmäßigen Eigenthümer entstehende Schaden um so größer ist.

Die Unmöglichkeit allein entschuldigt von der Ersatzpflicht.

Da natürlicher Weise Niemand etwas thun kann, das

ihm gänzlich unmöglich ist, so ist auch klar, daß, wer ganz außer Stand ist wieder zu ersetzen, von aller Ersatzpflicht befreit sey. Doch dauert diese Freiheit nur so lange, als die Unmöglichkeit dauert. Denn wenn derjenige, der ungerechtes Gut besessen, es verschwendet, und sich dadurch in eine wahre Unmöglichkeit des Ersatzes gesetzt hatte, sich nachher durch seinen Kunstfleiß, oder durch glückliche Zufälle dasselbe wieder erschwingt, und zu Vermögen kömmt, so wacht die Pflicht, den alten Schaden zu ersetzen, wieder auf; und es ist gleich viel, ob er das neue Vermögen blos einem unverhofften Glücksfalle, oder seinem Fleiße zu verdanken hat: seine alte Pflicht bleibt so lange er lebt; sollte auch derjenige, der an ihn zu fordern hatte, schon längst alle Hoffnung aufgegeben haben, irgend etwas zu bekommen, oder sollte er auch in der Zeit seines Sturzes mit ihm übereingekommen seyn, sich mit einem gewissen Theil zu begnügen. Denn da der Eigenthümer sich nicht freiwillig zum Vertrage verstanden hat, sondern blos aus der Ursache, um nicht Alles zu verlieren, so bleibt ihm immer sein ganzes Recht; und dem Besitzer des ungerechten Guts bleibt also auch die ganze Pflicht.

Was man keine wahre Unmöglichkeit zu ersetzen nennen kann.

Wer ein gestohlenes, oder mit Unrecht erworbenes Gut wieder zurückgeben soll, der suchet gewöhnlich, sich zu überreden, daß er sich in einer wahren Unmöglichkeit befinde, den Schaden zu ersetzen. Wer dasjenige, was er zurückgeben soll, selbst gebrauchet, und es nicht wohl entbehren kann, ohne sich Gewalt anzuthun; wer dadurch genöthigt wird, sein Hauswesen einzuschränken, etwas von seinen Gütern zu veräußern, seine Prachtlust zu mäßigen, seinen Aufwand zu mindern, den Spieltisch zu meiden, oder sein Gewerb mit mehr Thätigkeit zu betreiben, und seiner Bequemlichkeit so Manches zu versagen: der glaubt in der Unmöglichkeit zu seyn, die Ersatzpflicht zu erfüllen. Wie sehr doch die Menschen geschickt sind, sich selbst zu betrügen, wenn ihr Eigennutz sie dazu auffor-

dert, als wenn der Dieb, oder der Betrüger das Recht hätte, auf Unkosten dessen, den er bestohlen, oder betrogen hat, seiner Bequemlichkeit zu pflegen! Hat er dem rechtmäßigen Eigenthümer durch den Schaden, den er ihm zugefügt hat, nicht Gewalt angethan? Warum sollte er jetzt sich nicht auch Gewalt anthun, um ihm den Schaden wieder zu vergüten? Wenn der Betrüger nicht verpflichtet wäre, sich einzuschränken, so dürfte ja ein Jeder, dessen Hauswesen rückwärts geht, es durch Diebstahl, oder Betrug aufrecht erhalten; denn das Verboth des Diebstahls ist eben so wichtig, als das Geboth des Ersatzes. Wie mancher Betrüger oder Schuldner, der sich mit einer eingebildeten Unmöglichkeit zu ersetzen, oder zu bezahlen tröstet, setzet also dadurch das Heil seiner Seele in die größte Gefahr! Die Unmöglichkeit, die anfänglich nur eingebildet war, kann zuletzt wahr werden; sollte er alsdann seine Hinläßigkeit und seinen Leichtsinn nicht zu verantworten haben?

Einen ungerechten Eingriff in fremdes Eigenthum betrachtet man mit ganz andern Augen an sich selbst, als an seinen Nebenmenschen.

Der heilige Chrysostomus sagt in einer Rede über die ungerechten Eingriffe in fremdes Eigenthum, sehr treffend, „daß „die Ungerechtigkeit zu jenen Verbrechen gehört, welche die „Menschen an sich selbst am wenigsten mißbilligen, an Andern „aber mit der größten Strenge ahnden." Wer hierin nicht ein ganz besonderes zartes Gewissen hat, der wird mit dieser Leidenschaft leicht gemein, und weiß sich dieselbe unter allerley angenehmen und täuschenden Farben darzustellen. Betrachtet er sie aber an Andern, so beträgt er sich ganz anders; er sieht sie unter ihrer häßlichsten Gestalt, und wäre sie auch in gewissen Fällen ganz unbedeutend, so scheint ihm doch keine Strafe hart genug zu seyn, die sie verdiente. Daher sind wir überhaupt so wachsam, um nicht bestohlen, oder betrogen zu werden, und dagegen so hinläßig, uns selbst zu Rede zu stellen, ob wir etwa Niemand Unrecht thun. Wie wichtig ist es also für jeden Menschen sein Benehmen immer genau und

ohne Partheilichkeit zu prüfen, um sich zu versichern, ob er in dieser Hinsicht ganz rein sey!

Die Pflicht der Wiedererstattung wird selten beobachtet.

Wenn es eine Unmöglichkeit ist, daß derjenige, der sich, auf welche Art es immer sey, ein fremdes Gut zugeeignet hat, zur Seligkeit gelange, wenn er es nicht ersetzet, falls es in seiner Gewalt liegt, so ist es beinahe eben so unmöglich, daß er das Gut wirklich ersetze, besonders wenn er schon eine gewisse Zeit im Besitze des fremden Gutes ist, und sich gewöhnt hat, es als ein wahres Eigenthum zu betrachten. Diese Art von Unmöglichkeit gründet sich auf die großen Hindernisse, welche die Leidenschaften der Erfüllung der Ersatzpflicht entgegenstellen, und welche man gewöhnlich ohne ein Wunder der Gnade nicht übersteigt. Man ziehe nur die Erfahrung zu Rathe, und man wird bemerken, daß die Schadenvergütungen zu den größten Seltenheiten gehören. Es bedarf in der That keiner geringen Tugend, um sich selbst ein Gut wieder abzuzwingen, welches man sich zugeeignet hat. Einen Beweis finden wir in einem allgemeinen Vorurtheil in dieser Hinsicht: Wer ersetzet, glaubt dem Eigenthümer, dem er doch nur das Seinige zurückgiebt, eine wahre Gnade zu ertheilen; nichts scheint ihm billiger zu seyn, als daß dieser sich zu einem nicht unbedeutenden Nachlasse verstehe, und will er etwa nichts davon hören, so findet Jener dieses höchst ungerecht, oder er glaubt sich dadurch berechtigt genug, von seinem Vorhaben wieder abzustehen, und den Ersatz auf eine andere Zeit zu verschieben. Eben deßhalb ist derjenige selbst, der den Schaden erlitten hat, überhaupt sehr geneigt, mit sich handeln zu lassen, und er bequemet sich leicht zu einem Abzuge. Ist dies nicht ein deutlicher Beweis, daß nichts seltner, als die Erfüllung der Ersatzpflicht ist?

Es ist gefährlich, die Ersatzpflicht zu verschieben.

Es giebt Menschen, welche, ob sie gleich nicht daran

zweifeln, daß sie schuldig sind, ungerecht erworbenes Gut zu ersetzen, dessen ungeachtet die Erfüllung ihrer Pflicht immerfort verschieben, wenn sie auch schon den Tod ihnen gleichsam entgegenkommen sehen. Gleichen diese Menschen nicht jenen Sündern, welche ihre Buße bis auf das Sterbebett hinausschieben? So wie diese sich niemals zur Bekehrung bereit finden, eben so will es Jenen niemals bequem seyn, zu ersetzen, was ihnen nicht gehört. Aber auch das Ende der Verzögerung ist beiderseits gleich. Ohne ein besonderes Wunder der Gnade ist die bis zum Tode hinausgeschobene Buße ein eitles Blendwerk, das für den Sünder ohne Wirkung bleibt, und eben so kommt eine immer verschobene Ersatzpflicht niemals zur Erfüllung; mit jedem Tage wird sie schwerer, die Hindernisse vermehren sich; der Tod rückt allmählig heran, man stirbt, und — man soll noch ersetzen. Vergebens beruft man sich auf ein Testament, in welchem man einem Jeden das Seinige zurückstellt. Als wenn zur Erfüllung der Ersatzpflicht die Zeit bestimmt wäre, wo man das ungerechte Gut ohnehin nicht mehr benützen kann. Und weiß man denn nicht aus Erfahrung, welchen Ausgang solche Testamente gewöhnlich haben. Die Erben, denen es mehr um das Geld, als um das Seelenheil des Verstorbenen zu thun ist, wissen schon Mittel zu finden, daß dergleichen Testamente nicht befolgt werden dürfen. Wie thöricht handeln daher jene Menschen, welche immer verschieben, und ihren Erben ein Geschäft überlassen, wovon ihr ewiges Loos abhängt!

Es giebt zwar Fälle, in welchen die Verzögerung erlaubt ist.

Ist der Mensch, der ungerechtes Gut besitzt, durch unverschuldete Unglücksfälle, oder auch durch seine Hinläßigkeit, durch seinen Aufwand und dergleichen Ursachen in eine Lage gerathen, daß ihm nur noch der nothwendigste Bedarf übrig bleibt, und daß, wenn er ersetzen müßte, er dadurch in eine gänzliche Armuth versetzt würde, so ist es einleuchtend, daß dieser die Erfüllung der Ersatzpflicht auf bessere Zeiten hin-

ausschieben darf, weil Niemand verbunden ist, sich das Nothwendigste zu entziehen. Aber in seinem Herzen muß er immer den wahren und aufrichtigen Willen behalten, seiner Pflicht Genüge zu leisten, so bald er wieder zu Kräften kommen wird, und nebenbey muß er seinen Fleiß verdoppeln, sein Hauswesen auf's Aeußerste einschränken, alle Ausgaben, welche der nothwendigste Bedarf nicht erheischt, verhüten, und immer überzeugt seyn, daß die Unmöglichkeit zu ersetzen, ihn nur alsdann entschuldigt, wenn er Alles angewendet hat, was an ihm lag, seine Pflicht zu erfüllen.

Gewöhnliche Ausflüchten und Entschuldigungen gegen die Ersatzpflicht.

Wer durch die Stimme seines Gewissens aufgefordert die Ungerechtigkeit erkennt, wodurch er in das Eigenthum seines Nebenmenschen einen Eingriff gethan hat, der denkt vor Allem nach, ob es nicht möglich sey, diese so lästige Pflicht von sich zu wälzen, und ob nicht etwa eine Ausflucht, ein Vorwand ausfindig zu machen sey, womit er sich von der Pflicht der Wiedererstattung frey sprechen könnte. — „Ich kann nicht ersetzen," spricht hier ein Betrüger, dem sein Gewissensrath die Ersatzpflicht nahe an's Herz leget; ich habe das entwendete Gut nicht mehr, und was ich verdiene, reicht kaum zu meinem Hausbedarfe hin. — Du kannst nicht ersetzen? — Wenn du die Wahrheit redest, mein Freund! so ist für dich keine Ersatzpflicht, denn Niemand ist zu thun verbunden, was er nicht thun kann. — Aber siehest du vielleicht nicht für unmöglich an, was dir blos schwer fällt? Wäre es dir nicht möglich, deinen Hausbedarf in etwas einzuschränken? Ließen sich hie und da nicht so manche Ausgaben ersparen? Thust du nicht Vieles deinen Gelüsten zu gut, das du für Bedürfnisse hältst? — Und dann wie viele Stunden gehest du müßig, die du zur Vergütung des Schadens anwenden könntest, den du deinem Nächsten zugefügt hast? Bist du nicht zu allen möglichen Einschränkungen in deinen Ausgaben, und zu einem größern Fleiß in deiner Arbeit verbunden? Hat dein Näch-

ster, dem du geschadet hast, nicht das Recht, alles dies von dir zu fordern? Und würdest du es nicht eben auch von ihm fordern, wenn du von ihm betrogen worden wärest? Oder ist er etwa verbunden, dich gelinder zu behandeln, als du ihn behandeln würdest? — „Ich kann nicht ersetzen," spricht ein Anderer, weil ich meine Schande dadurch aufdecken müßte; ich würde in einen übeln Ruf kommen, und dadurch meinem Geschäfte sehr schaden. — So! — Giebt es aber kein Mittel, den Schaden zu vergüten, ohne daß deine Ehre darunter leide? Hast du nicht einen guten Freund, dem du dein Anliegen anvertrauen kannst, und der an deiner Stelle mit Verschwiegenheit deines Namens die Ersatzpflicht abtragen könnte? Oder in Ermanglung desselben würde dein Gewissensrath, dem du deine Schande ohnehin aufdecken mußt, und für den die Verschwiegenheit die allerstrengste Pflicht ist, nicht gern für dich thun, was du ohne Gefahr für deine Ehre nicht selbst thun kannst? — „Ich werde schon ersetzen," spricht ein Dritter; ich will nur eine günstige Gelegenheit abwarten. — Du wirst schon ersetzen? — Nein, mein Freund! wer die Ersatzpflicht lange verschiebt, der erfüllet sie gewiß nie. Dies lehret uns die Erfahrung, und es liegt in der Natur des Menschen. Je länger man die Ausübung einer Pflicht verschiebet, desto schwerer wird sie uns, weil die Gründe, die uns zur Erfüllung derselben bewogen haben, mit jedem Tag gleichsam schwächer werden, und zuletzt wird man über dieselben ganz gleichgültig. Thue es also bald, wenn du es thun willst, sonst wirst du es gewiß niemals thun, solltest du auch noch so lange leben.

Gewöhnlichster Vorwand.

Der gewöhnlichste Vorwand, wodurch man sich von der Pflicht des Ersatzes zu befreien suchet, ist: „man könne das Gut seinen Kindern nicht entziehen." Wie! sagen solche Menschen, ich soll meine Kinder darben lassen, was ich zurückgeben soll, das brauche ich zu ihrer standesmäßigen Ausstattung und Versorgung; wäre ich nicht ein Dieb an

meinen eigenen Kindern, wenn ich es aus den Händen gäbe? — Wie unsinnig! — Wer sagt dir dann, daß du deine Kinder auf Unkosten eines Andern standesmäßig versorgen darfst? Welch' ein Recht haben deine Kinder mit fremdem Eigenthum versorgt zu werden? — Du würdest ein Dieb an deinen eigenen Kindern seyn, sagest du? — Du stiehlst ihnen ja nichts, sondern du stiehlst einem Andern, um es ihnen zu geben. Doch ja! — Ein Dieb an deinen Kindern bist du vielleicht, weil du dein eigenes Vermögen, womit du sie versorgen solltest, durch deine Hinläßigkeit, deinen Aufwand, deinen Müßiggang im Wirthshause, oder beim Spieltische verschleudert hast. — Meine Kinder, wendest du mir ferner ein, können ja mit der Zeit, wenn ihre Vermögensumstände sich einmal werden gebessert haben, das zurückgeben, was ist ungerecht besitze, und indessen nur zu ihrer Versorgung verwende. Es ist ja eigentlich nur ein Darlehen, welches ich ihnen anvertraue mit dem Auftrage, es mit der Zeit seinem Herrn zurückzustellen. — Wer berechtigt dich aber, mit fremdem Eigenthum so nach Willkühr zu verfügen? Ist der rechtmäßige Eigenthümer damit zufrieden? Hast du ihn um seine Einwilligung befragt? Und wirst du ihn für die Zeit, während welcher er warten muß, schadlos halten? — Dann frage ich dich, wer ist dir Bürge, daß deine Kinder den Auftrag einst erfüllen, und was du ihnen nur lehnest, zurückgeben werden? Werden sie gewissenhafter seyn, als du? Im Gegentheil, weit weniger, als du werden sie sich darum bekümmern, daß deine Ungerechtigkeiten vergütet werden. Was die Kinder von den Aeltern empfangen, das betrachten sie als ihr Eigenthum, und es kümmert sie wenig, woher es kömmt, ob es rechtmäßig, oder unrechtmäßig erworben ist. Dann muß man von den Kindern eben das sagen, was in Hinsicht auf die Verzögerung der Wiedererstattung von den Aeltern gesagt worden ist; je mehr die Erfüllung der Pflicht verschoben wird, desto schwerer wird sie, und desto weniger wird sie erfüllt. Dadurch, daß sie auf sie übergegangen ist, ist sie gleichsam in die zweite Hand gekommen. Wie kann man also hoffen, daß sie jemals zur Vollbringung gelangen wird?

Wie man die Gewissensbeängstigungen zu ersticken suchet.

Wer in Absicht auf den Besitz und die ungerechte Zurückbehaltung des fremden Guts noch eines Gefühls von Gerechtigkeit fähig ist, der kann sich die Pflicht, das fremde Eigenthum zurückzugeben, nicht bergen. Daß er also von Gewissensbeängstigungen gequält werde, ist ganz natürlich. Aber anstatt nach ihren heilsamen Trieben zu handeln, und sich der Last zu entledigen, welche ihn drückt, so sucht er vielmehr sie zu ersticken, und sich selbst irre zu führen; er wendet Alles an, um es dahin zu bringen, daß er ohne Unruhe besitze, was er ohne Verbrechen nicht behalten kann. Er hütet sich also, jene Personen zu Rathe zu ziehen, welche ihn beunruhigen, und durch ihre Kenntnisse entscheiden könnten, ob er rechtmäßiger Besitzer, oder ob er zum Ersatze verpflichtet sey. Oder wenn er, um die unaufhörlichen Vorwürfe seines Gewissens zum Stillschweigen zu bringen, sich auch entschließt, seinen Gewissensrath um eine Entscheidung zu bitten, so stellt er ihm die Sache unter einem solchen Gesichtspunkte dar, daß die Entscheidung ganz nach dem Wunsche seiner Habsucht ausfallen muß. Mit diesem erschlichenen Grunde von Rechtlichkeit suchet er sich alsdann zu beruhigen, und so wie ein Vorwurf des Gewissens in ihm aufwachet, beruhiget er sich mit dem Gedanken, daß die Sache entschieden sey.

Andere glauben die Pflicht der Wiedererstattung mit Almosen, oder milden Stiftungen erfüllen zu können.

So sehr der Sünder, welcher fremdes Gut besitzt, sich bemühet, die Vorwürfe seines Gewissens zu ersticken, so lebt er doch in einer beständigen Unruhe; seine Ungerechtigkeit schwebt ihm stets vor den Augen, und um sich von diesem widrigen Anblicke zu befreien, entschließt er sich, einen Theil seines fremden Gutes aufzuopfern, um es unter die Armen auszutheilen, oder zu einer milden Stiftung zu verwenden, als wollte er sich von der Pflicht, das Ganze zu ersetzen, da-

mit loskaufen. Welch' ein thörichter Einfall! — Willst du Almosen geben, so gieb von deinem Vermögen, und nicht von fremdem; was kann dir deine Menschenliebe helfen, wenn sie die Frucht der Ungerechtigkeit ist? Sind dann die zwey Tugenden, die Liebe und die Gerechtigkeit, nicht mit einander verschwistert, und kann eine ohne die andere bestehen? Verkehrest du nicht die Ordnung der Dinge, wenn du Einem etwas ohne Recht wegnimmst, um es einem Andern zu geben, da du es vor allen Jenem wiedergeben solltest, dem du es genommen hast? „Weißt du nicht," sagt der heil. Chrysostomus, „daß du den Armen und Waisen Thränen aus den Augen „pressest, wenn du das Gut, welches du ihnen durch Betrug, „List oder Gewaltthätigkeiten entzogen hast, unter die Armen „austheilest; du gleichest dem Judas, der dem Tempel das „Geld gab, welches der Preis des Blutes Jesu war, und darum „ist dein Almosen mehr ein teuflisches, als ein christliches Werk." „Der Arme," sagt in gleichem Falle der heil. Augustin, „dem „du ein Almosen darreichest, ist freudig, und bethet zu Gott „für dich. Jener aber, dem du genommen hast, was du dem „Armen hingiebst, weinet und fordert die Rache des Himmels „über dich auf." „Welchen von Beiden wird Gott wohl erhören? Wenn du," fährt der heil. Vater fort, „einerseits Je„sum speisest, indem du den Armen speisest, so wisse, daß du „andrerseits Jesum plünderst, indem du dem Armen nimmst, „was du einem Andern giebst. Wenn ein Dieb, der dich be„stohlen hat, und mit welchem du vor dem Richter rechtest, um „dein Eigenthum wieder zu erhalten, die Hälfte davon dem „Richter heimlich gäbe, damit du leer abgewiesen würdest, wäre „in deinen Augen der Richter, der sich mit deinem Gut bestechen „ließe, nicht ein größerer Dieb, als Jener, der dich bestohlen „hat? Urtheile nun zwischen dir und dem Richter, und siehe, „ob du nicht eine ähnliche Ungerechtigkeit begehest." Willst du also, daß dein Almosen ein gottgefälliges Werk sey, so gieb es von deinem Vermögen. Stelle daher zuerst einem Jeden das Seinige zurück, und übe zuvor die Werke der Gerechtigkeit aus, bevor du ein Werk der Liebe verrichtest.

Pflichten derer, welchen das Eigenthum der Waisen und Mündel anvertraut ist.

Wer ein fremdes Gut zu verwalten hat, mit dem Auftrage und der Verbindlichkeit den größtmöglichsten Nutzen zum Besten des Eigenthümers daraus zu ziehen, soll wissen, daß es ihm nicht erlaubt sey, sich von dem daraus entstehenden Nutzen etwas zuzueignen, und dabey sich gewisser Kunstgriffe zu bedienen, welche um so gesetzwidriger sind, als sie von demjenigen, zu dessen Schaden sie gereichen, weniger entdeckt und verhütet werden können. Und je größer das Zutrauen ist, welches man in die Rechtschaffenheit derer gesetzt hat, die dergleichen Güter verwalten, desto sträflicher ist auch der Mißbrauch, den sie davon machen; eben so wie es eine größere Sünde ist, einen Schwachen und Wehrlosen zu unterdrücken, als einen Andern, der Waffen zu seiner Vertheidigung in Händen hat. Hierüber haben sich vorzüglich diejenigen zu Rede zu stellen, denen das Eigenthum der Mündel und Waisen anvertraut ist, damit sie es zum Besten der verunglückten Kinder zu benützen suchen. Diese haben besonders eine strenge Rechenschaft von ihrer Wirthschaft zu geben, theils weil sie von einem wachsamen Auge weniger zu fürchten haben, theils weil man zu ihnen ein besonderes Zutrauen hat. Nicht nur alle Ränke und Betrügereien, die den Kindern zum Schaden sind, sondern sogar alle Versäumungen und Hinläßigkeiten, wodurch ihr Nutzen nicht befördert wird, haben sie zu verantworten, und zu ersetzen, wenn sie gerecht seyn und rechtschaffen handeln wollen. — Schon im alten Bunde wurden verschiedene Gesetze zum Vortheile der Waisen bekannt gemacht, in der Absicht, sie gegen Unterdrückung und Betrug zu schützen, und damit ihnen dadurch der Schade wenigstens zum Theil ersetzt werde, den sie durch den Verlust ihrer Aeltern erlitten haben. „Wenn du auf deinem Acker die Früchte wirst geärndtet „haben, und hast eine Garbe zurückgelassen, so kehre nicht „zurück, um sie nachzuholen, sondern lasse sie den Fremdling, „den Waisen oder die Wittwe wegtragen, damit der Herr dein

„Gott dich in den Werken deiner Hände segne.“ (Exod. 24, 19.) Ein ähnliches Gesetz wurde in Ansehung der übrigen Feldfrüchte gemacht. „Betrete den Acker der Waisen nicht,“ sagt Salomon, „denn ihr nächster Freund ist mächtig, und Er wird „das Urtheil gegen dich sprechen.“ (Sir. 23, 10.) Aehnliche Strafen kündigen die Propheten allen denjenigen an, welche die Waisen betrüben, und ihnen Unrecht thun.

Dienst Gottes.

Den Dienst Gottes betrachten wir hier blos unter dem Gesichtspunkte, in wiefern der Mensch als ein Geschöpf, das von seinem Schöpfer abhängt, Ihn anzubethen und zu verehren verpflichtet ist. Die Eigenschaften des Dienstes, welchen der Mensch Gott erweis't; der Nutzen, den er für das Heil seiner Seele daraus zieht und die Unverträglichkeit dieses Dienstes mit dem Weltdienste: dies sind die Materien, welche zu dieser Abhandlung gehören. Was die Andacht, die Frömmigkeit, den Eifer anbelangt, welchen man bey dem Dienste Gottes haben soll; diese Punkte werden wir in einer Abhandlung an seinem Orte unter dem Titel Frömmigkeit entwickeln.

Erster Entwurf.

Ueber den Dienst Gottes überhaupt.

Wenn schon der Mensch aus einem angebornen Triebe sich unaufhörlich nach Freiheit sehnet, so erreicht er doch nur äußerst selten dieses Ziel seiner Wünsche; weil er sie gewöhnlich suchet, wo sie nicht ist, und sie dort nicht vermuthet, wo er sie wirklich finden könnte. Nach seinen Begriffen bestände die Freiheit darin, daß er die Begierden seiner Sinnlichkeit ungestört befriedigen könnte, und durch kein Gesetz Gottes in seinem Streben nach Genuß und Vergnügen eingeschränkt würde. Daß er aber in diesem Falle ein wahrer Sclave seiner Leidenschaften seyn würde, weil sie ihm nur

ein eitles Vergnügen, das er jedesmal theuer büßen muß, und niemals eine wahre Zufriedenheit gewähren, lehret ihn die Vernunft und die Erfahrung. Die wahre Freiheit, jene, nach welcher sein Herz sich eigentlich sehnet, besteht in dem Dienste Gottes, weil der wahre Diener Gottes, die Freiheit der Kinder Gottes erlangt, und weil eben diese Freiheit die einzige ist, welche dem Herzen wahre Zufriedenheit bringt, und der Würde des Menschen angemessen ist.

Laßt uns nun diese Wahrheit, welche in den Ohren der Weltkinder ganz sonderbar klingt, näher entwickeln, und ihnen beweisen,

1) daß, weil Gott der Allerhöchste, der Herr aller Herren ist, der Mensch, der Ihm dienet, zur höchsten Würde erhoben wird, und

2) daß, weil Gott ein unendlich gutes Wesen, der beste aller Herren ist, der Dienst Gottes einen süßen Trost und unzählige Annehmlichkeiten mit sich bringt.

Aus dem bloßen Begriffe, welchen wir uns von Gott, als dem höchsten Wesen machen, von welchem alle übrigen abhängen, und unter dessen Gewalt die ganze Natur steht, erfolget, daß sich nichts Größeres, nichts Mächtigeres, als Gott denken läßt, und daß alle unsere Vorstellungen von Ihm, so weitaussehend sie auch seyn mögen, immer noch unendlich weit unter der Wahrheit bleiben.

a) Wenn aber von der Größe des Herrn immer etwas auf seine Diener zurückfällt, und der Charakter dieser um so ehrenvoller ist, als der Herr größer ist, so erfolget, daß wir es als eine sehr hohe Ehre ansehen sollen, Diener Gottes zu seyn. Dieser Grundsatz wird selbst von der Welt anerkannt, und zur Anwendung gebracht.

b) Gott der Herr, dem wir dienen sollen, hat sich gegen uns, seine Geschöpfe, so weit herabgelassen, daß Er uns von der Knechtschaft, in welcher wir schmachteten, von der Knechtschaft der Sünde befreite, „damit wir fernerhin nicht mehr für uns, sondern für Den, der für uns gestorben ist, leben," wie Paulus

schreibt. 2. Kor. 5. Ist mit dieser Erlösung, durch welche wir nur für Gott leben, nur Ihm allein dienen, nicht die höchste Würde verknüpft?

c) Wird ein Diener von seinem Herrn wie ein Freund gehalten, so nähert sich der Diener dadurch noch mehr der Größe seines Herrn, und er steigt auf die höchste Ehrenstufe, worauf er, ein Geschöpf, sich erheben kann. „Von nun an will Ich euch nicht mehr Diener nennen, sondern Ich heiße euch jetzt meine Freunde,“ sagt Jesus selbst zu den Aposteln. Joh. 15, 15.

Bey dem gemeinen Diener ist die Lage, in welcher er sich befindet, hart und bedauernswerth, weil die Abhängigkeit, in welcher er steht, von der Art ist, daß er auch bey dem besten Herrn doch durch manche kränkende Demüthigungen betrübt wird. Die Abhängigkeit, in welcher der Diener Gottes von seinem Herrn steht, ist von einer ganz andern Art, und bringt ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor.

a) Gott ist ein guter Herr. Bey den Befehlen, welche Er uns ertheilt, sieht Er immer auf unsere Schwachheit, und wenn wir unter der Last unserer gebrechlichen Natur kraftlos erliegen, so begnügt Er sich mit unserm guten Willen, und reichet uns mittelst seiner Gnaden seine hülfreiche Hand dar, um uns wieder aufzurichten und zu stärken.

b) Gott ist ein guter Herr. Bey den vielfältigen Trübsalen und Widerwärtigkeiten, welche von dem menschlichen Leben unzertrennlich sind, gießt Er in unser Herz einen süßen Trost, wenn wir mit kindlichem Vertrauen unsere Zuflucht zu Ihm nehmen, und Er muntert uns mit der Versicherung auf, daß Alles, was uns hier auf dieser Erde quälet, nur von kurzer Dauer ist.

c) Gott ist ein guter Herr. Für die geringen und unbedeutenden Tugendwerke, welche wir auf dieser Erde verrichten; für den Eifer, mit welchem wir Ihm dienen, und die Gnaden benützen, die Er uns in dieser Hin-

sicht ertheilt, giebt Er uns in der andern Welt einen Lohn, der unser Verdienst unendlich übertrifft, und der in einer ewigdaurenden Glückseligkeit besteht.

Zweiter Entwurf.

Ueber dieselbe Materie.

Bey dem ersten Blicke, den man auf die Lehre Jesu wirft, scheint es, daß, um ein Diener Jesu zu seyn, viel Muth und Entschlossenheit erfordert werde, indem eben diese Lehre allen Leidenschaften des Menschen, und allen Begierden der Sinnlichkeit einen offenbaren Krieg erklärt. Betrachtet man aber näher, wie wenig und unbedeutend alles das ist, was ein Diener Gottes zu thun verbunden ist, und wie freigebig und liebreich Gott sich gegen alle diejenigen erzeigt, welche Ihm mit einem reinen Herzen dienen, so verwundern wir uns nicht mehr, daß Er alle Menschen durch den Mund seines Propheten Isaias einladet, „sie sollen zu Ihm kommen, die dürstet, auch die ohne Geld sind, sollen kommen, kaufen und essen; sie sollen kommen und kaufen ohne Geld, und ohne Zahlung Wein und Milch." 55, 1. Und daß der Prophet David ganz entzückt über diese sonderbare Güte des Herrn, dem wir dienen, ausgerufen hat: „um nichts wirst Du sie selig machen." Psalm 55, 8. — Damit wir also aufgemuntert werden, dem Herrn mit Freude zu dienen, wollen wir betrachten,

1) wie gering und unbedeutend das ist, was ein Diener Gottes seinem Herrn leistet, und dann
2) wie schätzbar und gnadenvoll das ist, was der Herr gegen diejenigen thut, die Ihm dienen.

Wenn wir annehmen, wie es uns der Glaube lehret, und wie wir es täglich an unserer schwachen Natur gewahr werden, daß der Mensch an sich nichts, als Gebrechen und Mängel hat, und für sein Seelenheil nichts zu thun im Stande ist, wenn Gott ihn mit seiner Gnade nicht unterstützt, so folget,

a) daß alle guten Werke des Menschen von einem sehr geringen Werthe sind, weil die Gnade das Meiste thut, und der Mensch eigentlich nur das Werkzeug ist, mit dem Gott gute Werke ausübt, so, daß ein Jeder unter uns mit dem Apostel sagen muß: „durch die Gnade „Gottes bin ich das, was ich bin."

b) Sehen wir dann auf die Zeit hin, während welcher wir hier auf der Erde wohnen, um dem Herrn zu dienen, so ist das, was wir leisten, eben auch nicht sehr bedeutend; denn wäre unser Dienst auch noch so mühsam, so sollten wir dabey nicht müde werden, weil, wie der heilige Eucherius lehret: „nichts von großer Bedeutung ist, was man mit der Zeit abmessen kann."

c) Sehen wir endlich auf die Belohnung hin, welche aller derjenigen wartet, die dem Herrn mit Eifer dienen, so scheint uns das, was wir, um diesen ewigen Lohn zu erhalten, thun, noch geringer, weil Alles, was man auf dieser Erde thun und ausstehen kann, mit der zukünftigen Herrlichkeit in keinem Verhältnisse steht.

Damit wir aber ganz vollkommen überzeugt werden, daß Alles, was auch der eifrigste Diener Gottes thut, nichts ist, in Erwägung, wie gut der Gott Israels gegen diejenigen ist, welche Ihm mit einem reinen Herzen dienen, so müssen wir betrachten,

a) daß Gott die Herzen derjenigen, welche der Eifer beseelt, Ihm zu dienen, mit dem Feuer seiner Liebe entzündet, so, daß alsdann jene Werke, welche unserer Sinnlichkeit so schwer fallen, für sie nichts Abschreckendes mehr an sich haben, „weil dort keine Mühe ist, wo die Liebe glühet," wie der heilige Augustin sagt. — Wir müssen betrachten,

b) daß Gott durch die häufigen Gnaden, womit Er die Bemühungen derer unterstützet, welche Ihm dienen, den Dienst sehr versüßet. Was kann uns in dem Kampfe mit unserer Sinnlichkeit angenehmer seyn, als die Ver-

sicherung, daß wir siegen werden, wenn wir die Waffen, welche Gott uns anbietet, mit Muth ergreifen, und den Kampfplatz nicht verlassen, bis wir gesiegt haben. Der Apostel versichert uns ja, daß „wir Alles durch Denjenigen vermögen, der uns stärket." Phil. 4, 13. — Wir müssen betrachten,

c) daß Gott in die Herzen seiner Diener einen innern Trost gießt, wodurch Alles, was sie thun und seinetwegen leiden, versüßt wird. „In allen meinen Betrübnissen," sagt Paulus, „genieße ich die Freude im Ueberflusse." 2. Kor. 7, 4.

Dritter Entwurf.

Worauf die Pflicht Gott zu dienen, sich gründet, und worin sie besteht.

So bald Gott den Menschen zu einem vernünftigen Geschöpfe aus Erde gebildet hatte, nannte Er sich seinen Herrn, und verkündigte ihm nachher durch den Mund seines Propheten Moses, daß er Gott seinen Herrn anbethen, und Ihm allein dienen solle. Mit dem Verlaufe der Zeit wurde diese Pflicht den Menschen immer dringender eingeschärft und deutlich bestimmt, auf welche Art sie befolgt werden soll. Als Gott aufhörte durch den Mund seiner Propheten zu den Menschen zu reden, erklärte Er ihnen durch seinen eigenen Sohn, wie die Menschen Ihm dienen sollen. Laßt uns diese Pflicht Gott anzubethen und Ihm allein zu dienen, betrachten und untersuchen,

1) worauf sie sich gründet, und
2) worin sie besteht.

Seit dem der gefallene Mensch durch die Erlösung mit Gott wieder ausgesöhnt worden ist, ist er aus doppeltem Grunde verpflichtet, Gott, seinem Herrn, mit Eifer zu dienen.

a) Der Mensch, als ein vernünftiges Geschöpf Gottes, ist unter allen übrigen, die, wie er, des Lebens genießen, allein fähig, die Hand Dessen, dem er sein Daseyn zu

verdanken hat, zu erkennen, und ihn anzubethen. Diese Fähigkeit bringt mit sich die Pflicht, es zu thun, und Gott, seinem Herrn, zu dienen; wozu hätte ihn sonst der Schöpfer mit der Vernunft und den edlen Seelenkräften ausgerüstet, wodurch er zu einem Ebenbilde Gottes, zu einem Abdrucke der Gottheit selbst geworden ist?

b) Der Mensch verfiel von dem Zustande der Reinheit, in welchem er erschaffen worden war, unter die Gewalt der Sünde, unter welcher er hülflos schmachtete, und aller Ansprüche auf die ewige Glückseligkeit, die im Zwecke seiner Schöpfung lag, beraubt war. Jesus hob ihn aus dem elenden Zustande empor, und setzte ihn in den Besitz seiner vorigen Rechte wieder ein. Fordert nicht die Dankbarkeit, daß er Gott, seinem Erretter und Erlöser, mit Eifer diene?

Dem Menschen soll es aber nicht genug seyn, zu wissen, worauf seine Pflicht, Gott zu dienen, sich gründe; weit wichtiger noch ist es für ihn zu wissen, wie diese Pflicht erfüllt werden soll; oder worin sie eigentlich bestehe.

a) Der Heiland lehret uns selbst, worin die Pflicht, Ihm zu dienen, besteht, durch die Worte, welche Er zum Jünglinge sagte, der Ihn gefragt hatte, was er thun sollte, um zum ewigen Leben zu gelangen. „Willst du zum Leben eingehen," sagte Er zu ihm, „so halte meine Gebothe." Matth. 19, 17. Und auf eine ähnliche Art sagte Er nachher zu seinen Jüngern: „Ihr seyd meine Freunde, „wenn ihr thuet, was Ich befehle." Joh. 15, 14. Vor Allem besteht also der Dienst Gottes darin, daß man alle seine Gebothe genau zu erfüllen suche.

b) Weil aber nur derjenige, welcher bis zum Ende ausharret, selig werden wird, so ist es nicht genug, daß der Christ mit Eifer in den Dienst Gottes trete, sondern er muß auch fest entschlossen seyn, den Dienst Gottes nicht zu verlassen, sollte er auch durch die Anlockungen der Sünde, und die Bezauberungen der Welt noch so sehr dazu gereizt werden, um in den Dienst der Welt zu treten.

Vierter Entwurf.

Ueber die Beschaffenheit des Dienstes Gottes.

Gott, als ein vollkommenes und unabhängiges Wesen, bedarf der Verehrung nicht, welche die Menschen Ihm erweisen; durch alle nur erdenkliche Ehrenbezeugungen können sie zu seiner Größe und Glückseligkeit nicht das Geringste beitragen. Gott bleibt unveränderlich, was Er ist, das Verhalten der Menschen gegen Ihn mag beschaffen seyn, wie es immer will. Wenn wir also schon bey der Verehrung, welche wir Gott erweisen, zum Zwecke haben, Ihm die Ehre zu geben, welche wir Ihm als seine Geschöpfe schuldig sind, so müssen wir doch dabey immer überzeugt seyn, daß Er unserer Verehrung nicht bedarf, sondern im Gegentheil, daß nur wir es nothwendig haben, Ihn zu verehren. Unsere Aufmerksamkeit soll also vorzüglich dahin zielen, daß unsere Verehrung so beschaffen sey, damit Gott ein Wohlgefallen daran haben könne, und wir aus derselben den Nutzen ziehen, den wir daraus ziehen sollen. Nach diesem Grundsatze soll die Verehrung, welche wir Ihm erweisen,

1) von Dankgefühlen, und
2) von einem aufrichtigen Bußgeiste beseelt seyn.

Die Verehrung, welche der Mensch Gott erweis't, bleibt so lange unvollkommen, als der Mensch nicht ganz überzeugt ist, daß er in Ansehung Gottes, den er verehren will, nichts ist, und daß er Ihm Alles zu verdanken hat.

a) Die mit der Erschaffung verknüpften Vorrechte hat der Mensch durch seine erste Sünde verloren. Durch die Erlösung ist er in diese Vorrechte wieder eingesetzt, und der Eingang in die ewige Glückseligkeit ist ihm wieder geöffnet worden. Soll also der Mensch, der Gott verehren will, diese unschätzbare Gutthat, wodurch seine Verehrung ihm nützlich und heilsam wird, nicht mit einem dankbaren Herzen erkennen, und alle seine Andachtsübungen mit diesen seligen Gefühlen zu begleiten suchen?

b) Aber die Schwachheit, die Unfähigkeit zum Guten, welche

ebenfalls eine Folge der Erbsünde ist, bleibt ihm. Gott unterstützt ihn darum durch häufige Gnaden, und kommt seiner Schwachheit zu Hülfe. Verdient dies nicht, daß wir diese Güte Gottes bey allen unsern Andachtsübungen erkennen, und daß wir sie mit der innigsten Dankbarkeit preisen?

c) Das Gebeth gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Andachtsübungen, wodurch wir Gott verehren. Jesus verrichtete viele Dankgebethe, z. B. bey der Vermehrung der Brode, bey der Erweckung des Lazarus zum Leben, bey der Einsetzung des heiligen Abendmahls; also auch wir sollen viele Dankgebethe verrichten.

Wir lesen in der Geschichte des Menschengeschlechts, daß die ersten Menschen, sobald sie die Pflicht erkannten, Gott ihren Schöpfer, zu verehren, Ihm ein Opfer darbrachten: ein Beweis, daß die Opfer zur Verehrung Gottes vorzüglich geeignet sind.

a) Gott hat aber nur an jenen Opfern ein wahres Wohlgefallen, welche in einem Geiste der Buße bestehen. „Ein „Opfer für Gott," sagt der Prophet, Ps. 50., „ist ein „über seine Sünden betrübtes Gemüth; ein zerknirschtes „und demüthiges Herz wirst Du nicht verschmähen."

b) Gott hat nur an jenen Gebethen ein Wohlgefallen, welche aus einem demüthigen Bußeifer entspringen, und wobey man vorzüglich zum Zwecke hat, durch dieselben die Gnaden der Buße zu erhalten. Er verachtete das stolze Gebeth des Pharisäers, der besser, als Andere zu seyn glaubte, und erhörte das Gebeth des büßenden Zöllners.

c) Gott hat nur an jenen äußern Zeremonien und prachtvollen Feierlichkeiten eine Freude, wobey man nicht blos zur Absicht hat seinen Namen öffentlich zu verherrlichen, sondern wobey man auch zum Zwecke hat, daß Er in unsern Herzen verherrlicht werde; dazu werden aber Gesinnungen der Buße und Besserung erfordert.

Fünfter Entwurf.

Ueber drey Tempel, in denen man Gott dienen soll.

Genes. 17, 1.

Der Herr hat das Wesen des Dienstes Gottes im Allgemeinen dem Abraham mit den Worten bezeichnet: „Wandle „vor Mir, und sey fromm und vollkommen.“ Zu diesem Gottesdienste hat Er uns drey Tempel angewiesen: a) einmal die ganze sichtbare Natur; dann b) unsere Kirche, und c) die Seele des Menschen.

I. Die ganze Erde, die ganze Welt, die ganze sichtbare Natur ist ein großer Tempel Gottes. Sonne, Mond, Sterne ꝛc. sprechen zu uns: „Gott hat mich gemacht.“ Ps. 18, 2—7. Ueberall ist und wirkt Gott: und wo Gott ist und wirket, da ist Tempel Gottes. Darum der Apostel. (Apgsch. 17, 28.) Das ist ungemein tröstlich. Wo wir sind und leiden, — überall sind wir in Gottes Tempel, unter seinen Augen, in seiner Hand, ja, an seinem liebevollen Herzen. Zu Jedem spricht Er: „Rufe Mich an in der Noth, und Ich will dich „erretten!“ Wie trostvoll für euch Arme, einen allmächtigen Vater zu haben, der euch überall nahe ist. (Job 38, 41. — Ps. 146. — Luk. 12, 24. — 1. Petr. 5. — Ps. 38, 25—27.) Wie tröstlich und ermunternd für euch, die ihr im Schweiße eures Angesichts euer Brod verdienen müßt. — Vor dem Auge des Herrn, in seinem Dienste arbeitet ihr, und wenn ihr aus Liebe zu Ihm, zu seiner Ehre arbeitet, dann ist jedes eurer Werke ein wahrer Gottesdienst im großen Tempel seiner sichtbaren Schöpfung mit treuen Händen Ihm dargebracht. — Und wenn die Versuchung zur Sünde wirkt, wie ernst ermahnend, warnend der Gedanke: „Ich bin in „Gottes Tempel, unter seinen Augen ꝛc., wie könnte ich das „thun.“ — Seht, wie überaus wirksam ꝛc. (Ermahnung die ganze Welt als Gottes Tempel zu betrachten, u. s. w.)

II. Unsere Kirche, worin wir auch der Lehre und Anwendung Jesu Christi und seiner Apostel unsern Gottesdienst feiern, verdient in einem ganz besondern Sinne ein

Tempel Gottes genannt zu werden, wie sie auch mit Recht so genannt wird. — Wenn schon über den Tempel Salomons Gott den Ausspruch gethan hat. 3. B. d. Kön. 9, 3.; wie vielmehr dürfen dann wir diesen Ausspruch anwenden auf unsere Kirchen, in welchen Jesus Christus als Gott und Mensch, wirklich und wahrhaftig immerdar gegenwärtig ist. — Von unsern Kirchen gilt im eigentlichen Sinne 1. B. Mos. 28, 17. — In dem großen Tempel der Natur sorgt Gott für unsere leibliche Wohlfahrt, hier durch Jesus Christus, und den heiligen Geist für unsere ewige. Hier geht immer in Erfüllung: Spr. 8, 31. — Hier wird stets das wahre, unverfälschte Wort Gottes verkündet, das neutestamentische unblutige Opfer dem himmlischen Vater dargebracht, und die Fülle der göttlichen Gnade in den heiligen Sacramenten ausgespendet. — Erfreuen wir uns also der Kirche! Theuer und köstlich, ehrwürdig und heilig sey uns der Tempel des Herrn, wo Er in unserer Mitte ist; — Er, unser Erlöser, unser Heiland, unser Seligmacher, u. s. w.

III. Der dritte Tempel Gottes ist unsere Seele. 1. Kor. 3, 16—17. — Joh. 14, 23. — Joh. 15, 4—5. — Wir sind sohin immerdar in seinem Tempel, denn sein Tempel ist unsere Seele; hier hat Er seinen Wohnsitz genommen; hier soll das Feuer unserer Liebe und Anbethung immerdar brennen, und wenn die Sünde lockt, sollen wir uns an die Ermahnung des Apostels (1. Kor. 6, 15—20.) erinnern.

Sechster Entwurf.

Ueber die Wirkungen des äußern Gottesdienstes.

Wäre auch der Mensch zur Verehrung Gottes nicht verpflichtet, so sollten doch schon die heilsamen Wirkungen, welche der äußere Gottesdienst im Herzen hervorbringt, ihn dazu bewegen. Der Nutzen, den er daraus zieht, ist unschätzbar; weil eine jede äußere Gottesverehrung dahin zielet, die Menschen zu Gott zu erheben, und sie dadurch zur Seligkeit zu führen. Damit wir diesen Nutzen schätzen lernen, wollen wir beweisen:

1) daß die äußere Verehrung Gottes die innere Andacht der Seele vermehret, und dann
2) daß sie zur Erbauung unserer Nebenmenschen dienet.

Wer sich in einer gottesdienstlichen Versammlung befindet, und den Eindruck, den der Anblick einer religiösen Feierlichkeit natürlicher Weise veranlaßt, in sein Herz empfängt, kann nicht umhin, an Gott und an die Religion zu denken.

a) Die Erinnerung an die Wahrheiten und Lehrsätze, welche er glauben soll, und an die damit verknüpften Pflichten, erneuert sich also in seinem Geiste, und die nämliche Ehrfurcht, welche die äußern Zeremonien gegen Gott erwecken, empfindet er auch gegen die Wahrheiten, welche er glauben und erfüllen soll.

b) Die Betrachtung dieser Wahrheiten führet ihn dann von selbst dahin, daß er einen Blick in sein Gewissen werfe, den Zustand desselben durchsuche, seine Gebrechen erkenne, und heilsame Entschlüsse für die Zukunft fasse.

c) Das Bewußtseyn seiner Geringfügigkeit, der Schwachheit seines Willens und seiner Vorsätze erinnert ihn an seine Hülfsbedürftigkeit, und folglich an die Nothwendigkeit, Gott um jene Gnaden zu bitten, wodurch seine Schwachheit unterstützt, und sein Willen befestiget werde.

Kann es eine Andacht geben, die herzlicher und Gott angenehmer ist, als wenn der Mensch, um Ihn zu verehren, seinen Geist mit der Kenntniß seiner Pflichten, und mit der Art, sie zu erfüllen, beschäftigt?

Einen eben so großen Nutzen bringt der Christ, der an öffentlichen Gottesverehrungen Antheil nimmt, seinen Mitmenschen, indem er sie dadurch zum Guten erbauet.

a) Wenn in einer Versammlung von Menschen, die Gott verehren, sich Einige befinden, auf deren Gesichtern man den Abdruck der Andacht lies't, welche in ihren Herzen glühet, so wird dadurch die Andacht der Andern um so mehr entflammt. Denn nicht blos zum Bösen, sondern auch zum Guten reizt das Beispiel, und der Anblick einer inbrünstigen Andacht ist vermögend das kaltsin-

nigste Herz zu erschüttern, und mit Gefühlen der Andacht zu beleben.

b) Wo viele Menschen versammelt sind, die sich gegenseitig erbauen, wird dem Ueberdruß und der langen Weile nicht leicht Platz gegeben, weil Einer den Eifer des Andern anreget. Wie sehr aber der Mensch geneigt ist, bey seinen Andachtsübungen in Ueberdruß und lange Weile zu verfallen, wenn er durch den Anblick Anderer nicht ermuntert wird, können wir Alle aus eigener Erfahrung wissen.

c) Auch vermag nichts mehr den erkalteten Eifer zum geheimen Gebethe, wo der Mensch ferne von allen andern Gedanken in sich selbst vertieft mit Gott spricht, wieder zu erwecken, als jene öffentlichen Andachtsübungen, wo man durch ein vereintes Gebeth an der Verehrung Gottes Antheil genommen hatte.

Siebenter Entwurf.

Ueber die Unverträglichkeit des Dienstes Gottes mit dem Weltdienste.

„Die Menschen," sagt der göttliche Heiland, „wandeln auf „zwey Wegen, wovon der eine eng, der andere aber sehr breit „ist. Der enge Weg führet zur ewigen Seligkeit, jedoch nur „wenige Menschen betreten denselben. Auf dem breiten Wege „hingegen wandeln sehr viele, ja die größte Anzahl derselben, „und stürzen sich dadurch in den ewigen Abgrund." Weil nun die Menschen auf der Welt leben, und leider! größtentheils Lehren befolgen, welche dem Christenthume entgegengesetzt sind, so nennt man den Inhalt dieser verderblichen Lehren, oder auch jene Menschen, welche nach denselben leben, die Welt. In diesem Sinne ist die Welt auf eine gewisse Art ein Herr der herrscht und dem man dienet; ein Diener Gottes und ein Diener der Welt sind daher zwey sehr verschiedene, ja ganz entgegengesetzte Diener. Wir wollen nun den Grund dieser Verschiedenheit betrachten und untersuchen

1) warum, und wie weit die Lehren des Christenthums, und jene der Welt einander entgegengesetzt sind, und dann wollen wir daraus
2) den Unterschied ableiten, der zwischen den Dienern Gottes und den Dienern der Welt Statt findet.

Der Unterschied, der zwischen den Lehren des Christenthums und den Grundsätzen der Welt bestehet, kann auf keine bessere Art bemerkt werden, als wenn man die Lehren beider neben einander hält, und sie prüfet.

a) Den Begierden der Sinnlichkeit setzt die Welt keine Schranken, und erlaubt deren vollkommene Befriedigung. — Das Streben nach Ehre und Lob hält sie für etwas Rühmliches. — Abtödtung und Selbstverläugnung sind für sie Aberglauben. — Eine gewisse bürgerliche Rechtschaffenheit allein ist nach ihren Begriffen die höchste Stufe der Vollkommenheit, u. s. w.
b) Die Lehren des Christenthums mäßigen die Begierden des Herzens, und mißbilligen jene, die blos sinnliches Vergnügen zum Zwecke haben. — Streben nach Ehre und Menschenlob ist nach ihnen eine Untugend. — Die Verläugnung seiner selbst hält das Christenthum für die höchste Stufe der Vollkommenheit. — Wahre Rechtschaffenheit ist nach ihrem Sinne die genaue Erfüllung des göttlichen Willens, die unbegränzte Liebe Gottes und des Nächsten.

Aus der Darstellung der Lehren des Christenthums und der Lehren der Welt ergiebt sich von selbst, daß man nicht zugleich ein Diener Gottes, und ein Diener der Welt seyn könne; „entweder," sagt der Heiland, „wird man den Einen „hassen, und den Andern lieben, oder Jenen wird man lieben, „und Diesen nicht dulden können." Weil sonach der Dienst Gottes nicht getheilt seyn kann, so ist es klar,

a) daß auch Jene, welche in allen Stücken die Lehren des Evangeliums vollziehen, und nur in einem nach den Grundsätzen der Welt handeln wollen, keine Diener Gottes genannt werden können; denn hier heißt es: „Wer

nicht mit Mir ist, der ist gegen Mich." Diener der Welt sind daher

b) jene Menschen, welche Gott geben, was sie wollen, und für ihre Sinnlichkeit behalten, was sie mögen; welche in gottesdienstlichen Versammlungen zwar die Miene der Diener Gottes annehmen, und auch eine Art von Andacht empfinden, in der Welt aber sich auch nach dem Welttone formen; welche wechselweise Gott und der Welt dienen, und unveränderlich nach diesem Grundsatze leben.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Der äußere Gottesdienst muß mit der innern frommen Gesinnung übereinstimmen. 5. B. Mos. 10, 12. 13. — 1. Kön. 15, 22. — Sir. 35, 1—9. — Ps. 39, 7. 50. 18. 19. — Micheas 6, 6—8. — Ose. 6, 6. — Hebr. 13, 16. — Jak. 1, 27. — Mark. 12, 32. 33. — Matth. 7, 21. — Apgsch. 10, 35. — 1. Petr. 3, 15. —

Aeußerer Gottesdienst im Bunde mit Sündendienst vor Gott ein Gräuel. Sir. 7, 8. 9. — Ebend. 35, 12—14. — Ebend. 34, 18—21. — Amos. 5, 22. — Jak. 1, 26. —

Unser ganzes Leben ein Gottesdienst. Röm. 12, 1. 2. — Ebend. 15, 16. — 1. Kor. 3, 16. 17. — Ebend. 6, 19. 20. — 2. Kor. 5, 15. — Röm. 6, 10—15. — Kol. 3, 17. — 1. Kor. 10, 31. — 1. Tim. 1, 5. 6. — 2. Kor. 6, 4—10. — Apgsch. 17, 24. — Psalm 15, 2. 69. 6. — 5. B. Mos. 6, 13. — Ebend. 10, 12. 20. — Jos. 24, 14. 15. — Hiob 1, 8. — Ps. 2, 11, — Ebend. 102. 20. — Ebend. 72, 28. — Ebend. 99, 2. — Jer. 2, 20. — Malach. 1, 6. — Matth. 25, 21. 23. — Hauptst. 24, 45. 46. — Kap. 25, 30. — Kap. 11, 29. — Kap. 6, 24. 25. — Kap. 22, 21. — Luk. 9, 23. — Kap. 12, 37. —

Stellen aus den heiligen Vätern.

Sey nicht nachläßig für Gott zu arbeiten. Die Zeit ist kurz, aber lange ist die Vollziehung des Gerichtes. Ephräm de Patientia et consummatione saeculi.

Gott mahnet uns, wir sollen von der Welt ablassen, um für Ihn beschäftigt zu werden. Leben wir den Werken für Gott, denen wir gestorben sind. Paulinus Epist. 24. ad Severum.

Es ist Zeit, zum Heile zu erwachen, und das Auge auf die Sonne der Gerechtigkeit zu heften. Er, der gütige Herr, wird dich einsetzen in den Besitz der Frömmigkeit. Cyrillus v. Alex. de Festis Pasch. Homil. 4.

Man muß den Neigungen gebieten, und Gott dienen; denn es kann nicht geschehen, daß die Seele von der Sünde und von Gott regiert werde. Wie sie über die Bosheit herrschen soll, so soll sie selbst Gott unterworfen seyn. Basilius Homil. in Ps. 61.

„Ich bin dein." Eine leichte und gemeine Sprache; aber nur bey Wenigen ist sie wahr. Selten genug giebt es einen Menschen, der zu Gott sagen darf: „Ich bin dein." Nur der darf es sagen, der Gott mit ganzem Sinne anhängt, und dessen Gedanke nur auf Ihn zielet. — Der Weltlichgesinnte kann nicht sagen: „Ich bin dein;" denn er hat mehrere Herren. Alle und jede Laster kommen und sagen; „Du bist mein." Den so Viele in Anspruch nehmen, welch' ein schlechter Sclave ist der! Bist du ein solcher, wie kannst du zu Christus sagen: „Ich bin dein?" Ambrosius in Ps. 109.

Der Christ, welcher Gott dienet, hat den Leib in seiner Gewalt; daher geschieht es, daß die Vernunft, welche ihrem Herrn unterthänig ist, den Leidenschaften und übrigen Lastern leicht gebietet. Augustinus Lib. 19. de Civit. cap. 21.

Wenn der Mensch Gott nicht dienet, so hat sein Geist den Leib, und seine Vernunft die Leidenschaften nicht unter der Gewalt. Derselbe a. a. O.

Es ist ein freier Dienst, wo nicht die Noth, sondern die Liebe dienet. Augustinus in Ps. 99.

Ein jedes Geschöpf ist Gott seinem Herrn unterthänig, es mag wollen, oder nicht. Laßt uns also der Ermahnung folgen, daß wir aus freiem Willen Gott dienen, weil der Gerechte ungezwungen, der Sünder aber dazu gezwungen ist. Derselbe Lib. de Agone Christiano cap. 7.

Wer herrschen will, der soll sich mit unbedingter Unterwürfigkeit an den Gebieter aller Menschen heften. Augustinus Lib. de Vera relig. cap. 48.

Willst du, daß dein Fleisch deinem Geiste diene, so soll dein Geist zuvörderst Gott dienen, denn du mußt gehorchen, damit du herrschen könnest. Derselbe in Joannem.

Es ist eine große Glückseligkeit, im Hause des Herrn ein Diener zu seyn, sollten wir auch Bande tragen müssen. Derselbe Lib. 1, de moribus Eccles. cap. 12.

Durch die Unterwürfigkeit nähert sich die Seele zu Gott. Derselbe a. a. O.

Du bist zugleich ein Diener und ein Freier, ein Diener, weil du aus Nichts erschaffen worden bist; ein Freier, weil Gott dich liebet. Unter den Befehlen Gottes zu stehen, dies ist die höchste Freiheit. Derselbe a. a. O.

Es ist eine hohe Würde, und ein großes Verdienst, ein Diener des Herrn zu seyn. Hieronymus in Ps. 15.

Wenn die Sonne, der Mond und die Sterne Gott dienen, warum sollte ich Ihm nicht auch dienen? Der Himmel dienet Gott, und die Erde, der Mensch dienet nicht! Derselbe in Ps. 91.

Es giebt keine größere Würde, als Gott zu dienen. Ambrosius Lib. de Vid.

Der Sünder trägt in sich die Herren, welche ihn beherrschen, seine Knechtschaft ist in ihm. Derselbe a. a. O.

Niemand kann in einer und derselben Sache dem allmächtigen Gott dienen, und seinen Feinden angenehm seyn. Gregorius Homil. super Ezech.

Glückseliger Wille, welcher durch seinen Dienst die Frei-

heit erhält! Unglückliche Knechtschaft, welche über die Schranken der Freiheit hinausschweifet! Chrysostomus in illud Isaiae: Si volueritis et audieritis me.

Der Dienst Christi ist edler, als alle Freiheit. Origenes Lib. 1. in cap. 1. Epist. ad Rom.

Wir sind dazu erschaffen, daß wir gerecht sind und unserm Schöpfer dienen, und handeln wir gegen seine Gebothe, so handeln wir gegen die Natur. Paulinus Epist. 25.

Der Dienst Gottes ist nicht lästig, sondern ehrenvoll; er drückt das Mahl der Knechtschaft nicht auf, er löscht es aus. Chrysostomus Serm. 14.

Dies ist die Ehre des Menschen, in dem Dienste Gottes zu bleiben und auszuharren. Irenäus Lib. 4. cap. 28.

Er ist der Schöpfer, und du bist das Geschöpf; du bist der Diener, und Er ist der Herr; Er der Töpfer, und du das Gefäß; was du also bist, hast du Dem zu verdanken, der dir es gegeben hat; jenem Herrn nämlich, der dich erschaffen, und dir Gutes erwiesen hat. Bernardus Serm. de quadrupl. debito.

Dann werde ich mein seyn, o Herr, wenn ich einmal dein seyn werde! Cassiodorus in Ps. 99.

Mensch! du hast Freude an einem getreuen Diener, und du willst nicht ein getreuer Diener seyn; du, der du einen Diener hast, gedenke, daß auch du einen Herrn hast. Augustinus in Serm. Commun. Serm. 50.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter Dienst Gottes, unter Verehrung Gottes verstehen soll.

Man würde sehr irren, wenn man den Dienst Gottes, und die daraus entstehende Verehrung Gottes nach dem Begriffe abmessen wollte, den wir uns von dem gegenseitigen Dienste der Menschen machen. Der Dienst Gottes ist eine

freiwillige Unterwürfigkeit, wobey kein äußerer Zwang Statt hat, sondern wo wir durch einen innern Trieb der Liebe, durch eine herzliche Ergebenheit, und durch die Erkenntniß aller unserer Verhältnisse zu Gott hingerissen werden, und Ihm die Verehrung abstatten, die wir Ihm in so vielen Rücksichten schuldig sind. Der Dienst Gottes hat also zur Absicht, daß wir Gott ganz angehören, und nur für Ihn, das ist, zu seiner Ehre, zur Verherrlichung seines Namens leben wollen. Dazu verpflichtet uns die Erinnerung, daß wir Geschöpfe, daß wir von Gott abhängige Wesen sind, und dazu haben wir uns selbst auf's Feierlichste anheischig gemacht, als wir durch die heilige Taufe in die Gemeinde der auserwählten Diener Gottes, unter die Zahl jener Menschen, welche Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethen, aufgenommen worden sind.

Worauf der Dienst Gottes und die damit verknüpfte Verehrung sich gründen.

Das Verhältniß eines Kindes zu seinem Vater, eines Geschöpfes zu seinem Schöpfer, des Menschen zu Gott leitet natürlicher Weise auf den Gedanken, daß der Mensch ein von Gott abhängiges Wesen sey, und zwar nicht blos in Ansehung seines Daseyns auf dieser Welt, sondern auch in Absicht auf die Fortdauer dieses Daseyns. Diese Abhängigkeit konnte nach der Erschaffung des Menschen unmöglich aufhören. Ein Blick auf seine Natur und Beschaffenheit, auf die heiligen und unauslöschlichen Gefühle, die er mit sich auf die Welt bringt, und auf den unwillkührlichen Trieb nach einer unbegränzten Glückseligkeit lehret uns, daß die Bestimmung des Menschen nicht sey, wie ein Werk der Menschenhände, nur so lange zu dauern, als sein hinfälliger Körper hienieden fortwallen kann, oder so lange er nicht dahinsinket. Eben so sehen wir, welch' ein schwaches, welch' ein dürftiges Geschöpf der Mensch ist. Mit Gegenständen umgeben, die ihn stets zum Bösen reizen, und mit Sinnen ausgestattet, welche den in seinem Herzen liegenden Keim der Verdorbenheit erwecken, und tausend sündhafte Begierden veranlassen, kann er

aus eigenen Kräften dem Triebe zur Sünde nicht widerstehen; er bedarf also einer Hülfe, durch welche Gott ihn in den Stand setzet, Feinde zu bezwingen, die ihn unaufhörlich verfolgen, die nicht mit gewöhnlichen Waffen mit ihm streiten, sondern ihn mit Bezauberungen anlocken, und mit Reizen zu verführen suchen, die er liebet. Aber diesen Beistand, diese unentbehrliche Hülfe, muß er von Gott erflehen; er muß Ihn bitten, daß Er ihn seiner Schwachheit nicht überlassen, sondern ihm seine Gnade, jene siegreiche Mittel, an die Hand geben möchte, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Sünde zu meiden, und zum Ziele zu gelangen, zu welchem er erschaffen worden ist. Aus diesem Verhältnisse des Geschöpfes zu seinem Schöpfer, aus dieser Hülfsbedürftigkeit des Menschen, und der Nothwendigkeit sich durch das Gebeth an Ihn zu wenden, fließt der Dienst Gottes und die Verehrung, welche wir Demselben erweisen.

Gott bedarf des Dienstes der Menschen nicht.

Wenn wir sagen, daß der Mensch verpflichtet ist, Gott seinem Herrn zu dienen, so folget aber nicht daraus, daß Gott des Dienstes der Menschen bedarf, so wie die Menschen ihres gegenseitigen Dienstes bedürftig sind, oder daß durch die Verehrung, welche die Menschen Gott erweisen, seine Vollkommenheiten um etwas erhöht werden könnten. Nein, eine solche Absicht des Dienstes Gottes wäre viel zu niedrig, und sie widerspräche allen Begriffen, die wir von Gott, als einem höchst vollkommenen Wesen, haben, das nur durch sich ist, und von Niemand abhänget. Nur auf uns bezieht sich der Dienst, den wir Gott erweisen; er ist eine Pflicht, die aus unserer Abhängigkeit und Hülfsbedürftigkeit entsteht, und welche die Verherrlichung des göttlichen Namens, in Absicht auf uns Geschöpfe, zum Gegenstande hat. Man mag sich also zum Dienste Gottes bekennen, oder sich von demselben entfernen, so ist dies für Gott gleich viel; nur wir haben dabey zu gewinnen oder zu verlieren. Wird seine Allmacht durch die Ehre, welche wir Ihm zu erweisen unterlassen, nicht ver-

herrlichet, so wird seine Gerechtigkeit durch die Bestrafung unseres stolzen Ungehorsams kund gemacht. Es geschehe also, was da wolle, so wird Gott in seinen Vollkommenheiten verherrlichet, wie der heil. Augustin sich erklärt. Dienen müssen wir Ihm immer, und zur Verherrlichung seines Namens beitragen: Ist es nicht durch die Belohnung, die Er Jenen verspricht, welche Ihm freiwillig und mit freudigem Herzen dienen, so ist es durch die Strafe, womit Er die Verbrechen seiner untreuen und widerspänstigen Diener züchtiget. Die Wege, auf welchen die Menschen hier auf dieser Erde wandeln, sind zwar verschieden, aber alle führen zuletzt zu Gott hin, obgleich der Erfolg nach der Verschiedenheit der Wege auch verschieden seyn wird.

Diener Gottes zu seyn ist keineswegs erniedrigend.

Die Menschen werden nur in so weit Diener Gottes genannt, als sie von Gott abhängig sind, und vorzüglich weil ihre Bestimmung ist, den Willen Gottes zu vollziehen. Dieser Begriff enthält aber nichts in sich, das eines höchsten Wesens unwürdig wäre; — denn werden die Menschen nicht eben so oft Gottes Kinder genannt? Und sind sie als Kinder nicht eben so sehr verpflichtet den göttlichen Willen zu erfüllen? Wie könnten sie wohl in einem andern Sinne, Kinder und zugleich Diener seyn? — Sie sind auch die Erben Christi. „So lange aber der Erbe klein ist, wird er von dem Diener nicht unterschieden, ob er gleich der zukünftige Besitzer des ganzen väterlichen Vermögens ist." Gal. 4. Als Erbe des Vaters muß er den Willen des Vaters erfüllen; das heißt: so lange der Mensch hienieden lebt, ist er keinen Augenblick frey, immer muß er den göttlichen Willen vollziehen, wenn er des ihm bestimmten Erbtheils theilhaftig werden will; er gleicht einem Diener, der, so lange er Diener ist, den Willen seines Herrn erfüllen muß. Dies sind die wahren Begriffe, welche man sich von den Ausdrücken „Dienst Gottes" und „Gottesdienst" machen soll, und

in dieser Rücksicht sind die vorgeschriebenen Religionsübungen, der Würde eines höchsten Wesens eben so angemessen, als sie zur Andacht des Menschen beförderlich sind.

Die Verehrung Gottes besteht vorzüglich in Gebethen, welche man aus Dankbarkeit verrichtet.

Die Verehrung Gottes besteht vorzüglich im Gebethe, weil der Mensch niemals mehr, als wenn er bethet, sowohl seine Schwachheit, als die Allmacht Gottes erkennt, und diese Erkenntniß ist der Grund aller wahren Anbethung. Aber kein Gebeth soll der Christ verrichten, ohne die Gutthaten zu erkennen, welche er genießt, und ohne deßhalb Gott zu danken. „Seyd nicht ängstlich bekümmert," schreibt der heil. Paulus an die Philip. 4, 6., „sondern in Allem bringet euer Anliegen durch Gebeth und Flehen, von Dank begleitet, vor Gott." Auf eine ähnliche Art schreibt er an die Thessalonicher I. 5, 16—19.: „Seyd immer frohen Muthes! Lasset nicht ab zu bethen, seyd in Allem dankbar; so ist es Gottes Wille, den Er durch Christum Jesum euch kund gemacht hat."

Wer eine Gutthat in ihrem wahren Werthe und in ihrem ganzen Umfange erkennt, dem leuchtet die Pflicht, sie nach Kräften zu erwiedern, von selbst ein, und wie kann der Mensch Gutthaten, die er von Gott empfängt, anders erwiedern, als wenn er Ihn deßwegen verehret, wenn er in seinem Herzen Liebe und Achtung zu Ihm erweckt, und alle seine Befehle genau zu erfüllen sich befleißt? Man betrachte den Menschen, welchen solche Gefühle beseelen; ist er von der Herrlichkeit Gottes nicht ganz gerührt? Sieht er Ihn nicht in Gedanken, „wie Er einher fährt auf den Fittigen des Windes; „wie Er sich Winde zu Bothen, Feuerflammen zu Dienern „schafft; wie Er die Erde befestiget, damit sie nimmer wanke? „Fluthen waren ihre Decke, wie ein Kleid, über den Bergen „standen Gewässer. Aber sie flohen vor deinem Drohen, o Herr! „vor deiner Donnerstimme bebten sie zurück." Psalm 103. Empfindet der dankbare Mensch nicht auch, daß sein ganzes

Wesen vor Gott nichts ist, wie der Prophet sagt? Es läßt sich kaum eine Stimmung denken, wo der Mensch mehr geneigt ist, Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubethen, als wenn er von Gefühlen der Dankbarkeit durchdrungen ist. Seine Verehrung ist alsdann ungeheuchelt; weil sie ihren Ursprung im Herzen hat; sie ist dauerhaft und wirksam, weil sie der Ausdruck einer kindlichen Herzensergießung, und die Folge eines Erkenntnisses der Verhältnisse ist, in welchen der Mensch zu Gott steht.

Unterschied zwischen Anbethen und bloßem Verehren.

Das Anbethen im Geiste und in der Wahrheit ist der Inbegriff und die Seele aller Verehrung Gottes; es ist der Ausdruck des Gefühles, vermöge dessen der Mensch seiner Abhängigkeit von Gott sich bewußt ist, und dieselbe in dessen Angesichte bekennt. Die Anbethung ist eine Art von Verehrung, welche Gott allein gebührt; sie unterscheidet sich wesentlich von der Verehrung, welche wir den Heiligen, und überhaupt Menschen bezeigen. Diese letztere Art von Verehrung, wenn sie nicht geheuchelt ist, ist weiters nichts, als der Ausdruck eines innern Gefühles, wodurch man ein großes und außerordentliches Verdienst in der Person erkennt, die man verehret. Bey den Heiligen ist es das Erkenntniß des Verdienstes, welches sie sich durch Ausübung großer Tugenden erworben, und dadurch die ewige Glückseligkeit verdient haben.

Bey dem Dienste Gottes behält der Mensch wahre Freiheit.

Der Heiland nennt im Evangelium seine Jünger bald seine Diener, bald seine Freunde. Diese beiden Benennungen sind kein Widerspruch, wie man es beim ersten Anblicke glauben möchte. Gott hat uns Menschen gewisse Gesetze vorgeschrieben, nach welchen wir leben sollen, und die Vollziehung der Pflichten, welche diese Gesetze enthalten, ist der Dienst, den wir Ihm leisten. Aber dabey ließ Er uns eine vollkommene

Freiheit, zu handeln, oder nicht zu handeln nach seinem Willen. Dadurch, daß Er uns Befehle gab, und zwar unter strengen Drohungen wird ja unsere Freiheit nicht beeinträchtiget, so wie der Lauf eines Flußes nicht gehindert wird, wenn man ihm durch Dämme seine Richtung zeichnet, oder ihm ein neues Beet gräbt. Der Beruf des Menschen ist, durch die Vollziehung der Gebothe Gottes nach Vollkommenheit zu streben, um zur Seligkeit zu gelangen. Durch diese Gebothe wird also seiner Freiheit blos die rechte Richtung vorgezeichnet; es wird ihm gleichsam gelehrt, wie er, ein vernünftiges, und zu einer ewigen Glückseligkeit erschaffenes Geschöpf, den edelsten Gebrauch von seiner Freiheit machen kann. Der Mensch, als Diener Gottes, bleibt also im vollkommenen, ungestörten Besitze seiner Freiheit. Der Apostel Paulus versichert uns daher in seinem zweiten Briefe an die Korinther 3., daß „dort Freiheit ist, wo der Geist des Herrn ist." Und in seinem Briefe an die Galater 5., sagt er zu ihnen: „Lasset ihr euch von dem Geiste regieren, dann seyd ihr nicht unter dem Gesetze." Das heißt, das Gesetz Gottes ist für euch kein hartes Joch, unter welchem ihr schmachten müsset, sondern es ist ein angenehmes, ein glorreiches Joch, wodurch man nicht ein eigentlicher Diener nach Menschenbegriffen, sondern ein Freund Gottes wird.

Verschiedene Gefühle und Tugenden, welche eine wahre Verehrung Gottes in den Herzen der Menschen hervorbringt.

Die Verehrung, wodurch der Mensch seinem Gott huldiget, besteht zuvörderst in der Erkenntniß seiner Niedrigkeit, seiner Dürftigkeit und seiner Abhängigkeit von dem ewigen Wesen. Ein Blick auf die Fähigkeiten, mit welchen er ausgestattet ist, auf die weisen Gesetze, durch welche die Welt regiert wird, und auf die wohlthätige Anordnung der Vorsehung, wodurch alle Geschöpfe einander die Hand bieten, erreget in ihm das Gefühl der Bewunderung. — Das Bewußtseyn, das erste und erhabenste unter allen Geschöpfen der Welt

zu seyn; der frohe Gedanke, daß er zu einem ewigen Leben erschaffen ist; daß er von dem Schöpfer außer dem Daseyn, noch Gnaden und Gutthaten aller Art erhält, die ihm in diesem Leben reine Genüsse und innere Zufriedenheit verschaffen, und zugleich den Weg zu einer ewigen Glückseligkeit bahnen, entzückt den Menschen mit Gefühlen der innigsten Dankbarkeit. — Die Gebrechlichkeiten der menschlichen Natur, ihr Hang zum Bösen, und ihr beständiges Streben, den Forderungen der Sinnlichkeit, anstatt den Vorschriften des höchsten Wesens, gemäß zu handeln, erwecken im Menschen das Gefühl der Demuth. — Die Betrachtung der unzähligen und wunderbaren Werke Gottes, seiner Güte gegen das Menschengeschlecht, der in Christo seinem göttlichen Sohne erfüllten Weissagungen, und von Ihm verrichteten Wunder, stärket den Glauben an Gott und an seine Lehren. — Die mit dem Begriffe eines ewigen Wesens verknüpften Vollkommenheiten, die Unfehlbarkeit Gottes in seinen Versprechungen, muntern ihn zur Hoffnung auf, daß Gott ihm die Mittel nicht versagen werde, die ihn zum Ziele führen. — Die gränzenlose Liebe Gottes gegen die Menschen, die unzweideutigen und dem Menschenverstande unbegreiflichen Beweise, die Gott ihm besonders durch das Geheimniß der Erlösung und das heilige Sacrament des Altars gegeben hat, erwecken in ihm eine Gegenliebe, die alle Gefühle der Bewunderung, der Dankbarkeit, der Ehrfurcht in sich vereiniget. — Die häufigen Vergehungen, durch welche der Mensch, theils mit vorsetzlicher Bosheit, theils aus Schwachheit, den Vorschriften des höchsten Wesens entgegen handelt. Die Erkenntniß dieser Vergehungen und der ernsthafte Wille, sie für die Zukunft nach Kräften zu vermeiden, erwecken in seinem Herzen die Gefühle der Reue und den Entschluß, alle zur Vergebung seiner Vergehungen erforderlichen Werke zu verrichten, und die vorgeschriebenen Bedingungen zu erfüllen. — Die Ueberzeugung, daß der beleidigte Gott nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung wolle, wenn dessen Herz wahre und ungeheuchelte Reue beseelt; die zärtliche Einladung Gottes, der alle Sünder zu

sich ruft, und ihnen selbst anbietet, sie in ihrer Schwachheit zu stärken, und wie den verlornen Sohn mit Freude wieder aufnimmt, erwecket im Herzen des Christen das Vertrauen eines Kindes zu dem besten Vater. — Die unzähligen Gefahren, die den Menschen hienieden umringen, durch welche er sich mit der größten Wachsamkeit und mit einem Eifer durchwinden muß, wenn er sein Ziel erreichen will, erregen in ihm eine heilsame Furcht, die ihn in einer beständigen Wachsamkeit erhält, und wodurch er Gott nicht, wie ein heuchlerischer Sclave seinen strengen Herrn, sondern wie ein Kind seinen besten, aber durch seine Vergehungen mit einem gerechten Zorn entflammten Vater fürchtet. — Die Hülfsbedürftigkeit des Menschen, seine Geringfügigkeit und Schwäche, erwecken in ihm das Verlangen nach göttlichem Beistande, oder wohl gar den Wunsch, von der beschwerlichen Last des Körpers bald befreiet zu werden, um sich mit dem Gegenstand seiner Liebe vereinigen zu können. — Der Gedanke an den unschätzbaren und unbegreiflichen Lohn, mit welchem die Tugend und der Sieg über die Leidenschaften einst werden gekrönet werden, bewegt den Menschen mit Großmuth seinen Begierden, seinen Gelüsten und allen unerlaubten, sinnlichen Vergnügungen zu entsagen, um dem Urheber seines Daseyns und seiner zukünftigen Glückseligkeit ein ungetheiltes Opfer seiner selbst darzubringen. — Das Bewußtseyn des seligen Verhältnisses des Menschen mit Gott, der nothwendigen Abhängigkeit des Geschöpfes von dem Schöpfer, der Unterwürfigkeit des Sohnes gegen seinen Vater, die Erinnerung aller Gutthaten, mit welchen der Mensch täglich überhäuft wird, leiten ihn zur Anbethung des höchsten Wesens, von dem alle Macht und alles Gute ausgeht. —

Unglück derjenigen, welche den Dienst Gottes verlassen.

Wenn man unter dem Worte Knechtschaft einen Zustand versteht, in welchem der Mensch genöthigt ist, nach einem Triebe zu handeln, der ihn bemeistert, so sind wahre

Knechte, Diener im strengsten Sinne des Wortes, alle diejenigen, welche, um keine Diener Gottes zu seyn, nach den **Forderungen** ihrer Leidenschaften, und nach den Begierden ihres **Fleisches** leben. Der Apostel Petrus schreibt in seinem **ersten Briefe** an die Christen seiner Zeit, daß sie „freie **Menschen seyen**, die aber nicht ihre Freiheit zum Deckmantel der „**Bosheit** mißbrauchen, sondern als Diener Gottes benützen „**sollen.**" 2, 16. Nach seiner Lehre ist also eine jede andere **Freiheit**, als jene der Diener Gottes, blos ein Deckmantel der **Bosheit**. Solche Menschen dünken sich wohl, frey zu seyn, **weil sie ein** zügelloses Leben führen, und sie werden es nicht **einmal gewahr**, daß sie von ihren Leidenschaften beherrscht **sind**. In diesem Sinne schreibt derselbe Apostel in seinem **zweiten** Briefe von gewissen falschen Propheten, welche ein **gottloses** Leben führten, „Freiheit versprechen sie ihnen — „den **Menschen** —, sie, die selbst Sclaven der Verdorbenheit „**sind; denn** von dem man überwunden wird, dessen Sclave „**ist man ja.**" 2, 19. Die Knechtschaft zu welcher die Leidenschaften **den** Menschen nöthigen, ist dermassen hart, daß der **heilige** Augustin die Bande, womit sie unsern Willen belegen, eisernen Banden vergleicht.

Annehmlichkeiten, welche der Dienst Gottes mit sich bringt.

„**Nicht** der Kelch Jesu ist bitter," sagt der heil. Augustin, „sondern dein Geschmack ist verdorben. Einem Kranken kömmt „jede **Speise** bitter und geschmacklos vor." Gieb also deinem **Herzen** den Geschmack wieder, den die Sünde ihm genommen hat, **und du** wirst es bald empfinden, wie süß der Herr ist. Verdränge aus deinem Herzen die Liebe zur Welt, und die Liebe **zu** Jesu wird gleich deren Stelle einnehmen; höre auf, **ein** Diener der Welt zu seyn, und du wirst bald mit **Freude ein** Diener Gottes werden. Frage jene frommen Seelen, **welche** sich dem Dienste Gottes ganz ergeben haben; dringe **mit** deinen Blicken bis in das Innerste ihrer Herzen. — Glaubest du, daß sie ihre heitere Gemüthsstille, ihre innere

Zufriedenheit, ihren heimlichen Herzenstrost mit deinen lärmenden Vergnügungen vertauschen würden? Ihre Leiden und Trübsale schrecken dich zurück, aber du siehst nur die Außenseite derselben; sie gleichen jenen Früchten, die in einer bittern Schaale eingehüllt sind. Nicht die Schaale genießt man ja, sondern die Frucht. Zum Beweise dienen uns jene Menschen, welche, so lange sie der Welt ergeben waren, nichts abschreckender fanden, als das Joch Jesu. So bald sie aber durch die Gnade Gottes gerührt, mit Entschlossenheit zum Dienste Gottes übergetreten sind, verwunderten sie sich über ihre Verirrungen, und konnten nicht begreifen, wie sie sich so lange haben täuschen können. „Wie bald ist es mir süß „geworden," ruft der heilige Augustin aus, „der Süßigkeiten „der Welt beraubt zu seyn! Was ich mich so sehr fürchtete „zu verlieren, dies ist jetzt mein größtes Vergnügen, daß „ich es verloren habe."

Irrthum der Weltkinder in dieser Hinsicht.

Der Mensch ist äußerst zu bedauern, da er von allen Dingen nur nach seinen gegenwärtigen Empfindungen urtheilt. Die Vergnügungen der Sinne schätzen die Weltkinder, weil sie in dem Augenblicke, wo sie dieselben genießen, eine gewisse innerliche Lust empfinden. Der Dienst Gottes hingegen schrecket sie ab, weil sie zu der Zeit, wo sie ihn betrachten, nur Strenge und Widerwärtigkeiten sehen. Wie sehr irren sich aber diese Menschen! Als wenn der erste Schein den Werth einer Sache bestimmte. Wenn der Dienst Gottes nur Strenge und Widerwärtigkeit wäre; wenn man in demselben nicht ein Vergnügen fände, welches alles Unangenehme hundertfach ersetzet, wer würde sich zu demselben bekennen, und wie könnten wir jene heitere Seelenruhe erklären, welche aus dem Gesichte und an dem ganzen Betragen der eifrigen Diener Gottes so deutlich hervorleuchtet? Malen sich dann nicht immer die innern Empfindungen des Herzens mit unverkennbaren Zügen auf die Stirne? — Ist es aber vielleicht nicht Heucheley? — Nein, lieber Christ! Heucheley kann nur in

jenen Fällen Statt haben, wo man einem verborgenen Laster das Gewand der Tugend umhängen, und sich dadurch Ehre erbetteln will. Den wahren Dienern Gottes ist es aber nicht um Ehre zu thun, indem sie ihre größte Ehre darein setzen, vor den Menschen keine Ehre zu haben. Das einzige Uebel ist also, daß die Weltkinder die Annehmlichkeiten, welche der Dienst Gottes nach sich zieht, noch nicht genossen haben. „Hättest du dich nur beflissen, meine Gebothe zu halten," sagt der Prophet Isaias 48, 18., „so würde eine innere Ruhe „deine Seele überströmt haben."

Das innere Vergnügen, welches der Dienst Gottes mit sich bringt.

Unter dem Vergnügen, welches die Welt ihren Dienern darbietet, und jenem, welches die Diener Gottes genießen, ist dieser wesentliche Unterschied, daß bey den erstern nur der erste Genuß Freude bringt, bey den andern aber der erste Genuß abschreckend ist. Der Becher der Wollust ist mit Blumen geziert; er duftet angenehmen Wohlgeruch, und die ersten Züge sind süß; die letzten Züge aber sind bitter, und dadurch wird das genossene Vergnügen nicht nur vernichtet, sondern es werden auch noch solche Eindrücke erzeugt, welche in der Seele Traurigkeit und Mißvergnügen zurücklassen. Bey dem Kelche, den die Religion darreicht, sind nur die ersten Züge bitter, nachher wird Alles angenehm und süß; die ersten Empfindungen von Bitterkeit werden gar bald ausgelöscht, und sogar die Erinnerung an dieselben verliert sich. Mitten in jenen Vorfällen, welche die Welt Widerwärtigkeiten und Trübsale nennt, genießt man innere Freude, welche Alles, was die Natur dabey empfindet, gleichsam verschlingt. „Ich habe der Freuden recht viele bey allen meinen Leiden," sagt der Apostel 2. Kor. 7, 4. Und diese Freude war oft so groß, daß er das Irdische ganz vergaß, und im Genusse derselben ganz in Gott vertieft war. Eben so versichert uns der heilige Augustin, daß die Thränen, welche er bey seiner Bekehrung vergoß, in sein Herz ein Vergnügen und einen Trost brachten,

wovon nur diejenigen sich einen Begriff machen können, welche es durch ihre eigene Erfahrung wahrgenommen haben. „Die Thränen," sagt er, „rollten mir über die Wangen herab, und es war mir wohl dabey." Und aus diesem Vergnügen schloß der heilige Vater, wie rein und wie groß die Freude seyn muß, welche man im Himmel genießen wird.

Gott ist ein Herr, der seine Diener immer mit Güte behandelt.

Wenn Gott im alten Bunde, wo Er sich den Menschen immer unter schreckenvollen Umständen zeigte, unter Donner und Blitz mit ihnen redete, nichts desto weniger seine Diener Freude und Vergnügen genießen ließ, wie wir es aus der Geschichte ersehen, um wie viel mehr wird Er jetzt im neuen Bunde, welcher ganz vorzüglich ein Gesetz der Liebe ist, seine Diener mit Liebe behandeln? Sind wir nicht berechtigt, die liebvollsten Begegnungen von Gott zu erwarten, da Er uns selbst versichert, daß Er seinen Sohn nur aus Liebe zu uns hingab, besonders da dieser Rathschluß Gottes dazu geeignet war, daß seine Liebe dadurch geoffenbaret werden sollte. „Die Güte und die Menschenliebe Gottes, unsers Erlösers wurde an den Tag gelegt," schreibt der Apostel an Titus, 3. Und wie sehr Jesus wünschte, Jenen, welche seine Diener seyn wollten, nur Liebe zu erzeigen, bewies Er durch sein herablassendes Benehmen gegen Jedermann, auch gegen die größten Sünder, und durch seine zärtlichen Einladungen, daß, „wem sein Joch schwer fällt, der solle zu Ihm kommen, und „Er wolle es ihm erleichtern, und ihm Linderung ertheilen."

Man soll Gott mit Liebe dienen.

Um die Menschen zu lehren, in welchem Geiste sie Gott dienen, und Ihn verehren sollen, schreibt der Apostel in seinem Briefe an die Römer 8, 15.: „Es ist kein Geist der „Knechtschaft, den ihr empfienget, als hättet ihr euch wiederum „zu fürchten, sondern den Geist der Annahme an Kindesstatt „habt ihr empfangen, in welchem wir Abba, lieber Vater!

„rufen.“ Wer im Geiste der Knechtschaft handelt, der handelt aus einer niedrigen Furcht, wen aber der Geist der Annahme an Kindesstatt beseelet, den beseelet Liebe. Ehedem hatten die Juden einen ganz knechtischen Geist; sie verhielten sich gegen Gott wie Sclaven gegen einen strengen Herrn; in ihrem Herzen hatten sie nur niedrige Gesinnungen, und selten glühete in demselben wahre und reine Liebe. Für Christen sind solche Gesinnungen nicht edel genug, weil sie durch die Erlösung, Brüder Christi und seine Miterben, also auf eine vorzugsweise Art Kinder Gottes geworden sind. Uns Christen soll daher auch wahrer und ächter Kindersinn, das ist, reine Liebe zu Gott beseelen. Diese Liebe schließt zwar nicht alle Furcht aus; denn es giebt eine Art Furcht, die an sich edel ist: eine solche Furcht, welche wohlerzogene Kinder gegen ihre Aeltern haben, und die man deßhalb „kindliche Furcht“ nennt, um sie von der knechtischen Furcht zu unterscheiden. Diese kindliche Furcht gründet sich auf die Liebe, oder vielmehr, sie ist nur ein Ausdruck der Liebe, weil sie nichts anders ist, als eine Besorgniß durch die Sünde der Liebe Gottes unwürdig zu werden.

Der Dienst Gottes, und die Verehrung, welche man Gott erweis't, soll auf den Geist der Buße gegründet seyn.

So oft der Christ in dem Tempel erscheint, um Gott die Verehrung darzubringen, welche Ihm, als dem höchsten Wesen gebührt, soll er trachten, in seinem Herzen die Gefühle der Buße zu erwecken, ohne welche seine Verehrung nicht angenehm seyn würde; wie der Zöllner soll er einen ernsthaften Rückblick auf sein Gewissen werfen, und wie dieser reuig sprechen: „Herr! sey mir Sünder gnädig.“ In diesen Gedanken werfe er sich vor Gott auf die Kniee nieder; er durchgehe in der Bitterkeit seines Herzens die Verbrechen, wodurch er sich der Gutthaten Gottes unwürdig gemacht hat; er durchforsche, auf welche Art sie wieder getilgt, und für die Zukunft verhütet werden können. Und dann, weil er dies aus

eigenen Kräften zu bewirken nicht im Stande ist, erflehe er durch ein inbrünstiges Gebeth von Gott die zu dieser Absicht nothwendigen Gnaden. Seinen Geist beschäftige er wechselweise mit Betrachtungen über die Gerechtigkeit Gottes, die nichts ungestraft läßt, über seine Barmherzigkeit, die Alles zu verzeihen jederzeit bereit ist; über seine Güte, die dem schwachen Menschen zu Hülfe kömmt, und ihn mit seiner Gnade unterstützt. Bald trachte er in seinem Herzen Gefühle der Dankbarkeit zu erwecken, bald es zur Reue zu bewegen, und es auf die Gefahren der Verführung aufmerksam zu machen. Ernsthafte Vorsätze für die Zukunft, und Nachdenken über die Mittel, sie in Erfüllung zu bringen, sind alsdann ganz natürliche Folgen des Gebeths und der Betrachtungen, und wer nach vollendetem Gottesdienste sich das Zeugniß geben kann, daß er mit seiner Selbstprüfung und Besserung beschäftigt war, der darf sich auch mit dem Gedanken trösten, daß er dadurch die Ehre Gottes befördert hat, weil er weiß, daß über einen Sünder, der Buße thut, eine größere Freude im Himmel ist, als über neun und neunzig Gerechte.

Die gottesdienstlichen Zeremonien haben zur Absicht, daß in den Herzen der frommen Christen der Geist der Buße und der Andacht erweckt werde.

Die Kirche hat bey öffentlichen Gottesverehrungen Zeremonien angeordnet, um durch dieselben in den Herzen der frommen Christen den Geist der Buße und der Andacht anzuregen. Der Mensch ist zu Zerstreuungen äußerst geneigt, und niemals mehr, als wenn er bethen, betrachten und über den Zustand seines Gewissens nachdenken soll. Wenn seine Sinne durch Zeremonien nicht gleichsam festgehalten, und wenn durch eben diese Zeremonien die Gedanken und Gefühle in seinem Herzen nicht rege gemacht würden, welche ihn zu einem wahren und thätigen Gottesverehrer bilden sollen, so würde sein Geist in verschiedenen Zerstreuungen umher schwärmen; niemals würde er einen ernsthaften Rückblick auf sich selbst wer-

fen, und an die Mittel denken wie er die Gnaden Gottes zum Besten seiner Seele benützen, und wie er durch eine thätige Mitwirkung sich derselben würdig zu machen suchen soll. Was vermag mehr in unserer Seele Begriffe von der Herrlichkeit, von der Größe und Allmacht Gottes zu erwecken, als Zeremonien, welche mit Pracht und Feierlichkeit verrichtet werden? Würde der Christ bey dringenden, zeitlichen Bedürfnissen, bey anhaltender Trockne oder Feuchtigkeit, wodurch die Feldfrüchte in Gefahr gesetzt werden, oder andern Unglücksfällen, die Gott zu unserer Züchtigung oft zuläßt, seine Zuflucht zu Ihm nehmen, und Ihn um Barmherzigkeit bitten, wenn nicht die Kirche von Zeit zu Zeit öffentliche Gebethe anordnete, und sie mit heiligen Gebräuchen begleitete? Würden wirksame Gefühle der Reue und der Buße in seinem Herzen entstehen, wenn die Kirche nicht Andachtsübungen veranstaltete, die absichtlich dahin zwecken, bußfertige Gesinnungen zu erwecken? Durch das, was der Mensch sieht und höret, wird er immer mehr gerührt, als durch das, worüber er blos nachdenkt. Seine Sinne werden durch den Anblick der Zeremonien beschäftigt, und die Seele überläßt sich gänzlich dem Eindrucke, der dadurch auf sie gemacht wird. Die Gebräuche, die Feierlichkeiten und Andachten sind daher eine Veranlassung, die ihn bewegt, an der Verehrung Theil zu nehmen, welche durch dieselben Gott erwiesen wird.

Der äußere Gottesdienst befördert die innere Andacht.

Nichts vermag mehr den Menschen zu einer lebhaften und ausdrucksvollen Andacht anzufeuern, als der äußere Gottesdienst. Alles ist bey demselben dazu eingerichtet, um in seiner Seele gute Gedanken zu erwecken. Viele bey einander versammelte Menschen muntern sich wechselweise zur Andacht auf; die Zeremonien sind Sinnbilder, welche sich auf Gegenstände beziehen, die auf die Bekehrung des Menschen hinzielen. Die Verrichtung des heil. Meßopfers, welche die vornehmste und erhabenste unter allen Zeremonien ist, erinnert den Menschen

an die größte Gutthat, die er von Gott empfangen hat, und an den unbegreiflichen Beweis seiner Liebe gegen den Menschen. Welche Gelegenheit zu wahrer Andacht, zu Gefühlen der Bewunderung, der Dankbarkeit, der Liebe u. s. w.! Die öffentlichen Bittgänge erinnern den Menschen an das unaufhörliche Bedürfniß des göttlichen Beistandes, folglich an seine Abhängigkeit von dem ewigen Wesen. Alle übrigen Zeremonien und Gebräuche können auf gleiche Weise erklärt werden; alle befördern die innere Andacht, und erwecken heilsame Gesinnungen.

Unter diesem Gesichtspunkte ist der äußere Gottesdienst ein Mittel, welches zum innern Gottesdienste führet, denn ohne äußern Gottesdienst würde dem Menschen die beste Gelegenheit ermangeln, seinen Gott im Geiste und in der Wahrheit zu verehren. Nichts würde ihn so leicht an seine Verhältnisse mit Gott erinnern; er würde oft und lange in einer beständigen Gleichgültigkeit über Alles, was auf Andacht und Gottesverehrung Bezug hat, dahin leben; zeitliche Absichten würden seinen Geist einnehmen, und wenn ihm auch der Gedanke an sein Verhältniß mit Gott unwillkührlich und zufälliger Weise einfiele, so würde dieser Gedanke auch eben so leicht wieder verschwinden, wie er entstanden ist, ohne das geringste Merkmal seines Daseyns zurück zu lassen. Der äußere Gottesdienst ist eine Ergänzung des innern, eine Art von Vorbereitung zu demselben; er ist in Rücksicht auf die Beschaffenheit des Menschen höchst nothwendig.

Widerspruch des Weltgeistes mit dem Geiste des Evangeliums.

Die Welt, der man so gerne dient, ist nicht die Erde, die wir bewohnen, sammt den verschiedenen sichtbaren Dingen, die sie zieren; sie ist nicht die zahllose Menge himmlischer Körper, die am blauen Himmelgewölbe glänzen, und alle Tage so majestätisch über unsern Häuptern zu schweben scheinen; sie ist nicht, was man gewöhnlich das große Weltall nennt, sondern man versteht darunter die Sammlung jener Lehren und Grundsätze, welche die meisten Menschen in ihrem Wan-

del befolgen. — Der Geist der Welt erfordert und bringt mit sich, daß man die Begierlichkeiten seiner Natur befriedige, und seinen Gelüsten freien Lauf lasse; daß man den Sinnen, den Augen, den Ohren, dem Geschmacke nichts versage, wornach sie lüstern sind; daß man sich über seine Laster und bösen Gewohnheiten gleichgültig hinwegsetze, die meisten gar nicht achte, und die übrigen nach der allgemein herrschenden Lehre entschuldige und rechtfertige; die Handlungen seiner Mitmenschen hingegen mit lieblosen Urtheilen und schiefen Auslegungen nicht verschone; daß man in das Ansehen, in den Reichthum, in Ehrenbezeigungen, in Lobsprüche, in Lustbarkeiten, sogar in die ganz zufällige Schönheit seiner Gesichtsbildung, in den schlanken Wuchs seines Leibes, und in die prachtvollen Kleider, womit man ihn zu verzieren suchet, einen wahren Werth, eine Art von Verdienst setze; daß man für seinen Körper, für dessen Verpflegung und Gemächlichkeit Alles, für seine Seele aber nichts, oder nur höchstens etwas Weniges dem Scheine nach thue; daß man sein Herz und seinen Verstand nach dem heutigen Tone bilde, die Religion für ein bloßes Volksbedürfniß halte, die meisten ihrer Lehren tadle, ihre Gebräuche und Zeremonien belache, und sich den Kopf mit den Grundsätzen gottloser und sittenverderblicher Bücher erfülle. —

Der Geist des Christenthums hingegen erfordert, daß man seine Sinne bezähme, seine lasterhaften Neigungen verfolge, seine bösen Gewohnheiten ausforsche und ausrotte, und die Fehler des Nächsten mit dem Mantel der Liebe bedecke; daß man überhaupt Alles, worein der große Haufe seine Glückseligkeit setzet, als Eitelkeit betrachte, und sich überzeuge, daß nur wahre Tugend den Werth des Menschen erhöhen könne; daß man die Religion als das edelste Geschenk Gottes, als das einzige Mittel zur Seligkeit, verehre, und sowohl sein Herz, als seinen Verstand ganz nach ihren Lehren zu bilden suche. Der Geist des Evangeliums ist also dem Geist der Welt ganz entgegengesetzt, und es ist unmöglich, diesen mit jenem zu vereinbaren; der Eine verdrängt nothwendiger Weise den Andern, und Niemand kann ein Kind der Welt bleiben, wenn

er ein Kind Gottes werden will. Daher schreibt Paulus an die Neugetauften: „Wir haben nicht den Geist der Welt empfan„gen, sondern den Geist, der aus Gott ist.“ 1. Kor. 2, 12. Und Johannes redet also den Christen zu: „Liebet nicht die Welt, „noch das, was in der Welt ist! Denn alles Weltliche: Flei„scheslust, Augenlust, Prachtliebe, rühren nicht von dem Va„ter her, sondern von der Welt. Die Welt vergeht mit ihrer „Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewig„keit.“ Joh. 2, 15. 16. 17.

Was erfordert wird, um ein wahrer Diener Gottes zu seyn.

Unter den Menschen, welche die Religion zwar aufrichtig verehren, giebt es dennoch viele, welche in einem sehr schädlichen Irthume sind; sie glauben, daß nur diejenigen wahre Diener der Welt sind, welche alle ihre Lehren erfüllen und ganz nach ihren Grundsätzen handeln, und daß diejenigen, welche ihren Geist nur in einigen Stücken annehmen, im Uebrigen aber sich nach dem Geiste des Christenthums zu richten suchen, zu den Dienern Gottes gerechnet werden können. — Nein, christliche Freunde! der Dienst Gottes kann nicht getheilt seyn. Der Heiland sagt: „**Wer nicht mit Mir ist, der ist gegen Mich, und wer nicht mir Mir sammelt, der zerstreuet.**“ Luk. 11, 23. Entweder muß der Christ den Dienst der Welt gänzlich aufgeben, oder er kann auf das Glück, ein Diener Gottes zu seyn, keine Ansprüche machen. — Wo ist aber der Mensch, den die Bezauberungen der Welt niemals blenden, und der sich nicht zuweilen von dem Strome hinreißen läßt? Welcher Christ hat seine Blicke immerhin auf die Fackel des Evangeliums geheftet, um nur auf den Wegen zu wandeln, die sie beleuchtet? Fällt ja der Gerechte selbst siebenmal, wie uns Salomon versichert. — Wahr ist dies allerdings, und wir Menschen wären äußerst zu beklagen, wenn wir für jede Sünde, die wir begehen, aufhören würden, Diener Gottes zu seyn. Gott ist nicht so streng gegen uns; Er ist kein Tyrann; wir sind nicht seine Sclaven,

sondern seine Kinder, und sein zartes Vaterherz erlaubt es Ihm nicht, ein Kind zu verstoßen, das manchmal Fehler begeht. Aber, liebe Christen! lasset euch nicht irre machen; es ist sehr schwer, die Gränzlinie, welche die Diener Gottes von jenen der Welt trennet, deutlich zu ziehen, und aus der falsch verstandenen Vaterliebe Gottes möchtet ihr etwa auch glauben, daß man Gott und der Welt zugleich opfern könne. — Wenn der Mensch nur aus Schwachheit sündiget, und nach jedem Falle sich auch gleich wieder erhebt; wenn er sich ernstlich befleißt, alle Pflichten genau zu erkennen, und mit Muth entschlossen ist, seiner Sinnlichkeit nichts zu gestatten; wenn er mit seinem Gewissen in keine Unterhandlungen tritt, damit es über gewisse Sünden schweige, die er gern begeht; wenn er aufrichtig sich bestrebet, nur das zu thun, was Gott will, dieser kann immerhin zu den Dienern Gottes gerechnet werden, weil er blos aus Schwachheit sündiget, und sich bald wieder mit Gott aussöhnet. Aber Menschen, die blos die allgemeinsten Pflichten des Christenthums erfüllen, die zwar jederzeit an Sonn- und Feiertagen in der Kirche erscheinen, die an Fasttagen, wenn sie zu Hause sind, kein Fleisch essen, die alle Jahre einigemal zur Beichte und Kommunion gehen, Niemand öffentlich betrügen, und fleißig arbeiten, damit sie dereinst ihre Kinder versorgen können, im Uebrigen aber auch ihrer Sinnlichkeit zu Gefallen leben, indem sie von der Religion nur das glauben und in Erfüllung bringen wollen, wovon sie, wie sie gewöhnlich sprechen, selbst überzeugt sind; die den öftern Gebrauch der Sacramente als unnöthig, oder gar für schädlich erklären, die von Abtödtung der Sinne nichts wissen, ihre Vergnügungen nach dem Geiste der Welt genießen, ihre Nebenmenschen ohne Bedenken übervortheilen, wenn nur der Betrug nicht in die Augen fällt; solche Menschen, die Gott nur geben, was sie wollen, und in Allem, was ihren Gelüsten behagt, der Welt dienen, diese sind keine Diener Gottes.

Das Fluchen und Schwören ist gegen die Ehrfurcht und Verehrung, die wir Gott schuldig sind.

Die unmittelbare Triebfeder des Fluchens ist insgemein ein aufgebrachtes, verwirrtes, seiner selbst nicht mächtiges Gemüth, das den Menschen antreibt, sich, oder Andern Uebels zu wünschen. Der allgemeinste und schaudervollste Fluch ist, wenn man sich selbst, oder Andere zum Teufel wünschet. Einige haben sogar die schändliche Gewohnheit, fast nichts zu betheuern, ohne, daß sie nicht hinzusetzen: „Hol mich der Teufel!" Freilich sprechen sie gemeiniglich diese Worte aus, ohne daß sie bedenken, was sie sagen. — Und habt ihr es auch wohl je ganz verstanden, was das sagen will: „Hol mich, oder dich der Teufel!" — Ihr übergebet dadurch dem Hauptfeinde Gottes dasjenige, was ihr lieben, und wider alle Anfälle dieses Feindes vertheidigen sollet. „Hol mich, oder dich, oder euch der Teufel": wie kann so ein Ausdruck aus eines Christen Munde kommen! Saget nicht — wie mancher leichtfertige Flucher sich damit zu entschuldigen sucht — „ich meine es nicht im Ernste, es würde mir sehr leid thun, wenn der Fluch in Erfüllung gienge." Eben deßhalb seyd ihr desto strafbarer, weil ihr es einsehet, daß der Fluch schrecklich ist. „Aber," fährt man gewöhnlich fort, sich zu entschuldigen, „die Flüche entwischen mir nur im Zorne, da ich meiner nicht mächtig bin." Auch dies macht euch noch strafbarer. Denn der Zorn ist Sünde, und das Fluchen ist Sünde. Ein Mensch, der des Fluchens und Schwörens gewöhnt ist, wird zuweilen des Tages mehr, als zehnmal, zuweilen mehr, als zwanzigmal fluchen und schwören, dies heißt, er wird alle Tage zehn- und zwanzigmal seine Seele verwunden. „Gewöhne deinen Mund nicht," sagt der weise Sirach 23, 9—11., „zum Schwören, und nenne nicht immer den Namen des Heiligen! Denn wie ein Knecht, der immer geschlagen wird, nie ohne Striemen ist; so wird der Schwörende, und immer den Namen Gottes Nennende nicht von Sünden rein bleiben.

Wer öfters schwöret, der häufet Sünden auf Sünden, und die Geisel wird von seinem Haupte nicht weichen. Thut er es vorsätzlich, so versündiget er sich; und achtet er nicht darauf, so versündiget er sich doppelt." Auch unser Erlöser verbietet das Schwören sehr **nachdrücklich**. Matth. 5, 34—37.: „Ihr sollt," sagt Er, „durchaus nicht schwören; weder bey dem Himmel, denn er ist Gottes Thron; noch bey der Erde, denn sie ist sein Fußschemmel; noch bey Jerusalem, denn sie ist die Stadt des großen Königs. Eben so wenig sollst du bey deinem Haupte schwören; denn du vermagst ja nicht ein einziges Haar weiß oder schwarz zu machen. Eure Rede sey: Ja, ja, nein, nein; was darüber ist, das kömmt vom Bösen her."

Die Gewohnheit zu schwören und zu fluchen mag noch so **stark eingewurzelt** haben, wenn man ernstlich will, und sich **beharrlich** befleißt, so wird man ihrer doch endlich los werden. **Der heil.** Augustin bekennt mit der ihm gewöhnlichen Demuth, „daß **auch** er die Gewohnheit zu schwören gehabt habe." Er sagt, „es sey kein Tag verstrichen, daß er nicht Einigemale ge„schworen: er habe aber diese böse Neigung herzhaft bekämpft, „und so **auch** endlich unterdrückt." „Es würde mich," sagt er ein **andersmal**, „jetzt eben so hart ankommen zu schwören; als es „mich **vorhin** leicht ankam." Liebe Christen! Seyd auch so be**reitwillig**, euch zu bessern, wie der heil. Augustin es war, **machet einen** so festen Vorsatz wie er; bestrebet euch mit dem **nämlichen** Muthe; so werdet ihr auch die Freude haben, über eine **Neigung** zu siegen, die euch jetzt unüberwindlich scheint.

Dienstbothen, Herrschaften.

Die Pflichten der Dienstbothen gegen ihre Herrschaften **stehen mit** jenen der Herrschaften gegen ihre Dienstbothen in **einer so** engen Verwandtschaft, daß sie sich nicht wohl von einander **trennen** lassen. Aus dieser Ursache werden wir beide

unter einem Titel abhandeln. Was den Gehorsam betrifft, den die Diener ihren Herren schuldig sind, werden wir hier nur etwas Weniges davon sagen, nur so viel, als zur Vollständigkeit der Materie erfordert wird. Ausführlicher und in ihrem ganzen Umfange, wird diese wichtige Materie unter dem Titel Gehorsam abgehandelt werden.

Erster Entwurf.

Ueber die Pflichten der Dienstbothen gegen ihre Herrschaften.

So ungerecht auch dem Menschen, dem ersten Anscheine nach, die Ungleichheit der verschiedenen Stände vorkommen mag, so weise und nothwendig findet man diese Anordnung Gottes, wenn man über dieselbe nachdenkt, und auf die Folgen hinblickt, welche daraus entstehen würden, wenn man eine vollkommene Gleichheit der Stände einführen, und den Diener seinem Herrn in Allem gleich machen wollte. Dergleichen Gedanken gehören in das Gebiet der Unmöglichkeit und der schwärmerischen Träumereien gewisser Menschen, welche gewohnt sind, ihre kurzsichtige Vernunft zum allgemeinen Maaßstabe aller Dinge zu nehmen, und die ihre tollen Einfälle, so sehr sie auch der Erfahrung widersprechen, Jedermann aufdringen wollen. Um uns von der Nothwendigkeit des Standes der Dienstbothen zu überzeugen, wollen wir untersuchen,

1) worauf er sich gründet, und dann
2) welche Pflichten er mit sich bringt.

Wenn wir annehmen, wie Niemand es bezweifeln kann, daß Gott der Urheber des Weltalls ist, so läßt sich keine Möglichkeit denken, daß Er die innere Einrichtung dieser Welt, die Bestimmung der verschiedenen Stände, der Willkühr der Menschen und ihrer Veränderlichkeit überlassen habe. Es ist demnach

a) eine Anordnung Gottes, daß Menschen aus der unbemittelten Klasse in die Dienste der Reichen und derjenigen treten, welche hohe Stellen und Aemter bekleiden. Die Absichten Gottes bey dieser Anordnung sind, daß

die Menschen auf verschiedenen Wegen zur Seligkeit geführt werden, daß die Herrschaften durch einen weisen Gebrauch ihrer Gewalt, und die Diener durch eine bereitwillige Unterwürfigkeit zu diesem Ziele gelangen. — Der Stand der Dienstbothen ist

b) zur Festhaltung der Gesellschaft, welche nicht bestehen könnte, wenn es nicht Vorgesetzte und Untergebene, und folglich wenn es nicht Herren und Diener gäbe, unentbehrlich. Alles hängt wie die Glieder einer Kette aneinander, und wollte man die kleinen Staaten, dergleichen eine jede Familie einen bildet, durch die Aufhebung des Standes der Dienstbothen stören, so würden dadurch die großen Staaten, und also die ganze Gesellschaft erschüttert, und zu Grunde gerichtet werden.

Ist aber der Stand der Dienstbothen eine Anordnung Gottes und ein Erforderniß zur Festhaltung der menschlichen Gesellschaft, so ergiebt sich von selbst, daß er verschiedene Pflichten mit sich bringt. Diese Pflichten lassen sich auf zwey zusammenziehen, welche alle übrigen in sich begreifen.

a) Die Herrschaften kommen mit ihren Dienstbothen um einen gewissen Lohn überein, und diese machen sich anheischig, gewisse Arbeiten dafür zu verrichten. Sie sind also verbunden bey diesen Arbeiten emsig zu seyn, und die Befehle, welche ihnen in dieser Absicht gegeben werden, genau zu vollziehen.

b) Die Verhältnisse der Dienstbothen gegen ihre Herrschaften nöthigen diese, ihren Dienern Vieles von ihrem Vermögen anzuvertrauen. Die Dienstbothen sind daher verbunden, dieses Vertrauen mit einer strengen Treue zu erwiedern, über das Eigenthum ihrer Herrschaften zu wachen, nichts zu vernachläßigen, nichts heimlich zu entwenden, nichts Andern eigenmächtig zu geben, oder sich selbst zuzueignen. Sie sind Hausgenossen, folglich müssen sie sich auch den Nutzen des Hauses angelegen seyn lassen.

Zweiter Entwurf.

Ueber die Pflichten der Herrschaften gegen die Dienstbothen.

Es würde eine zu große Last den ohnehin sehr harten und mühevollen Stand der Dienstbothen bedrücken, wenn nicht auch den Herrschaften ihre Pflichten gegen dieselben vorgezeichnet wären. Der Diener ist kein Sclave seines Herrn, und er ist verpflichtet, nur seine gerechten und vernunftmäßigen Befehle zu vollziehen. Darum erinnert Paulus alle Herrschaften, sich gegen ihre Diener billig und gerecht zu erzeigen, weil auch sie einen Herrn im Himmel haben. — Diese Pflichten der Herren gegen ihre Diener wollen wir nun aus einander setzen; sie sind zweierley Art:

1) die einen haben das körperliche Wohlseyn der Dienstbothen zum Gegenstande;
2) die andern beziehen sich auf die Beförderung ihres Seelenheils.

Wer in den Dienst eines Andern tritt, machet sich anheischig, die Arbeiten zu verrichten, welche der Dienst mit sich bringt. Was kann also billiger seyn, als daß die Herrschaften ihren Dienstbothen

a) die Nahrung geben. „Der Arbeiter," sagt der Heiland selbst, „hat das Recht zur Nahrung." Matth. 10, 10. Hierin müssen die Herrschaften das gehörige Mittel zu treffen suchen. Zu kostbare Nahrung und Trank im Ueberflusse geben den Dienstbothen Anlaß zu verschiedenen Vergehungen, und machen sie zur Arbeit unfähig. Ist aber die Nahrung zu kärglich oder schlecht, so entstehen dieselben bösen Folgen; man setzet sie unter ihre Würde herab, sie haben zur Arbeit zu wenig Kraft, und man machet sich vor Gott für alle Sünden verantwortlich, welche dadurch veranlaßt werden. — Die Herrschaften sind ihren Dienstbothen schuldig

b) Unterstützung in der Noth, Verpflegung in ihren Krankheiten, Schutz gegen Unterdrückung. Ein getreuer Die-

ner ist Alles werth; er verdient wie ein Hausgenoß, wie ein Glied der Familie behandelt zu werden. „Liebe ihn „wie dein eigenes Leben," sagt der weise Sirach; „be„raube ihn seiner Freiheit nicht, und verlasse ihn nicht, „wenn er in der Noth ist." 7, 23.

c) Eben so sind sie verpflichtet, ihnen ihren verdienten Lohn zur bestimmten Zeit zu geben. Leidet dein Diener Schaden durch die Verzögerung, so bist du ein Dieb, und machest dich für den Schaden verantwortlich. „Der Lohn deines „Taglöhners soll bey dir nicht bis zum Morgen bleiben." Levit. 19, 13. „Das Zurückhalten des Lohns ist eine „Sünde, welche gegen den Himmel schreiet." Jak. 5, 4.

Von einer noch größern Wichtigkeit sind jene Pflichten, welche sich auf die Seele der Dienstbothen beziehen, und ihr Heil zum Gegenstande haben. Dadurch, daß die Dienstbothen unter die Befehle ihrer Herrschaften treten, nehmen diese alle Pflichten auf sich, welche die Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen zu erfüllen haben. Die vorzüglichsten dieser Pflichten sind folgende:

a) sie im Guten zu unterrichten theils durch Lehren, welche ihnen in dieser Absicht gegeben werden, theils durch Beispiele der Tugenden, mit welchen die Herrschaften ihnen vorgehen sollen. Dies erfordert die Ordnung, welche in einem jeden Hause herrschen soll, und die Gewalt, welche Gott den Herrschaften über ihr Gesinde vorzüglich darum ertheilt hat, damit sie dieselbe zur Beförderung seiner Ehre gebrauchen.

b) Aus gleichen Gründen sind sie verbunden, alle Tritte ihrer Dienstbothen zu bewachen, und genau darauf zu sehen, ob sie ihre Religionspflichten richtig erfüllen, ob sie keine böse Gesellschaften besuchen, keine heimliche Bekanntschaften machen, und wenn sie etwas gewahr werden, dem Uebel gleich im Anfange zu steuern.

c) Die Herrschaften sind auch verbunden, die Vergehungen ihrer Dienstbothen zu strafen; aber dabey sollen sie mit der gehörigen Schonung zu Werke gehen; Geduld haben,

wo es nothwendig ist, ihrer Schwachheit etwas zu gut halten, wenn keine böse Folge daraus entsteht; sie sollen sich niemals der Gefahr aussetzen, die Unschuld zu strafen, und immer wissen, wie der Apostel sagt, „daß ihr „Herr, so wie Jener, ihrer Dienstbothen im Himmel ist, „und daß bey Ihm kein Menschenansehen Statt findet."

Dritter Entwurf.

Ueber die gegenseitigen Pflichten der Herren und der Dienstbothen.

So wie der Diener von seinem Herrn abhängig ist, eben so steht auch der Herr in einer Art von Abhängigkeit gegen den Diener, woraus für Beide eigene Pflichten entstehen. Der Diener, der seinem Herrn seine Arbeit und seine Freiheit gegen den verabredeten Lohn und die Nahrung gleichsam verkauft, leistet aber darauf dennoch nicht Verzicht, daß er sich nicht noch vorbehält, was billig ist, und Gott hat dem Herrn eine Gewalt über den Diener nur unter der Bedingung gegeben, daß er die Schranken der Mäßigkeit und der Menschenliebe nicht überschreite. Wir wollen nun diese gegenseitigen Pflichten gegen einander abwägen, und untersuchen,

1) worauf die Pflichten der Dienstbothen gegen ihre Herrschaften, und dann
2) worauf die Pflichten der Herrschaften gegen ihre Dienstbothen sich gründen.

Um auf den Grund der Pflichten der Dienstbothen gegen ihre Herrschaften zu kommen, muß man betrachten

a) daß die Herrschaften vor Gott für ihre Dienstbothen verantwortlich sind; Er vertraut sie gleichsam ihrer Gewalt an, damit sie eben diese Gewalt zu ihrem Besten gebrauchen. Es ist also billig, daß sie ihnen einen unterthänigen Gehorsam leisten, ohne welchen ihre Gewalt unnütz wäre. „Folget euern Vorgesetzten, und seyd ihnen unterwürfig," sagt der Apostel, „denn sie sorgen für eure Seele, über „welche sie Rechenschaft geben müssen." Hebr. 13, 17.

b) Die Herrschaften geben ihren Dienstbothen Nahrung, Lohn und Obdach; sie sind also schuldig diese Gutthat durch ihren Fleiß und ihre Arbeitsamkeit zu vergelten, den Nutzen ihres Herrn zu Herzen zu nehmen, und für ihn eben so besorgt zu seyn, als wäre es für sie selbst.

c) Die Herrschaften vertrauen ihren Dienstbothen oft Vieles von ihren Gütern an; es ist also billig, daß sie sich dieses Vertrauens würdig zu machen suchen, durch eine gewissenhafte Treue, daß sie sich ohne Wissen und Erlaubniß der Herrschaft nicht das Geringste zueignen, daß sie nichts eigenmächtig verwenden, oder unter dem Vorwande eines geringen Lohns, oder einer strengen Arbeit sich heimlich bezahlt machen.

Die Herrschaften machen sich gegen ihre Dienstbothen anheischig, ihnen nicht blos die Nahrung und den verabredeten Lohn zu geben, sondern sie sind auch verbunden, ihre Diener mit Schonung zu behandeln, Geduld mit ihnen zu haben, ihre Schwachheiten und Fehler zu ertragen, denn sie sollen bedenken,

a) daß die Diener Menschen sind wie die Herren, daß sie Fleisch und Blut wie sie sind, und wie sie eine unsterbliche Seele haben; daß sie meistens nur durch den Zufall der Geburt, oder durch sonst einen Unglücksfall in die traurige Nothwendigkeit versetzt worden sind, in den Dienst und unter die Befehle eines Andern zu treten.

b) Daß sie in Absicht auf das zukünftige Leben, wie ihre Herren, mit der unschätzbaren Gutthat der Erlösung und mit den Reichthümern der Gnade Gottes beschenkt wurden, und folglich, daß, wenn sie schon von den Gütern dieser Erde beraubt sind, sie auf die unvergänglichen, ewigen Güter jener Welt eben so gegründete, und oft weit gültigere Ansprüche haben, weil ihrer dort um so mehr wartet, als ihre Noth hier größer ist.

c) Daß bey Gott kein Ansehen der Person ist, daß vor seinem Angesichte derjenige, den Glanz, Pracht und Reichthum umringen, nicht mehr werth ist, als jener

Andere, der in dem vor den Augen der Welt verächtlichen Stande eines Dienstbothen lebt.

Vierter Entwurf.

Ueber die Trostgründe, welche der Stand der Dienstbothen mit sich bringt.

Wer den Stand der Dienstbothen mit Menschenaugen betrachtet, findet ihn hart und drückend, weil es unserer Sinnlichkeit äußerst schwer fällt, unter den Befehlen Anderer zu stehen, sich nach ihrem Willen zu richten, und ihre Launen zu ertragen. Man ist in einer Lage von Verachtung und Demüthigung; überall wird man zurückgesetzt; hat man irgend ein Verdienst, so wird es mißkannt, und man sieht alle Wege zu Ehren und hohen Stellen vor sich verschlossen. Mit dem Stande der Dienstbothen ist auch gewöhnlich die Armuth verknüpft, weil man sich überhaupt nur aus Armuth dazu entschließt, Andern zu dienen; man sieht sich also manches Vergnügens beraubt, das der Herr, dem man dienen muß, im Ueberflusse genießt. — Betrachtet man aber diesen Stand mit den Augen des Christenthums, so verändert sich diese Ansicht gänzlich, und tausend Trostgründe bieten sich dem christlichdenkenden Diener dar, wodurch ihm seine Lage nicht nur erträglich, sondern süß und angenehm werden kann. Wir wollen daher die Trostgründe, welche den Dienstbothen in ihrem Stande eine kräftige Aufmunterung sind, entwickeln.

Wenn man nur ein wenig über die Verschiedenheit der Stände, und die ungleiche Austheilung der Glücksgüter der Erde nachdenkt; so entdeckt man gar bald unverkennbare Spuren jener Ursachen, welche der göttlichen Weisheit zu Grunde lagen, als sie die gegenwärtige Einrichtung der Welt beschloß. Der Mensch mag sich also in einem Stande befinden, welcher es immer ist, so weiß er immer, daß er in einem Stande lebe, den Gott selbst angeordnet hat. Aus diesem Grunde weiß auch

a) der Dienstbothe, daß sein Stand in den Planen der ewigen Weisheit eben so, wie jener des Reichen und der

Könige der Erde liegt, und daß er vor dem Urheber des Weltalls so viel gilt, als ein jeder Andere; daß auf der Wagschaale der ewigen Gerechtigkeit weder die Reichthümer, noch die Ehrenstellen dieser Erde, sondern blos das Verdienst und die Tugenden abgewogen werden, und daß sein Stand mehr ein Beförderungsmittel, als ein Hinderniß der Tugenden ist. — Er weiß,

b) daß, wenn man die verschiedenen Stände vergleicht, jener der höchste und edelste ist, welcher dem Stande am ähnlichsten ist, in welchem Jesus selbst sich befand, als Er hier auf dieser Erde wandelte. Sein Stand war aber ein Stand der Erniedrigung. „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern Andern zu dienen," sagt der Heiland selbst. Matth. 20, 28. — Er weiß,

c) daß, je niedriger die Stufe ist, auf welcher der Mensch auf dieser Erde steht, desto weniger hat er einen Fall zu befürchten. Der Reiche ist tausend Gefahren ausgesetzt, welche der Dienstbothe nicht kennt; der Reiche hat tausend Mittel in den Händen, welche Werkzeuge der Sünde sind, die der Diener nicht in seiner Gewalt hat. — Er weiß,

d) daß die Verantwortlichkeit vor Gott um so größer ist, wenn man mehreren Menschen zu befehlen hat, größere Güter besitzt, zahlreichere Gelegenheiten hat, Gutes zu thun, wie dieses bey den Herrschaften der Fall ist. Dieses Bewußtseyn flößt seinem niedergeschlagenen Herzen, so oft es der Last seiner Lage zu erliegen nahe ist, wieder Muth ein, es muntert sich auf, und genießt jene reine Zufriedenheit, die allen denen zu Theil wird, welche die Rathschlüsse Gottes erkennen und verehren.

Fünfter Entwurf.

Ueber die Pflichten der Dienstbothen nach der Lehre des heiligen Paulus.

Die Pflichten christlicher Dienstbothen gegen ihre Herrschaften hat der heilige Paulus in wenig Worten zusammen-

gefaßt, die ich euch heute vortragen will, und die ich wünschte, daß ihr sie nie vergessen möchtet: „Ihr Knechte," schreibt er an die Kolosser 3, 22., „gehorchet in allen Stücken euren irdischen Herren, nicht als Augendiener, die sich bey Menschen einschmeicheln, sondern mit aufrichtigem Herzen und aus Ehrfurcht gegen den Herrn. Alles, was ihr thut, das thut von Herzen, als etwas, was dem Herrn, und nicht den Menschen geschieht. Und wisset, daß ihr von dem Herrn euer Erbtheil zur Vergeltung erhalten werdet; denn ihr dienet Christo, dem Herrn. Wer aber Unrecht thut, dem wird nach seinen Thaten auch vergolten werden." Und an Titus schreibt dieser nämliche Apostel 2, 9.: „Den Dienstbothen schärfe ein, sich gegen ihre Herrschaften gehorsam, und in Allem gefällig zu zeigen; nicht zu trotzen, nichts zu entwenden, sondern in Allem sich treu und ehrlich zu beweisen, damit sie der Lehre Gottes, unsers Retters, in Allem Ehre machen." Ein christlicher Dienstbothe ist also schuldig:

1) Sich gegen seine Herrschaft gehorsam,
2) in Allem gefällig zu zeigen, und
3) sich in Allem treu und ehrlich zu beweisen.

Der Gehorsam, den die Dienstbothen ihren Herrschaften leisten sollen, erstreckt sich

a) auf Alles, was ihnen in billigen Sachen befohlen wird. Es giebt Dienstbothen, die manchmal zwar gehorsamen, aber oft wieder nicht. Von solchen kann man nicht sagen, daß sie gehorsam sind. Denn sie thun nur, was sie gerne thun, was sie freut. Oder sie thun nur das, was sie leicht thun können. Was ihnen schwer fällt, das thun sie nicht. Der heil. Paulus aber sagt: „In allen Stücken sollen die Dienstbothen ihren „Herrschaften gehorsam seyn."
b) Der Gehorsam, den die christlichen Dienstbothen ihren Herrschaften leisten sollen, soll mit aufrichtigem Herzen

und aus Ehrfurcht gegen den Herrn, unsern Erlöser, geleistet werden. — Wer blos gehorsam ist, um sich bey der Herrschaft einzuschmeicheln, der dient nicht dem Herrn, unserm Erlöser; sondern sich selbst. Er sucht nicht Gott, sondern nur Menschen zu gefallen. Der Christ soll bey allen seinen Handlungen überirdische Absichten haben, um den Lohn zu erhalten, den Gott denen versprochen hat, welche Ihn lieben.

c) Der Gehorsam, der von Dienstbothen den Herrschaften geleistet wird, soll mit der nämlichen Ehrfurcht geleistet werden, mit welcher wir ihn Christo leisten würden, wenn Er noch unter uns wandelte. Der heilige Paulus sagt zu den Dienstbothen ausdrücklich: „Ihr dienet Christus dem Herrn.“ Die Dienstbothen sollen daher in der Person ihres Herrn nicht den Menschen, sondern Jesum Christum betrachten.

Die Dienstbothen sollen sich gegen ihre Herrschaften gefällig zeigen.

a) Sie sollen daher nicht trotzen. Es giebt so manche Dienstbothen, die blos ihrer Laune folgen, und bald gefällig, bald unerträglich sind. Jetzt arbeiten sie für ihre Herrschaft über Hals und Kopf, ein andersmal wollen sie dann nichts thun. Man darf ihnen nur eine Arbeit auftragen, die ihnen nicht angenehm, oder die ihnen lästig ist; so widersetzen sie sich, und wollen sie nicht thun. Sie wollen sich keine Gewalt anthun, und doch prediget das Evangelium nichts mehr, als Abtöodtung.

b) Sie sollen nicht mürrisch seyn. Es giebt Dienstbothen, welche zwar Alles thun, was man ihnen befiehlt: aber vielfältig thun sie es mit Unwillen. Sie murren und schimpfen, daß man ihnen zu viele und zu schwere Arbeiten auflade. Lieber Christ! wenn dir der Dienst zuschwer ist, wenn er deine Kräfte übersteigt; so verlasse ihn, und suche einen leichtern, der deinen Kräften angemessen ist: aber murre nicht, schimpfe nicht gegen deine Herrschaft. Das ziemt sich nicht für einen

Christen, der nach dem Beispiele Jesu von Herzen demüthig und sanftmüthig seyn soll. Endlich

c) gegen die Herrschaft gefällig seyn, heißt ihre Neigungen ausforschen; sich darnach richten; sich nach ihrem Sinne, nach ihrer Laune schicken; und das unterlassen, was die Herrschaft nicht haben will, oder nicht gerne sieht.

Die Dienstbothen sollen sich in allem treu und redlich beweisen.

a) Es bedarf wohl nicht der Bemerkung, daß des Herrn Güter nicht des Dienstbothen Eigenthum sind. Das Stehlen ist Jedermann, und allzeit verbothen: ist man jedoch ein Dienstbothe, so ist der Diebstahl noch strafbarer; denn der Herr verläßt sich auf die Treue seines Dieners, und schaut ihm nicht auf die Finger, wie einem Fremden. Der untreue Dienstbothe mißbraucht daher dieses Zutrauen auf eine schändliche Weise.

b) Der heil. Paulus verlangt von den Dienstbothen, daß sie sich in Allem treu und ehrlich beweisen. Es ist also nicht genug, wenn die Dienstbothen ihrer Herrschaft nichts entwenden, wenn sie dieselbe nicht betrügen. Sie dürfen auch nichts verabsäumen, was ihrer Herrschaft Schaden bringen könnte. Sie sollen vielmehr den Nutzen derselben bey jeder Gelegenheit zu befördern suchen.

c) „Alles," sagt Jesus, Matth. 7, 12., „was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut auch ihr ihnen." Wir wünschen, daß alle Menschen mit uns redlich und ehrlich handeln. Folglich sollen besonders die Dienstbothen sich redlich und ehrlich gegen ihre Herrschaften betragen.

Wenn nun die Dienstbothen die Vorschriften des heiligen Paulus befolgen; so werden sie, wie eben dieser Apostel sagt, „der Lehre Gottes, unsers Retters, in Allem Ehre machen." Ja ihr Dienstbothen, „gehorchet euren „irdischen Herren mit aller Achtsamkeit und Sorgfalt, mit „Aufrichtigkeit eures Herzens, wie Christus; nicht als Augen„diener, die nur Menschen gefallen wollen, sondern als Knechte

„Christi, die Gottes Willen von Herzen erfüllen, und mit ge„neigtem Sinne dem Herrn, und nicht dem Menschen nur, „dienen. Wisset, daß Jeder nach der Rechtschaffenheit seines „Betragens auch seinen Lohn von dem Herrn empfangen wird, „er mag Knecht, oder Herr seyn.“ Ephes. 6, 5—8.

Sechster Entwurf.

Von den Pflichten der Herrschaften, nach der Lehre des heiligen Paulus.

Der heil. Paulus belehret die Herrschaften, wie die Dienstbothen über ihre Pflichten. „Und ihr Herren,“ schreibt er an die Ephes. 6, 9., „handelt gegen sie,“ gegen die Dienstbothen nämlich, „wie es sich gebührt; lasset ab von der harten Strenge! Wisset, daß auch ihr euren Herrn im Himmel habet, und daß bey Ihm kein Ansehen der Person gilt.“ An die Koloss. 4, 1. schreibt er das Nämliche. „Ihr Herren,“ heißt es in diesem Sendschreiben, „betraget euch gegen eure Knechte, wie es recht und billig ist, und vergesset nicht, daß auch ihr einen Herrn im Himmel habet!“ Die Herren und Frauen sollen demnach

1) ihren Dienstbothen geben, was recht und billig ist, und
2) sollen sie dieselben nicht zu strenge behandeln.

Das Verhältniß der Dienstbothen zu ihren Herrschaften beruhet auf einem Vertrag. Der Dienstbothe macht sich verbindlich zu gewissen Arbeiten, dagegen verpflichtet sich die Herrschaft, dem Dienstbothen den nöthigen Unterhalt zu geben.

a) Es handeln daher die Herren und Frauen gegen ihre Pflicht, wenn sie ihren Dienstbothen zu kärglich zu essen geben, oder ihnen den versprochenen Lohn nicht bezahlen. „Betraget euch,“ sagt der heil. Paulus, „gegen eure Knechte, wie es recht und billig ist.“ Es ist offenbar ungerecht und unbillig, wenn man den Dienstbothen so wenig zu essen giebt, daß sie nicht wohl bestehen können, oder wenn man den Lohn schmälert, den man

ihnen verheißen, oder wenn man ihnen gewisse Vortheile entzieht, die man ihnen beim Antritt des Dienstes ausdrücklich oder stillschweigend zugesagt hat.

b) Auch für die Gesundheit der Dienstbothen soll man sorgen. Denn Niemand macht sich der Regel nach anheischig, mit Aufopferung seiner Gesundheit, zu dienen. Es ist ungerecht und unbillig, wenn man den Dienstbothen Sachen aufbürdet, die ihrer Gesundheit nachtheilig sind. Selbst, wenn sie krank werden, ist es billig, daß der Herr und die Frau für sie sorgen. Denn ist es ja schon gegen die Nächstenliebe, wenn man hülflosen Menschen keine Hülfe leistet, da man es doch thun könnte! Unbillig ist es offenbar, wenn man sich um die Gesundheit derjenigen nicht bekümmert, deren Dienste man sich bedient hat, so lange sie gesund waren: oder wenn man von kranken Dienstbothen die nämlichen Dienste fordert, die sie gesund geleistet haben.

Unverantwortlich ist es, wenn der Herr und die Frau für sich prachtvoll und im Ueberflusse leben, und gleich Alles zu viel finden, was die Dienstbothen nöthig haben.

c) Aber nicht blos für den Leib ihrer Dienstbothen sollen die Herrschaften Sorge tragen, sondern auch für ihren unsterblichen Geist. Sie sind für die Sünden verantwortlich, die sie an ihren Dienstbothen bemerken, und nicht bestrafen. Wer eine Sünde verhindern kann, und nicht verhindert, macht sich derselben schuldig: so wie man sich des Schadens schuldig macht, den der Nächste leidet, im Falle man ihn verhindern könnte, und nicht verhindert. Es ist gegen die Liebe, die man seinem Mitmenschen schuldig ist. Noch strenger sind dazu verbunden die Obrigkeiten; die Herrschaften sind aber die Obrigkeiten ihrer Dienstbothen. Herren und Frauen! erlaubet daher euren Dienstbothen zur gehörigen Zeit in die Kirche zu gehen, und da den Pflichten der Religion Genüge zu leisten. Und nicht genug, befehlet es ihnen sogar, dem Gottesdienste beizuwohnen, im Falle

sie ihn nicht von selbst besuchen wollen. Duldet keine Ausschweifungen bey euren Dienstbothen; denn ihr werdet sie sonst selbst in der andern Welt büßen müssen.

Nur zu oft geschieht es, daß die Herrschaften zu strenge sind in Hinsicht auf die Dienstleistungen, die sie fordern.

a) Der Mensch soll zuerst gegen sich strenge seyn, und gegen Andere gelinde. Er soll sich seiner Fehler erinnern, und sich darüber Vorwürfe machen, die Gebrechen Anderer aber soll er, so viel es die Bescheidenheit und die Pflicht erlauben, entschuldigen. Gewöhnlich sieht man den Splitter in dem Auge seines Bruders, und bemerkt den Balken nicht, den man in seinem eigenen Auge hat.

b) „Wisset," ihr Herren und Frauen, „daß auch ihr euren Herrn im Himmel habet, und daß bey Ihm kein Ansehen der Person gilt." Euer Dienstbothe ist ein Ebenbild Gottes, wie ihr; er ist euer Bruder. Wir Alle haben nur einen Schöpfer, und einen Erlöser. Bey Gott gilt kein Ansehen der Person, nur auf unsern Lebenswandel blicket der Herr.

So wie wir mit unserm Nebenmenschen, mit unserm Bruder verfahren, so wird auch der himmlische Vater mit uns verfahren. Verzeihen wir von ganzem Herzen unserm Bruder, so wird der himmlische Vater auch uns verzeihen. Verzeihen wir aber unserm Bruder nicht, so wird uns auch vom Vater im Himmel nicht verziehen werden. Matth. 18, 35. Und wie höchst nöthig haben wir es, daß uns der himmlische Vater verzeihe! Wie wir richten, so werden wir gerichtet werden; und mit dem Maaße, mit welchem wir messen, wird man uns wieder messen.

Daraus folgt jedoch keineswegs, daß die Dienstbothen über ihre Fehler, zumal über ihre moralischen Fehler, nicht bestraft werden sollen; das würde ihnen selbst nachtheilig seyn. Aber mit Bescheidenheit und mit christlicher Sanftmuth soll es geschehen.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Rechte der Dienstbothen. Unterhaltung und Lohn. Sir. 33, 25. — Ebend. 34, 22. — 1. Tim. 5, 18. — Tob. 4, 15. — 3. B. Mos. 19, 13. — 5. B. Mos. 24, 14, 15. — Hiob 31, 38—40. — Jer. 22, 13. — Malach. 3, 5. — Jak. 5, 4. —

Gerechtigkeit. Sir. 33, 29. — Hiob 31, 13—15. — Kol. 4, 1. — Hiob 3, 11—15. —

Liebe und Gelindigkeit. 5. B. Mos. 25, 43. — Sir. 7, 20. 21. — Ebend. 4, 30. — Spr. 15, 1. — 2. Kor. 2, 5—8. — Matth. 7, 2. — Tob. 5, 9—16. — Ephes. 6, 9. — Sir. 7, 21. — Ebend. 33, 29. 31. —

In Krankheit und Alter Pflege. 1. Tim. 5, 8. — Matth. 25, 31. 34. 36. 39—46. — Jak. 2, 13. — Matth. 8, 5—9. 13. — Luk. 7, 2—8. 10. — 1. Kön. 30, 10—14. —

Pflichten der Dienstbothen gegen ihre Herrschaften. Ehrerbietung und Unterwürfigkeit. Malach. 1, 6. — Röm. 13, 7. — Ephes. 6, 5. —

Williger Gehorsam. Eph. 6, 5. 9. — Kol. 3, 22. — Hebr. 13, 17. — Matth. 8, 9. **Nur dann nicht, wenn der Befehl gegen Gottes Gebothe wäre.** Apgsch. 4, 19. — Ebend. 5, 29. — 1. Kor. 7, 23. — 1. Kön. 22, 17. — 2. Kön. 13, 28—30. — Matth. 16, 26. —

Arbeitsamkeit, Fleiß. Sir. 7, 15. — 1. Thess. 4, 11. — 2. Thess. 3, 10. — Röm. 12, 7. — Ebend. 12, 11. — Tit. 6, 2. — Luk. 12, 36. 37. 45. 46. —

Treue und Redlichkeit. Tit. 2, 10. — Luk. 16, 10. — Ebend. 16, 1—9. — Pred. 10, 4. — 1. Petr. 2, 18. —

Gegen die Kinder ihrer Herrschaft. Matth. 18, 6. 7. — 1. B. Mos. 39, 7—10. —

Gegen die Nebendienstbothen. Röm. 12, 16—20. Hebr. 12, 14. — 2. Tim. 2, 24. — Gal. 6, 2. — Eph. 4, 31—33. — Kol. 3, 12. 13. — Spr. 30, 10. — Sir. 28, 13. — Spr. 26, 20. — Matth. 20, 1—16. —

Gute Dienstbothen haben Gottes Lohn zu erwarten. Spr. 14, 15. — Ebend. 14, 35. — Ebend. 27, 18. —

Ps. 100, 5. — Röm. 8, 28. — Luk. 12, 43. — Matth. 25, 21—23. — Kol. 3, 23. 24. — Ephes. 6, 5—9. — Röm. 13, 5. — Luk. 12, 47. 48. —

Trostgründe für die Dienstbothen. Gott hat mich in diesen Stand berufen. 1. Kor. 7, 20—24. —

Mein Stand ist nicht verächtlich. Röm. 12, 4—7. — 1. Kor. 12, 13—28. —

Gott sieht mit Wohlgefallen auf mich, wenn ich berufstreu bin. 2. Kön. 16, 7. — Ps. 137, 6. — Apgsch. 10, 34. 35. — 1. Petr. 1, 17. —

Ich bin nicht unglücklich, weil ich diene. Sir. 40, 18. —

Hat ja auch Christus gedient. Matth. 20, 28. — Phil. 2, 5. 7. 8. —

Ist auch die Arbeit hart, nicht anerkannt, Gott sieht, Gott lohnt sie. 5. B. Mos. 26, 6—9. — Jer. 31, 16. — Matth. 11, 28—31. — Kol. 3, 24. 25. — 1. Kor. 15, 58. —

Gottes Fürsorge überlasse ich getrost meine Zukunft. Luk. 12, 6. 7. 22—32. —

Beispiele guter und böser Dienstbothen. 1. B. Mos. 24, 12. 27. — Ebend. 30, 26—31. 1—8. 36—42. — 1. B. Mos. 39, 1—7. — 2. Kön. 15, 13—17. — Judith 13, 3—12. — Joh. 4, 46. 47. 50. 51. — Matth. 13, 24—31. — 1. B. Mos. 16, 1. 4. 6. 7. 9. — Ebend. 40, 1—4. — 4. Kön. 5, 1. 9—15. 19. bis Ende. — Ebend. 12, 20. 21. — Ebend. 21, 23. 24. Esth. 2, 21. bis Ende. — Matth. 25, 14—31. — Ebend. 18, 25. bis Ende. —

Stellen aus den heiligen Vätern.

Ihr Knechte, dienet euren Herren mit gutem Willen; denn ein Jeder muß das, wozu er geboren ist, geduldig übertragen. Aber gehorchet nicht nur den milden, sondern auch den harten Herren. Oder welches Verdienst glaubt ihr wohl

zu erwerben, wenn ihr blos den guten treulich gehorcht? — Betrachtet das Beispiel Christi; gehorchet auch den strengen Herren in aller Geduld, der Herr wird's lohnen. Ambrosius class. 1. Epist. 63.

Wenn du aus freiem Antrieb und Willen, wenn du aus Liebe und mit redlichem Herzen, wenn du um Christi willen dienest, bist du kein Knecht; denn auf solche Weise, in solcher Knechtschaft diente auch jener freigeborne Paulus. Chrysostomus Homil. 22. in Epist. ad Ephes.

Es soll den Herren schwerer fallen zu befehlen, als den Knechten zu dienen. Augustin. Lib. 1. de Civit. cap. 16.

Christus spricht zu dir, „nicht darum bist du ein Christ „geworden, daß du es unter deiner Würde halten sollest, zu „dienen, Ich habe aus den Knechten keine Freigelassene, „sondern aus den schlechten Knechten gute Knechte gemacht." Derselbe in Ps. 83.

Ihr Herren! Sorget mit allem Fleiße für das Heil eurer Hausgenossen. Derselbe in sermon. commun. serm. 51.

Ein jeder Dienst hat seine Beschwernisse. Derselbe in Psalm 99.

Der Stand dessen, der einem Menschen dienet, ist besser, als jener des Andern, der seiner Leidenschaft dient Derselbe Lib. de Innocentia.

Sey gleichwohl ein Diener deines Herrn, nur kein Diener der Sünde. Derselbe de Dedicat. Eccles. Serm. 3.

Ihr Alle, die ihr irdische Herren habet, und die ihr im Stande der Dienstbothen seyd, gehorchet euren Herren, liebet sie aus ganzem Herzen, dienet ihrem Auge nicht, sondern verrichtet euren Dienst aus Liebe; denn Gott hat sie bestellt, daß sie euch befehlen, und euch, daß ihr ihnen gehorchet. Derselbe Serm. 7. de tempore.

Wenn du deinem Herrn getreu dienst, so wirst du von Gott einst die ewige Freiheit erlangen. Derselbe Serm. 3. de Dedicat. Eccles.

Du forderst von deinem Knechte den Dienst, den er dir schuldig ist, und du, ein Mensch, zwingest einen andern Men-

schen, dir zu gehorchen. Elender! der du deine Herrschsucht gegen einen andern Menschen ausübest, erkennest du nicht, daß du auch einen Herrn hast? Cyprianus contra. Demtr.

Wenn wir über unsere Dienstbothen in Zorn gerathen, so sollen wir uns immer unsere eigenen Sünden zu Gemüth führen. Chrysostomus Homil. 25. in Joann.

Die Herren, welche Jenem, der allein ein wahrer Herr ist, unterthänig sind, sollen ihren Dienern Gegendienste leisten, und sie mit Gottesfurcht und Nachsicht nach dem Beispiele des Herrn behandeln. Basilius Reg. 75. cap. 2.

Der Dienst der Knechte trägt Vieles dazu bey, ein Haus wohl zu ordnen und zu verwalten. Chrysost. Homil. 22. in Epist. ad Ephes.

Viele wollen viele Diener haben, und lassen ihnen aber nicht die nothwendige Nahrung geben: meinen sie dann, daß sie steinerne Säulen sind? Derselbe Homil. 7. in secundam ad Timoth.

Es gereicht dem Herrn zur Ehre, wenn er dankbare Diener hat, die ihn ehren. Derselbe Homil. 2. in Epist. ad Philem.

Wenn wir über unsere Diener uns erzürnen wollen, so sollen wir jedesmal einen Blick auf unsere eigenen Sünden werfen. Derselbe Homil. 25. in Joann.

Joseph war in der Knechtschaft, aber sein Herz war es nicht, und ob er gleich in der Knechtschaft war, so war er freier, als alle Menschen. Derselbe.

Ausgearbeitete Stellen.

Wie sollen die Herrschaften den Stand der Dienstbothen betrachten?

Wenn man den Stand der Dienstbothen unter dem wahren Gesichtspunkte betrachtet, daß sie nämlich Menschen sind, wie ihre Herrschaften, daß meistens nur der Zufall der Geburt sie in die Nothwendigkeit gesetzt hat, Andern zu dienen, und

daß dieses Loos die Herren eben auch hätte treffen können, so verdient dieser Stand Bedauern und Mitleid. Dies ist der wahre Gesichtspunkt, unter welchem ein Jeder, der des Dienstes eines Andern bedarf, den Stand der Dienstbothen betrachten soll, weil er nur unter diesem Gesichtspunkte sowohl seine Pflichten gegen sie, als die Art dieselben zu erfüllen, entdecken kann. Es herrschet unter den Menschen, denen von den Glücksgütern der Erde so viele zugefallen sind, daß sie sich die Bedienung Anderer, nicht so Bemittelter, mit Geld erkaufen können, ein schädliches Vorurtheil, welches vielleicht auch die einzige Quelle der unschicklichen, und manchmal unmenschlichen Begegnungen der Herren gegen ihre Diener ist: man glaubt nämlich, daß man mit dem Gelde, womit man die Bedienung bezahlt, auch zugleich das Recht kaufte, die Dienstbothen nach Willkühr zu behandeln. Die Verhältnisse, welche zwischen dem Herrn und Diener Statt haben, mögen beschaffen seyn, wie sie immer wollen, so kann der Christ sich auf dieselben niemals berufen, um die unschicklichen und rauhen Behandlungen gegen diejenigen zu rechtfertigen und zu entschuldigen, die unter seinen Befehlen stehen. Die Vernunft stimmt hierin mit dem Christenthume vollkommen überein. Beide zeigen uns, sowohl im Herrn, als im Diener, einen Menschen, woraus die Regel hervorgeht: „Behandle deinen „Diener nicht anders, als du mit Billigkeit verlangen würdest, „von ihm behandelt zu werden, wenn du an seiner Stelle wärest, „und wenn du ihn, anstatt er dich, bedienen müßtest.“

Unter welchem Gesichtspunkte sollen die Dienstbothen ihren Stand betrachten?

Wenn die Dienstbothen ihren Stand unter eben demselben Gesichtspunkte betrachten wollten, unter welchem die Herrschaften denselben gemeiniglich anzusehen pflegen, um daraus ihre Pflichten gegen ihre Herren abzuleiten, so würden sie wenig Lust haben, sich in ihre Lage zu schicken, und die beschwerlichen Verbindlichkeiten zu erfüllen, welche diese mit sich bringt; man würde den Diener schwerlich dahin bringen, aus der Noth eine

Tugend zu machen, gleichwohl mit seinem Loose zufrieden zu seyn. Dieser Beweggrund, weil er blos menschlich ist, bleibt ohne Kraft und Wirkung; und nur die Art von Zwang, welcher aus dem Mangel, aus der Dürftigkeit des dienstlosen Gesindes entsteht, vermag es, diese Leute zu bewegen, sich unter die Befehle eines Andern zu beugen; und dann thun sie es auch nur äußerlich und nothgedrungen, was sie doch aus Gewissenhaftigkeit zu thun verbunden sind. Damit also die Dienstbothen ihre Pflichten aus guten Absichten erfüllen, die eines Menschen, und noch mehr eines Christen würdig sind, und damit sie auch zum Genusse der irdischen Glückseligkeit gelangen, die mit ihrem Stande eben so, wie mit jedem andern, zu vereinbaren ist; so müssen sie ihn als eine weise Anordnung der Vorsehung betrachten, die gegen alle Menschen gerecht ist; sie müssen überzeugt seyn, daß ihr Mangel an Glücksgütern der Erde, der sie in die Nothwendigkeit setzt, Andern zu dienen, keine Ungerechtigkeit ist, indem sie zu denselben kein Recht haben, und daß sie unerachtet dieses Mangels in ihrer Lage, wenn sie dieselbe mit einem christlichen Auge ansehen, eben so wenig zu bedauern sind, als jeder andere Mensch; sie sollen wissen, daß ihr Stand, so hart er auch nach menschlichen Begriffen zu seyn scheint, jene Glückseligkeit, welche in der Ruhe und Zufriedenheit des Herzens besteht, nicht nur nicht ausschließt, sondern des Besitzes derselben vielleicht fähiger, als jener ihrer Herrschaften ist. Jedermann weiß ja aus der Erfahrung, daß die Dienstbothen überhaupt weit mehr frohe Stunden leben, in welchen sie wahre Erdenseligkeit genießen, als die Herren, unter deren Befehlen sie stehen. Diese Ansicht ihres Standes wird sie gegen Kleinmuth und Trostlosigkeit schützen; sie werden sich nicht über die Vorsehung beklagen, sondern vielmehr selbst erkennen, daß die Begierden, welche alle Menschen nach Reichthümer und Bequemlichkeit hegen, ein Trieb unserer bösen Neigungen und nicht des wahren Hanges nach ächter Glückseligkeit sind. Mit Frohsinn und Munterkeit werden sie alsdann ihre Pflichten erfüllen, und die Bürde ihres Standes wird sie nicht drücken.

Worauf die Gewalt der Herrschaften gegen die Dienstbothen sich gründet.

Ein jeder Stand, der an sich gut ist, liegt in den Planen der ewigen Weisheit; es war ihr absichtlicher Wille, daß unter allen Ständen eine Verschiedenheit sey, daß der Eine Reichthümer im Ueberflusse besitze, während der Andere kaum so viel aufzubringen vermag, als sein nothwendigster Bedarf erfordert; daß dieser hohe Stellen bekleidet, und Befehle ertheilt, während jener sie vollziehen, und ihm dienen muß. Dies erheischt die gegenwärtige Einrichtung der Welt, wovon Gott selbst der Urheber ist. Niemand tritt also einen Stand an, oder Niemand befindet sich in der Nothwendigkeit, die Arbeiten, welche der Stand der Dienstbothen mit sich bringt, zu verrichten, und sich verbindlich zu machen, die Befehle der Herrschaften, mit welchen er um einen bestimmten Lohn übereinkommt, zu erfüllen, ohne dadurch den göttlichen Anordnungen gemäß zu handeln, der uns Menschen auf verschiedenen Wegen, das ist, in verschiedenen Ständen zum Heil unserer Seele, zur ewigen Seligkeit führen will. Die Gewalt, welche die Herrschaften über die Dienstbothen haben, gründet sich also nicht blos auf die Uebereinkunft, auf den Vertrag, den sie miteinander gemacht haben, sondern vorzüglich auch auf den Willen Gottes, der den Herrschaften diese Gewalt selbst gab, indem Er den Stand der Dienstbothen anordnete. Wenn nach der Versicherung des Apostels alle Gewalt von Gott kömmt, so kömmt auch von Ihm die Gewalt der Herrschaften über die Dienstbothen. Woraus dann folgt, daß dann der Diener diese Gewalt nicht als eine Wirkung der Nothwendigkeit betrachten, und demnach auch nicht aus Noth, sondern aus Gewissensgründen gehorchen soll, wie der Apostel hinzusetzet.

Wie die Befehle der Herrschaften gegen ihre Dienstbothen beschaffen seyn sollen.

Wenn schon der Diener sich verbindlich machet, alle Befehle seines Herrn genau zu vollziehen, so geschieht es doch immer unter der stillschweigenden Bedingung, daß dieser ihm

nur vernünftige, und seinen Kräften angemessene Befehle ertheile. Die Herrschaften handeln also gegen alle Vernunft und Menschlichkeit, wenn sie ihrem Gesinde nicht mit billiger Schonung begegnen, und wenn sie glauben, sie haben gegen diejenigen, welche unter ihren Befehlen stehen, keine Rücksichten zu beobachten. Es ist sogar für sie Pflicht, ihre Befehle mit Liebe zu mildern, und sie in einem Tone zu geben, der nicht beleidigend ist. Dienstbothen, wären sie auch noch so nothgedrungen, ihre Arbeit gegen Geld und Nahrung zu verkaufen, werden dadurch aus der Zahl der Nebenmenschen nicht ausgeschlossen; die Herrschaften haben alle Pflichten der Menschenliebe gegen sie, eben so, wie gegen die übrigen Menschen zu beobachten; sie sind sogar verbunden, ihnen eine thätigere Liebe zu erzeigen, sie in der Noth eifriger zu unterstützen, und für ihre Verpflegung, im Falle sie krank werden, mehr zu sorgen, als für Andere, die in eben dem Grade der Dürftigkeit sich befinden, weil die Dienstbothen solche Liebesbehandlungen mit einem gewissen Rechte als Erwiederungen für ihre Arbeit fordern können. Die Nahrung und das Geld, welches die Herren ihnen geben, sind eigentlich nur eine kleine Schadloshaltung, ein Beitrag zur Befriedigung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse; denn tausend Dienste verrichten die Dienstbothen, welche, wenn man sie nach ihrem Werthe schätzen wollte, mit keinem Gelde bezahlt werden könnten. Und dann fordert man ja von dem Gesinde nicht blos die Arbeit, man verlangt auch Treue, Zuneigung und Gegenliebe; mit welchem Rechte können Herrschaften auf solche Gesinnungen Anspruch machen, wenn sie dieselben durch Schonung und eine billige Behandlung nicht zu verdienen suchen? So bald sie von der Treue eines Dieners überzeugt sind, und Ursache haben, mit ihm zufrieden zu seyn, so sollen sie ihn nicht mehr als einen im strengsten Verstande genommenen Diener, sondern vielmehr als einen Freund betrachten, der Zeuge ihrer Reden, ihrer Unternehmungen, und oft ihrer geheimsten Handlungen ist; er wird dadurch in den Stand gesetzt, sogar ihre Gedanken und Gesinnungen zu errathen! Wie leicht wäre es ihm oft, die-

selben zu mißbrauchen? „Wenn du einen getreuen Diener hast," sagt der weise Sirach 33, 31., „so soll er dir wie deine Seele seyn; behandle ihn wie deinen Bruder." Denke dich zuweilen in seine Lage; stelle dir vor, du seyst der Diener oder die Magd, und wie es dir in diesem Falle zu Muthe seyn würde, wenn du von ihm, oder von ihr hart behandelt würdest; dann wird es dir keine Mühe kosten, deinen Dienstbothen menschlich zu begegnen; du wirst dich sogar geneigt finden, sie wie deine Brüder zu betrachten.

Pflichten der Herrschaften gegen ihre Dienstbothen.

Eben so wie die Dienstbothen gegen ihre Herrschaften verschiedene Pflichten zu erfüllen haben, eben so haben auch die Herrschaften die ihrigen gegen die Dienstbothen. Sie sind von zweierley Art: die einen haben das zeitliche Wohlseyn des Gesindes zum Gegenstande, die andern ihr Seelenheil. Es ist für die Herrschaften Pflicht, ihre Dienstbothen von allen Ausschweifungen zurückzuhalten, und sie von allen Gelegenheiten zu entfernen, die ihr zeitliches und ewiges Glück der Gefahr aussetzen. — Niemals mehr, als gerade in unsern Tagen waren die Klagen lauter über die Prachtsucht der Dienstbothen, über ihren Hang zu einem liederlichen Leben, über ihre Unwissenheit im Christenthume. Kaum kömmt die Zeit heran, wo sie ihren Lohn erhalten, und schon wird er zu unnützen und standeswidrigen Ausgaben verschwendet. Wie mancher Diener tritt prächtiger einher, als sein Herr! Wie viele Mägde kleiden sich jetzt eben so prächtig, wie ihre Frauen, nach dem neuesten Geschmacke, selbst oft nach der beinahe täglich sich ändernden, eiteln Mode! — Daß man die Ursache dieser Ausschweifungen des Gesindes den meisten Herrschaften, wenigstens zum Theil beimessen darf, beweis't entweder ihr eigener Hang nach Prachtsucht, oder die Nachläßigkeit, ihre ganze Gewalt zu gebrauchen, um ihre Dienstbothen in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Die Zeiten sind nicht mehr, wo der Hausvater über das Geld seiner Dienstbothen die Auf-

sicht hatte; wo er sich von jedem Groschen, den sie einnahmen und ausgaben, Rechenschaft geben ließ, und alsdann seine Meinung über ihre Wirthschaft erklärte. Weiß man heute noch etwas von dem löblichen Gebrauche unserer Urältern, welche an Sonn- und Feiertagen des Abends ihr Gesinde versammelten, lehrreiche Gespräche mit ihnen führten, oder Vorlesungen über das Christenthum hielten, und dann zum Beschluß ein gemeinschaftliches Abendgebeth verrichteten? Wenn Dienstbothen in einem Hause sind, wo Ordnung, gute Wirthschaft und Christenthum in Verehrung stehen, wo der Hausvater, oder die Hausmutter bey jeder Gelegenheit nützliche Lehren ertheilen, und ihr Gesinde durch ihr aufrichtiges Benehmen überzeugen, daß sie für ihr zeitliches und ewiges Wohl Sorge tragen, und einen aufrichtigen Wunsch im Herzen hegen, sie dereinst auch glücklich versorgt zu sehen, werden sie da nicht allmählig nach dem Geiste des Hauses gebildet werden, und diese seligen Gesinnungen sich eigen zu machen suchen? Und wem ist am meisten daran gelegen, daß dieser Geist in einem Hause regiere, und alle Hausgenossen gleichermaßen belebe, als den Aeltern, die ihre Kinder in einem ununterbrochenen Umgange mit dem Gesinde sehen, und sie sogar ihrer Aufsicht oft anvertrauen müssen? — Sir. 10, 1.

Die Herrschaften sind ihren Dienstbothen die gehörige Nahrung schuldig.

Der Heiland sagt im Evangelium: „der Arbeiter ist der Nahrung würdig." Matth. 10, 10. Was kann auch billiger seyn? Der erste Zweck der Arbeit ist, daß man sich durch dieselbe die Nahrung verschaffe; wer also die Arbeit verrichtet, hat das erste Recht zur Nahrung. Diese Nahrung soll gesund, hinreichend, und dem Stande des Dienstbothen angemessen; sie soll zur Befriedigung der Naturbedürfnisse hinreichen, weder zu dürftig, noch zu kostbar seyn, so wie es die Billigkeit und ein rechtmäßiger Gebrauch erheischen. Es ergiebt sich also von selbst, daß sowohl die Kargheit der Herrschaften, als die unmäßigen Forderungen eines übermüthigen

Gesindes gleichermaßen tadelhaft sind, und daß es für Beide Pflicht sey, die Gränzen der Mäßigkeit nicht zu überschreiten. Sir. 33, 25. — Sir. 34, 22. — 1. Tim. 5, 13.

Eben so ist es ihre Pflicht, ihnen ihren Lohn richtig zu bezahlen.

„**Der Arbeiter ist seines Lohnes würdig,**“ sagt der Apostel 1. Tim. 5, 18. Er hat das gegründetste Recht dazu, weil er um den übereingekommenen Lohn seine Arbeit verrichtet hat. Nichts ist daher ungerechter, als wenn die Herrschaften den verdienten Lohn ihrer Dienstbothen zurückbehalten, oder die Abtragung desselben immer verschieben, oder unter eiteln Vorwänden aus einer schändlichen Kargheit davon abzuziehen suchen. Gott hat dem Moses befohlen, dem israelitischen Volke unter andern Befehlen auch vorzuschreiben, den Lohn des Taglöhners nicht bis an den andern Tag zu behalten, Lev. 19, 13. Wodurch er deutlich zu verstehen giebt, daß eine jede Verzögerung nicht nur eine Ungerechtigkeit, sondern eine wahre Bedrückung ist, weil der Dienstbothe durch seine Lage, und aus Rücksichten, die sein Stand mit sich bringt, sich dieser Ungerechtigkeit nicht widersetzen kann. Aus dieser Ursache wirft der Apostel Jakobus den Reichen ihre Hartherzigkeit gegen ihre Diener vor, und sagt zu ihnen: „Sehet, es schreiet gegen euch der Lohn, den „ihr den Arbeitern, die eure Felder ärndeten, entzogen habt, „und die Klagen der Schnitter sind zu den Ohren des Allherrschers gedrungen. Ihr lebet ruhig auf Erden, ihr schwelget, ihr mästet euch, wie zum Schlachttage! Ihr verurtheilet, ihr mordet den Tugendhaften: Er mußte es geschehen lassen.“ 5, 4. Man schließe hieraus, welch' eine schwere Sünde es seyn müsse, den Dienstbothen ihren Lohn nicht zu bezahlen, da nur von den größten Verbrechen gesagt wird, daß sie gegen den Himmel schreien. Kol. 4, 1. — 3. B. Mos. 19, 13. — 5. B. Mos. 24, 14—15. — Tob. 4, 15. — Hiob 31, 38—40. — Jer. 22, 13. — Malach. 3, 5. — Jak. 5, 4. —

Es ist Pflicht, sie mit Schonung und Menschenliebe zu behandeln.

Unter den Menschen, welche Dienstbothen haben, ist das Vorurtheil beinahe allgemein, daß sie für das Geld, womit sie dieselben bezahlen, sich gleichsam das Recht erkaufen, sie ohne Schonung zu behandeln. In diesem Vorurtheile liegt die Ursache des stolzen und lieblosen Benehmens der Herren gegen ihre Diener; sie fordern von ihnen eine unerschütterliche Geduld in der Arbeit; und sie wollen dagegen mit ihnen niemals die geringste Geduld haben. Der Diener soll seinem Herrn alle Fehler und Schwachheiten übersehen; er soll sogar auf keine Art zeigen, daß er sie kennt; und er, der Herr, will ihm durchaus nichts nachsehen! Haben solche Herren nicht zu fürchten, daß Gott einst auch zu ihnen sage, wie wir im Evangelium lesen: „Solltest du mit deinem Mitknechte nicht Mitleiden haben?“ Denn wir Alle sind Knechte in Ansehung Gottes, also Mitknechte unter einander, wenn schon der Eine unter den Befehlen des Andern steht. — Ist ein Dienstbothe in der Noth, oder wird er von einer Krankheit befallen, so ist es für die Herrschaften um so mehr Pflicht, ihn mit Liebe und Schonung zu behandeln, ihn zu unterstützen, und zu sorgen, daß er in der Krankheit gehörig verpfleget werde, je hülfloser er ist. Dies gebietet ja schon die Nächstenliebe, und niemals mehr sollen die Herrschaften ihren Dienstbothen beweisen, wie sehr sie von der Wahrheit überzeugt sind, daß wir Alle hier auf dieser Erde, also auch Herren und Diener, Brüder sind, als wenn diese sich in der Noth befinden, oder an einer Krankheit darniederliegen. Hiob 31, 12—15. — 5. B. Mos. 25, 43. — Sir. 7, 20—21. — Spr. 15, 1. — 2. Kor. 2, 5—8. —

Es ist Pflicht, sie im Guten zu unterrichten.

Da die Dienstbothen gewöhnlich aus der dürftigen Menschenklasse sind, so ist leicht zu erachten, daß es ihnen oft am gehörigen Unterricht gebricht, weil sie die dazu erforderlichen Mittel nicht haben. Wenn sie auch nicht in Dienste treten,

bevor sie die Jahre der Jugend, die dem Unterrichte besonders gewidmet sind, vollendet haben, so mußten sie diese Jahre vielleicht im väterlichen Hause zur Arbeit verwenden, um den Hausbedarf mit ihren Aeltern zu bestreiten. Was also die Dürftigkeit in ihrer Jugend hinderte, das sollen die Herrschaften, unter deren Befehlen sie stehen, ersetzen, weil sie die Stelle der Aeltern vertreten. Ihre Pflichten in dieser Absicht haben mit jenen, welche ihnen gegen ihre eigenen Kinder obliegen, viele Aehnlichkeit, weil die Dienstbothen, wie die Kinder, Hausgenossen sind; denn wenn, wie uns der Apostel versichert, Gal. 4, 1., der Erbe, so lange er klein ist, von dem Knechte nicht unterschieden ist, so meinte er, daß er, eben so wie der Knecht, unter den Befehlen des Hausvaters steht, folglich, daß Beide gleichermaßen seiner Obsorge anvertraut sind. Und wenn ein jeder Untergebene, wie derselbe Apostel schreibt, Hebr. 13., seinem Vorgesetzten darum gehorchen soll, weil er über ihn Rechenschaft geben muß, so werden auch die Herrschaften wegen ihren Dienstbothen zur Rechenschaft gezogen werden, und sie haben es zu verantworten, wenn sie ihrer Unwissenheit im Christenthume gleichgültig zusehen, und nicht thätig dafür sorgen, daß sie entweder von ihnen, oder von Andern in demselben unterrichtet werden. Der heilige Augustin sagt in Ps. 50. ad v. ult., „daß ihr Hausväter und Hausmütter Hirten und Hirtinnen seyd," das ist, ihr müsset, die in eurem Hause sind, Kinder und Dienstbothen, als eine euch anvertraute Heerde betrachten. Ihr seyd Hirten und Hirtinnen in eurem Hause, das ist, ihr habt fast die nämlichen Pflichten, welche die Hirten der Kirche gegen die ihnen anvertraute Heerde haben. Ein Hirt beschützt seine Heerde wider die, die sie angreifen und morden könnten. Auch ihr seyd schuldig Acht zu geben, daß der Seelenfeind unter eurer Heerde keine Verwüstung anrichte, daß er durch Irrlehren keinen, oder keine von denen verführe, die Gott eurer Obsorge übergeben hat. Ein Hirt führt seine Heerde auf gute Weiden; auch ihr müsset auf fette Fluren alle diejenigen führen, die euch Gott anvertraut hat. Ermahnet eure Dienstbothen, daß sie ihre

Seelen mit dem Worte Gottes speisen; sehet zu, ob sie auch zu Zeiten in geistlichen Büchern lesen, und suchet ihnen solche in die Hand zu geben. Es ist ein Liebeswerk, das vielen andern vorzuziehen ist. Haltet sie an, den Christenlehren beizuwohnen.

Alles, was ich jetzt gesagt habe, macht nach der Lehre des heiligen Carolus Borromäus (Conc. Mediolanense 4. Tit. 17. de his, quae ad matrimonii Sacramentum pertinent) einen wesentlichen Theil eurer Pflichten aus. Er will, daß die Herren Acht haben sollen, ob ihre Dienstleute fasten, im Falle sie dazu verbunden sind. Er will ferner, die Herren sollen Sorge tragen, daß ihre Dienstbothen ja gewiß die gehörige Zeit zum Gebethe anwenden. Er will, daß sie fleißig Acht haben, daß ihre Dienstleute von Zeit zu Zeit die Sacramente empfangen, und die Sonn- und Feiertage heiligen. Er befiehlt, daß die Herren ihren Dienstbothen so viel Zeit gönnen, als ihnen nothwendig ist, die Pflichten eines guten Christen zu erfüllen. 1. Tim. 5, 8.

Es ist Pflicht, ihre Tritte genau zu bewachen.

Für manchen Dienstbothen ist der Tag, an welchem er das väterliche Haus verlassen hat, um in fremde Dienste zu treten, auch der Tag, wo er angefangen hat, die ersten Schritte in ein sittenloses Leben zu wagen. So lange er zu Hause war, fürchtete er das wachsame und ängstliche Auge seiner Aeltern; alle seine Tritte wurden belauscht; die Stunden des Tags waren unter die Arbeit ausgetheilt, und jene der Nacht mußten strenge zu Hause zugebracht werden. An Sonn- und Feiertagen, welche jetzt leider, ganz dem Zwecke ihrer Heiligung entgegen, den Ausschweifungen überhaupt am günstigsten sind, durfte er ihnen beinahe nicht von der Seite weichen. Eine jede Bitte um Erlaubniß, sich von ihnen zu entfernen, hielten sie, wie billig, für verdächtig, und jede Ursache, so geltend sie auch zu seyn schien, für einen bloßen Vorwand, um die verlangte Erlaubniß zu erschleichen. Daß ihr Sohn, oder ihre Tochter auf diese Art von allem schädlichen Ein-

flusse des allgemeinen Sittenverderbnisses bewahrt wurden, ist leicht begreiflich. Aber es läßt sich eben so leicht erklären, wie die reinen Sitten auch bey der besten Kinder-Erziehung allmählig zum Verfalle kommen, wenn sie kein strenges Auge mehr bewachet, und wenn man die müßigen Stunden ihrer Willkühr gänzlich überläßt. Wird man demnach den Herrschaften Unrecht thun, wenn man ihnen die Sittenlosigkeit so mancher ihrer Dienstbothen, besonders jener, welche sie rein und unschuldig aus den Händen ihrer Aeltern empfangen haben, zur Last leget? Da sie bey ihnen die Stelle der Aeltern vertreten sollen, so liegen ihnen auch alle Pflichten ob, welche Aeltern gegen ihre Kinder zu erfüllen haben. Sir. 10, 1.

Sie sind schuldig, ihre Fehler mit der gehörigen Schonung abzustrafen.

Es ereignen sich hin und wieder Fälle, wo die Herren gegen ihre Diener Strenge gebrauchen sollen und müssen. Denn sie sind Menschen, und folglich eben so wie die Uebrigen des Fehlens fähig; sie äußern sogar oft eine Bosheit, die sich mit ihrem Stande und mit dem Bewußtseyn ihrer Bedürfnisse nicht wohl zusammenreimen läßt, und in solchen Fällen ist es den Herren nicht nur erlaubt, sondern es ist sogar für sie Pflicht, die Vergehungen ihrer Dienstbothen zu ahnden, und so zu bestrafen, wie sie es verdienen. Wird ein widerspänstiger Diener nicht gezüchtiget, so mißbrauchet er die Güte seines Herrn; er wird dadurch in die Versuchung gesetzt, ein müßiges und liederliches Leben zu führen, und zuletzt vergißt er die Ehrfurcht, die er seinem Herrn schuldig ist. Aber die Strafen sollen jederzeit der Vergehung angemessen, und mit Liebe gemildert werden; denn übertriebene Strenge, und allzu große Güte sind zwey Uebel, deren Folgen sowohl für die Herrschaften, wie für die Dienstbothen gleich schädlich sind. Es ist aber noch nicht genug, daß die Strafe der Vergehung angemessen sey, sondern sie muß auch noch auf eine Art vollzogen werden, daß sie bey dem Irrenden die Wirkung habe, die sie haben soll, daß sie ihn nämlich auf seinen Fehler aufmerksam

mache, und ihn bewege, denselben für die Zukunft zu meiden. Die Menschen, wenn sie auch von der niedrigsten Klasse sind, und fremder Unterstützung noch so sehr bedürfen, behalten doch immer einen gewissen Stolz, oder wie es Andere heißen mögen, so viel Selbstgefühl, daß sie sich über die beleidigende Art, mit welcher sie zurechtgewiesen werden, nicht so leicht hinwegsetzen. Haben sie die Strafe noch so sehr verdient, so verlangen sie doch immer, daß sie mit einer gewissen Schonung vollzogen werde. Und auf diese allgemeine Menschenschwachheit haben die Herrschaften Rücksicht zu nehmen, wenn sie strafen, und wenn sie wünschen, daß ihre Strafen nicht fruchtlos bleiben sollen. Es ist dieses übrigens auch billig; denn ein vernünftiger Mensch soll doch auch mit Vernunft gestraft werden, nicht wie ein vernunftloses Thier; und ist es für die Menschheit nicht eine Schande, daß so viele Herrschaften ihr Gesinde oft mit weniger Schonung, als ihre Thiere behandeln? „Lasset ab von der harten Strenge," sagt der Apostel zu diesen, „und wisset, daß auch ihr selbst euren „Herrn im Himmel habet, und daß bey Ihm kein Ansehen „der Person gilt." Eph. 6, 9.

Sie sind schuldig, sie zu lieben.

Ein Mensch, der in deine Dienste tritt, höret darum nicht auf, ein Mensch zu seyn; er bleibt dein Nächster, dein Bruder, und unter dieser Rücksicht bist du verpflichtet, ihn zu lieben, so wie du einen jeden andern Menschen lieben sollst. Du bist ihm sogar eine gewisse Vorzugsliebe schuldig; denn dein Diener ist gleichsam dein; er ist dir näher, als die übrigen Menschen; es ist also billig, daß du ihm eine Liebe erzeigest, welche jener ähnlich ist, die du gegen die Deinigen fühlst. Er hat seinen Vater, seine Mutter verlassen, und ist dein Hausgenosse geworden; er hat sich unter deinen Schutz begeben; er hat seine Zuflucht zu dir genommen, und du hast ihm dein Haus geöffnet, hast dich anheischig gemacht, ihm Nahrung, Lohn und Obdach zu geben. Du vertrittst also die Stelle seiner Aeltern; deine Kinder werden bekannt mit ihm;

du vertrauest sie ihm vielleicht an; so liebe ihn also auch bis auf einen gewissen Grad, als wäre er dein Kind. „Wenn „Jemand," sagt der heil. Paulus 1. Tim. 5, 8., „die Seini„gen, und besonders die Nächsten seiner Angehörigen nicht ver„sorget, der zeigt, daß er kein Christ ist, und seyn will; ja „er ist ärger, als ein Heide." Sir. 33, 29. 31.

Sie sind schuldig, ihnen mit guten Beispielen vorzugehen.

Die tägliche Erfahrung lehret uns diese doppelte Wahrheit, daß die Untergebenen sich gemeiniglich nach den Beispielen ihrer Vorgesetzten richten, und daß man unvermerkt die Grundsätze und die Denkungsart derjenigen annimmt, mit welchen man einen nahen Umgang hat. Auf den Herrschaften ruhet also in Ansehung ihrer Dienstbothen nicht nur die allgemeine Christenpflicht, sie durch Beispiele der Tugenden und einen löblichen Wandel zu erbauen, sondern sie sind noch besonders verbunden, in Gegenwart ihrer Hausgenossen nur solche Reden zu führen, die sich für einen Christen ziemen, und stets so zu handeln, daß diese zum Guten angefeuert werden. Aus einem beinahe allgemeinen Vorurtheile glaubt man sich berechtigt, thun zu dürfen, was Jene thun, unter deren Befehle man stehet; eben so wie man sich nach ihren Worten richten muß, glaubt man sich auch nach ihren Handlungen richten zu müssen. Aus dieser Ursache mag der Apostel die Herrschaften so zudringlich ermahnet haben, daß sie über ihre Dienstbothen wachen sollen, indem sie dereinst über ihre Seelen werden Rechenschaft geben müssen. Tit. 2, 7. — Sir. 10, 2.

Pflichten der Dienstbothen gegen ihre Herrschaften. — Sie sind zu arbeiten schuldig.

Weil die Herrschaften nicht alle Arbeiten, welche ihr Hauswesen mit sich bringt, selbst verrichten können, entweder Standes halber, oder weil sie zu häufig sind, schließen sie mit Leuten, die in ihre Dienste treten, den Vertrag, die Hausarbeiten unter der Bedingung zu übernehmen, daß sie von ihnen

die Nahrung und einen bestimmten Lohn dafür erhalten. Die Dienstbothen machen sich also verbindlich, die Hausarbeiten zu verrichten, und wenn sie diesem Auftrage, den sie freiwillig angenommen haben, nicht Genüge thun, begehen sie gegen ihre Herrschaften eine Ungerechtigkeit, welche, im Falle der aus ihrem Müßiggange entstandene Schaden beträchtlich ist, die Pflicht des Ersatzes mit sich bringt. Es versteht sich daher von selbst, daß die Dienstbothen zur Erfüllung ihrer Pflichten nicht genug thun, wenn sie nur in der zur Arbeit bestimmten Zeit beschäftiget sind, sondern es wird auch erfordert, daß sie ganz nach dem Sinne ihrer Herrschaften, und so arbeiten, daß diese billiger Weise damit zufrieden seyn können. Die Dienstbothen sind verpflichtet, hierin nach ihrem Gewissen zu handeln, und sich manchmal selbst zu fragen, ob sie mit der Arbeit, wie sie dieselbe verrichten, zufrieden seyn würden, wenn sie an der Stelle ihrer Herrschaften wären. Diese mögen gegenwärtig seyn, oder nicht, so soll ihre Thätigkeit immerhin dieselbe seyn. „Diener!" sagt der Apostel Ephes. 6, 6., „dienet euren Herren mit aller Achtsamkeit und Sorgfalt eures Herzens, wie Christo; nicht als Augendiener, die „nur Menschen gefallen wollen; sondern als Knechte Christi, „die Gottes Willen von Herzen erfüllen. Wisset, daß Jeder „nach der Rechtschaffenheit seines Betragens auch seinen Lohn „von dem Herrn empfangen wird."

Sie sind ihnen den Gehorsam schuldig.

Wer unter die Befehle eines Andern tritt, leistet gewissermaßen auf seinen eigenen Willen Verzicht; er verpflichtet sich, nach den Befehlen zu handeln, die ihm gegeben werden, und jede Arbeit zu der Zeit und nach der Art zu verrichten, wie sie ihm vorgeschrieben wird. Der Diener ist also nicht befugt, nach eigenem Gutdünken zu handeln, sollten seine Einsichten auch noch so scharfsinnig seyn. Wenn er aber wahrnimmt, daß ein Befehl seines Herrn zu dessen Schaden seyn könnte, oder seinen Nutzen auf die beste Art nicht befördert, so kann und soll er dieses mit gebührender Achtung seinem Herrn vorstel-

len, und ihm allenfalls seine Vorschläge eröffnen, woraus für ihn vielleicht ein größerer Nutzen entstehen würde. Höret sie der Herr an, und ertheilt er neue Befehle, so werden dadurch, wie sich's von selbst versteht, die ersten aufgehoben. Leuchten sie ihm aber nicht ein, und besteht er auf seiner Meinung, wäre auch sein Irrthum noch so handgreiflich, so muß der Diener seinen Willen erfüllen; er darf ihm keine neue Einwendungen mehr machen, wenn er Ursache hat, zu fürchten, sein Herr möchte dadurch beleidigt, oder gar zum Zorn gereizt werden; noch weniger soll er mit ihm streiten, weil er dadurch aus den Verhältnissen treten würde, in welchen er mit ihm steht. „Die Diener," sagt der Apostel, „sollen „ihren Herren unterthänig seyn, und sich gegen sie in Allem „gehorsam und gefällig zeigen." 2. Tit. 2, 9. „Alle diejenigen," schreibt er in einem andern Briefe, „welche unter dem Joche „der Dienerschaft sind, sollen ihren Herren mit aller Ehrerbietung begegnen, damit Gott und seine Lehre nicht gelästert „werden." 1. Tim. 6, 1. Wenn durch die Widerspänstigkeit und den Eigensinn der Diener, die Herren aufgebracht, oder zu Fluch und Lästerung gereizt werden, fällt diese Sünde auch den Dienern zur Last; sie sind Ursache, denn hätten sie geschwiegen, würde die Sünde schwerlich begangen worden seyn. Es kömmt nicht darauf an, ob die Herren recht oder unrecht haben; denn in keinem Falle kann der Diener seine Widersetzlichkeit rechtfertigen; er muß sich immer ehrerbietig bezeigen, sollte er auch mit aller Härte behandelt werden. „Denn dies ist Gott angenehm," sagt der Apostel Petrus, „wenn „ein Diener aus Gewissenhaftigkeit vor Gott Widriges erdul„det. Oder ist es eine Ehre für den Diener, wenn er wegen „Vergehungen übel behandelt wurde, und es ertragen mußte? „Nein! wenn er wegen eines rechtschaffenen Verhaltens leidet, „und es geduldig traget, das erwirbt ihm Beifall bey Gott." 1. 2, 19. 20. Ein einziger Fall wird hier ausgenommen: wenn nämlich die Herren ihren Dienern Befehle geben, welche mit den Befehlen Gottes nicht übereinstimmen, dann hört für diese der Gehorsam nicht nur auf, Pflicht zu seyn, sondern

sie sind zu einem ehrerbietigen Widerstand verbunden; sie sind verbunden, ihnen mit Petrus zu sagen: „Man muß Gott „mehr, als den Menschen gehorchen.“ Und wenn die Herren auf ihren ungerechten Forderungen bestehen, so bleibt ihnen, um ihr Gewissen zu retten, kein anderer Weg offen, als aus dem Dienste zu treten.

Sie sind ihnen Treue schuldig.

Wenn Diebstähle, von welcher Art sie auch immer seyn mögen, als ungerechte Eingriffe in fremdes Eigenthum, sowohl von den Menschen, als von Gott gestraft zu werden verdienen, so fordern den Arm der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit vorzüglich gegen sich auf jene heimlichen Entwendungen, wodurch die Dienstbothen so Manches, das ihren Herrschaften zugehört, sich zueignen; und im Falle das Entwendete vermißt wird, den gerechten Verdacht durch tausend Ausflüchten und Lügen von sich zu wälzen suchen. Die mit dem Diebstahle verknüpfte Bosheit ist um so größer, als der Eigenthümer sich weniger gegen denselben in Sicherheit setzet, weil er in diesem Falle um so leichter ist. Und wem kann es wohl leichter seyn, sich des fremden Eigenthums zu bemächtigen, als den Dienstbothen, auf deren Gewissenhaftigkeit die Herrschaften sich verlassen? — Was wir uns heimlich zueignen, sagen die Dienstbothen gewöhnlich zu ihrer Entschuldigung, ist von geringem Werthe, das uns viel, der Herrschaft aber nur wenig nützen kann; und bey den jetzigen theuern Zeiten ist es unmöglich, uns mit unserm geringen Lohne fortzubringen. — Wäre auch das, was ihr heimlich entwendet, von noch so geringem Werthe, was gewiß nicht immer der Fall ist, so ist es doch nicht erlaubt, ohne Wissen der Herrschaft, euch dasselbe zuzueignen. Was hindert euch, um ihre Einwilligung zu bitten? — Noch weniger Grund hat der Vorwand des geringen Lohnes. Ihr seyd einmal um denselben übereingekommen, und wenn ihr ihn nicht hinreichend fandet, so hättet ihr euch gar nicht darum verdingen sollen. — Wie sollen wir uns aber ohne Dienst forthelfen? — Wenn

ihr euch durch euren Kunstfleiß in der Welt nicht fortbringen könnet, und in der Nothwendigkeit seyd zu dienen, so müsset ihr euch auch mit dem Lohne begnügen, wie er euch angeboten wird. Oder wollet ihr euch nicht dazu verstehen, und die Diebstähle kommen an den Tag, was über kurz oder lang gewiß geschehen wird; so lauft ihr Gefahr, zur Strafe gezogen zu werden, und am Ende den Bettelstab ergreifen zu müssen.

Trostgründe für die Dienstbothen.

Es kann allerdings nicht geläugnet werden, daß der Stand der Dienstbothen ein harter Stand ist, besonders wenn man ihn nur mit Menschenaugen betrachtet; denn es ist traurig, unter die Befehle eines Andern sich fügen, und ihm dienen zu müssen. Aber nicht unter diesem Gesichtspunkte muß man den Stand der Dienstbothen betrachten: er ist eine weise Verfügung der göttlichen Vorsehung, und vor ihren Augen ist er eben so viel werth, als jeder andere Stand, oft weit schätzbarer, als der Stand der Könige. Nichts hindert den Diener, wenn er seinen Stand unter dem wahren Gesichtspunkte betrachten will, jene wahre und dauerhafte Glückseligkeit zu genießen, welche in der Zufriedenheit des Herzens besteht, und welche ersättigender, als alle Vergnügungen der Welt ist. Was die Herrschaften genießen, ist nur Blendwerk und eitel Ding, das am Ende mehr bitter ist, als es am Anfange süß war. Und wenn sie auch noch so eifrig darnach streben, so beweis't dies nur, daß sie blind sind, und daß sie ihre Begierden nicht mäßigen können. Dann sind die Dienstbothen vieler Bekümmernisse und Sorgen überhoben, welche ihre Herrschaften drücken; tausend Unfälle betrüben die Tage des Herrn, die dem Diener nie begegnen können, und wenn auch diejenigen, welche dienen, manchmal durch harte Behandlungen gedrückt werden, so sollen die Diener nur bedenken, daß ihre Herrschaften wegen ihrer beständigen Unzufriedenheit, ihres unaufhörlichen Murrens, oder ihres Uebermuths nicht weniger zu leiden haben. Gegen die Dienstbothen ist die göttliche Vorsehung nicht ungerecht gewesen; sie hat ihnen eben so viele, und noch weit

mehr frohe Stunden zugetheilt, als den Herrschaften; zum Beweise könnte hier das Zeugniß Vieler dienen, welche sich über ihren Stand erhoben, und selbst Herrschaften geworden sind. Es steht also nur bey ihnen, diese Stunden zu genießen und in einer ruhigen Gemüthsstille, welche die Ergebung in den göttlichen Willen mit sich bringt, nach jener endlosen Glückseligkeit zu streben, welche ihrer jenseits des Grabes wartet.

Ehestand.

Wir betrachten hier den Ehestand nur in sofern er eine Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechtes, in Absicht auf die Fortpflanzung ihres Gleichen, ein Sacrament des neuen Bundes, und also ein heiliger, von Gott selbst eingesetzter Stand ist. Wir beschränken uns daher blos auf die Pflichten der Eheleute gegen Gott und gegen einander. Die Pflichten der Eheleute gegen ihre Kinder werden wir unter der Materie Erziehung der Kinder besonders abhandeln.

Ueber die erforderliche Vorbereitung zum Ehestande und die Mittel eine gute Wahl zu treffen, schlage man den Artikel Beruf nach.

Die Abhandlung über den Ehestand ist mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, weil man sich beinahe nicht in einzelne Darstellungen einlassen kann, ohne vielleicht so manchen Anlaß zu unzüchtigen Gedanken zu geben. Man bemühe sich daher, seine Lehren in eine bescheidene und gewählte Sprache einzukleiden, um dadurch zu decken, was im praktischen Leben trivial, oder den guten Sitten gefährlich seyn könnte.

Erster Entwurf.

Ueber die Erfordernisse zum Ehestande.

Wenn schon der Ehestand unter allen Ständen der allgemeinste ist, weil Gott die weit größere Anzahl der Menschen zu demselben berufen hat, so ist er doch derjenige Stand,

in welchem der Mensch seine Berufspflichten am hinläßigsten erfüllt, und sie auch am wenigsten kennt. Tausend Nebenrücksichten bestimmen gewöhnlich den Entschluß zu demselben, die Hauptsache aber läßt man oft gänzlich außer Acht. Und eben darin liegt die vorzüglichste Ursache, warum es so wenige Ehen giebt, welche nicht durch Uneinigkeiten, durch schlechte Hauswirthschaft, oder andere dergleichen Ursachen gestört werden. Wir wollen nun die Erfordernisse zu einem guten Ehestande aufsuchen, und näher betrachten. Sie theilen sich in zwey Klassen:

1) die einen bestehen in dem, was man thun soll, bevor man sich zum Ehestande entschließt, und
2) die andern beziehen sich auf jene Verbindlichkeiten, welche man durch den Antritt des Ehestandes über sich genommen hat.

Wenn es wahr ist, woran auch gar nicht gezweifelt werden kann, daß alle Erleuchtung in Geschäften, wovon unser Seelenheil abhängt, von Gott herkömmt, und von Gott erbittet werden soll, und daß Er's ist, der uns bald durch heimliche Einsprechungen, bald durch gewisse Gefühle, welche die verborgenen Wirkungen seiner Gnade sind, seinen Willen zu erkennen giebt, so erfolgt daraus klar und deutlich, daß wir durch das Gebeth diese inneren Erleuchtungen des Geistes, diese heilsamen Lenkungen unseres Willens von Gott erflehen sollen. Wer also den Ehestand anzutreten gesonnen ist, und eine Neigung dazu empfindet, der soll

a) Gott zu Rathe ziehen, und Ihn bitten, Er möchte ihm die Wege, auf welchen er zu seinem Berufe gelangen kann, zu erkennen geben, und ihn in der Wahl der Person, welcher er eine ewige Treue schwören will, leiten. Es ist nicht genug, daß man seinem Berufe zum Ehestande folge im Allgemeinen, sondern man muß auch suchen sich mit einer solchen Person zu vereinigen, mit welcher man die Pflichten des Standes erfüllen kann. Tob. 3, 16. 18. — Er muß
b) mit reinen Absichten zu Werke gehen, die Sache mit

christlichen Augen betrachten, und sich vor Allem recht zu überzeugen suchen, daß man den Ehestand antritt, um in demselben die ewige Seligkeit zu finden, und nicht um seine Leidenschaften zu befriedigen. Tob. 8, 9. — Er muß

c) einen ernsthaften Willen haben, alle Pflichten, welche der Ehestand mit sich bringt, genau zu erfüllen, und aus dieser Ursache soll er durch reife Betrachtungen über diese Pflichten, und aufrichtige Selbstprüfungen dieselben zu erkennen suchen, und sie an seinen Neigungen und Kräften abmessen. Tob. 6, 16—19. —

Hat der Mensch den Ehestand angetreten, so bieten sich ihm wieder neue Pflichten dar, die er erfüllen muß, und wovon sein zeitliches und ewiges Glück abhängt.

a) Der Ehestand ist ein geheiligtes Band, welches die Eheleute mit einander vereiniget; durch gegenseitige Liebe, welche sie sich erzeigen sollen, und deren Wirkungen vorzüglich darin bestehen, daß sie ihre Fehler und Schwachheiten auch gegenseitig ertragen, daß sie einander so viel es die Billigkeit erfordert, nachgeben, nur ein Herz, und eine Seele zu haben suchen, kann dieses heilige Band allein Dauer und Festigkeit erhalten. Eph. 5, 25, 28. — Sir. 25, 2. —

b) Die Eheleute sollen die Treue, welche sie sich vor dem Altare Hand in Hand versprochen haben, unverbrüchlich halten; kein Theil soll dem andern Anlaß zu Verdacht und Eifersucht geben; Mann und Weib sollen sich immer so benehmen, daß das Eheband stets noch fester geknüpft werde. 2. B. Mos. 20, 13. 14. — 3. B. Mos. 18, 20. — Matth. 5, 27—28. — Hebr. 13, 4. — Gal. 5, 21. —

c) Die Eheleute sollen die Beschwerden ihres Standes mit einander tragen, sowohl ihre frohen, als ihre trüben Stunden mit einander theilen, ein unbegränztes Vertrauen zu einander haben, und besonders mit vereinten Kräften an der Erziehung ihrer Kinder arbeiten, welches der erste Zweck und die Hauptpflicht ihres Standes ist. Pred. 4, 8—11. — Sir. 36, 24. — Sir. 40, 23. —

Zweiter Entwurf.

Ueber den Zweck des Ehestandes.

Im alten Bunde war der Ehestand ein von Gott eingesetzter und verordneter Vertrag in Absicht auf die Vermehrung und Fortpflanzung des Menschengeschlechtes. Im neuen Bunde ist dieser Vertrag von Jesu veredelt worden; Er hat ihn ganz besonders geheiliget, und zur Würde eines Sacraments erhöht, an welches Er seine Gnade heftete. Der Ehestand ist daher in diesem Betrachte für die Christen, die ihn antreten, ein Mittel durch die Erfüllung der Pflichten, welche er mit sich bringt, zur Seligkeit zu gelangen, und zugleich die Kinder, welche die Frucht der ehelichen Verbindung sind, durch eine christliche Erziehung zu Kindern Gottes zu bilden, und sie gleichfalls zur Seligkeit zu führen. Damit also die Eheleute in Stand gesetzt werden, die Würde und Vortheile ihres Standes zu erkennen, wollen wir ihnen beweisen, daß

1) der Ehestand ein Gnadenmittel ist in Absicht auf ihr Seelenheil; daß er

2) ein von Gott eingesetzter Stand ist, um die aus der Ehe entstehenden Kinder durch eine fromme und weise Erziehung zu guten Christen zu bilden.

Man würde sich sehr niedrige Begriffe von dem Ehestande machen, wenn man glauben wollte, Gott habe ihn nur darum eingesetzt, um den Menschen ein Mittel zu geben, ihre Wollust auf eine gesetzmäßige Art zu befriedigen. Alles ist heilig und erhaben im neuen Bunde, Alles ist Mittel, uns zur Heiligkeit zu führen. Die hohe Würde des Christenthums erfordert also, daß wir an dem Ehestande nur das betrachten, was heilig ist, und zur Heiligkeit führet. Diesen edeln Zweck erreichen christliche Eheleute

a) durch ein beständiges Forschen nach Erkenntniß der Pflichten, welche ihr Stand mit sich bringt. Die Pflichten des Ehestandes sind von einem weit größern Umfange, als man es zu glauben scheint, und eben dieses Vorurtheil,

welchem eine sträfliche Unwissenheit zu Grunde liegt, ist Ursache, warum dieser Stand überhaupt von seinem edeln und heiligen Zwecke so sehr entfernt ist. —

b) Durch ein thätiges Streben, die mit ihrem Stande verknüpften Pflichten genau zu erfüllen. Es ist nicht genug, daß unser Verstand wisse, was er thun soll, sondern der Wille muß durch besondere Bemühungen in Thätigkeit gesetzt werden. Dies ist die Hauptsache. Dazu wird ein beständiger Kampf mit unserer Sinnlichkeit erfordert, und in diesem Kampfe siegen nur diejenigen, welche die Waffe niemals niederlegen, und Gott, so oft ihnen die Kräfte mangeln, um seinen Beistand bitten.

Da die Eheleute in ihren Kindern gleichsam fortleben, so ist es natürlich, daß die Pflichten ihres Standes sich auf ihre Kinder erstrecken, und daß sie für sie eben das thun müssen, was sie für sich selbst zu thun verbunden sind. Diese Pflichten bestehen nun vorzüglich darin, daß sie

a) ihre Kinder durch heilsame Lehren unterrichten, sie mit ihren Pflichten bekannt machen, ihnen die Sünden und die Häßlichkeit derselben darstellen, sie auf die schrecklichen Folgen der Sünde aufmerksam machen, ihnen die Mittel an die Hand geben, dieselbe zu meiden, sie von allen Gefahren für ihr Seelenheil entfernen, und beständig bedacht sind, daß sie auf den Wegen der Tugend wandeln. — Daß die Aeltern

b) ihren Kindern mit gutem Beispiele vorangehen; in ihrer Gegenwart nichts reden, noch thun, als was ihnen zur Erbauung dienet, und eine Bekräftigung der guten Lehren ist, welche sie ihnen ertheilen.

Die Aeltern sollen immer einen solchen Lebenswandel führen, daß sie ihn ihren Kindern gleichsam als Spiegel vorhalten, aus welchem diese in ihre zarten und empfänglichen Gemüther einprägen können, wie auch sie sich bilden sollen.

Dritter Entwurf.

Ueber die gegenseitigen Pflichten der Verehelichten.

Da der Ehestand einen Vertrag voraussetzet, den die Eheleute mit einander schließen, so erfolget, daß ein jeder Theil eigene Verbindlichkeiten auf sich nimmt, und sich dadurch anheischig machet, alle Bedingungen des Vertrags zu erfüllen. Alles ist daher im Ehestande gegenseitig. So wie die Liebe Gottes und des Nächsten die Erfüllung des ganzen Gesetzes in sich begreift, eben so ist auch die gegenseitige Liebe der Eheleute gleichsam der Inbegriff aller Pflichten, welche sie gegen einander zu erfüllen haben, und diese Liebe, welche dauern soll bis der Tod das Eheband zerreißt, gründet sich

1) auf eine unzerstörbare Einigkeit, und
2) auf eine unverbrüchliche Treue.

Nur darum stellet man den Ehestand gewöhnlich unter dem Bilde eines unzertrennlichen Bandes vor, weil eine unzerstörbare Einigkeit gleichsam die Seele des Ehestandes seyn soll. Zur Festhaltung dieser Einigkeit sollen Mann und Weib, jedes das Seinige beitragen.

a) Dem Manne gehört nach dem Ausspruche Gottes die Obergewalt über die Gattin, Gen. 3. Aber diese Obergewalt soll nicht willkührlich, nicht despotisch, sondern vernünftig und mäßig seyn. Die Unterwürfigkeit unter eine vernünftige und mäßige Gewalt ist keine Sclaverey, sondern sie ist die freiwillige Entschließung des schwächern Theils, der in dieser Gewalt Schutz und Liebe suchet. Darum schuf Gott das weibliche Geschlecht schwach, damit es aus einem freien Triebe sich unter den Schutz des männlichen Geschlechtes begebe. Mißbraucht also der Mann seine Oberherrschaft nicht, so trägt er das Seinige zur Einigkeit im Ehestande bey.

b) Unterwürfigkeit und Gehorsam ist der Ehegattin, als dem schwächern Theile, zur besondern Strafe der Sünde, wozu sie die erste Anleitung gegeben hat, zum Loose geworden. Ihre Pflicht ist es also, sich in allen Fällen

zu unterwerfen und nachzugeben, sogar in jenen, wo der Mann seine Gewalt mißbrauchet, weil der Widerstand, so billig er in diesem letzten Falle auch im Grunde wäre, die Einigkeit nur mehr und mehr stören würde. Die Gattin soll die Gelegenheiten abwarten, wo sie ihrem Manne durch sanfte und liebevolle Vorstellungen sein Unrecht begreiflich machen kann, ohne ihn zu beleidigen, und seinen Zorn zu entflammen.

Es darf wohl nicht erst bewiesen werden, daß die Sünde, welche den zarten Schleier der ehelichen Keuschheit zerreißt, eines der größten Verbrechen ist, und daß die Folgen, welche sie nach sich zieht, unter allen Rücksichten äußerst bedenklich sind.

a) Sie ist ein gottesvergessener Meineid, weil dadurch die Treue gebrochen wird, welche vor dem Altare in Gegenwart des Priesters geschworen wurde. Sie ist eine empörende Ungerechtigkeit, weil sie das zarteste Ehrgefühl verletzt, welches durch keine Genugthuung wieder ersetzt werden kann.

b) In Ansehung ihrer Folgen ist die Untreue ein eben so großes Verbrechen. Sie öffnet der Sittenlosigkeit Thüre und Angel; sie ist ein unübersteigbares Hinderniß der Erziehung der Kinder; sie ist die Quelle nagenden Kummers und unversiegbarer Thränen.

Vierter Entwurf.

Ueber die Uneinigkeiten im Ehestande.

Bey der Verschiedenheit, welche zwischen den Gemüthsstimmungen der Menschen, ihren Launen und Temperamenten statt findet, läßt es sich leicht denken, daß nur äußerst selten solche Menschen sich zusammen finden, zwischen deren Charakteren kein Widerspruch ist, und die sich nicht durch Uneinigkeiten von Zeit zu Zeit entzweien. Weil aber der Ehestand besonders dazu geeignet ist, daß zwischen den Gemüthsstimmungen und den Herzen der Eheleute eine vollkommene Einig=

keit bewirkt werde, so sollen sich auch billiger Weise im Ehestande niemals solche Auftritte ereignen, welche zwischen Mann und Frau anhaltende Uneinigkeiten veranlassen. Um den christlichen Eheleuten zu beweisen, wie sehr Uneinigkeiten den Absichten ihres Standes zuwider sind, wollen wir ihnen

1) die Häßlichkeit derselben, und ihre schädlichen Folgen zeigen, und dann
2) ihnen die Mittel an die Hand geben, wie die Einigkeit, wenn sie einmal gestört worden ist, wieder hergestellt werden kann.

Der Hauptzweck des Ehestandes ist, daß die Eheleute in demselben selig werden, und die Kinder, welche die Frucht ihrer Verbindung sind, durch eine christliche Erziehung auf die Wege des Heils führen; dazu wird aber hauptsächlich erfordert, daß sie in einer ruhigen Gemüthsstille, zufrieden mit ihrem Stande, leben.

a) Die Gemüthsstille und Zufriedenheit wird aber durch Uneinigkeit gestört, weil sie einen gegenseitigen Haß erweckt, die Herzen der Eheleute in einer ununterbrochenen Unruhe erhält, in denselben Zorn, Rachgierde und Verfolgungssucht erregt. Und wie ist bey einer solchen Stimmung eine innere Zufriedenheit möglich?
b) Die Uneinigkeit veranlaßt manche Laster und Verbrechen, an welche die Eheleute vielleicht niemals gedacht haben würden. Der gekränkte Gatte, um den ärgerlichen Auftritten, welche sich in seinem Hause ereignen, zu entfliehen, wird leicht zum Trunke, zum Spiele und oft zu noch größern Ausschweifungen verleitet. Eben so wird die erbitterte Gattin das Hauswesen, die Erziehung ihrer Kinder, die Aufsicht auf das Gesinde vernachläßigen, und vielleicht gar die eheliche Treue verletzen.
c) Uneinigkeiten zwischen Vater und Mutter sind für die Kinder ein Aergerniß, dessen Folgen äußerst bedenklich sind. Sie verlieren die Hochachtung gegen ihre Aeltern, werden gegen ihre Lehren und Beispiele gleichgültig, und finden in den Händeln der Aeltern eine Stütze jener

Streitsucht, welche dem jugendlichen Alter so natürlich ist, und den ersten Grund zu einem zanksüchtigen Charakter legen, wenn sie nicht bey Zeiten verhütet werden.

Wie kann aber in einem, durch Uneinigkeiten getrennten Hause die Einigkeit wieder hergestellt werden? Dazu giebt es verschiedene Mittel: Die vorzüglichsten sind

a) öftere Betrachtungen über die Zufriedenheit und das häusliche Glück, welches die Folge der Einigkeit ist, über die Thorheit entzweiter Eheleute, welche sich selbst ihre Tage verbittern, da es doch in ihrer Gewalt liegt, sich dieselben zu versüßen.

b) Betrachtungen über die gegenseitigen Pflichten des Ehestandes, welche beiden Eheleuten gebieten einander nachzugeben, und bey entstandenen Aufwallungen des einen Theils stillschweigend den Augenblick der ruhigen Besonnenheit zu erwarten.

c) Betrachtungen über die schädlichen Folgen, welche ihre ärgerlichen Auftritte auf die Kinder haben, über die Verantwortung, welche sie sich zuziehen, und über die Mittel dieses Uebel durch die Tilgung der Ursachen, welche die Uneinigkeiten gewöhnlich veranlassen, zu verhüten.

Fünfter Entwurf.

Ueber die Ursachen mißvergnügter Ehen.

Da das eheliche Band ein heiliges Band ist, so ergiebt es sich von selbst, daß es nur mit heiligen Absichten geknüpft werden soll. Wollen wir also die Ursachen der vielen schlechten Ehen kennen, welche täglich zum allgemeinen Aergernisse dienen, so müssen wir sie in den Personen selbst suchen, welche den Ehestand nicht antreten, wie Christen ihn antreten sollen. Diese Ursachen sind

1) die schlechte Vorbereitung zum Eintritte in diesen Stand;
2) das schlechte Betragen nach dem Eintritte in denselben.

Daß der Antritt eines Standes ein Geschäft von der größten Wichtigkeit sey, beweis't uns nicht blos die Heiligkeit

der Sache, sondern auch die tägliche Erfahrung, indem sie uns die bösen Folgen vor Augen legt, welche Leichtsinn und Unbesonnenheit beim Standesantritte gewöhnlich veranlassen. Dieses wichtige Geschäft erfordert also eine Vorbereitung. Wie bereiten sich aber die Meisten, welche sich zu verehelichen gedenken, gewöhnlich dazu vor? Mit welchen Gesinnungen treten sie größten Theils in den Ehestand?

a) Anstatt in den Ehestand zu treten, um durch einen weisen Gebrauch der Mittel, welche er ihnen darbietet zur Seligkeit zu gelangen, und um durch eine genaue Erfüllung der Pflichten, die er mit sich bringt, immer frömmer zu werden, haben sie keine andere Absicht, als ihre Sinnlichkeit zu befriedigen.

b) Bey der Wahl der Person, mit welcher sie sich vereinigen wollen, fragen sie nur ihre Sinnlichkeit, oder ihre Habsucht; auf Tugenden und Gemüthsbeschaffenheit wird keine Rücksicht genommen.

c) Sie denken nicht an die Pflichten, welche mit dem Ehestande verknüpft sind, und anstatt sich mit einem aufrichtigen Herzen zu prüfen, wie sie diese Pflichten erfüllen werden, beschäftigen sie ihren Geist mit thörichten Anschlägen, welche deutliche Beweise ihres Leichtsinns und ihrer Unbesonnenheit sind.

So wie man den Ehestand angetreten hat, so lebt man auch gewöhnlich in demselben fort. Und schon in den ersten Monaten zeigen sich die Folgen des Leichtsinns. Die gewöhnlichsten sind:

a) Die Gleichgültigkeit gegen die Pflichten des Ehestandes und überhaupt gegen die Religion. Wer die Religion in seinem Herzen verehret, und sie nach Würde schätzet, kann beim Antritte eines Standes nicht leichtsinnig zu Werk gehen. Wer also leichtsinnig ist, beweist, daß er die Religion nicht achte.

b) Zwischen den Eheleuten entstehen Uneinigkeiten, welche das Hauswesen zerrütten, und zu jenen ärgerlichen Auf-

tritten Anlaß geben, die, zur Schande des Ehestandes, so allgemein sind.

c) Die Liebe, welche das Eheband immer fester knüpfen soll, erkaltet allmählig, und unter den verschiedenen Folgen, welche diese Erkaltung gewöhnlich nach sich zieht, ist die Vernachläßigung der Erziehung der Kinder nicht die unbedeutendste.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Die Ehe ist ein Sacrament. Eph. 5, 25—33. — Hebr. 13, 4. — 1. Tim 2, 15. —

Gott wohlgefällig. 1. Kor. 7, 2. — Ebend. 7, 8. 9. — Ebend. 7, 39. 40. — 1. Tim. 4, 1. 2. — Ebend. 5, 14. — Hebr. 13, 4. —

Ihr Zweck. Rechtmäßige Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes. 1. B. Mos. 1, 27. 28. — Ebend. 9, 1. — Eph. 6, 4. —

Wechselseitige Hülfe. 1. B. Mos. 2, 18. — Tob. 8, 8. — Sir. 36, 24. — 40, 23. —

Mittel gegen die unordentlichen Begierden. 1. Kor. 7, 8. 9. — 7, 2. —

Christliche Wahl bey Eingehung der Ehe. Sir. 11, 2. — Ebend. 25, 21. — Spr. 6, 25. — Ebend. 91, 22. — Sir. 7, 25. — Ebend. 7, 19. — Spr. 11, 16. — Sir. 25, 11. — Spr. 19, 14. — Ebend. 14, 1. — Sir. 26, 14—17. — Spr. 31, 11. 12. 30. —

Ein unsittliches Weib ein großes Uebel. Spr. 11, 22. — Sir. 25, 22. — Ebend. 25, 16—20. 23. — 26, 7. — Ebend. 22, 5. — Ebend. 26, 9. — Ebend. 25, 20. — Ebend. 26, 8. — Spr. 12, 4. — Ebend. 19, 13. — und 21, 18. 19. —

Fromme Absicht bey Antretung desselben. Tob. 3, 16. 18. — Ebend. 6, 22. — Ebend. 8, 9. — Spr. 16, 3. — Ebend. 19, 14. — Sir. 26, 3. — Ps. 127, 1—5. —

1. B. Mos. 24, 1—5. 7. 9. 22. 40. — Tob. 6, 16—19. — Ebend. 8, 4—10. —

Christliche Hochzeitfeier. Tob. 9, 12. — Joh. 2, 1—12. —

Gemeinschaftliche Pflichten christlicher Eheleute. Frömmigkeit. 1. Petr. 3, 12. 13. — 1. Tim. 2, 8. 11. — Petr. 3, 7. — Ebend. 3, 1—4. — 1. Thess. 4, 10—13. — 1. Kor. 7, 16. — Spr. 31, 30. — Sir. 23, 27. —

Liebe. Eph. 5, 25. 28. — Tit. 2, 4. —

Friede. Spr. 17, 1. — Sir. 25, 2. — Gal, 6, 1. 2. — 1. Kor. 13, 4—9. — Pred. 7, 8. 9. — Spr. 15, 1. — Tob. 2, 19—23. — 3, 1. —

Ehelich christliche Beiwohnung. 1. Korinth. 7, 2—7. — 1. Petr. 3, 7. —

Treue. 2. B. Mos. 20, 13. 14. — Matth. 5, 27. 28. — Gal. 5, 16. 19. — Tob. 4, 13. — Hiob 31, 9—12. — Hebr. 13, 4. — Gal. 5, 21. — Joh. 8, 3—12. —

Ehebruch. Spr. 2, 17. — Malach. 2, 14. — Sir. 23, 22. 23. — Weish. 3, 16. — Ebend. 4, 6. — Sir. 3, 25. 27. — 1. B. Mos. 39, 8. 9. — Dan. 13, 23. — Sir. 33, 18—21. Jak. 4, 4. — Ezech. 22, 11. — Ose. 4, 2. — Malach. 3, 5. — Jer. 5, 7—10. — Ebend. 7, 10—12. — 2. Kön. 11, 2—18. 26. 27. — 12, 1—15. — Spr. 6, 33. — Sir. 41, 21. — Ebend. 23, 36. — Hiob. 24, 15. — Eph. 5, 12. — Sir. 5, 8—13. — Spr. 5, 3—7. — Ebend. 6, 34. 35. —

Strafe für denselben. 3. B. Mos. 20, 10. — 5. B. Mos. 21, 22. — Ezech. 18, 11. 13. — Sir. 23, 21. — Ebend. 23, 24. — Hebr. 13, 4. — 1. Kor. 6, 9. — 2. Petr. 2, 9. 10. 13. 14. —

Warnung vor demselben. Spr. 2, 16—20. — Ebend. 5, 18—21. — Ebend. 6, 26—33. — Sir. 9, 9. —

Wechselseitige Hülfeleistung. 1. B. Mos. 2, 18. — Ebend. 24, 67. — Pred. 4, 8—11. — Sir. 36, 24. — Ebend. 40, 23. — 1. Kor. 7, 28. — Gal. 6, 2. — Hiob 19, 17. —

Einander nie verlassen. 1. B. Mos. 2, 24. — Mark. 10, 6—9. — Matth. 19, 5. — Eph. 5, 31. —

Glück des ehelichen Lebens. Ps. 125, 1—5. — Ebend. 126, 3. 4. 5. — Pred. 9, 9. —

Unauflösbarkeit. Matth. 5, 31. 32. — 19, 4—10. — Mark. 10, 2—13. — 1. Kor. 7, 39. — Ebend. 7, 27. 10. 11. — Röm. 7, 2. — Luk. 16, 18. —

Pflichten des Mannes. Er ist das Haupt seiner Familie. 1. Kor. 11, 3. — Ephes. 5, 23. — Sir. 9, 2. — Ebend. 25, 34. 35. — Sir. 42, 6. — Mich. 7, 5. —

Er darf aber die Herrschaft über seine Frau nicht mißbrauchen. 1. Kor. 11, 3. — Ebend. 11, 11. 12. — Eph. 5, 25. 28. 33. — 1. Petr. 3, 7. — Kol. 3, 19. —

Eben so wenig darf er aus Schwäche sich von ihr zu bösen Handlungen hinreissen lassen. Sir. 19, 2. — 1. B. Mos. 3, 12. 17—20. — Ebend. 39, 17—21. — Richt. 3, 5. 6. — 2. Esdra. 13, 26. — 3. Kön. 11, 4—12. — Ebend. 21, 1—27. — 4. Kön. 1, 17. 18. — Ebend. 8, 26. 27. — Esther. 5, 14. —

Er soll das Glück, eine fromme Gattin zu besitzen, schätzen. Spr. 12, 4. — 18, 22. — 19, 14. — 31, 10. 30. 31. — Sir. 25, 8. — 26, 1—4. — 26, 13—17. — Ebend. 36, 22. 23. — 40, 19. — 19, 23. —

Er muß seine Familie ernähren und versorgen. Eph. 5, 28. 29. — 1. Tim. 5, 8. —

Pflichten der Ehefrau. Liebe, Gehorsam in allen billigen Dingen. Eph. 5, 33. — 1. B. Mos. 3, 16. — 1. Kor. 11, 7—10. — Eph. 5, 22—25. — 1. Kor. 11, 3. — Kol. 3, 18. — 1. Tim. 2, 12. — Tit. 2, 5. — 1. Petr. 3, 1. 6. —

Gottesfurcht, Sittsamkeit, Arbeitsamkeit. Sir. 25, 11. — Tit. 2, 4. 5. — 1. Petr. 5, 1. 2. — Sir. 26, 14—17. — Ebend. 22, 5. — Spr. 14, 1. — 1. Tim. 5, 8. — Joh. 6, 12. — 1. Kor. 14, 40. — Pred. 10, 18. — Spr. 31, 10—31. — Tob. 2, 19. — Tob. 10, 12. 13. — 1. Tim. 2, 9. 10. — 1. Petr. 3, 3—6. — Esth. 14, 16. —

Treue Anhänglichkeit. 1. B. Mos. 12, 4—6. 10.— 15, 1. 3. — 20, 1. — 2. B. Mos. 4, 19. 20. — 18, 2. 5. — Tob. 10, 10—13. — Ebend. 14, 14. — Luk. 1, 26. 27. — 2, 4—7. — Matth. 2, 13—16. — 19—23. —

Verschwiegenheit. Sir. 19, 10. 11. — Ebend. 42, 1. — Spr. 11, 13. — Sir. 22, 27. — Ebend. 27, 16. — Ebend. 22, 22. — 27, 21. — Richt. 14, 15. 16. — Ebend. 16, 15—21. —

Ehrfurcht. 2. Kön. 6, 16. 20. bis Ende. — Hiob 2, 7—10. — Tob. 2, 22. 23. —

Trostgründe bey unfruchtbarer Ehe. Weish. 3, 13. — Ps. 112, 9. — Ebend. 126, 3. — 1. B. Mos. 11, 30. — 16, 1. 2. — 17, 16. 17. 19. 21. — 18, 1. 2. 9—16, — 21, 1—4. 5. 7. — Ebend. 25, 20. 21. 24. — Ebend. 29, 31. bis Ende. — Ebend. 30, 1. 2. 22. 23. — Richt. 13, 2. 3. 24. — 1. Kön. 1, 1. 2. 10. 19. 20. — Luk. 1, 5—9. 11—14. 24—28. 36. 37. 57. —

Beispiele für christliche Eheleute. Matth. 1, 18—21. 24. — Luk. 2, 21. 22. 23. 24. — Ebend. 2, 39. — Ebend. 2, 41. — Ebend. 1, 5. 6. — Das Buch Tobias.

Stellen aus den heiligen Vätern.

Wenn Mann und Weib uneinig sind, so wird sich ihr Haus nicht anders befinden, als ein Schiff, das der Sturm hin und her wirft, indessen der, welcher am Steuerruder ist, nicht übereinkömmt mit dem, welcher das Vordertheil des Schiffes leitet. Joh. Chrysostomus Homil. 19.

Was ist doch elender, als ein Mensch, der von Natur aus, oder aus andern, eitel täuschenden Ursachen, von dem Uebel der Eifersucht ergriffen wird? Wer an diesem Unsinn leidet, ist nicht besser daran, als ein vom Teufel Besessener, oder ein im Kopfe Verrückter. Er springt aus und ein, und zürnet über Alle. Vergnügen hat er gar keines, er ist bey Allem voll Niedergeschlagenheit, Trauer und Bitterkeit. Ueberall ver-

folgt ihm sein Uebel, sticht sein Gemüth schärfer, als ein Stachel und läßt ihm keine Ruhe. Derselbe de Virginitate.

Maria war Jungfrau, und mit einem Manne vermählt, auf daß die Jungfrauschaft vor Allem in Ehren gehalten würde, und auf daß man dessen ungeachtet auch die Ehe nicht mißbillige. Basilius Homil. 25. de hum. Christi generat.

Deßwegen, daß du dich zum Ehestande entschlossen hast, ist es dir eben nicht erlaubt, dich der Welt in die Arme zu werfen, und dich der Geistlosigkeit zu ergeben: vielmehr mußt du dich um so stärker anstrengen und wachsam seyn, das Heil zu finden, je mehr du dich in Mitte der Fallstricke befindest. Derselbe de abdicatione rerum.

Der du noch die Jungfrauschaft hast, bist du nicht von Verehelichten erzeugt worden? Willst du darum, daß du Gold besitzest, daß Silber verwerfen? Cyrillus von Jerusalem Catech. 4. de decem. dogmatibus.

Es ist schön am Weibe, wenn sie im Manne Christum ehret; und schön ist es am Manne, wenn er im Weibe die Kirche ehrt. Gregorius von Nazianz Orat. 37.

Die unter dem Joche ist, sey doch noch eines Theiles Christi, indessen die Jungfrau ganz Christi seyn soll. Ders.

Christus soll bey den Heirathen seyn; wo aber Christus ist, dort ist auch Züchtigkeit. Gregorius Epist. 195.

Mit Verkehrten wirst du verkehrt. Ist dies in andern Verhältnissen wahr, um wie viel mehr in der Ehe, wo Ein Leib ist und Ein Geist? Wie kann aber die Liebe übereinstimmen, wo der Glaube verschieden ist? Und darum hüte dich, Christ, eine Heidin, oder eine Jüdin, oder eine Ketzerin, oder was immer für eine, die nicht den (katholischen) Glauben hat, zu nehmen. Ambrosius de Abrahamo. cap. ult.

Wir sehen Jungfrauen, deren Sinn auf's Weltliche geht, und Eheweiber, deren Sinn auf den Dienst des Herrn geht. Solche Jungfrauen gelten bey Gott ja nicht als Heilige, und solchen Eheweibern wird großer Lohn seyn bey Gott, da sie, in das Irdische verwickelt, sich Mühe geben, auf die Zukunft unsterblichen Lohn zu verdienen. Ders. in cap. 7. Ep. ad Cor.

In dem Ehestande ist die Heiligkeit des Sacraments von einer höhern Würde, als dessen Fruchtbarkeit. Augustinus Lib. de Bono conjugii cap. 28.

Im Ehestande hat man keine Gefahr zu fürchten, wenn man die eheliche Keuschheit nicht verletzet. Derselbe de Bono Viduitatis. cap. 9.

Es ist ein von Christus gegebenes und in der Kirche beobachtetes Gesetz, daß, so lange die Eheleute leben, sie sich nicht scheiden lassen. Augustinus Lib. de Nuptiis cap. 10.

Wer sich zu verehelichen denkt, soll trachten, so zu seyn, wie er wünscht, daß die Person seyn soll, die er suchet. Wer wünscht aber nicht eine ehrbare Jungfrau zu finden? Derselbe de Verb. Domini.

Indem Jesus bey der Hochzeit, zu welcher Er eingeladen war, erschien, wollte Er dadurch, wenn wir auch auf die geheimnißvolle Bedeutung nicht Acht haben, bestätigen, was Er eingesetzt hatte. Derselbe Tractat. 9. in Joann.

Dir sollen die Männer nicht gefallen, die Reichthümer besitzen, ehrenvolle Stellen bekleiden, von hoher Geburt sind, und einen schönen Körperbau haben, sondern jene, welche christlich, fromm, keusch und rechtschaffen sind. Augustin. Lib. de Nuptiis et concupisc.

Warum suchest du in einer Ehefrau mehr die Schönheit des Gesichts, als die guten Sitten? Sie soll dir mehr wegen ihrer Tugend, als wegen ihrer Schönheit gefallen. Wähle dir eine solche aus, welche fromm, wie Sara ist. Ambrosius Lib. 1. de Virginit.

In der Gesellschaft eines Frommen wirst du fromm werden, und bey den Gottlosen wirst du verführt. Wenn aber dies bey allen Menschen geschieht, um wie viel mehr wird es im Ehestand geschehen, wo nur Ein Fleisch und nur Ein Geist ist? Derselbe Lib. 1. de Abraham cap. 9.

Lerne von Abraham, was man an einer Ehegattin suchen soll, nicht Gold, Silber oder Güter, sondern ein gutes Gemüth. Derselbe a. a. O.

So wie der Mann mehr zu öffentlichen Aemtern fähig

ist, so ist auch die Frau mehr zur Aufsicht über das Hauswesen tauglich. Derselbe Lib. 1. de Parad. cap. 11.

Im Ehestande hast du dich nicht mit einer Magd, sondern mit einer Frau vereinigt. Gott wollte, daß du ein Gebieter, nicht aber ein unumschränkter Beherrscher des schwächern Geschlechtes seyst. Erwiedere also ihre Liebkosungen mit einer gegenseitigen Liebe. Ambrosius Lib. 5. Hexam. cap. 7.

Die Vortheile, welche man im Ehestande zu finden hoffet, sind nicht so groß, als die Gefahren, die man in demselben zu fürchten hat. Hieronimus Epist. ad Geront.

Eine arme Frau zu nähren, ist zwar schwer, aber eine reiche zu ertragen, ist eine Pein. Ders. contra Jovinian.

Einigkeit, Friede und gegenseitige Liebe zwischen Mann und Weib sind eine Quelle vieler Güter. Chrysostomus Homil. 38. in Genesim.

Dies sind wahre Reichthümer und die besten Güter im Ehestand, wenn Mann und Weib mit einander einig sind. Derselbe a. a. O.

Ausgearbeitete Stellen.

Was der Ehestand sey.

Der Ehestand ist bey uns Christen ein unverbrüchlicher und gesetzmäßiger Vertrag zwischen zwey unverehelichten Personen verschiedenen Geschlechtes, welche sich eine ewige Treue und Liebe vor dem Angesichte der Kirche, in Absicht auf die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, versprechen. Es ist ein heiliger Stand; denn Gott selbst hat ihn eingesetzt, und seit der Erlösung des Menschengeschlechts ist er zur Würde eines Sacraments erhöhet worden, damit diejenigen, welche ihn antreten, durch denselben geheiliget werden, und die erforderlichen Gnaden empfangen, um die Pflichten erfüllen zu können, die er mit sich bringt. Dieser Stand ist also unter allen Rücksichten heilig: durch seinen Urheber, welcher Gott selbst ist, durch die Würde des Sacraments und der heilig-

machenden Gnade, welche daran geknüpft ist, und durch die wirklichen Gnaden, die er allen denjenigen bringt, welche ihn mit heiligen Absichten antreten, ihn verehren, und als ein Mittel des Heils betrachten. Endlich ist er auch heilig wegen seiner Aehnlichkeit mit der Verbindung, in welcher Christus mit der Kirche steht, und wegen welcher der Apostel ihn ein großes Sacrament, ein großes Geheimniß in Ansehung Christi und der Kirche genannt hat.

Zweck des Ehestandes.

Bey seiner ersten Einsetzung hatte der Ehestand keinen andern Zweck, als die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes. Nach Entstehung der Sünde sollte er auch noch ein Mittel gegen die Ausschweifungen der Wollust seyn. Aber nur ein untergeordneter Zweck blieb dieses. Der junge Tobias, nachdem er sich mit der Sara verehelicht hatte, sagte zu Gott: „Herr! Du weißt es, nicht aus Wollust bin ich in den Ehe„stand getreten, sondern blos aus der Begierde Kinder zu zeu„gen, von welchen dein Name bis zum Ende der Jahrhun„derte sollte gesegnet werden." Tob. 8, 9. — Im neuen Bunde wurde der Ehestand ganz besonders geheiliget; Jesus heftete an denselben die Gnade eines Sacramentes, und so wurde er zu einem Mittel der Seligkeit. Man würde also von dem Ehestande sehr niedrige Begriffe haben, wenn man glauben wollte, er wäre von Gott nur darum eingesetzt worden, damit die Menschen ihre Leidenschaft auf eine gesetzliche Art befriedigen könnten. So betrachten ihn der Jude und der Heide; der Christ aber soll an demselben ein Sinnbild der Vereinigung Jesu mit seiner Kirche erkennen, und wissen, daß die Absicht des Ehestandes mit jener der Kirche darin ähnlich ist, daß die Kinder, welche die Frucht seiner Verbindung sind, durch eine christliche Erziehung zur Seligkeit geführt werden. „Und so wie Christus seine Kirche geliebt hat," sagt Paulus, „so sollen auch die Männer ihre Weiber lieben. „Denn nur darum hat Christus seine Kirche geliebt, um sie „zu heiligen, zu reinigen, und sie seinem Vater unbefleckt

„darzustellen.“ Eben so sollen auch die Eheleute sich in ihrem Stande zur Tugend ermuntern, und sich vorzüglich von allen Sünden rein erhalten, damit sie dereinst unbefleckt vor dem Throne Gottes erscheinen können.

Der Ehestand ist ein unauflösbares Band.

Wenn auch Gott den Menschen nicht mit ausdrücklichen Worten erklärt hätte, daß der Ehestand ein unzertrennliches Band ist, und daß Niemand sich erfrechen solle, aufzulösen, was Er zusammengefügt hat, so würde uns schon unsere Vernunft und noch mehr ein gewisses, dunkles Gefühl sagen, daß Mann und Weib, die sich vor Gottes Altar mit einander verehelicht haben, nicht anders, als durch den Tod geschieden werden sollen. Die Würde des Menschen fordert, daß der Ehevertrag unverbrüchlich sey, weil bey dem Menschen nicht blos die Fortpflanzung seines Geschlechts der Zweck des Ehestandes ist, sondern vielmehr die christliche Erziehung der aus der Ehe entsprossenen Kinder. Die Liebe, welche die Aeltern zu ihren Kindern haben, und alle Verhältnisse, in welchen sie mit ihnen stehen, sind von der Art, daß sie sich mit den Ehescheidungen durchaus nicht vertragen. Die Unauflösbarkeit des Ehebandes liegt gleichsam schon im Begriffe des Ehestandes, und die rohesten Völker, sogar jene, bey denen die Ehescheidungen üblich sind, fühlen dieses. Auch nur um der Hartherzigkeit der Juden willen hat Moses es ihnen erlaubt, sich von ihren Ehefrauen zu scheiden. „Aber vom Anfange der Welt war es nicht so,“ sagte Jesus Matth. 19, 8. Die Verordnung Mosis über die Scheidebriefe war kein gebietendes Gesetz, sondern eine bloße Nachsicht, um ein größeres Uebel zu verhüten.

Die gegenseitige Liebe befestiget das Band der Ehe.

Als Adam aus dem geheimnißvollen Schlafe erwachte, in welchen Gott ihn gesetzt hatte, erkannte er aus einer innern Offenbarung, daß das Weib, welches er vor sich sah, von Gott bestimmt war, ihr Herz mit ihm zu theilen, weil

sie aus seinem Fleische geschaffen wurde; er empfand jenen Trieb der Liebe, der zwischen Mann und Frau das Eheband knüpfen soll, und rief aus: „Dieses Bein ist aus meinem „Gebein, und dieses Fleisch ist aus meinem Fleische genom„men." Und Gott sagte darauf: „Darum soll der Mann sei„nen Vater und seine Mutter verlassen, und seinem Weibe „anhangen, und sie sollen zwey in einem Fleische seyn." Genes. 2, 23. 24. Der Schöpfer selbst hat also die Liebe, welche die Eheleute mit einander vereinigen soll, in ihre Herzen gelegt; sie handeln demnach den Absichten des Schöpfers und dem Zwecke ihres Standes ganz zuwider, wenn sie durch Uneinigkeiten, durch Zänkereien, durch Verfolgungen den Keim dieser Liebe in sich zu ersticken suchen.

Die Einigkeit der Eheleute soll die Seele des Ehestandes seyn.

Die Eheleute, welche einen lebenslänglichen Bund mit einander schließen, um in einer Wohnung, unter einem Dache ein eigenes Hauswesen zu führen, bilden mit den Kindern, welche sie sich aus ihrer Verbindung versprechen, einen kleinen Staat. Der Hausvater ist das Oberhaupt des Reichs; er ist besorgt, daß die Mittel herbeigeschafft werden, die zur Erhaltung seiner Familie nothwendig sind, und aus dieser Ursache treibt er ein Gewerbe, oder bekleidet ein Amt im großen Staate. Die Hausmutter besorgt das Innere des Hauswesens; sie bereitet die Nahrung, und wartet den Kindern ab. Durch dieses vereinigte Zusammenwirken des Mannes und der Frau blühet der Hausstand, und die Familie wird gegen den Sturz gesichert. „Die Einigkeit zwischen den Eheleuten ist „daher," wie der heilige Chrysostomus sagt, „der Reichthum „und das Glück des Ehestandes, und dies sind die wahren „Güter, wenn Mann und Weib einig leben und mit einan„der in einem guten Vernehmen sind." Diese Güter sind dermaßen schätzbar, daß die Eheleute, welche sie besitzen, auch in der Armuth glücklich sind, weil sie ein ruhiges Leben führen, das über alle Reichthümer ist.

Die Uneinigkeit im Ehestande ist die erste Quelle der Unzufriedenheit.

So sehr die Menschen im Allgemeinen mit Eifer und Begierde in den Stand der Ehe treten, so sind doch die Ehen nicht selten die Quelle der Trostlosigkeit und des Mißvergnügens, so zwar, daß man sich beinahe täglich in den ehelosen Stand wieder zurückwünschet. Wollet ihr aber wissen, ihr Eheleute, die ihr so viele mißvergnügte Stunden mit einander lebet, warum ihr in eurem Stande nicht glücklich seyd? — „Euer Reich ist innerlich getrennt." Ihr habet nicht „Eine Seele und Ein Herz," wie ihr nur „Einen Leib" ausmachet. Eure Freuden genießet ihr nicht gemeinschaftlich, wie ihr eure Leiden nicht gemeinschaftlich traget; um euch in Tagen der Trübsal eine Stütze wechselseitigen Trostes zu seyn. Eure gegenseitigen Fehler ertraget ihr nicht mit Geduld; in euren Schwachheiten gebet ihr einander nicht nach; eure Launen und übeln Gemüthsstimmungen unterdrücket ihr nicht aus Liebe Eines gegen das Andere; ihr arbeitet nicht in einem Sinne und mit vereinten Kräften an der Beförderung der häuslichen Ruhe, und der innern Zufriedenheit. — „Euer Reich ist innerlich getrennt." Beinahe unauslöschlich brennt in euch die Fackel der Zwietracht; unaufhörlich wüthet die Geißel des innern Kriegs.

Praktische Darstellung der im Ehestande gewöhnlichen Uneinigkeiten.

Aergerlich sind die Auftritte, welche sich in einem Hause ereignen, aus welchem der innere Friede und die Einigkeit entflohen sind. Der Gatte und die Gattin, die Aeltern und die Kinder, die Brüder und die Schwestern, die Herrschaft und das Gesinde leben gleichsam in einer fortdaurenden Empörung gegen einander. Eigensinn und Rechthaberey erfüllen die Herzen der Hausgenossen. Anstatt gemeinschaftlich auf die Beförderung der innern Ruhe und der häuslichen Glückseligkeit hinzuarbeiten, suchen sie sich durch Zanksucht ihr Leben zu verbittern. — Hier erblicken wir einen stolz gebietenden

Mann; seine Gattin behandelt er schlimmer, als eine Dienerin; abwechselnde Launen sind für sie harte Gesetze, nach welchen sie sich unbedingt fügen muß; Stillschweigen, so oft sein Unwillen ausbricht, ist strengste Pflicht, und es ist ihm schon genug, zu wissen, daß seine Gattin etwas will, um blos darum das Gegentheil zu wollen. — Dort sehen wir ein zanksüchtiges Weib, die an allen Handlungen und Unternehmungen ihres geduldigen Mannes etwas zu tadeln weiß; unumschränkt und ganz willkührlich zu herrschen, ist ihr heftiges Bestreben; nichts ist recht, als was sie gebietet, was sie anordnet, was sie verrichtet. — In einem andern Hause finden wir Mann und Weib in immerwährendem Kriege. Da wird mit gleichen Waffen gestritten, und Gewalt gegen Gewalt gebraucht. Ist der Mann verdrüßlich, so zanket auch das Weib; begeht er einen Fehler, so spottet sie seiner; giebt er den Kindern einen Verweis, so nimmt sie dieselben in Schutz. — Machet hingegen das Weib einen Fehltritt, so murret der Mann; will sie etwas unternehmen, so setzet er sich entgegen; will sie die Vergehungen der Kinder züchtigen, so steht er als ihr Vertheidiger auf, und wie oft hebt er sogar die Hand über sie auf, besonders wenn er des Abends berauscht nach Hause zurückkehrt? —

Folgen der Uneinigkeiten im Ehestande.

Die bösen Folgen, welche die Uneinigkeiten im Ehestande nach sich ziehen, sind nicht zu berechnen. Wie leicht geschieht es nicht, daß der durch die ewige Zanksucht seiner Frau ganz ermüdete Mann außer seinem Hause Erholung und Freude suchet, die er doch nur in seinem Hause genießen sollte? Dies ist auch oft die einzige Ursache, warum er sich dem Trunke, dem Spiele, oder andern Verirrungen überläßt, die sein Elend immer mehr vergrößern und sein Gewissen beschweren. — Die durch das Murren ihres despotischen Mannes erbitterte Ehefrau verfällt in Kleinmuth; anstatt ihrem Hauswesen vorzustehen, und ein wachsames Auge auf ihre Kinder zu haben, zieht sie sich in einen abgelegenen Winkel zurück, um ihren

Kummer in Thränen auszugießen, oder sie ladet wohl gar durch heimliche Untreue ein Verbrechen auf sich, welches die eheliche Glückseligkeit auf immer vergiftet, und ihre Seele in den ewigen Untergang stürzet. — Und wie sehr sind die Kinder zu bedauern, die täglich Zeugen des häuslichen Zwistes sind? Muß nicht das Beispiel zanksüchtiger Aeltern ihnen für ihr ganzes Leben schädlich werden? Muß es ihnen nicht alle Ehrfurcht, alle Liebe zum Gehorsam gegen ihre Aeltern rauben? Können wohl die Ermahnungen der Seelsorger zur Friedfertigkeit den geringsten Nutzen schaffen, wenn das Betragen der Eheleute den edeln Grundsätzen der Religion der Liebe, Hohn spricht? Wird nicht der schon früh in ihrem Herzen ausgestreute Same der Lieblosigkeit und Zwietracht gedeihen und selbst noch für ihre künftigen bürgerlichen und häuslichen Verbindungen die unseligsten Früchte hervorbringen? Werden Dienstbothen, die unter der Aufsicht zanksüchtiger Herrschaften stehen, immer gewissenhaften Gehorsam, Treue und Ehrlichkeit beweisen? — Wie kann sich endlich die Religion mit den leidenschaftlichen Gefühlen des Hasses, der Feindschaft und der Erbitterung vertragen? — Das Christenthum verlangt Eintracht und brüderlichen Sinn, wenn es recht erkannt und geliebt wird, wenn es wohlthätig auf die Herzen wirken soll. In einem friedlichen Hause allein findet es eine günstige Aufnahme, in einem friedlichen Herzen allein fallen seine Lehren auf einen guten Boden. Jak. 3, 18. Und wenn in einem Hause nicht wahre Gottesfurcht herrscht, woher soll dann Gottes Segen kommen? — Ja ein Haus, dessen Bewohner mit sich uneins sind, muß zusammenfallen.

Zwischen Eheleuten soll die engste Verbindung seyn, die sich denken läßt.

Zwischen den Aeltern und den Kindern hat die Natur eine sehr enge Verbindung geschlossen. Durch die Wirkung eines unwillkührlichen Triebes und einer wunderbaren Zusammenstimmung neigen sich ihre Herzen zu einander, und deßwegen empfinden auch die Aeltern die Schmerzen, welche ihre

Kinder erdulden, so wie sie die Freuden, welche sie genießen, gleichsam mitgenießen. Diese Gefühle sind gegenseitig, und wohlgerathene Kinder empfinden eben dasselbe gegen ihre Aeltern; sie nehmen gleichen Antheil an ihren Schmerzen und Freuden, und wenn sie im Alter in Dürftigkeit fallen, kommen sie ihnen mit einer thätigen Unterstützung zu Hülfe, und geben ihnen gewissermaßen wieder zurück, was sie von ihnen in der Jugend empfangen haben. Diese seligen Gefühle sind die Folge der engen Verbindung, welche zwischen den Aeltern und Kindern Statt findet. Aber eine noch engere Verbindung soll zwischen Eheleuten seyn. „Der Mann," sagt Gott im ersten Buche Mosis, „soll seinen Vater und seine Mutter verlassen, und seinem Weibe anhangen." 2, 24. Er soll sich also vorzüglich an den neuen Gegenstand seiner Liebe wenden, und das Band, womit die Natur ihn an seine Aeltern geknüpft hatte, gleichsam zerreißen; sein Herz höret auf, ihr Eigenthum zu seyn, und das Weib tritt in den Besitz desselben, oder vielmehr beide Herzen sollen nur noch ein einziges ausmachen, eben so, wie sie ihren Körper nach zwey in einem Fleische sind. „Der Mann soll sein Weib lieben, wie sich selbst," sagt Paulus; „denn noch Niemand," schreibt er anderswo, „hat sein eigenes Fleisch gehaßt, sondern er ernähret es, und beschützet es, wie Christus seine Kirche." Eph. 5, 29.

Wie soll die gegenseitige Liebe der Eheleute beschaffen seyn?

Wenn es heißt, daß der Mann Vater und Mutter verlassen, und seinem Weibe anhangen soll, so bedeuten diese Worte des Heilandes nicht, daß, wer heirathet, seine Aeltern gänzlich vergessen soll. Gleichwie Kinder nicht aufhören, Kinder zu seyn, so lange ihre Aeltern leben, eben so höret auch die Pflicht nicht auf, sie zu lieben, zu schätzen, ihnen in ihren Bedürfnissen beizustehen, und ihre Befehle zu verehren. Die gegenseitige Liebe der Eheleute ist daher blos eine Vorzugsliebe, welcher jede andere, die ihren Grund in der Natur

hat, nachgeordnet seyn soll; und wenn sie den Grad erreicht, auf welchen Eheleute sie zu bringen trachten sollen, so wird auch zwischen ihnen die Einigkeit herrschen, welche die Hauptbedingung ihres Standes, und das erste Erforderniß zu ihrer irdischen Glückseligkeit ist. Sie allein versüßet die Mühseligkeiten, welche zwischen zwey mit einander lebenden Personen unausbleiblich sind, und nur durch sie wird es möglich, daß Eheleute einander zum Troste, statt zur Last werden. Auch nur sie erleichtert die Beschwernisse der Erziehung, bringt dieses edle Geschäft ihres Standes in Fortgang, und belebt und stärkt die Geduld, welche bey demselben so nothwendig ist. Doch nur mit dem Beistande Gottes frommen ihre Bemühungen, denn zu jedem Stande werden Gnaden erfordert, die demselben angemessen sind. Wird diese aber Gott den Eheleuten geben, die nicht mit einander einig sind? — „Wenn Einigkeit, Friede und gegenseitige Liebe Mann und Weib mit einander verbinden,“ sagt der heilige Chrysostomus, „so gießt „Gott die Fülle alles Guten über solche Eheleute aus.“

Welches ist das beste Mittel, die Uneinigkeiten im Ehestande zu verhüten?

Bey der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere läßt es sich leicht denken, daß jene Ehen äußerst selten sind, welche nie durch den geringsten Unmuth gestört, nie durch einen unbedeutenden Zank verbittert, nie durch einen kleinen Mißverstand auf Augenblicke beunruhiget werden. Auch die am glücklichsten zusammenpassenden Gemüthsstimmungen treffen doch niemals ganz so innig mit einander überein, daß nicht zuweilen ein kleiner Zank entstünde, dessen Folge ein beiderseitiges Mißvergnügen ist. Um wie viel mehr werden jene Ehen durch Uneinigkeiten entzweiet, wo nur ein blindes Ungefähr, oder ein ungeprüfter Trieb, oder Rücksichten auf gleichen Stand und große Güter, das Eheband geknüpft haben. Es kömmt hierin das Meiste auf die Berichtigung eines beinahe allgemeinen Vorurtheils an, welches die Fackel der Zwietracht gewöhnlich anbläst. Mann und Weib maßen sich meisten-

theils gleiche Rechte und eine gleiche Gewalt zu. Wie ist wohl bey solchen Umständen eine Einigkeit möglich? Ein Reich, in welchem zwey Alleinherrscher seyn wollten, könnte nicht bestehen. Zwietracht und ewige Kriege würden es bald zerrütten. In der Ehe ist es eben so, es kann darin nur ein Haupt seyn, und dieses ist der Mann, gleich wie Christus das Haupt der Kirche ist. So sagt es uns der Apostel. — Dem Manne gebührt also die Obergewalt, und die Unterwürfigkeit ist das Loos des Weibes geworden.

In wie weit ist die Frau dem Manne den Gehorsam schuldig?

Wenn der Apostel Paulus den Männern die Obergewalt über ihre Gattinnen einräumet, so war seine Meinung keineswegs, daß diese Gewalt ohne Schranken seyn sollte. „Die „Männer," setzet er hinzu, „sollen ihre Weiber wie ihre Körper „lieben; alle ihre Befehle soll die Liebe versüßen; die Liebe soll „das Band der Ehe befestigen." Ferne sey also von allen christlichen Ehen, von Ehen, an welche Gott seine Gnade geheftet hat, jener stolze und gebieterische Ton, durch welchen der Mann die Seele seines Weibes oft so tief betrübet. Ferne sey aber auch von derselben jener zanksüchtige Widerstand, wodurch das Weib den Zorn des Mannes entzündet. Nachgeben und Stillschweigen sind die einzigen Waffen, womit sie ihn bezwingen soll. Ein Feuer, dem keine Nahrung gegeben wird, erlischt von selbst, und der Zorn des Mannes, der nicht aufgereizt wird, vergeht sehr bald wieder. „Ein stilles Weib," sagt der weise Sirach, „ist ein Geschenk Gottes; eine gesittete Gattin ist mit nichts zu vertauschen." 26, 18. Jedoch nur so lange ist Stillschweigen für eine Frau Pflicht, als das Aufbrausen des Mannes dauert. Ist dieses vorüber, dann mache sie ihm gelassene Vorstellungen; mit liebreicher Hand öffne sie ihm die Augen über seine Vergehungen; ohne Leidenschaft und Rachgierde zeige sie ihm die Unbilligkeit seiner Forderungen, wenn sie es wirklich sind; aber sie enthalte sich sorgfältig aller Spöttereien, wodurch sie das Uebel nur vergrößern würde. In

allen widrigen Fällen des Ehestandes muß das Weib die Gewalt des Mannes mit den Waffen der Liebe zu bekämpfen suchen; die Natur hat ihr Geschlecht vorzüglich aus dieser Absicht mit denselben ausgerüstet, damit sie sich zur Besänftigung des Mannes, zur Herstellung des Friedens und der Einigkeit in der Ehe, derselben bediene. Kräftig und wirksam ist das Benehmen einer Frau, welche ihre Pflichten genau kennt, und zu erfüllen suchet, ihre Bemühungen wird Gott niemals ohne den erwünschten Erfolg lassen, wenn sie mit seiner Gnade angefangen, mit einer unüberwindlichen Geduld fortgesetzt, und durch das Gebeth unterstützt werden.

Welch großes Verbrechen die Untreue im Ehestande sey.

Da die Ehe ein Vertrag ist, durch welchen Mann und Weib, nach der Erklärung des Apostels, sich gegenseitig ihre Körper übergeben, und sich feierlich verpflichten, bis zum Tode diese Bedingung nicht zu brechen, so ergiebt sich von selbst, welch eine große Sünde es ist, wenn der Mann, oder die Frau dieser Pflicht entgegenhandelt, und die eheliche Keuschheit verletzet. — Giebt es wohl, für sich betrachtet, einen häßlicheren Meineid, als der Ehebruch ist? Läßt sich eine empörendere Ungerechtigkeit denken, besonders wenn man auf alle Umstände Rücksicht nimmt, die sie gewöhnlich begleiten? Wie nagend und herzzerreissend ist der Kummer des aufrichtigen Mannes, der einen gegründeten Verdacht auf sein Weib wirft! Wie bedauernswerth ist seine Lage, wenn er auf alle Verhältnisse blicket, die ihn an seine Gattin knüpfen! Wie muß es dem guten Vater um's Herz seyn, wenn er seine unschuldigen Kinder in die Arme nimmt, sie liebkoset, und dabey an die Untreue seiner Gattin denkt! — Wie bitter dagegen müssen die Thränen seyn, welche eine tugendhafte Frau über die Ausschweifungen ihres Mannes vergießt! Giebt es eine Lage, die peinlicher, als die ihrige ist, besonders wenn sie ihren Kummer noch unterdrücken, und sich in der Gegenwart ihres strengen Gebieters eine fröhliche Miene geben muß? Beleidigungen die-

ser Art lassen sich nicht beschreiben, sondern nur fühlen; für andere Beleidigungen kann man wohl vor dem Richter Genugthuung verlangen, und den Beleidiger dadurch zur Strafe ziehen; für diese aber ist keine Genugthuung möglich. Die Ehre, das Gefühl des beleidigten Theils ist tief gekränkt; jede Erinnerung daran schlägt dem Herzen neue Wunden, Wunden, die weder vergessen, noch durch die Zeit geheilt werden können. Bey den Menschen ist auch kein Trost dafür zu finden; denn nur wenige giebt es, denen man ein solches Anliegen anvertrauen darf; und wenn man auch, um sich seinen Kummer zu erleichtern, einen getreuen und theilnehmenden Freund besitzt, dem man sein Herz eröffnen kann, was kann er mehr thun, als uns bedauern, und mit uns klagen? Menschlicher Trost kann bey Unglücklichen dieser Art nur wenig Beruhigung gewähren! Der Trost, den die Religion giebt, ist hierin allein wirksam; aber wie Viele giebt es, welche, wie die heilige Monika, an dieser Quelle zu schöpfen wissen? — Spr. 2, 17. — Sir. 23, 22—23. — Weish. 3, 16. —

Folgen der ehelichen Untreue.

Schrecklich sind die Folgen, welche für die Kinder aus den Ehen erwachsen, die durch Untreue zerrüttet sind. Die unschuldigen Geschöpfe wissen nichts von dem heimlichen Kummer, der zwischen ihren Aeltern eine Art von Scheidewand aufgeführt hat; vergebens hüpfen sie munter und fröhlich vor dem mit finsterer Stirne nachdenkenden Vater; vergebens suchen sie ihn zur Heiterkeit zu stimmen, und stammeln ihm rührende Fragen entgegen. Der ernsthafte Mann stößt sie mit bedenklicher Miene, mit langsamem Arm von sich, sie können seinen Kummer nicht zerstreuen, sie können den nagenden Gram seines Herzens nicht lindern. — Vergebens lächeln sie der betrübten Mutter entgegen, und versuchen die Thränen zu trocknen, die ihren Augen entströmen. Ihr Anblick vergrößert nur den Schmerz der Trostlosen. Daß die Aeltern unter diesen Verhältnissen die Erziehung ihrer Kinder vernachläßigen müssen, ist sehr natürlich; denn was könnte wohl derselben mehr

entgegen seyn, als die Ausschweifungen des Einen, und der Kummer des Andern? Und wozu ist die Zusammenwirkung beider Ehegatten mehr nothwendig, als zur Erziehung der Kinder, welche ohnehin schon ein so schwieriges Geschäft ist? — Sir. 33, 18 — 21. — Jak. 4, 4. — Spr. 6, 33. — Sir. 23, 36. — Sir. 5, 8 — 13. — Spr. 5, 3 — 7.

Wie läßt sich die durch Untreue erkaltete Liebe zwischen Eheleuten wieder herstellen?

Es ist äußerst schwer in einem Ehestande, der durch bekannt gewordene Untreue innerlich getrennt ist, die gegenseitige Liebe wieder herzustellen, und es giebt vielleicht kaum eine Angelegenheit, worin der Rath der Menschen allein so wenig fruchtet. Hierzu muß Gott durch ein inbrünstiges und ununterbrochenes Gebeth zum Vermittler gerufen werden. Mit seiner Gnade kann Vieles zu Stande gebracht werden, woran die Menschen verzweifeln. Zuvörderst müssen aber alle leidenschaftlichen Aeußerungen von Gram, Haß, und Unwille auf die Seite gesetzt werden; nicht einmal von dem heimlichen Kummer darf der beleidigte Theil etwas hervorblicken lassen, sondern sein ganzes Benehmen muß Gelassenheit, Freundschaft und Liebe seyn; er muß sich befleißen, dem Treulosen wieder mit vollem Vertrauen zu begegnen, ihm vorzüglich zu gefallen leben, und nur das thun, woran er Freude hat, jedoch ohne dabey seine Absicht zu verrathen; und erst alsdann, wenn er versichert ist, daß er sein Herz wenigstens schon halb wieder gewonnen hat, kann er ihm sein Anliegen mit Wärme, und ohne alle Bitterkeit eröffnen. Dieser Augenblick muß aber mit vieler Klugheit gewählt werden, denn beinahe Alles hängt von dieser Wahl, und von der Art ab, wie dabey zu Werke gegangen wird.

Ermahnungen an Eheleute, von welchen der häusliche Friede geflohen ist.

Erkennet also, meine Lieben! die ihr durch Uneinigkeiten euer Leben verbittert, und einander zur Last anstatt zum Troste seyd, erkennet, daß ihr selbst die Urheber eures Unglückes

waret. Habet Mitleiden mit euch selbst, und machet eurem harten Schicksal ein Ende; es liegt in eurer Gewalt. Verstehet euch mit einander, traget euch wechselweise, aber mit Liebe und ohne Bitterkeit, eure Klagen und Beschwerden vor, und entlediget endlich eure Herzen der Last, unter deren Druck sie schon so lange seufzen. Und wenn auch euer persönliches Interesse euch nicht dazu bewegt, so blicket doch auf eure unschuldigen Kinder, denen ihr durch eure häßlichen Zänkereien und durch die gewöhnlich darauf folgenden Schimpf- und Fluchworte großes Aergerniß gebet. Bedenket, daß die Seelen dieser zarten Geschöpfe von der Geißel des Krieges, der in eurem Hause wüthet, auf eine gewisse Art eben so verwüstet werden, wie ein Land, welches zum Schauplatze eines äußern Krieges geworden ist. Wie können eure Kinder von euch den Weg der Tugend wandeln lernen, wenn sie nur Zwietracht und Uneinigkeit von euch sehen? Wie können sie sich gewöhnen, die Fehler ihres Nächsten zu verbergen, und geduldig zu ertragen, wenn sie so oft gegenseitige Vorwürfe eurer heimlichsten Fehler hören? — Gehet also in euch, schämet euch nicht, ihr gehet ja eurem Glücke entgegen; reichet euch versöhnungsvoll die Hand; knüpfet das zerrissene Band wieder, und versprechet euch unverbrüchlichen, ewigen Frieden, wie ihr am Altare euch ewige Treue versprochen habt.

Ehrsucht, siehe **Eigenliebe.**

Eifer (für die Ehre Gottes), siehe **Dienst Gottes.**

Eifer (in der Erfüllung der Religionspflichten), siehe **Lauigkeit.**

Eigenliebe.

Da die Eigenliebe eine übermäßige Liebe seiner selbst ist, wodurch man verschiedene, leidenschaftliche Triebe zu befriedigen

suchet, so sind die Ehrsucht, die Ruhmgierde, die Eitelkeit auch Zweige dieses Lasters; und wir werden daher diese alle hier abhandeln. Eben so die Selbstkenntniß, weil sie das einzige Mittel ist, die Verirrungen der Eigenliebe an sich selbst gewahr zu werden, und sich von diesem Laster loszumachen; und so werden wir auch in diesem Artikel von den Mitteln zur Selbstkenntniß zu gelangen, und von den Hindernissen, welche ihr entgegen stehen, handeln.

Wir müssen auch noch erinnern, um allen Mißverstand zu verhüten, daß die zwey Worte Eigenliebe und Selbstliebe einen ganz verschiedenen Sinn haben. Das erstere bedeutet eine leidenschaftliche, und das andere eine mäßige Liebe, eine Tugend. Im Sinne dieser Tugend hat uns Jesus befohlen, unsere Nebenmenschen zu lieben, wie uns selbst.

Erster Entwurf.

Ueber die Eigenliebe Ueberhaupt.

So lange der Mensch diese Erde bewohnet, ist er stets mit sehr vielen und sehr verschiedenen Gefahren umgeben; die Feinde seiner Seele legen ihm allenthalben Fallstricke, und suchen ihn in dieselben zu locken. Der gefährlichste unter diesen Feinden ist die Eigenliebe, welche in ihm selbst wohnet, ihn nie verläßt, und ununterbrochen bemüht ist, ihn zu verführen, und in den ewigen Untergang zu stürzen. Es ist für jeden Menschen von der größten Wichtigkeit, sich gegen diesen Feind in Sicherheit zu setzen, und seinen ununterbrochenen Angriffen mit Gewalt zu widerstehen, um nicht erliegen zu müssen. Dazu wird aber erfordert, daß man diesen Feind genau kenne, besonders da die schreckenvollen Verwüstungen, welche er anrichtet, meistens nur aus dieser Unkenntniß herrühren. Um nun diese Verwüstungen zu verhüten, wollen wir zeigen, welch ein gefährlicher Feind die Eigenliebe ist.

Da der Mensch ein von Gott abhängiges Wesen ist, welches durch sich selbst nichts vermag, und unter dem Drucke seiner eigenen Schwachheit kraftlos dahin sinken würde, wenn Gott

es mit seiner Gnade nicht unterstützte, und ihm die erforderlichen Kräfte gäbe, das Gute zu vollbringen, was dasselbe zuweilen wirklich thut, so ist es auch billig, daß der Mensch Gott als den Urheber und die Quelle alles Guten erkenne, Ihm die Ehre gebe, und sich im Bewußtseyn seines eigenen Nichts erniedrige. Aber die tägliche Erfahrung lehret uns, daß

a) alle Menschen schon mit einem geheimen und innern Triebe auf die Welt kommen, durch welchen sie beständig gereizt werden, Alles auf sich selbst zurückzubringen, sich gute Eigenschaften, Talente und Fähigkeiten anzumaßen, um sich über Andere zu erheben. Dieser Trieb ist die Eigenliebe, und weil Jeder ihn empfindet, und durch denselben irre geführt wird, so ist die Eigenliebe der allgemeinste Seelenfeind.

b) Die innern Kriege sind weit gefährlicher, als jene, welche man mit fremden und auswärtigen Feinden führet, weil man sich gegen die innern Feinde niemals so leicht in Sicherheit setzen, und gegen die unvermutheten Angriffe und Verräthereien sich schützen kann. Da nun die Eigenliebe in dem Menschen selbst wohnet, ihn niemals verläßt, und ihn beständig verfolget, so ist sie ein innerer Feind.

c) Einen Feind, der mit einer großen Macht heranrückt, und offen angreift, kann man besiegen, wenn man ihm eine verhältnißmäßige Macht entgegenstellet, sich auf seine Angriffe vorbereitet, und in dieser Absicht seine Vertheidigungsmittel wohl auswählt und anwendet. Geht dieser Feind aber mit List zu Werke, weiß er seine Kunstgriffe mit Geschicklichkeit zu gebrauchen, so kann es leicht geschehen, daß man mit aller entgegengestellten Macht nichts ausrichtet. Auf diese letztere Art greift uns die Eigenliebe an. Ihre Waffen sind Zauber, Täuschungen und Verblendungen. Die Eigenliebe ist also ein arglistiger Feind.

d) In einem Kriege kömmt es nicht immer darauf an, mit welcher zahlreichen Macht man seinem Feinde entgegen

geht, sondern mit welchem Muthe man ihn zu bekämpfen suchet, und mit welchem Hasse man gegen ihn beseelt ist. Die Geschichte liefert uns unzählige Beispiele von Wundern der Tapferkeit, welche der Muth, oder Haß bewirkt haben.

Der Mensch, der mit seiner Eigenliebe Krieg führet, hat es nicht mit einem Feinde zu thun, den er haßt, sondern mit einem, den er liebt. Anstatt ihn mit einer Art von Wuth anzugreifen, und nicht zu ruhen, bis er ihn ganz unterjocht hat, wünscht er vielmehr von ihm überwunden zu werden. — Die Eigenliebe ist also ein Feind, der **am schwersten zu überwinden ist.**

Zweiter Entwurf.

Ueber dieselbe Materie.

Der Heiland sagt im Evangelium: „Wer sein Leben liebt, „der wird es verlieren, wer es aber in dieser Welt gering ach„tet, der wird es für das ewige Leben erhalten." Joh. 12, 25. Sein Leben lieben heißt nichts anders, als den lasterhaften Trieben der Eigenliebe folgen, und ihren Forderungen Genüge leisten. Dagegen aber sein Leben gering achten, heißt, mit seiner Eigenliebe in einem beständigen Kampfe seyn, ihr nichts gestatten, sie unaufhörlich verfolgen. Nach dieser Erklärung ergiebt es sich von selbst, wie derjenige, der sein Leben liebt, es in der Ewigkeit verlieret, da hingegen derjenige, der es auf dieser Welt gering achtet, dasselbe für die Ewigkeit gleichsam aufbewahrt. Wir wollen aber nun ausführlicher darstellen und untersuchen, was es nach dem Sinne des göttlichen Heilandes heiße,

1) sein Leben lieben, und wie man es durch diese Liebe verlieret; und dann, was es heiße,
2) sein Leben gering achten, und wie man es dadurch für die Ewigkeit aufbewahret.

Um sich einen deutlichen Begriff von dem zu machen, was es heiße, sein Leben lieben, muß man jenen innern Trieb,

der in jedem Menschen eine übertriebene Selbstliebe erweckt, zu Rathe ziehen; und man wird finden, daß dieser innere Trieb der Eigenliebe ihn dazu verleitet,

a) sich für besser zu halten, als er wirklich ist. Dies sehen wir aber alle Tage; wir verwundern uns über die Blindheit der Menschen in dieser Hinsicht, und können es nicht begreifen, wie die Eigenliebe sie so sehr verblenden kann, — und wir denken nicht, daß auch wir einen solchen Trieb der Eigenliebe empfinden, der uns eben auch dazu verleitet, uns für besser zu halten, als wir sind.

b) Derselbe Trieb, der Alles auf sich selbst zurückzubringen suchet, ist mit unserer Sinnlichkeit ganz einverstanden; er hilft ihr zur Befriedigung aller ihrer lasterhaften Begierden, und reißt die Schranken nieder, welche die Religion ihm zu setzen suchet.

c) Wer sein Leben liebt, der heftet sein Herz an dasselbe, es wird das höchste Ziel seiner Wünsche, und in den Genuß seines Lebens setzet er seine ganze Glückseligkeit.

Wie ist es aber möglich, daß ein Christ, der nach diesem Sinne sein Leben liebt, zum ewigen Leben gelangen könne? Wer weiß nicht, wie sehr das irdische Leben, in welchem der Mensch nur sich allein suchet, von dem Leben, zu welchem wir eigentlich berufen sind, unterschieden ist?

Was sein Leben gering achten bedeute, läßt sich nun sehr leicht aus dem abnehmen, was sein Leben lieben heißt. Es heißt nichts anders, als seine Eigenliebe unterdrücken, um ihre Täuschungen zu erkennen, und ihren Verführungen auszuweichen. Wer dies thut, der bringt es dahin, daß

a) er sich kenne, wie er ist, seine Fehler einsehe, und die Gebrechen seiner guten Werke entdecke; dadurch wird er in den Stand gesetzt, sich zu bessern, und was er an seinen Werken Mangelhaftes gewahr wird, zu ersetzen.

b) Wir sind auf dieser Welt, nicht um unsere Leidenschaften zu befriedigen, sondern um sie zu bezähmen, um uns, wenn sich in unserm Herzen sündhafte Begierden regen, zu verläugnen. Denn der Heiland versichert,

daß, wer sich nicht selbst verläugnet, des Himmelreichs nicht würdig ist.

c) Die Glückseligkeit, welche der Mensch auf dieser Welt genießt, ist seinem Berufe, nach einer gränzenlosen Glückseligkeit, nicht angemessen.

Wenn auch alle unsere Herzenswünsche erfüllt würden, so gut sie die Welt erfüllen kann, so wären wir darum dennoch nicht vergnügt. Wollen wir also zur wahren und dauerhaften Glückseligkeit gelangen, so müssen wir die Erdenseligkeit verachten, wir müssen sie hassen, weil sie mit der ewigen im Widerspruche ist.

Dritter Entwurf.

Ueber die Wirkungen der Eigenliebe.

Das allgemeine Sprüchwort sagt, die Liebe ist blind, weil eine Binde ihre Augen schließt. So wahr dieses von der Liebe im Allgemeinen auch ist, so läßt es sich ganz besonders noch von der Eigenliebe behaupten, weil es ihr Hauptzweck ist, die Menschen zu blenden, und weil sie nur durch Täuschungen ihr Spiel treiben kann. Die Blindheit, welche die Eigenliebe bewirkt, ist aber von einer ganz eigenen Art: sie besteht darin, wie Tertullian sagt, „daß sie nicht sieht, was ist, und daß sie sieht, was nicht ist.“ — Laßt uns das deutlicher machen, und durch ausführliche Erklärung zeigen,

1) in wie weit die Eigenliebe nicht sieht, was ist, und
2) in wie weit sie sieht, was nicht ist.

Die Eigenliebe reizt den Menschen, sich immer über Andere zu erheben, sich Ehre, Lob und Ansehen zu erwerben, und sich dadurch auf einen Standpunkt zu schwingen, auf welchem er über Andere hinaussieht. Wäre der Mensch von seiner eigenen Nichtigkeit überzeugt, und glaubte er fest, wie es wirklich ist, daß tausend Andere ihn an Werth übertreffen, so würde seine Ehrsucht nicht so frech seyn. Es liegt also der Eigenliebe äußerst daran,

a) den Menschen ihre Fehler zu verbergen, damit sie durch

den Anblick derselben nicht gedemüthigt, und in ihrem Streben nach Ehre gehindert werden.

b) An den Handlungen, welche wir verrichten, zeigt sie uns gleichsam nur die Außenseite; sie läßt uns nicht bis in das Innere derselben blicken, damit wir die unlautern Absichten, aus welchen wir sie gewöhnlich verrichten, nicht gewahr werden, und uns zu unserer Schande unwillkührlich überzeugen müssen, daß, was wir thun, nichts ist; daß es keinen innern Werth hat, weil es nur äußerliches Blendwerk ist.

c) Sie verbirgt uns das Aergerniß, welches wir Andern durch unsern tadelhaften Lebenswandel geben, um uns immer in dem verführerischen Wahne zu erhalten, daß wir unsern Nebenmenschen nicht nur kein böses Beispiel sind, sondern daß wir bey ihnen in einem guten Rufe stehen; und sie läßt uns glauben, daß die Ehrenbezeigungen, welche man uns erweis't, nicht blos gesellschaftlicher Ton, sondern ungeheuchelte Herzenssprache seyen. —

Auf diese Art sieht die Eigenliebe nicht, was wirklich und in der Wahrheit ist.

Und auf eine ganz ähnliche Art erklärt es sich, wie sie Dinge sieht, welche nicht sind. —

a) Wer sich über Andere zu erschwingen suchet, thut es nur darum, weil er sich Vorzüge über Andere anmaßet; denn der Mensch ist niemals so blind, daß er nicht wüßte: die Ehre gebühre dem Verdienste. Damit also der Mensch seine Ehrsucht vor seinen eigenen Augen rechtfertigen könne, dichtet ihm seine Eigenliebe so manches Verdienst zu, welches er nicht besitzt, oder sie weiß ihm vorzuspiegeln, daß im Besitze der Reichthümer, hoher Stellen, körperlicher Schönheit und dergl. Eitelkeiten ein wahres Verdienst bestehe.

b) Eben so dichtet sie ihm auch manche gute Eigenschaften und Fähigkeiten zu, die zur Erfüllung seines Amtes erfordert werden, und läßt ihn glauben, daß es Niemand besser, als er zu vertreten im Stande ist, und daß Jedermann ihm diese Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

c) Kein Mensch ist so lasterhaft, oder so unfähig, der nicht etwas Gutes an sich hat. Dieses Gute zieht die Eigenliebe besonders an's Licht, sie zeigt es ihm gleichsam durch ein Vergrößerungsglas, und flößt ihm solche hohe und übertriebene Begriffe von seinem Selbstwerthe ein, daß, so unbedeutend auch sein eigenes Verdienst ist, er kein Bedenken trägt, sich zu den Ersten zu rechnen.

Vierter Entwurf.

Ueber das Laster der Ehrsucht, als eine Folge der Eigenliebe.

Die Ehre gebührt dem Verdienste: Dies ist eine allgemein anerkannte Wahrheit; nur in der Anwendung derselben stimmen die Menschen nicht mit einander überein, weil sie das wahre und das falsche Verdienst nicht von einander unterscheiden. In der Beurtheilung unserer selbst blendet uns die Eigenliebe, und ist Ursache, daß wir uns einen Werth beimessen, den wir nicht haben; sie weckt also in uns den Kitzel der Ehrsucht auf; sie entzündet das Feuer dieser gefährlichen Leidenschaft, und setzet uns allen Gefahren aus, welche sie mit sich bringt. — Damit wir nun die Gefahren erkennen, welchen die Eigenliebe uns aussetzet, indem sie in unsern Herzen die Ehrsucht rege macht, wollen wir

1) das Laster der Ehrsucht schildern, und dann
2) die bösen Folgen zeigen, welche es nach sich zu ziehen pflegt.

Wenn in dem Herzen des Menschen die Begierde nach Ehre und Ruhm erwacht, so folget er blindlings allen Regungen seiner Leidenschaften. Die Ehrsucht

a) blendet also den Menschen; weder sich selbst, noch Andere sieht er in dem wahren Lichte; sich hält er für besser, als er ist, die Andern setzt er in seiner Meinung herab; er glaubt sogar, er wäre berechtigt, sich für besser zu halten, weil er an sich keine Fehler, an Andern aber um so mehr erblickt.

b) Sie macht ihn vermessen. Wer von sich selbst eingenommen ist, und Andere verachtet, der glaubt, daß alle Wege zu Ruhm und Ehrenstellen für ihn allein offen stehen; keine Bescheidenheit hält ihn zurück, er setzt sich über alle Gesetze der Anständigkeit hinweg, und Niemand trauet er mehr ein Recht auf die Würde zu, nach welcher er strebet.

c) Sie machet ihn vor Gott und vor den Menschen verächtlich. Vor Gott, weil er Ihn nicht als den Urheber und die Quelle alles Verdienstes anerkennt. Vor den Menschen, weil sie es wohl einsehen, wie er sich einen übertriebenen Selbstwerth zueignet, wie er deßwegen von Stolz aufgeblasen ist, und jeden Andern verachtet.

Es läßt sich leicht denken, daß die Ehrsucht, weil sie ein so großes Laster ist, und eine wahre Empörung gegen Gott in sich begreift, auch sehr bedenkliche Folgen nach sich ziehen muß, wie es die Erfahrung täglich beweis't. Die vorzüglichsten dieser Folgen sind:

a) Sie verleitet den Ehrsüchtigen, sich aller Mittel zu bedienen, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Ihn kümmert es nicht, ob er dadurch seinem Nebenmenschen eine Ungerechtigkeit zufüge, oder ob er sonst einen Weg einschlage, den die Religion ihm verbietet. Ihm ist es genug, daß er ihn zu seinem Ziele führet.

b) Sie setzet ihn allen Gefahren aus, welche Ruhm und Ehren nach sich ziehen. Nur für diejenigen sind Ruhm und Ehre folgenlos, welche nicht darnach gestrebt haben, und denen sie gleichsam gegen ihren Willen ertheilt worden sind, weil sie sich bey solchen Gesinnungen der Ehren nicht würdig erachten, die man ihnen gleichsam aufgebürdet hat. Wer sie aber suchet, der wird noch hochmüthiger, wenn er sie erlangt hat, als er zuvor war.

c) Sie legen in sein Herz den Keim eines beinahe unheilbaren Stolzes, der immer mehr zunimmt, je nachdem die Ehrsucht mehr Mittel findet, in ihrem Streben vorwärts zu kommen.

Fünfter Entwurf.

Ueber die Gefahren der Ehrsucht. Gal. 5, 26.

Wie irrig waren die Begriffe, welche die Jünger des Herrn von der wahren Ehre hatten, da sie Ihm zusprachen, Er solle sich der Welt bekannt machen, weil Er so wunderbare Dinge verrichtete! — Die Unwissenden! Sie erkannten weder, was wahre Ehre war, noch welchen Gefahren die eitle Ehre eine Seele aussetze. — Der heil. Bernardus sagt: „Die eitle Ehre ist gleich einem Pfeil,

a) der mit Leichtigkeit fliegt,
b) leicht eindringt, und
c) bald tödtet."

I. Was ist leichter, als die eitle Ehre? Sie erhebt den Menschen, umgiebt ihn mit einem blendenden Glanze, und verfliegt wie Rauch. „Ich habe den Gottlosen erhoben gesehen, wie eine Zeder des Libanons," sagt der Prophet; „ich gieng nur vorüber, und siehe, er war schon nicht mehr." —

II. Es ist unbegreiflich wie begierig die Menschen nach Ehren sind, und wie bereitwillig sie ihre Herzen denselben öffnen. Keine Ehre ist ihnen zu gering, kein Mensch, der ihnen Ehre erweisen will, ist ihnen zu niedrig; alle Ehre, ohne Unterschied, ist ihnen willkommen, von Jedermann nehmen sie dieselbe an, vom schlechtesten Bettler, vom unmündigen Kinde.

III. Durch nichts suchet der Mensch sich selbst mehr, als wenn er nach Ehren strebt. Irdische Güter kann der Mensch mit Recht besitzen, weil sie zum Unterhalte seines Lebens nothwendig sind, wenn er nur nicht seine Glückseligkeit darin suchet. — Gewisse Freuden darf der Mensch genießen, wenn sie ehrbar sind, und wenn sie ihm nur zu einer billigen Erholung dienen. Aber Ehren darf er niemals und in keinem Falle suchen; alle Ehre gehört Gott; und eine jede Ehre, welche der Mensch sich zueignet, ist ein Eingriff in die Rechte Gottes. Darum tödtet die eitle Ehre die Seele so leicht ꝛc.

Sechster Entwurf.

Ueber die schädlichen Folgen der Ehrsucht.

I. Die Ehrsucht verblendet den Menschen. — So sehr war die Mutter der Söhne des Zebedäus verblendet, daß sie die zwey ehrenvollsten Plätze im Himmel für sie begehrte; und sie hatten noch nichts gethan, wodurch sie sich einer solchen Belohnung würdig gemacht hätten. — Wie oft streben wir nach Ehren, und gründen unsere Ansprüche auf Verdienste, die wir entweder gar nicht besitzen, oder die nur Scheinverdienste sind! Wir bedenken nicht, daß die Eigenliebe uns verblende, und daß sie uns vorspiegle, als hätten wir gute Eigenschaften, die wir in der That nicht besitzen, und wären von Fehlern frey, womit wir behaftet sind. Und so wird an uns erfüllt Matth. 23, 27. — Wie sehr sind wir Menschen zu bedauern, daß die Ehrsucht uns so verblendet ꝛc.!

II. Die Ehrsucht raubt das Verdienst der guten Werke. — Die Pharisäer gaben viel Almosen und fasteten streng, aber sie thaten es, um von den Menschen gesehen und gelobt zu werden. „Sie haben ihren Lohn schon empfangen," versichert Jesus. Dieser Lohn war eitles Menschenlob. — Ist solcher Lohn eines Christen würdig? Was kann es uns helfen, wenn wir noch so viel Menschenlob sammeln? Verfliegt es nicht wie Rauch in der Luft? — Oder begleitet es uns etwa hinüber in das Land der Vergeltung, wo die geheimsten Beweggründe unserer Handlungen ꝛc., offenbar werden? ꝛc. — Nur jene Werke gelten dort, bey welchen wir nicht unsere, sondern einzig und allein die Ehre Gottes suchen, aus Liebe zu Ihm sie unternehmen, und aufrichtig wünschen, daß sie nur von Ihm gekannt werden. —

III. Die Ehrsucht benimmt unsern Berufspflichten den Segen Gottes. — So wie der Ackersmann vergebens pflanzt und begießt, wenn Gott das Wachsthum nicht giebt, eben so bemühen wir uns umsonst, unsere Berufspflichten mit Eifer Gott wohlgefällig zu erfüllen, und viele Frucht hervorzubringen, wenn Gott über dieselben seinen Segen nicht ergießt.

Dieser Segen muß in Demuth erbethen werden. Gott verwirft das Gebeth des Hochmüthigen, es bleibt gleichsam auf der Erde, und erschwingt sich nicht bis zu Ihm; während das Gebeth des Demüthigen die Wolken durchdringt, und ihm die Gnade Gottes, und die Fülle seines Segens erwirbt. — Wie ließe sich auch denken, daß Gott dem Ehrsüchtigen seinen Segen geben werde, da er mit demselben sich selbst das zueignet, was Gott allein gebührt?

Siebenter Entwurf.

Ueber die Mittel gegen die Ehrsucht.

I. Wir sollen stets auf unsere Sünden und Fehler sehen. — Die Menschen trachten nur darum so sehr nach Ehre und Lob, weil ihre Eigenliebe ihnen vorspiegelt, daß sie der Ehre und des Lobes würdig seyen, und diese Ansprüche gründen sich bald auf eingebildete gute Eigenschaften, bald auf Dinge, welche im Grunde mehr Tadel, als Lob verdienen. Wollten sie aufrichtige Blicke auf ihre Fehler und Sünden werfen, so würden sie bald erkennen, daß sie nicht nur nichts an sich haben, das eigentlich Lob verdient, sondern daß sie schwache, tadelhafte, und vor Gottes Augen strafbare Menschen seyen. Und wenn sie auch einige gute Eigenschaften haben, so sind sie ja eine Gabe Gottes, und im Fall sie darauf stolz sind, hören selbe auf gute Eigenschaften zu seyn, und sie selbst ziehen sich den Vorwurf des Apostels zu: „Was hast du, das du nicht „empfangen hättest; und wenn du es empfangen hast, warum „rühmest du dich, als hättest du es nicht empfangen?" —

II. Wir sollen uns überzeugen, daß diejenigen, welche uns loben, uns nicht kennen. — Die Eigenliebe ist bey einem jeden Menschen besorgt, daß seine Fehler unbekannt bleiben, und so geschieht es, daß wir von Andern gewöhnlich für besser gehalten werden, als wir es in der That sind. — Erscheinen wir in ihren Augen als lobenswürdige Menschen, so geschieht es nur darum, weil sie uns nicht kennen. — Dieses Zeugniß sollte sich Jedermann selbst geben, und dieses wäre ein vortreffliches Arzneimittel gegen alle Ersucht.

III. Wir sollen uns immer mehr überzeugen, daß die meisten Lobsprüche Schmeicheleien sind. — Wer Andere lobt, will ihnen gefallen. Um dieses Ziel zu erreichen, wird die Lüge zur Hülfe genommen. Daraus ist das Laster der Schmeicheley entstanden. Es ist unbegreiflich, wie gern die Menschen sich durch die Schmeicheley bethören lassen, so zwar, daß, wenn sie selbst Andern erlogene Lobsprüche geben, und sich nicht bergen können, daß sie Lügner sind, so werden sie doch allezeit die Lobsprüche, welche die Schmeicheley ihnen macht, für Wahrheit annehmen. — Auch wird die Eigenliebe selten so gerecht seyn, und bekennen, daß Andere die Lobsprüche weit besser verdienen.

Achter Entwurf.

Ueber die Verirrungen der Eigenliebe.

Jesus ist auf die Welt gekommen, den Menschen eine Lehre zu verkündigen, welche den Bemühungen der Eigenliebe ganz entgegen strebt. Die Eigenliebe will, daß der Mensch Alles für sich sey, daß er in Allem nur sich suche, und so viel es sich thun läßt, Alles sich zueigne. Das Christenthum dagegen will, daß der Mensch nichts für sich, sondern Alles für Gott sey, daß er niemals seine eigene Ehre, sondern nur die Ehre Gottes suche, und daß er Alles auf diese Ehre, als auf das edelste Ziel hinzuleiten sich bemühe. Nur wer in diesem Sinne denkt, handelt und lebt, der wandelt auf den Wegen des Heils. Wer aber seiner Eigenliebe Gehör giebt, der geht auf der breiten Straße des Verderbens. — Um uns von dieser Wahrheit ganz zu überzeugen, wollen wir beweisen,

1) daß Alles, wornach unsere Eigenliebe strebt, dem Heil unserer Seele meistens nachtheilig ist, und daß
2) das, was sie flieht, zu unserm Heile beförderlich seyn kann, wenn wir es auf die gehörige Art zu benützen suchen.

Vor Allem sehnet sich die in jedem Menschen wohnende Eigenliebe

a) nach Ehre, Ruhm und Ansehen. Um dieses Streben zu rechtfertigen, eignet sie sich verschiedene Vorzüge über die andern Menschen zu, welche sie entweder auf eine übertriebene Art vergrößert, oder gar erdichtet. — Wie schädlich aber dieses Streben der Eigenliebe ist, läßt sich schon dadurch augenscheinlich erweisen, daß es ihn hindert seine Fehler und böse Neigungen zu kennen, und ihn also des Mittels beraubt, dieselben zu bessern und zu tilgen.

b) Die Eigenliebe strebt mit vielem Eifer nach den Reichthümern und Glücksgütern der Erde, weil sie in denselben die besten Mittel findet, ihre zahlreichen Begierden zu befriedigen. — Es bedarf aber auch nicht vieler Beweise, um zu zeigen, wie gefährlich die Reichthümer in den Händen des Menschen sind, besonders wenn er sie darum liebt, weil sie seine Eigenliebe zur Befriedigung ihrer Leidenschaften bedarf.

c) Der Genuß irdischer Freuden, der Lustbarkeiten, des Spiels, des Müßiggangs liegen auch im Gebiete der Wünsche unserer Eigenliebe: sie setzet in dieselben die höchste menschliche Glückseligkeit. — Aber wie sehr hindern sie den Menschen, das Heil seiner Seele zu bewirken; sie sind demselben gerade entgegengesetzt, und es lassen sich keine Dinge denken, die sich mehr widersprechen, als Liebe zu Erdenfreuden und Liebe zu Gott.

Betrachten wir nun unsere Eigenliebe in jenen Dingen, welche sie flieht, so werden wir finden, daß sie meistens von der Art sind, daß sie zu unserm Seelenheil beförderlich seyn können. — Nichts ist unserer Eigenliebe mehr zuwider, als

a) Verachtung, Erniedrigung, Verborgenheit. Unbilden kränken sie; sie ist untröstlich, wenn sie zurückgesetzt, und wenn Andern der Vorzug gegeben wird. — Aber nach der Lehre des Christenthums ist es uns heilsam, wenn wir gedemüthigt werden, wenn die Menschen uns verachten, hassen, verfolgen und wenn sie uns durch Unbilden beleidigen.

b) Sie flieht die Armuth, weil man in dem Zustande der Dürftigkeit aller Mittel zu einem bequemen Leben beraubt, und weil die Armuth überhaupt eine drückende Last ist. — Wie nützlich aber die Armuth dem Menschen ist, der die Eitelkeit der irdischen Güter einsieht, und der nach jenen ewigen Gütern strebet, welche der Rost nicht anfrißt, und die von den Dieben nicht geraubt werden können, hat uns der Heiland in seiner Bergpredigt deutlich genug zu verstehen gegeben.

c) Eine noch größere Abneigung hat unsere Eigenliebe gegen alle körperliche Leiden, gegen Krankheiten, Trübsale und Unglücksfälle.

Wer weiß aber nicht, wie heilsam auch diese dem Menschen sind, wenn er sie mit einem christlichen Auge betrachtet, als Fügungen einer weisen Vorsehung, die alles dies zuläßt, damit wir uns geduldig in den Willen Gottes ergeben, und uns dadurch Verdienste für das zukünftige Leben sammeln.

Neunter Entwurf.

Ueber die Eigenliebe, als ein Hinderniß zur Selbstkenntniß.

Ein Mensch, dessen Herz durch das Laster noch nicht gänzlich verdorben ist, und der noch nicht alles Gefühl für das Gute verloren hat, bleibt immer noch so gerecht gegen sich selbst, daß, wenn er von seiner Geringfügigkeit in Ansehung Anderer überzeugt ist, er sich doch keinen übertriebenen Selbstwerth beileget. Die Verirrungen der Menschen, in der Beurtheilung ihrer selbst, kommen also blos daher, weil die Menschen sich nicht kennen, weil die Eigenliebe ihnen eine Binde vor die Augen zieht, um ihnen ihre eigenen Fehler zu verbergen. — Um den schädlichen Einfluß der Eigenliebe auf die Selbstkenntniß zu beweisen, wollen wir

1) die Hindernisse aufzählen, welche die Eigenliebe der Selbstkenntniß entgegenstellt, und dann
2) die Mittel aufsuchen, wodurch man den Einfluß der Eigenliebe vernichten, und zur Selbstkenntniß gelangen kann.

Obgleich wir täglich Beispiele vor Augen haben, daß Menschen, die ihre Eigenliebe blendet, sich selbst zu kennen nicht im Stande sind, so giebt es doch äußerst Wenige, welche diese Beobachtung auf sich selbst anwenden, und auf den Gedanken verfallen, daß sie in der Beurtheilung ihrer selbst wohl auch im Irrthume seyn können. Die Ursache davon ist

a) der Leichtsinn, in welchem die Menschen ihre Tage dahin leben. Was unter ihren Augen vorgeht, sehen sie, wenn es ihrer Eigenliebe zuwider ist, so, als würden sie es nicht gewahr; sie sehen und sie denken nicht, unbesorgt durchlaufen sie ihre irdische Bahn, und niemals stellen sie sich über sich selbst zu Rede, um sich selbst zu durchblicken, um zu sehen, wer und wie sie sind.

b) Streben nach Ehre, Ansehen und Lob, ist ein anderes Hinderniß, welches die Eigenliebe der Selbstkenntniß entgegenstellt. Sie treibt den Menschen, immer nur auf die Ehre zu blicken, nach welcher er geizet, und so sieht er niemals auf sich selbst; was ihm am nächsten ist, bleibt ihm verborgen, und auf diese Art weiß er auch niemals, wer er ist, und wer er seyn soll.

c) Streben nach der Befriedigung seiner Leidenschaften, wozu die Eigenliebe ihm gleichfalls den Weg öffnet, ist ein drittes Hinderniß. In den Leidenschaften, den sinnlichen Vergnügungen, welche sie gewähren, ist Alles nur Zauber, Täuschung und Blendwerk. Wie ist es einem Menschen, der denselben anhängt, möglich, die Wahrheit zu sehen, besonders da die Kenntniß dieser Wahrheit ihn in seinem Genusse stören würde?

Es ist für jeden Menschen von der größten Wichtigkeit, sich die Binde von den Augen zu reißen, mit der ihn die Eigenliebe umwand, und die Mittel zu erkennen, um dies zu thun. Diese Mittel sind:

a) Oeftere Prüfungen seiner eigenen Handlungen. Wer sich gewöhnet, auf seine Werke einen Verdacht zu werfen, und sie mit einer gewissen Ahndung, als möchten sie nicht von so großem Werthe seyn, als

sie es uns zu seyn scheinen, einer unpartheiischen Prüfung unterwirft, wird bald das Mangelhafte an denselben entdecken, und den Kunstgriffen seiner Eigenliebe auf die Spur kommen. — Ein anderes Mittel ist,

b) öftere Erforschungen seines Gewissens. Sehr selten sind jene Menschen, welche genau wissen, wie es mit ihrem Gewissenszustande steht. Diese Unwissenheit, in welcher die Eigenliebe sich beständig zu erhalten suchet, kann nur gehoben werden, wenn wir den Schleier, der unsere Gebrechen verbirgt, mit Muth zerreissen.

c) Das Gebeth ist das dritte und vorzüglichste Mittel, die Kunstgriffe der Eigenliebe zu vereiteln, und zur Selbstkenntniß zu gelangen. Die Erleuchtung des Geistes ist eine Gnade Gottes, sie muß also auch von Gott erbittet werden.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Eigenliebe. Phil. 2, 4. — 1. Kor. 10, 24. — Ebend. 13, 5. — 2. Kor. 12, 14. — 2. Tim. 3, 2. 3. 5. —

Eigendünkel. Spr. 30, 12. 13. — 2. Tim. 3, 2. 5. — Tob. 4, 14. — Spr. 6, 17. — 1. Petr. 5, 5. — Phil. 2, 3. — Sir. 23, 4. —

Eitelkeit. Ps. 118, 37. — 1. Kor. 4, 7. — Sir. 11, 1. 2. — Spr. 6, 25. — Ebend. 31, 30. — Pred. 1, 2. — 1. Kön. 16, 7. — Psalm 48, 7. 8. 10—13. — Amos. 6, 1. 14. — 5. B. Mos. 8, 12—15. — 1. B. Mos. 8, 17. 18. — 1. Tim. 6, 17—20. — Luk. 16, 19. 24. 25. — Sir. 11, 4. — 1. Tim. 2, 9. 10. — 1. Petr. 3, 3—6. — Röm. 11, 17—23. — Matth. 6, 1—7. — Ebend. 23, 5. 6. 27. 28. 33. —

Selbstlob. Jud. V. 16. — 1. Kor. 13, 4. — Spr. 12, 9. — Sir. 10, 27. — Ebend. 10, 26. — Ebend. 25, 2. — Ps. 100, 5. — Spr. 27, 2. —

Ehrgeiz. Gal. 5, 26. — Ebend. 6, 3. — Matth. 18, 1—4. Luk. 22, 24—31. — Mark. 9, 32—35. — Luk. 20, 46. — Luk. 11, 43. — Matth. 32. 7—13. — Luk. 14, 1. 7—12. — Matth. 20, 20—28. —

Traurige Folgen desselben. Sir. 1, 29. — Habak. 2, 5—8. — 1. Kön. 18, 6—12. 17. 18. 28. 29. — 20, 30—34. — 2. Kön. 15, 10. — 18, 6. 7. 9. 14. 15. — Ebend. 17, 23. — Esth. 3, 5. 7. 9. bis Ende. — Ebend. 6, 6. bis Ende. — 7, 1. 9. 10. — 1. Mach. 3, 14. 23. —

Stellen aus den heiligen Vätern.

Man muß es für gewiß halten, es sey das Schwerste, sich selbst erkennen und heilen, weil die angeborne Eigenliebe die Wahrheit nicht zur Sprache kommen läßt. Aber leicht ist es, von Andern erkannt und geheilet zu werden; denn in Beurtheilung Anderer wehrt die Eigenliebe nicht den Blick auf's Wahre. Basilius Constit. Monast. tom. 2. p. 575. Edit. Jul. Garnerii.

Wer sich liebet, der liebet sich gerade am wenigsten; wer aber den Bruder liebt, der ist es, der sich am meisten liebet. — Die Liebe ist weit, und dehnet sich überall hin, wird aber von der Pest der Eigenliebe eingeengt, und zusammengepreßt. Daher kommt der Hochmuth; aus dem Hochmuth die Hoffart; aus der Hoffart die Schmähsucht; aus der Schmähsucht die Anmaßung und die Ungläubigkeit. Denn wer sich gegen Menschen aufläßt, der läßt sich auch leicht gegen Gott auf. So werden die Sünden erzeugt; oft beginnen sie von unten herauf. Kain verachtete den Bruder, und alsbald verachtete er auch Gott. Chrysost. Homil. 7. in cap. 3. Epist. 2. ad Timoth.

Wer sich selbst liebet, will nichts Anderes, als selig seyn. Da ist aber Ziel, daß er Gott anhange. Augustin. Lib. 10. de civitate Dei, tom. 7. col. 240. Edit. Paris.

Die verkehrte Eigenliebe beraubet den aufgeschwollenen

Geist der heiligen Gesellschaft, und enget ihn ein in Armseligkeit, da er durch Ungerechtigkeit gesättiget werden will. — Dieser Krankheit ist entgegen, die Liebe, die nicht das Ihrige sucht. So stehen diese zwey Arten von Liebe einander gegenüber: die eine ist heilig, die andere unrein; die eine dienet dem allgemeinen Besten um jener Gesellschaft willen, die oben ist, — die andere aber bezieht das allgemeine Beste auf ihren eigenen Vortheil; die eine ist unterthänig, die andere lehnet sich wider Gott auf; die eine ist ruhig, die andere stürmisch; die eine ist friedfertig, die andere empörungslustig; die eine zieht die Wahrheit dem Lobe der Irrenden vor, die andere geizt auf jede Weise nach Lob; die eine war vorangegangen in den guten Engeln, die andere in den bösen. Augustin. Lib. 11. de Genesi ad lit. tom. 3. p. 1. col. 252.

Das erste Verderben des Menschen ist die Eigenliebe gewesen. Würde der Mensch nicht sich lieben, und würde er Gott vor sich selbst den Vorzug geben, so würde er Gott immer unterthänig seyn wollen, und nicht verkehrt werden zur Verachtung des göttlichen Willens, um den eigenen zu thun. Denn sich selbst lieben, heißt seinen eigenen Willen thun wollen. Zieh' denn doch Gottes Willen vor, und lerne dich selbst dadurch lieben, daß du dich selbst nicht liebest. Derselbe Serm. 96. de verbis Evangelii Marci.

Die sich darum lieben, damit sie Gott haben, die lieben sich: und so lieben sie Gott, daß sie sich lieben. Diese Liebe ist nicht in allen Menschen; denn wenige lieben sich darum, damit Gott Alles in Allem sey. Derselbe Tractat. 83. in S. Joann. Evang.

Die Liebe ist von zweierley Art: die eine ist gut, und die andere böse, die eine angenehm, und die andere bitter; beide können nicht zugleich in dem Herzen des Sünders bestehen. Wer also außer Dir, o Gott! etwas Anderes liebt, in dem ist deine Liebe nicht. Derselbe in Meditationibus.

So ist das Gemüth des Menschen beschaffen, daß er seiner niemals vergißt, an sich immer denkt, sich selbst immer liebet. Derselbe de Trinitat. cap. 14.

Groß und wunderbar ist die Lehre, daß die Liebe des Menschen zu sich selbst sein Untergang, und der Haß gegen sich selbst seine Rettung sey. Hegest du eine unordentliche Liebe zu dir, so hassest du dich, und hassest du dich, so hast du eine wahre Liebe zu dir selbst. Augustin. Tractat. 51. in Joann.

Lerne dich lieben, indem du dich selbst nicht liebest. Derselbe a. a. O.

Der Fall des ersten Menschen war die Eigenliebe. Derselbe Serm. 47. in cap. 7. Matth.

Wenn die Liebe Gottes das höchste Gut des Menschen ist, so ist die Eigenliebe sein größtes Uebel. Derselbe cap. 26. Manual.

Man soll sich gegen das Laster der Eigenliebe sehr hüten, weil große Uebel aus demselben entstehen. Ders. Tract. 123. in Joann.

Es ist höhere Tugend, sich selbst zu verachten, als die Welt, welche Viele, ihrer Eitelkeit wegen, verachtet haben. Derselb.

Durch den Haß der Welt und seiner selbst schreitet die Seele zur Liebe Gottes und des Nächsten. Derselbe Lib. de spiritu et anima.

Gott kann dir nicht gefallen, so lange du dir selbst nicht mißfällst. Derselbe a. a. O. Derselbe in Ps. 122.

Wir wissen ja, daß die Eigenliebe die Augen des Herzens schließt. Gregorius Homil. 4. in Ezech.

Es fällt dem Menschen vielleicht nicht so schwer, seine Güter zu verlassen, als sich selbst, denn es ist gewiß weniger schwer zu verläugnen, was man besitzt, als zu verläugnen, was man ist. Derselbe.

Es ist unbegreiflich, wer sich, nicht Gott liebt, der liebt sich nicht: wer aber Gott, und nicht sich liebt, der liebt sich. Augustinus Tract. 123. in Joann.

Fliehe diesen Blutigel, und dann hast du Alles verlassen, denn er zieht Alles an sich. Wirf ihn von dir, und du wirst dich eines drückenden Joches entledigen. Bernardus Serm. 71. in Cantic.

Die Liebe sucht in keiner Sache sich selbst. Thomas von Kempis von der Nachf. B. 3. Kap. 5. N. 7.

Wo einer sich selbst sucht, da hat er die Liebe schon verloren. Derselbe a. a. O.

Wie schwer sind die Menschen zu finden, die sich so lieben, wie sie sollten. Laurentius Justinianus de Discipl. monast. cap. 22.

Die Liebe ist demüthig, nicht auf Eitelkeit bedacht. Thom. v. Kemp. v. d. Nachf. Chr. B. 3. Kap. 5. N. 7.

Wenn du überall nur auf deinen Nutzen, auf Befriedigung deiner Neigung siehst; so wirst du niemals ruhig werden. Derselbe B. 3. Kap. 27. N. 2.

Du sollst wissen, daß die Eigenliebe dir mehr, als alle andere Dinge schadet. Derselbe a. a. O.

Von diesem Laster, daß nämlich der Mensch sich selbst zu sehr liebet, hängt beinahe Alles ab, was von Grunde aus besiegt werden soll. Ist dies aber einmal zu Stande gebracht, und das Uebel getilgt, so wird er dann ununterbrochen Ruhe und Frieden haben. Derselbe a. a. O.

Ausgearbeitete Stellen.

Was die Eigenliebe sey.

In jedem Menschenh[illegible]en liegt ein geheimer Trieb, der in einer ununterbrochenen Thätigkeit ist, und sich in die meisten unserer Gedanken, Begierden und Handlungen einmischt; er blendet uns in der Beurtheilung unserer selbst, und erweckt in uns das Streben nach Ehre, Lob und Ansehen. Aus dieser Ursache sind wir Menschen so sehr geneigt, unsern Werth immer zu erhöhen, und uns manche Fähigkeiten anzudichten, die wir nicht besitzen, und was wir allenfalls Gutes an uns haben, gleichsam durch ein Vergrößerungsglas zu betrachten. Vergleichen wir uns mit unserm Mitmenschen, so glauben wir immer tausend Vorzüge vor ihm zu besitzen. Entweder bilden wir uns ein, daß wir ihm an Verstand und Geist über=

legen sind, oder daß wir unsern Berufsgeschäften mit mehr Thätigkeit vorstehen; daß wir unser Amt mit mehr Würde bekleiden, unsere Kunst mit mehr Beifall treiben, und unser Gewerb mit mehr Redlichkeit führen; oder daß wir rechtschaffener denken, als er, gegen den Hülflosen dienstfertiger sind, und überhaupt im Umgange durch unser kluges Benehmen die Achtung unserer Nebenmenschen in einem höhern Grade verdienen, als er. Oft setzen wir wohl auch einen Werth in Dinge, die an sich keinen haben, weil sie die Wirkung eines blinden Zufalls sind. Wer eignet sich nicht gerne Vorzüge zu, wenn er seiner Geburt halber eines höhern Standes ist? wenn er durch Erbschaften, oder durch Schenkungen, oder durch andere glückliche Zufälle Reichthümer erworben hat? wenn sein Körper von einem regelmäßigern Wuchs, und sein Gesicht von einer schönern Bildung ist? Dieser unselige Trieb, der uns reizt, uns selbst zu erhöhen und nach Ehre zu streben, ist die Eigenliebe.

Die Eigenliebe ist eine Folge der Erbsünde.

Der Apostel Paulus schreibt an die Römer, 7., daß in seinen Gliedern ein anderes Gesetz ist, welches dem Gesetze des Geistes widerstrebt, und dieses Gesetz nennt er „das Ge„setz der Sünde;" dieses Gesetz ist nichts Anders, als der unselige Hang, der uns beständig zum Bösen hinreißt, der uns anspornt, uns über Andere zu erheben, uns übertriebene, oder gar erdichtete Vorzüge und Eigenschaften zuzueignen, uns selbst in Allem zu suchen, Alles auf uns zurückzubringen, uns allein das Verdienst unserer guten Handlungen zuzueignen, und nichts, als uns selbst zum höchsten Ziele unserer Begierden zu machen. Unsere Eigenliebe ist also das, was der Apostel das Gesetz der Sünde nennt, und welches in uns bewirkt, daß wir nicht nach dem Gesetze des Geistes leben, welches uns unsere Pflichten lehret, daß wir nicht thun, was wir eigentlich nach dem Gesetze des Geistes thun wollten, sondern was unser Fleisch will. Da dies nur der Sünde unserer Stammältern zufolge geschehen ist, so ist

auch die Eigenliebe, welche wir Alle mit uns auf die Welt bringen, eine Strafe der Erbsünde.

Charakter der Eigenliebe.

Da die Eigenliebe die Liebe seiner selbst und aller auf uns selbst Bezug habender Dinge ist, so macht sie die Menschen gleichsam zu ihren eigenen Anbethern. Nur alsdann tritt sie aus sich selbst hervor, wenn sie sucht, was ihr behagt und schmeichelt. Nichts ist so gebietend, wie ihre Wünsche, nichts so geschickt, wie ihre Kunstgriffe, nichts so abwechselnd, wie die verschiedenen Gestalten, welche sie annimmt, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Sie betrachtet sich in dem großen Weltall gleichsam wie einen Mittelpunkt; Alles sucht sie an sich zu ziehen, Alles möchte sie nach ihren Einsichten eingerichtet und regiert wissen. Ueberall erblickt sie bey Andern Unordnung und Mißverhältniß. Unwissenheit und Eigennutz, Thorheit und Unsinn. Alles würde sie, nach ihrer Meinung, besser einrichten, wenn man ihrem Rathe folgen wollte. Wer glaubt nicht gerne von sich selbst, daß das, was er sieht, wohl gesehen; was er erkennt, richtig erkannt; was er denkt, genau durchdacht sey? Ein Jeder bildet sich ein, er lasse sich nicht, wie Andere, von Leidenschaften blenden; er glaubt, Vorurtheile und Eigensinn vermögen nichts über ihn, und er hüte sich gegen jeden Irrthum. Und doch ist Niemand mehr dem stolzen Eigendünkel, der Kurzsichtigkeit und dem Irrthume ausgesetzt, als eben Jene, welche nicht erkennen, daß sie nur darum auf eine solche Art von sich selbst denken, weil die Eigenliebe sie blendet.

Verschiedenheit der Eigenliebe von der Selbstliebe.

Indem Jesus uns befahl, unsere Nebenmenschen zu lieben wie uns selbst, setzte Er voraus, daß eine gewisse Liebe unser selbst, die wir **Selbstliebe** nennen, eine billige, mit seinen Gesetzen übereinstimmende Liebe sey. Diese Selbstliebe besteht darin, daß wir aus Liebe zu uns, und zum Heil unserer Seele Alles thun und meiden, was unsere Pflichten von uns fordern; daß wir uns zu erkennen suchen, wie und was wir

sind, sammt unsern Fehlern und Gebrechen, um uns bessern zu können. Unserer Sinnlichkeit sollen wir nichts gestatten, und so schwer ihr die strengen Pflichten des Christenthums auch vorkommen, so sollen wir nicht auf sie achten, sondern diese Pflichten muthvoll erfüllen. Der heilige Augustin sagt daher, daß die Selbstliebe ein Haß unser selbst, das ist, unserer Sinnlichkeit sey, weil sie ihr nichts gönnet, sondern beständig mit ihr streitet, und sie zu bezähmen sucht. — Die Eigenliebe ist gerade das Gegentheil. Der Sinnlichkeit gönnt sie Alles, und ist stets bedacht allen ihren Forderungen Genüge zu leisten. Ihrem Streben nach Ehre und Lob kömmt sie zu Hülfe; den Menschen sucht sie zu blenden und zu täuschen; sie dichtet ihm gute Eigenschaften an, die er nicht hat, und jene, welche er allenfalls besitzt, zeigt sie ihm in einem übertriebenen Lichte; dagegen aber entrückt sie seinen Augen Alles, was ihn demüthigen könnte; sie verbirgt ihm jene Fehler und Laster, welche der Wagschaale seines Unwerthes das Uebergewicht geben, und seinen Geist lenket sie von allen jenen ernsthaften Betrachtungen ab, wodurch er in den Stand gesetzt werden könnte, sich recht zu durchforschen, und zu erkennen, wie und wer er ist. Selbstliebe und Eigenliebe sind sich also schnurgerade entgegengesetzt.

Die Eigenliebe ist unter einem gewissen Gesichtspunkte die Quelle aller Sünden.

Wenn man die verschiedenen bösen Neigungen, welche den Menschen zur Sünde verleiten, durchgeht, und sie bis zu ihrem Ursprung verfolgt, so findet man gar bald, daß sie alle die Eigenliebe zum Grunde haben, weil der Mensch, welche Sünde er auch immer begeht, sich selbst suchet. Der Verleumder setzet nur darum die Ehre seines Nebenmenschen herab, tadelt seine Handlungen, decket seine Fehler auf, zieht seine verborgenen Schwächen an's Licht, um dadurch sich selbst zu erheben. Der Habsüchtige sammelt darum mit so vielem Eifer Schätze zusammen, weil er meint im Besitze großer Reichthümer bestehe ein wahres Verdienst, und der Reiche sey besser, als

der Arme, blos darum weil er reich ist. Der Neider sieht mit heimlichem Gram und Unwillen auf das Glück seines Nebenmenschen, und wünscht, daß Unglücksfälle seine frohen Tage trüben möchten, weil er nach dem Besitze dieses vermeinten Glückes sich sehnt. Der Weichling strebt mit Eifer und Thätigkeit nach dem Genuß sinnlicher Vergnügen, weil seine Eigenliebe darin die Glückseligkeit findet, welche sie sucht. Auf diese Art ist die Eigenliebe in einem gewissen Verstande die Quelle und der Ursprung aller Laster.

Die Eigenliebe ist ein schlauer Feind der Seele.

Wer es mit einem Feinde zu thun hat, der ihn offen und frey angreift, kann sich leicht in den Stand der Vertheidigung gegen ihn setzen; wenn er ihm nämlich eine gleiche Macht entgegenzustellen, alle seine Bewegungen zu beobachten, und sich auf jeden Angriff bereit zu halten sucht. Hat er aber einen hinterlistigen Feind vor sich, der immer da ist, wo man ihn nicht vermuthet, und seine Angriffe auf eine so geschickte Art einzurichten weiß, daß man sie nicht gewahr wird, und daß man das Schlachtfeld verlassen muß, ohne es selbst zu wissen, so sind alle Vertheidigungsanstalten vergeblich, wenn man ihn nicht mit gleichen Waffen zu bekämpfen, und List mit List zu vereiteln trachtet. Und ein solcher arglistiger Feind ist die Eigenliebe. Vor Allem ist sie bemüht, sich zu verbergen; sie flößt uns Gedanken von Eigenruhm, von Ehrsucht, von Selbstgenügsamkeit ein; sie setzet uns in Thätigkeit, um nach Ehren zu streben, um Menschenlob zu erschmeicheln, um Andere durch Verachtung, Tadel und Verleumdung herabzuwürdigen, und allen diesen Kunstgriffen weiß sie eine solche Gestalt zu geben, daß wir unsern Eifer und die Thätigkeit, zu welcher sie uns anspornet, nicht gewahr werden. Blind folgen wir ihren Trieben; und wir werden dadurch ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung und des Spottes; man belächelt uns mitleidsvoll, man scherzt heimlich und öffentlich über unsere Verkehrtheit und unsern Eigendünkel, und blickt verächtlich auf uns herab; aber wir eilen unermüdet unserm

Untergange zu, und der Gedanke kömmt uns nicht einmal in den Sinn, daß der ärgste Feind unserer Seele uns eine Grube unter den Füßen gegraben hat.

Die Eigenliebe macht uns blind.

Es giebt zwar keine Leidenschaft, welche den Menschen nicht blendet, weil alle Leidenschaften, wenn sie rege sind, unsere Einbildungskraft erhitzen, und dadurch die Vernunft benebeln. Ist aber diese Hitze wieder vorüber, so ist man auch wieder im Stande, die Verirrungen, zu welchen man im Feuer der Leidenschaft verleitet wurde, einzusehen, und man kann alsdann auch die Mittel ergreifen, um sich für die Zukunft nicht mehr hinreißen zu lassen. Die Blendungen der Eigenliebe sind von einer ganz andern Art. Sie finden nicht blos Statt, wenn die Einbildungskraft erhitzt ist, sondern sie dauern immerfort; sie verweben sich mit unserer Denkart, sie vermischen sich mit allen unsern Handlungen, sie schleichen sich sogar in alle unsere Absichten, Anschläge und Unternehmungen ein, daß wir ohne es zu wissen, immer nur uns selbst, unsere Ehre vor den Menschen, unsern Ruhm und unser Ansehen suchen. Diese Blendungen der Eigenliebe werden uns so sehr zur Gewohnheit, daß wir sie niemals vermuthen, wenn sich auch schon tausend Vorfälle ereignen, welche uns die Augen über uns selbst öffnen sollten. Es sey dann, daß wir, durch eine ganz besondere Gnade Gottes erleuchtet, uns absichtlich vornehmen, uns die Binde von den Augen zu reißen, die Blendungen der Eigenliebe aufzudecken, um uns selbst zu erkennen, wie wir sind, mit allen unsern Gebrechen und Mängeln, ohne alle Bemäntlung und Beschönigung. Wie groß wird aber unsere Verwunderung in einem solchen Falle seyn, und wer ruft alsdann nicht mit dem heiligen Augustin aus: „Ich wandelte in Finsternissen, gieng durch Finsternisse, und verfiel immer mehr in Finsternisse!"

Die Eigenliebe mischet sich in unsere besten Werke ein.

Zur Vollkommenheit einer Handlung, welche das Christen-

thum für ein gutes, für die Seligkeit verdienstvolles Werk anerkennt, wird erfordert, daß es blos in Absicht auf Gott und das Heil unserer Seele, blos aus Achtung gegen seine Befehle, und aus einer reinen Begierde, Ihm zu gefallen verrichtet werde. Wie viele giebt es aber unter unsern Werken, welche diese Eigenschaften haben, in welche die Eigenliebe sich nicht einmischt, und ihnen den besten Werth raubt? Man prüfe alle seine Handlungen, man durchsuche den Trieb, der uns zu denselben leitet, die Nebenabsichten, welche man dabey hat: wird man in denselben nicht immer ein geheimes Streben nach Ehre und Menschenlob finden? Man leistet seinem Nebenmenschen Hülfe, man erzeigt ihm eine Dienstgefälligkeit, man giebt dem Armen ein Almosen: fordert man nicht Dank von ihm? Klagt man nicht über seinen Undank? Man führt ein eingezogenes Leben, man erlaubt sich nichts Unanständiges, man ist in seinen Geschäften gerecht, in seinem Amte fleißig, in seinem Gewerbe thätig: thut man dies aber ganz allein aus Rechtschaffenheit, aus Achtung für die Pflicht, und wirkt die Furcht vor Tadel nicht mehr auf uns, als die reine Absicht unsere Pflichten zu erfüllen? Man mag es sich zwar einbilden, daß man um Menschenlob, oder Menschentadel sich durchaus nicht bekümmere, aber wenn man Scharfsinn genug hätte den Einfluß des Lobs und des Tadels auf unsere guten Werke zu durchblicken, so würde man gewiß nicht mehr daran zweifeln, daß Lob und Tadel unsere Handlungen leiten; und wenn Gott aus Rücksicht auf unsere Schwachheit nicht Mitleiden mit uns hätte, wie wenig dürften wir uns von unsern guten Werken versprechen? Sogar in unsere Gebethe, in unsere Andachtsübungen mischt sich sehr oft die Eigenliebe ein; denn wenn wir in unsern Herzen eine gewisse Selbstgenügsamkeit, ein gewisses Wohlgefallen über unsere Gebethe empfinden, so ist es Eigenliebe. Wenn wir heimlich froh sind, daß Andere sich an unserm Gebethe erbauen, und uns deßwegen schätzen, so ist es Eigenliebe; wenn wir uns heimlich schmeicheln, und uns unserer Andacht wegen besser, als Andere zu seyn glauben, so ist es Eigenliebe. Ueberhaupt be-

darf es einer äußerst großen Wachsamkeit und immerwährenden Selbstprüfung, wenn man seine guten Werke von dem schädlichen Einflüsse der Eigenliebe rein halten will.

Die Eigenliebe ist ehrsüchtig.

Die Ehre gebührt dem Verdienste. Auf diese allgemein anerkannte Wahrheit gründet die Eigenliebe ihre Ehrsucht. Da sie sich selbst einen übertriebenen Werth zueignet, und sich allerley Eigenschaften, Talente und Fähigkeiten einbildet, so erkennt sie auch an sich das Verdienst, welchem Ehre gebührt. Ist sie einmal von der irrigen Anwendung dieses Grundsatzes ganz eingenommen, so kennt ihre Ehrsucht keine Gränzen mehr; sie glaubt sich berechtigt, alle Mittel zu gebrauchen, um ihren Durst nach Ehren zu stillen, mögen sie auch noch so niedrig und ungerecht seyn, weil sie immer nur ihren einzigen Zweck vor Augen hat. Sie verfolgt ihn mit einer Art von Wuth, und es ist kaum glaublich, zu welchen Verirrungen ihre Ehrsucht sie oft verleitet. Die Verachtung, welcher sie sich aussetzet; die Demüthigungen, welche sie sich zuzieht; das Mißtrauen, welches sie bey Jedermann erweckt; die Zurechtweisungen und Vorwürfe, welche sie sich muß gefallen lassen: nichts vermag ihr die Augen zu öffnen, und ihr ihre Verirrungen begreiflich zu machen, weil bey dem Menschen keine Leidenschaft so blind, als seine Eigenliebe ist.

Die Eigenliebe geizt nach Reichthümer.

Die Begierde nach Ehre, und die Begierde nach Reichthümern sind zwey Leidenschaften, welche so sehr mit einander verschwistert sind, daß die eine niemals ohne die andere seyn kann. Die Ehrsucht will in einem gewissen Zustande von Bequemlichkeit leben; durch die vielen Begierden, mit welchen sie ihr Wesen treibt, weiß sie sich tausend Bedürfnisse zu erschaffen, die sie befriedigt wissen will, und wozu die Reichthümer das einzige Mittel sind. Werden in dieser Hinsicht ihre Wünsche erfüllt, und gelangt sie zu Reichthümern, so vermehren sich auch ihre Begierden, ihre Bedürfnisse vervielfältigen sich, und nehmen

täglich mehr zu. Ihr Geiz nach Reichthümern wird dann eben so unersättlich, als ihr Geiz nach Ehren, und so erklärt sich's, wie die Eigenliebe den Menschen zu jenen Ausschweifungen verleitet, die man den Reichthümern zuzuschreiben pflegt.

Die Eigenliebe wird durch Verachtung auf das Tiefste gekränkt.

Da die Eigenliebe mit der heftigsten Begierde nach Ehre und Menschenlob strebt, so läßt sich leicht daraus schließen, daß sie die Verachtung auf das Aeußerste flieht, weil ja nichts mehr, als die Verachtung diesem Wunsche entgegengesetzt ist. Sie ist entweder verdient, oder unverdient, je nachdem man sich dieselbe durch Verbrechen, oder wegen seines rechtschaffenen Wandels zugezogen hat. Giebt sich Jemand wegen seiner unedeln Denkungsart, wegen niederträchtigen Ränken, oder gar wegen öffentlicher Laster der allgemeinen Verachtung Preis, so hat er es nur sich selbst beizumessen, wenn er mit Schande bedeckt wird. Wenn unsere Eigenliebe eine Verachtung dieser Art fliehet, so ist es billig und gut, weil sie eine Lebensweise voraussetzt, welche den Christen entehrt. — Aber es giebt noch eine Verachtung anderer Art, die unverdient ist; ich meine jene Verachtung, die man oft durch einen rechtschaffenen Wandel, durch eine genaue Erfüllung seiner Religionspflichten, und durch eine unerschütterliche Widersetzlichkeit gegen Alles, was die Welt hochschätzt, und was überhaupt mit den Lehren des Evangeliums nicht übereinstimmt, sich zuzieht. Es ist natürlich, daß der Mensch, der die Religion verehret, allen Feinden derselben ein Stein des Anstoßens seyn müsse, und daß er folglich von ihnen nur Schande und Verachtung zu erwarten habe, so lange er nicht ihren Grundsätzen folgt. Obgleich eine Verachtung dieser Art dem Menschen zur Ehre gereicht, indem sie ein öffentliches Zeugniß seiner Rechtschaffenheit ist, so flieht sie doch unsere Eigenliebe; aus einem falschverstandenen Ehrgefühle hält man sie für eine Beleidigung, und im Grunde ist sie nur eine Kränkung der Eigenliebe. Daher sehen wir auch so viele schwache Christen, welche, um sich dem Tadel

und der Verachtung der Gottlosen nicht auszusetzen, und um dem Vorwurfe, als wären sie Sonderlinge, auszuweichen, gegen ihr Gewissen so manche ihrer Pflichten nicht erfüllen, und nur heimlich Christen seyn wollen, in den Augen der Welt aber sich ganz nach dem Tone der Welt richten, und wenigstens den Schein haben, als wären sie mit den Lehren der Welt gänzlich einverstanden. Wie wenig aber das Betragen solcher Christen der Lehre des Christenthums angemessen ist, beweis't uns Christus selbst, indem Er sagt, „daß man „nicht zwey Herren zugleich dienen könne." Und eben diese Schwachgläubigen wird Er dereinst vor seinem Vater auch nicht erkennen, weil sie Ihn vor den Menschen nicht haben bekennen wollen.

Die Eigenliebe weiß allen Lastern einen Schein von Tugend zu geben.

So groß ist die Zauberkraft der Eigenliebe, daß sie uns alle Laster unter dem Gewande der Tugend zeigt. Sie weiß uns den Gegenstand, wornach sie sich sehnet, so einseitig vorzustellen, daß das Gefährliche und Unerlaubte völlig außer unserm Gesichtskreise fällt, und nur das sichtbar wird, was er etwa Gleichgültiges, oder wohl auch Gutes an sich haben mag. So läßt sie dem Stolzen in seinem hochmüthigen Betragen nur eine gerechte Handlung des standesmäßigen Charakters sehen; und verbirgt ihm die vielfältigen Verletzungen der christlichen Sanftmuth und Nächstenliebe, welche doch die natürlichen Folgen des Stolzes sind. Dem Geizigen zeigt sie in seiner Geldsucht nur eine vorsichtige Sparsamkeit, nicht die unmenschliche Hartherzigkeit gegen die Dürftigen; dem Weichlinge in seinen Ergötzungen nur eine nothwendige Erholung der Leibs- und Seelenkräfte, nicht den Verlust der kostbaren Zeit, nicht die Vernachläßigung der Standespflichten, nicht die augenscheinlichste Gefahr der mannigfaltigsten und schrecklichsten Sünden; dem Vorwitzigen in seinem Vorwitze nur eine unschuldige Unterhaltung, nicht die Lügen, die Schmähungen und Verleumdungen, deren er sich theilhaftig macht,

und wozu er durch seine vorwitzigen Fragen, und sein neugieriges Zuhören die Gelegenheit darbietet. So giebt sie den allzufreien Umgang mit dem weiblichen Geschlechte für einen Wohlstand; die freventlichen Urtheile für eine kluge Einsicht; das Murren für eine billige Ahndung; den Neid für einen rechtmäßigen Eifer; die zur Unzeit, und mit Hintansetzung der nothwendigsten Berufsgeschäfte unternommenen Andachtsübungen für Werke der Gottseligkeit aus. Ueberhaupt, wie es schon der heil. Augustin gesagt hat: „was wir immer wollen, das ist gut; und was uns gefällt, das ist heilig.“ Es mag die Sache an sich beschaffen seyn, wie sie will; genug, daß unsere Eigenliebe dabey ihre Befriedigung findet, so scheint sie uns auch erlaubt, ehrbar, gut, ja wohl gar heilig zu seyn. — Dagegen bedarf es aber auch nichts mehr, als etwas nicht zu wollen, um sich für unschuldig zu halten, es nicht zu thun, und der Eigenliebe ermangeln in solchen Fällen die Ausflüchten nicht, die Pflichten, welche ihr zuwider sind, von sich abzulenken.

Kunstgriffe, womit die Eigenliebe ihre Ehrsucht zu decken pflegt.

Wenn schon alle Menschen einen innern Trieb empfinden, das überspannte Gefühl ihres Selbstwerthes zu äußern, so verhalten sie sich doch in der Befriedigung desselben nicht auf gleiche Art. Ein Jeder, um sich zu erheben, bahnt sich einen eigenen Weg, je nachdem seine Gemüthsbeschaffenheit verschieden ist, und er seinen Zweck am besten zu erreichen glaubt. Wer von Natur aufrichtig ist, und die Gedanken seines Herzens frey und offen zu äußern pflegt, der bedient sich keiner Umwege, um Andern zu erkennen zu geben, was er von sich selbst hält, damit sie dadurch bewogen werden, ihn eben so zu schätzen, wie er sich selbst schätzt. Ist er in Gesellschaft, so trachtet er immerfort dem Gespräche eine solche Wendung zu geben, daß er von sich reden kann, und alsdann steht ihm auch der Mund nie stille. Mit einer gewissen Selbstzufriedenheit macht er seine Zuhörer mit Allem vertraut, was im Innersten seines Her=

zens vorgeht. Bald unterhält er sie mit den Angelegenheiten seines Hauswesens, seines Geschäftes, oder mit andern dergleichen Vorfällen, und rühmt ohne Zurückhaltung die Klugheit, mit welcher er bey allen seinen Handlungen zu Werke geht. Bald erzählt er, was ihm schon vor mehrern Jahren widerfahren, und bemerkt dabey, wie verständig er sich jedesmal benahm. Oft verirret er sich gar bis in seine Jugendjahre, und wenn seinen Zuhörern die Geduld nicht ausgeht, erfahren sie nun seinen ganzen Lebenslauf. Den unbedeutendsten Dingen sucht er einen Schein von Wichtigkeit zu geben, und wer Prahlerey von Bescheidenheit nicht genug zu unterscheiden weiß, möchte versucht werden, ihn wirklich für das zu halten, was er zu seyn wünscht. — Doch erreichen solche Menschen, die immer nur von sich sprechen, selten ihren Zweck; die Blendung dauert gewöhnlich nur eine kurze Zeit, und ihr Trieb, sich zu loben, wird bald erkannt, und mit Verachtung belohnt, sogar von denjenigen, die in ihren Reden eben so unbescheiden wie sie sind, und auf eine nicht weniger anstößige Art sich zu erheben suchen.

Die Eigenliebe bedient sich auch der Heucheley.

Die Eigenliebe sucht durch ihr Streben nach Ehre nicht blos zu seyn, was sie nicht ist, sondern sie will auch oft nicht seyn, was sie wirklich ist, das heißt: sie will nicht für so lasterhaft gehalten werden, als sie es ist. Aus dieser Ursache nimmt sie zur Heucheley ihre Zuflucht; denn so sehr auch das Laster bey den Menschen in Ehren steht, so wird doch derjenige, welcher es begeht, verachtet. Hierin ist man überhaupt ziemlich gerecht, und täglich sehen wir Menschen, die der Tugend spotten, und innerlich doch denjenigen, der sie ausübt, verehren und schätzen. Obschon es nicht Viele giebt, die nach dieser Art von Ehre streben, weil man sie nur durch die Ueberwindung seiner Leidenschaften, und die Ausübung der Tugend erkaufen kann, so findet man doch hie und da Menschen, welche nach der mit der Tugend verknüpften Ehre trachten. Weil sie aber ihre Leidenschaften dabey zu befriedigen wünschen, so umhängen sie sich blos den Mantel der Tugend; sie

verrichten einige äußere Werke; damit man daraus schließe, sie wären innerlich eben so beschaffen, wie sie äußerlich es zu seyn scheinen. Noch mehr durch Reden, als durch Handlungen suchen sie ihren Zweck zu erreichen. Bey jeder Gelegenheit sprechen sie der Tugend das Wort, vorzüglich aber rühmen sie jene edlen Gesinnungen, welche man ihnen selbst zueignen soll; sie verabscheuen die Laster, welche ihnen entgegengesetzt sind, und ohne zu erröthen, tadeln sie öffentlich Schandthaten, die sie heimlich selbst begehen. — Die Pharisäer bey den Juden waren solche Heuchler; sie strebten nach der Ehre einer hohen Tugend und Rechtschaffenheit. Deßwegen zeigten sie sich sehr eifrig in der Beobachtung der äußern Gebräuche des Gesetzes; an Fasttagen giengen sie traurig einher, erschienen oft auf öffentlichen Plätzen, damit man ihre Werke sähe, und ihnen die Ehre erwiese, nach welcher sie strebten. In den Tempeln verrichteten sie lange Gebethe; sie gaben den Zehnten von Anis und Kümmel, und durch dergleichen Kleinigkeiten suchten sie Andern die Meinung aufzudringen, daß sie in der Erfüllung aller, auch der wichtigsten Pflichten, eben so genau wären. Aber Jesus, der in ihre Herzen sah, entschleierte die Heuchler, und deckte ihre heimlichen Absichten vor dem Volke auf; Er verglich sie „übertünchten Gräbern, die von Außen „den Menschen schön zu seyn scheinen, inwendig aber mit Todtenknochen und Unrath angefüllt sind." Matth. 23, 27.

Die Eigenliebe entlehnt oft die Sprache der Demuth.

Es giebt eine Art, sich selbst zu tadeln, welche reine Tugend, christliche Demuth ist: sie besteht in einem aufrichtigen Bekenntnisse seiner Fehler und Verirrungen. — Der durch Eigenliebe verführte Heuchler bekennt auch seine Fehler, aber nur damit man ihn, indem man ihm widerspricht, lobe. — Der wahre Demüthige hingegen will, durch die Aufdeckung seiner Mängel alles Lob, das man ihm etwa geben möchte, von sich ablehnen, weil er wahrhaft überzeugt ist, daß er es nicht verdient. — Der Heuchler, wenn er sich auch alles Lob

verbittet, wird dennoch durch seine Miene, durch ein gewisses Lächeln das Wohlgefallen verrathen, welches er an dem Lobe hat, das ihm sein Geständniß zubringt. Der wahre Demüthige sträubt sich gegen dasselbe mit einer Bescheidenheit, aus welcher seine Demuth mit unverkennbaren Zügen hervorleuchtet. — Der Erstere weiß in seinen Selbsttadel geschickt sein Lob einzuflechten, besonders wenn er nicht, wie er wünscht, widerlegt wird; die Fehler, die er bekennt, sind übertriebene, oder in gewissen Umständen ausgeübte Tugenden, welche nur die Bosheit der Menschen zu Fehlern machet: er bekennt, daß er zu aufrichtig, zu gutherzig, zu mitleidig, zu freigebig, zu gleichgültig gegen seine Reichthümer ist. — Der Andere aber wird ohne Umwege unbekannte Nebenumstände aufdecken, unreine Absichten bekennen, seine wahren Gesinnungen an den Tag legen, u. s. f., wodurch der Handlung, wegen welcher er gelobt wird, der Werth in der That und wenigstens zum Theil benommen wird. Das Lob fällt dann freilich auf seine Person wieder zurück, weil derjenige, der sich eines Lobes unwürdig zu seyn schätzet, eben darum desselben würdig wird.

Irrthum der Eigenliebe in Absicht auf Ruhm und wahre Ehre.

Der Ruhm und die wahre Ehre sind zwey Dinge, die man nie findet, wenn man sie sucht, die sich aber immer von selbst finden, wenn man sie zu suchen unterläßt; der einzige Weg, der zu Ruhm und Ehre führet, ist jener, von welchem wir nach unsern selbstsüchtigen Einsichten glauben, daß er uns davon entferne: er ist ungeheuchelte Bescheidenheit. Diese Tugend zeigt uns jedes fremde Verdienst in seinem wahren Glanze; sie zerreißt den Schleier, welchen die Eigenliebe über die Talente und die guten Eigenschaften der Andern zieht; sie hellet den Nebel auf, der uns hindert, unsere eigenen Fehler einzusehen; die Vorurtheile zu erkennen, die uns in der Beurtheilung unseres eigenen Werthes blenden, und den Einfluß der Leidenschaften wahrzunehmen, welche sich stets bestreben, die Ehre Anderer herabzusetzen, und zu vernichten, um auf den Trüm=

mern derselben uns zu erheben. Der bescheidene Mann weiß, daß man glücklich vollendete Unternehmungen, ansehnliche Würden, und ruhmvolle Handlungen mehr einer zufälligen und glücklichen Zusammenstimmung der Umstände, als eigenem Talente zu verdanken hat; er weiß, daß das grausame Schicksal die Menschen oft despotisch behandelt, und ihre Gunst nicht nach Verdienst, sondern nach Willkühr austheilt; er weiß, daß die Eigenliebe Jeden blendet, und den aufrichtigsten Beurtheiler seiner eigenen Handlungen sehr oft zu einem Irrthume verleitet. Wenn die Menschen ihn mit Lobeserhebungen und Ehrenbezeigungen überhäufen, so erinnert er sich der unstatthaften, bald überspannten, bald ungerechten, und selten gegründeten Urtheile der Menschen; er sagt zu sich selbst, was ein Kriegsherold zu den römischen Siegern während ihres Siegeszuges sagte: „Gedenke, daß du ein Mensch bist." Du sollst wissen, daß die Ehre, die dich umringt, und die mit so vielem Glanze vor deinen Augen schimmert, wie ein Traum wieder verschwinden wird; daß die hochklingenden Titel eitle Benennungen sind, die den Werth des Mannes, dem sie ertheilt werden, nicht erhöhen können.

Die Eigenliebe ist ein Hinderniß zur Selbstkenntniß.

So sehr auch Jemand von sich selbst eingenommen ist, und sich wegen angeborner, oder erworbener Geistesfähigkeiten Vorzüge über den großen Haufen zueignet, so kann er sich's doch nicht bergen, daß es eine gewisse Seite giebt, unter welcher er eben nicht lobenswerth seyn möchte. Täglich hat man Gelegenheiten, sich zu überzeugen, daß an dem besten Menschen nicht Alles gut ist, und daß, wenn an einer Seite eine Eigenschaft glänzt, die man allgemein verehrt, an einer andern Seite ein Fehler hervorsteht, welcher, wenn er auch die gute Eigenschaft nicht verdrängt, doch wenigstens einen Schatten auf dieselbe wirft, der ihren Glanz verdunkelt. Dann geht auch in dem Innern des Menschen Vieles vor, das man von Außen nicht immer gewahr werden kann, und wodurch sein

Werth oft sehr herabgesetzt wird. Wenn der Mensch über die menschlichen Schwachheiten nur ein wenig nachdenkt, so wird er sich bald überzeugen, daß auch er ein schwacher Mensch, ein Mensch voller Gebrechen sey. „Ich werde doch in dieser Hinsicht nicht besser, als Andere seyn;“ dies muß er sich selbst gestehen, wenn er die Anwendung seines Nachdenkens auf sich selbst machen will. — Aber so weit läßt man es gewöhnlich nicht kommen; man sieht die Fehler der Andern, ihre Schwachheiten, ihre Leidenschaften; man sieht, wie sie dem Triebe ihrer bösen Neigungen folgen, wie sie sich von ihren Leidenschaften beherrschen lassen, und ihre ganze Glückseligkeit in den Sinnengenuß setzen; man sieht, wie sie über alles dies unbekümmert dahin leben, wie sie sich blenden lassen, und vielleicht nur sie allein wissen nicht, daß sie lasterhafte Menschen sind. Alles dies sieht man, aber man schreitet nicht bis zur Anwendung, man läßt es bey dieser Anschauung bewenden, und eben so unbekümmert, wie diejenigen, die man vor Augen, und mit welchen man Umgang hat, lebt man seine Tage dahin; eben so, wie sie, läßt man sich von seinen Neigungen hinreißen; man befriedigt ihre Forderungen, man wandelt auf der betretenen Bahn fort, denkt weder an Fehler, die man nicht kennt; noch an Vorurtheile, womit man behaftet ist, noch an alte Gewohnheiten, die man an sich nicht bemerkt, weil man sie nicht für Sünde hält, und eben deßwegen auch nicht sucht, ihnen auf die Spur zu kommen. Man ist also über sich selbst eben so unbesorgt, wie Andere; man bestrebt sich eben so wenig, wie sie, seine Fehler und Laster zu erkennen; man bekümmert sich eben so wenig, wie sie, die verborgenen Falten seines Herzens zu zerlegen, und bis in den tiefsten Abgrund seines Gewissens zu dringen, Alles aufzusuchen und zu berichtigen, was dem göttlichen Gesetze zuwider ist, und auf diese Art ist die Eigenliebe das größte Hinderniß zur Selbstkenntniß.

Engel, siehe Schutzengel.

Ergebung in den göttlichen Willen.

Es ist beinahe nicht möglich von der Ergebung in den Willen Gottes zu reden, ohne auch von den Führungen der Vorsehung, von dem Vertrauen, welches wir auf diese haben sollen, von der Geduld in den Leiden zu reden, weil alle diese Materien unter einem gewissen Gesichtspunkte sich ähnlich, und mit einander verflochten sind. Aber da doch eine jede dieser Materien wieder ihre eigenen Züge hat, und für sich betrachtet, von sehr großem Umfange ist, so werden wir auch eine jede besonders abhandeln, und uns bemühen, die Ergebung in den göttlichen Willen hier, so viel sich's thun läßt, nur in so weit darzustellen, als sie eine unbedingte Unterwürfigkeit in den Willen Gottes ist.

Erster Entwurf.

Ueber die Ergebung in den göttlichen Willen überhaupt.

Die traurigste Folge des Falles unserer Stammältern ist ohne Zweifel, daß bey der Freiheit, welche uns blieb, das Gute, oder das Böse zu thun, unser Wille sich eher zum Bösen, als zum Guten hinneiget. Dieser dem Menschen angebornen Neigung zum Bösen folgt unser Wille blindlings, wenn er nicht zum Guten hingezogen wird. Weil aber unsere Vernunft zu schwach und zu kurzsichtig ist, ihm die gehörige Leitung zu geben, so hat uns Gott seinen Willen als ein Gesetz vorgeschrieben, welches die Richtschnur unseres Willens seyn soll. Die Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem Willen Gottes, eine unbedingte Ergebung unseres Willens in den seinigen: dies ist für jeden Christen Pflicht. Und diese Ergebung ist

1) der kürzeste Weg zur Vollkommenheit. Sie ist
2) der sicherste Weg zur zeitlichen und ewigen Glückseligkeit.

Wenn die Liebe Gottes der Inbegriff und der Zweck aller Gebothe ist, so kömmt gewiß derjenige diesem Zwecke am nächsten, dessen Wille mit Demjenigen, der die Gebothe gemacht hat, ganz Eins ist, und der nichts, als seine Heiligung will, wie uns der Apostel versichert. Durch die Gnade des allmächtigen Gottes, dessen Wille in dem Herzen eines solchen Menschen lebt, wird er sich befleißen, jene erhabenen Tugenden auszuüben, in welchen die christliche Vollkommenheit besteht.

a) Alle Lehrsätze der geoffenbarten Religion wird er ohne Mühe glauben, so sehr sich auch seine Vernunft widersetzen möchte, weil er vollkommen überzeugt ist, daß, wofern er dem Gutdünken und dem Willen seiner kurzsichtigen Vernunft folget, er auch zuverläßig zu Irrthümern wird verleitet werden, wovon das Ende der ewige Untergang ist.

b) Mit einem unbegränzten Vertrauen wird er von Gott hoffen, daß Er ihm die Kräfte geben werde, seinen eigenen Willen zu verläugnen, um nur nach dem Willen Desjenigen zu denken und zu handeln, der die Wahrheit, das Leben und der wahre Weg ist, und von dieser Hoffnung auf's Innigste beseelt, wird er sich durch keine Hindernisse davon abschrecken lassen.

c) Jesum, seinen Heiland und Lehrer, wird er stets vor Augen haben, und durch eine genaue Erfüllung jener heiligen Gebothe, welche ihm den Willen Gottes vorzeichnen, wird er sein Herz von der inbrünstigen Liebe zu Jesus entzünden, und wird im gleichen Sinne, wie sein göttlicher Meister, aussprechen: „Meine Speise ist, daß ich den Willen Dessen erfülle, der mich gesandt hat.“ Joh. 4, 34.

So wie die Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem göttlichen der kürzeste Weg zur Vollkommenheit ist, eben so ist sie auch der sicherste Weg zur Seligkeit. — Drey Dinge werden zur Glückseligkeit des Menschen erfordert, und man findet sie nur bey demjenigen, dessen Wille mit dem göttlichen vollkommen Eins ist. — Nur derjenige ist glückselig,

a) dem nichts gegen seinen Willen geschieht. Wir wissen, daß in dieser Welt nichts geschieht, als was Gott anordnet, oder zuläßt. „Glück und Unglück, Leben und Tod, „Armuth und Wohlstand: Alles ist von Gott," sagt der weise Sirach 11, 14. Es mag also demjenigen, der sich in den Willen Gottes ergeben hat, geschehen, was es immer ist, so geschieht ihm eigentlich nichts gegen seinen Willen, weil sein Wille mit dem Willen Gottes Eins ist. — Nur derjenige ist glückselig,

b) dem immer nach seinem Willen geschieht. Vergebens würden wir Menschen uns dem allmächtigen Willen widersetzen wollen; keine menschliche Gewalt ist im Stande ihn aufzuhalten, oder einzuschränken, weil der göttliche Wille allmächtig ist. Befleißen wir uns also unsern Willen nach dem Willen Gottes vollkommen einzurichten, so werden wir mit Ihm einen und denselben Willen haben, und weil der Wille Gottes allezeit erfüllt wird, so wird auch der unsrige immer erfüllt werden. — Nur derjenige ist glückselig,

c) dem nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, und dessen sämmtliche Begierden erfüllt sind. Was ist aber im Himmel, oder auf der Erde, das der Mensch noch verlangen könnte, wenn er Alles will, was Gott in Absicht auf ihn will, und wenn er nichts will, als was Gott will?

Zweiter Entwurf.

Ueber die Ergebung in den göttlichen Willen, als ein Kennzeichen der Auserwählung.

Als Jesus sein Lehramt antrat, und die Apostel zu seinen ersten Anhängern wählte, schrieb Er ihnen vor, sich selbst zu verläugnen. Bisher hatten sie in Allem nur ihrem eigenen Willen gefolgt, jetzt aber sollten sie diesen Willen verläugnen, und Ihm denselben zum Opfer darbringen. Die Verläugnung seines eigenen Willens, um nach dem Willen Gottes

zu leben, ist also das sicherste Kennzeichen, daß wir wahre Jünger Jesu, treue Nachfolger seines Wandels sind. Denn durch die Ergebung unseres Willens in den seinigen

1) betragen wir uns eben so, wie Er sich gegen seinen Vater, der im Himmel ist, betragen hat.
2) Wir bieten Ihm, eben so, wie Er, das edelste Opfer, jenes unseres eigenen Willens, das ist, uns selbst dar.

Jesus ist auf die Welt gekommen, um uns sich selbst als ein Muster, als das Urbild aller Heiligkeit darzustellen, damit wir uns nach demselben bilden sollen. Der erste und bewunderungswürdigste Zug dieses Urbilds ist,

a) daß Jesus gleich bey seinem Eintritte in diese Welt sich dem Willen seines himmlischen Vaters unterwarf; Alles geschah vollkommen nach den Weissagungen der Propheten; in den geringsten Umständen seiner Geburt, seiner Jugendjahre, seines Lehramtes wurden sie erfüllt, „denn im Anfange des Buchs stand von Ihm geschrieben, daß Er seinen Willen thun sollte." Ps. 39. — Erfüllen wir also genau den Willen Gottes, und unterwerfen wir uns willig seinen Führungen, so werden wir dadurch unserm Urbilde auch am meisten ähnlich werden.
b) Jesus lehrte seine Jünger und alle Menschen, daß man nur in so fern sein Anhänger seyn könne, als man nicht seinen eigenen Willen, sondern den Willen seines Vaters vollkommen erfülle. Um es ihnen desto begreiflicher zu machen, wie sehr diejenigen die Seinigen seyen, die den göttlichen Willen zu ihrer beständigen Richtschnur haben, sagte Er: „Wer den Willen meines himmlischen Vaters thut, der ist mein Bruder und Schwester und Mutter." Matth. 12, 50. Erfüllen wir diese Lehre, so sind wir also seine treuen Nachfolger.

Jesus hat seinem himmlischen Vater sich selbst als ein unbeflecktes, reines Opfer dargeboten. Mehr konnte Er nicht geben, denn Er gab sich selbst. Verläugnen wir unsern eige-

nen Willen, um ihn dem Willen Gottes zu unterwerfen, so bieten wir Ihm

a) das edelste Opfer dar, das ein Mensch Gott, als seinem Herrn und Gebieter, zu Füßen legen kann. Je größer das Gut ist, welches man als ein Opfer hingiebt, desto edler ist das Opfer. Und der Mensch hat kein Gut von einem höhern Werthe, als seinen Willen; denn wer seinen Willen hingiebt, der opfert seine Sinne, seine Begierden, sein Herz, sich selbst. — Dieses Opfer ist Gott

b) höchst angenehm. Als Menschen sind wir verpflichtet, Gott durch einen äußern und innern Dienst zu verehren. Diese Gesinnungen haben die Menschen seit dem Anbeginne der Welt durch Opfer an Tag gelegt. Aber kein Opfer kann Gott angenehmer seyn, als jenes, welches der Mensch von sich selbst, das ist, von seinem Willen machet. Wer also seinen Willen Gott zu Füßen legt, denselben verläugnet, um sich ganz den Führungen der Vorsehung zu überlassen, der ist vom Geiste Gottes beseelt, er ist ein Kind der Auserwählung.

Dritter Entwurf.

Ueber die Ursachen, worauf die Pflicht der Ergebung in den Willen Gottes sich gründet.

Es läßt sich leicht denken, daß es Gott den Menschen nicht befohlen haben würde, ihren eigenen Willen zu verläugnen, um nur nach dem seinigen zu leben, wenn seine Weisheit nicht die gegründetsten Ursachen dazu gehabt hätte. Seit dem unsere Natur durch den Fall unserer Urältern verdorben worden ist, gleicht unser Wille, wenn wir ihn in unserer Gewalt haben wollen, einem gefährlichen Werkzeuge in den Händen eines schwachen und erfahrungslosen Kindes, das den Gebrauch desselben nicht kennt, und sich deßwegen leicht damit schaden könnte. Um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen, wollen wir in der Weisheit Gottes die Ursachen aufsuchen, warum Er den Menschen befahl, ihren Willen dem seinigen zu unterwerfen. Die vorzüglichsten sind:

1) weil der Wille des Menschen, der denselben eigenmächtig gebräuchet, ihn zum Bösen verleitet;
2) weil der Mensch nur durch den Willen Gottes auf die Wege des Heils geleitet werden kann.

Die Seele des Menschen hat Gott mit zwey Fähigkeiten ausgerüstet, in welchen ihre hohe Würde und ihre Vorzüge über die vernunftlosen Thiere bestehen. Sie ist im Stande, zu erkennen, was gut und mit den Gesetzen Gottes übereinstimmend ist, und sie ist auch im Stande, dieses zu wollen. Aber

a) dieser Wille ist durch die Erbsünde so sehr verdorben worden, daß, wenn schon der Geist des Menschen sieht, was gut ist, und was er thun soll, sich sein Wille dieser Erkenntniß dennoch entgegensetzt, und sich zum Bösen hinneiget. Täglich sehen wir an uns selbst Beweise dieser traurigen Wahrheit.
b) Wenn unser Geist durch seine Vorstellungen es dahin bringt, daß in unserm Herzen der Wille des Guten erwachet, so ist er zu schwach; er ist unvermögend das Gute, welches er will, nach den Absichten Gottes auszuführen, wenn er sich nicht beständig denkt: das ist der Wille Gottes, meines Herrn, den muß ich befolgen.
c) Der menschliche Wille ist bey den guten Vorsätzen, welche er macht, viel zu leichtsinnig; er verläßt dieselben gar bald wieder, wenn er sich nicht zu ihrer Befolgung durch den Gedanken aufmuntert, es ist Gottes Wille. Denn dadurch allein, daß man seinen Willen mit dem Willen Gottes vereiniget, erhalten die guten Vorsätze Festigkeit und Dauer.

Die Heiligkeit des Christen besteht nur allein darin, daß er in allen Angelegenheiten seines Seelenheils beständig den Willen Gottes erfülle,

a) weil der Wille Gottes heilig ist. Er hat uns zur Heiligkeit berufen, Er hat uns die Wege der Heiligkeit gezeichnet; wir werden also zuverläßig zu diesem unserm Ziele gelangen, wenn wir uns bestreben, den Willen Gottes genau zu erfüllen.

b) Diesem Willen Gottes ist Jesus, unser Urbild und Muster, vollkommen getreu gewesen; durch seinen Lebenswandel hat Er es bewiesen, und seinen Jüngern mehrere Male gesagt, „daß Er nicht seinen Willen, sondern den „Willen Dessen suche, der Ihn gesandt hat." Joh. 5, 30.

c) Nur durch die Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem göttlichen werden wir in den Stand gesetzt, unsere Leidenschaften zu bezähmen, sie zu unterjochen, und den Hang zu überwinden, der uns beständig zur Sünde reizt.

Vierter Entwurf.

Ueber die Mittel zur Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen zu gelangen.

Es giebt für den Christen keinen Zustand, in welchem er Gott angenehmer ist, und für sich ruhiger lebt, als wenn er nach dem Rathe des Apostels Petrus (1. Epist. 5, 6. 7.) „sich unter der mächtigen Hand Gottes demüthiget, und alle seine Sorgen Dem anheimstellt, der über ihn wacht." Und unbekümmert lebt er alsdann nach dem Willen Gottes, und er weiß, daß ihm Alles zum Guten gedeihen wird, wenn er in Allem sich den Führungen der Vorsehung überläßt. — Um euch, meine Lieben, zu bewegen, diese Gesinnung eurem Herzen einzuprägen, wollen wir zeigen,

1) durch welche Betrachtungen und Mittel der Christ die Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen erlangen kann, und dann
2) was er thun soll, um diese Tugend in seinem Herzen zu bewahren.

„Seyd vollkommen, wie mein Vater im Himmel vollkommen ist," sagt Jesus zu allen Menschen im Evangelium. Unser Beruf ist daher nach Vollkommenheit zu streben.

a) Befleißen wir uns aber in allen Vorfällen und Anliegen den Willen Gottes zu erfüllen, so ist dies der kürzeste Weg zur Vollkommenheit, weil der Wille

Gottes der Inhalt aller Gesetze, das Urbild aller Vollkommenheit, und das beste Mittel ist, Ihm am ähnlichsten zu werden.

b) Das Streben nach der Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen ist für den Christen auch der sicherste Weg zur Vollkommenheit. Wer nur nach einzelnen Tugenden trachten wollte, ohne sich ganz und unbedingt dem Willen Gottes zu ergeben, wäre in beständiger Gefahr, von seiner Eigenliebe geblendet und irre geführt zu werden. Dies hat aber derjenige nicht zu fürchten, der nur den Willen Gottes suchet.

c) Endlich muß der Christ erwägen, daß keine Tugend seinem Herzen einen so dauerhaften und angenehmen Trost bringt, als wenn er sich das Zeugniß geben kann, daß er nur will, was Gott will, und nichts will, als was Er will.

Die Kenntniß der Mittel und der Betrachtungen, durch welche der Christ zur Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen gelangen kann, ist nicht hinreichend; er muß auch die Mittel kennen, sein Herz im Besitz dieser Tugend zu sichern. Die vorzüglichsten sind,

a) daß er durch öftere Gebethe von Gott die Gnade erflehe, seinen Willen zu erkennen. Da der Mensch nicht immer wissen kann, aus welchem Geiste er geleitet wird, und er also leicht in der Prüfung seines eigenen Willens und des göttlichen irren könnte, so muß er die Kenntniß des göttlichen Willens und des Weges, auf welchem er wandeln soll, nach dem Beispiele des Propheten von Gott selbst erbitten. —

b) Er suche sich vollkommen zu überzeugen, daß alle Führungen der Vorsehung Gottes eine Folge seines Willens, und der sicherste Weg zu unserm Seelenheil sind, so sehr auch unsere Sinnlichkeit ihre eigenen Einsichten denselben entgegenstellen möchte. —

c) Er betrachte fleißig die Pflichten des Standes, den er angetreten hat, um dadurch fähig zu werden, den Wil-

len Gottes genau zu erkennen, weil Jeder nach seinem Berufe eigene Pflichten, die von Gott bestimmt worden sind, zu erfüllen hat.

Fünfter Entwurf.

Die Ergebung in den göttlichen Willen macht den Menschen wahrhaft zufrieden und glücklich.

In jedem Menschen liegt die Sehnsucht und der Wunsch, zufrieden und glücklich zu seyn. Dahin zielen alle seine Mühen und Arbeiten rc.; aber sie sind vergeblich und eitel, wenn sie nicht von der Ergebung in Gottes Willen geleitet und geheiligt werden. Nur diese Tugend macht den Menschen wahrhaft zufrieden und glücklich. Denn

1) im höchsten Gute ruhen, macht den Menschen wahrhaft zufrieden.
2) Den höchsten Frieden haben, macht den Menschen wahrhaft glücklich.

a) Im höchsten Gute ruhen, macht den Menschen wahrhaft zufrieden. — Nun aber ist der göttliche Wille das höchste Gut. Wer in diesen also ganz ergeben ist, der liegt in ihm, wie in der Hand Gottes, und ruhet in ihr. Er kann sagen: „Gott anhangen, das ist mir gut." Ps. 72, 27. Er wird es erfahren, daß den Gottliebenden alle Dinge zu ihrem Besten gereichen müssen.

b) Den höchsten Frieden haben, macht den Menschen wahrhaft glücklich. — Gott ist der Allerhöchste, nach dessen Willen Alles gehen muß. Wer also mit Ihm in Frieden und Eins ist, der hat den höchsten Frieden, — jenen Frieden, von dem der Heiland Joh. 14, 27. spricht. Und im Frieden mit Ihm ist der, der in Allem in den Willen des Allerhöchsten ergeben ist, der Alles von Ihm gesendet annimmt. Diesen Frieden hat der nicht, an dem sich erfüllt, was der heilige Geist sagt: „Wer „widerstand Ihm, und hatte Frieden?" Job. 9, 4. — Der Gottergebene aber kann mit dem heiligen Sänger

sagen: „Im Frieden schlafe ich ein, und ruhe,“ und wenn ihn der Herr endlich heimholt, so kann er mit Simeon sprechen. Luk. 2, 29.

Stellen aus der heiligen Schrift.

1. B. Mos. 50, 19. — Hiob 1, 21. — 2. Kön. 15, 26. — Ps. 142, 9. — Ebend. 39, 8. — Sir. 11, 14. — Amos. 3, 6. — Matth. 12, 50. — Ebend. 7, 21. — Ebend. 11, 27. — Joh. 4, 34. — Kap. 5, 30. — Kap, 6, 38. — Kap. 7, 17. — Apgsch. 9, 6. — Röm. 12, 2. — Eph. 5, 10. 17. — Jak. 4, 15. — 1. Joh. 2, 17. 24. — Röm. 8, 31. — Mark. 14, 36. — Ps. 36, 3. — Röm. 11, 33. 34. — Ps. 144, 9. — Ebend. 102, 15 — 17. — Hebr. 12, 5 — 7. — Ebend. 12, 11. — 1. Petr. 5, 7. — Hebr. 10, 33. — Röm. 5, 1 — 5. — Ps. 39, 9. — Habak. 3, 17 — 19. —

Stellen aus den heiligen Vätern.

Dasselbe wollen und nicht wollen: dies ist das festeste Band der Freundschaft. Hieronymus ad Demetriadem.

Wir sprechen, dein Wille geschehe, nicht damit Gott das thue, was Er will, sondern damit wir thun können, was Gott will. Cyprianus de Orat. Domin.

Es geschieht auf eine wunderbare Art, daß, was auch ohne den Willen Gottes gemacht wird, deßhalb nicht gegen den Willen Gottes gemacht wird. Gregor. Moral. 6. cap. 12.

Ein Jeder ist sich selbst sein Gesetz, wenn er seinen eigenen Willen dem allgemeinen und ewigen Gesetze vorzieht; durch eine vermessene Nachahmung des Schöpfers will er sich selbst sein Gesetz und sein Recht seyn. Derselbe a. a. O.

Das größte Gut für den Menschen ist, wenn dessen Wille dem göttlichen gleichförmig ist. Thomas in Conc. Domin. infra Oct. Epiph.

Wir sollen Gott unterworfen seyn, aber wir sind es nicht

vollkommen; denn in uns entstehen Regungen, welche dem Willen Gottes zuwider sind. Fulgentius Epist. 4.

Herr! gieb mir, daß ich erfülle was Du willst, und dann befiehl, was Du willst. Augustinus in Confess.

Du sollst wissen, daß, was hienieden gegen unsern Willen geschieht, nur dem göttlichen Willen gemäß geschieht; es ist seine Verordnung, sein Wink, sein Gesetz. Derselbe in Psalm 148.

Welche sind eines aufrichtigen Herzens? Jene, welche ihren Willen nach dem Willen Gottes richten, und den Willen Gottes nicht dem ihrigen unterzuordnen suchen. Derselbe in Psalm 123.

Sprich bey Allem, was dein Herz begehrt: Herr! wenn Dir dies gefällt, so soll es geschehen. Thomas v. Kemp. von der Nachf. Chr. B. 3. Kap. 15. N. 1.

Unser Wille soll dem göttlichen Willen dermaßen unterthänig seyn, daß, wofern wir wissen, daß Er etwas will, wir es gleich auch wollen, und dagegen durchaus nicht wollen, was wir wissen, daß Er nicht will. Bernardus in Serm. Quomodo voluntas nostra divinae subjici debeat.

Dies scheint die höchste Stufe der Demuth zu seyn, wenn unser Wille, wie es billig ist, dem göttlichen Willen untergeordnet ist. Derselbe a. a. O.

Die Worte des Apostels: „Herr, was willst Du, daß ich thue," sind ein Muster einer vollkommenen Bekehrung. Derselbe Serm. 1. in Convers. S. Pauli.

Unser Wille, den Gott gut schuf, wird nicht vollkommen seyn, so lange er nicht unter dem Willen Gottes steht. Derselbe Tract. de lib. Arbitr.

Wenn wir bethen: „Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden," so bitten wir, daß die selige Anordnung Gottes auch in den irdischen Geschöpfen geschehe, wie sie in den himmlischen geschah, auf daß der Mensch, wie der Engel, durch das Anhangen an Gott Ein Geist mit Ihm sey. Derselbe.

Das Feuer benimmt dem Eisen die Kälte, Härte und

Schwärze, und bekleidet es mit den entgegengesetzten köstlichern Eigenschaften, wiewohl es die Natur des Eisens nicht verändert. Eben so wird die von der göttlichen Liebe entzündete, mit dem göttlichen Willen vereinigte Seele, mit einem andern Leben, mit andern Bewegungen, mit anderer Stärke begabt. Franz v. Sales.

Wohin kömmt die Klarheit der Sterne, wenn die Sonne den uns sichtbaren Himmelskreis beleuchtet? — Die Klarheit der Sterne vergeht nicht, sondern wird nur vom höchsten Sonnenlichte verschlungen, und durch die Vereinigung verliert sie sich darin; und, wohin eilt der menschliche Wille, so bald er sich dem göttlichen Wohlgefallen ergiebt? Er geht nicht ganz zu Grund; er wird aber mit dem göttlichen Willen so vereiniget, so versenket in ihn, daß man den menschlichen Willen nicht mehr erkennt; er macht nun mit dem göttlichen Willen Eines aus. Derselbe.

Wollte man einen Bedienten, der mit seinem Herrn reis't, fragen, wohin er gehe? so würde dieser etwas sehr Vernünftiges sagen, wenn er antwortete: Ich reise nicht, sondern ich folge nur meinem Herrn; denn nicht ich, sondern mein Herr hat den Ort zu bestimmen, wohin wir reisen. — Eben so verlangt ein in Gottes Willen ganz ergebener Mensch in Allem nicht mehr seinem eigenen, sondern dem göttlichen Willen zu folgen. Daraus folgt, daß beim Willen des Dieners, der seinem Herrn folgt, und bey Ergebung unsers Willens in den Willen Gottes, immer ein Unterschied der Willen bleibe; denn wiewohl der Wille des Herrn die Reise anordnet, so steht es doch dem Diener frey, zu folgen, oder nicht. Gleichwie hier also zwey Personen sind, so sind auch zwey Willen; aber der sich selbst abgestorbene Wille, der nur für Gott lebt, hat kein besonderes Wollen, sondern bleibt in sich so gleichmüthig und unterthänig, als wäre er nicht, und bleibt verwandelt in dem Willen Gottes. Wer also mit Gott vereinigt ist, der steht auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit, welche man in diesem Leben erreichen kann. Derselbe.

Gleichwie derjenige, der auf einem Schiffe fährt, sich nicht durch eigene Bewegung bewegt, sondern durch die Bewegung des Schiffes sich fortbewegen läßt, so hat auch das Herz, welches einmal das Schiff des göttlichen Wohlgefallens bestiegen hat, keinen andern Willen, als den Willen Gottes. Franz v. Sales.

Man kann nichts Köstlicheres opfern, als guten Willen. Gregor der Große.

Dies dienet mir statt aller Ursache zu wissen, daß die höchste Vernunft nichts ohne Ursache macht. Gregorius Nazianz Orat. 5.

Der wahre Friede ist, sich nicht trennen vom Willen Gottes, und sich nur dessen erfreuen, was Gottes ist. Leo in Serm

O, wie angenehm ist es doch, seinem Gott zu dienen! Wahrhaftig, es ist besser, als die Welt beherrschen. Franciskus von Assis in opusculis.

Lässest du Gottes vorsehenden Willen walten, so wird alles Uebrige aufgehoben; achtest du aber nicht auf denselben, so herrschet alles Uebrige. Augustinus in lib. de sing. cleric.

Da wir (zu Dir, o Gott!) bethen: „Dein Wille geschehe!" bethe ich für mich, nicht für Dich. Denn dein Wille geschieht auch dann an mir, wenn er schon nicht von mir geschieht. Von mir geschehe dein Wille; daß ich ihm folge, dies werde in mir! Nie geschieht von mir, was Du nicht machest in mir. Derselbe Serm. 56.

Es ist nichts Großes, nach dem Willen erhöret zu werden. Halten wir's für etwas Großes, wenn wir erhöret werden zum Nutzen! Nach ihrem Willen wurden auch jene Teufel erhöret, denen der Herr gestattete, in die Schweine in welche sie wollten, zu fahren. Derselbe Serm. 331.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter Ergebung in den göttlichen Willen verstehen soll.

Die Ergebung unseres Willens in den göttlichen, oder die Gleichförmigkeit unseres Willens mit dem göttlichen Willen ist eine Tugend, welche aus einer reinen Liebe Gottes entsteht, durch welche man beständig bereit ist, Alles zu thun, was Gott uns befiehlt, Alles willig anzunehmen, was Er uns zuschickt, und kraft welcher man, durch die Gnade Gottes gestärkt, in den verschiedenen Vorfällen des menschlichen Lebens, so unangenehm sie auch seyn mögen, immer die nämliche Gemüthsruhe behält. Zur Vollkommenheit dieser Tugend wird also erfordert, daß man bereit sey, mit einer ruhigen Gemüthsstimmung von der Hand Gottes zu empfangen, was es immer ist, zeitliches Glück oder Unglück, Gesundheit oder Krankheit, Ehre oder Verachtung, und daß man bey bevorstehenden Unfällen mit dem Hohenpriester Heli zu Gott spreche: „Er ist der Herr; Er mache, was vor seinen Augen gut ist.“ 1. Kön. 3, 18. Hat sich aber der unangenehme Vorfall wirklich ereignet, so soll man sich zu überzeugen suchen, daß er eine Folge des göttlichen Willens ist, und mit Job sprechen: „Wie es dem Herrn gefiel, so geschah es; der Name des Herrn sey also gepriesen.“

Der Wille Gottes ist das einzige unbedingt Gute.

Gott ist selbst das höchste Gut. Alles Andere ist nur darum gut, weil es von dem höchsten Gute ist. Wäre es nicht von dem höchsten Gute, so wäre es nicht einmal etwas Gutes. Aber nur das ist vom höchsten Gute, was Gott will, daß es sey. Alles ist also nur unter der Bedingung, wenn Gott es will, gut. Aber der Wille Gottes hat keine Bedingung, keine Regel, kein Gesetz: Er ist selbst die Regel und das Gesetz von Allem. Nichts will Gott, weil es gut ist; sondern Alles ist darum und nur darum gut, weil Er es will. — O so hören wir denn doch einmal auf, uns Güter zu träumen außer dem göttlichen

Willen. Alle diese Träume sind thöricht, und die Wünsche, daß sie in Erfüllung gehen, sind es nicht minder. „Menschenkinder! — wie lange liebet ihr noch das Eitle? Wie „lange noch suchet ihr Falsches? — Viele sagen: Wer zeigt „uns Gutes? Herr deines Antlitzes Strahl leuchtet über uns: „Du goßest Freude in mein Herz." Ps 4. — Gottes Wille ist unser Strahl, unser Gut, unsere Freude.

Absicht Gottes bey dem Gebothe der Ergebung unseres Willens in den seinigen.

„Alles steht unter den Befehlen Gottes, und es ist Niemand, der seinem Willen widerstehen kann," sagt Mardochäus in seinem Gebethe zu Gott. Esth. 13, 9. Der Mensch mag also seinen Willen dem göttlichen unterwerfen oder nicht, so geschieht dennoch, was in den Rathschlüssen der ewigen Weisheit festgesetzt ist, und der Wille Gottes wird erfüllt. Was mag also Gott zur Absicht gehabt haben, als Er uns befahl, unsern Willen zu verläugnen, und ihn in den seinigen zu ergeben? Er wollte uns bewegen, aus einem freiwilligen Tugendtriebe ein Joch über uns zu nehmen, welches wir doch tragen müssen, damit es uns dadurch erleichtert, und angenehmer würde, und damit unsere guten Werke durch unsere freiwillige Unterwerfung in seinen Augen verdienstlich und uns zur Seligkeit beförderlich würden. Gott stellt es also dem Menschen frey, sich freiwillig unter den Willen Gottes zu beugen, oder dazu genöthiget zu werden; von ihm hängt es ab, durch seine Ergebung, die Gnade Gottes und alle damit verknüpften Schätze zu gewinnen, oder durch seinen eiteln Widerstand sich den Zorn Gottes zuzuziehen, Ihm wie ein Kind seinem Vater, den es liebt, oder wie ein Sklave seinem strengen Herrn, zu dienen. Gott läßt uns Menschen also die Freiheit, hier auf Erden seinen Willen so zu erfüllen, wie er im Himmel erfüllt wird, und wie wir es täglich in unserm Gebethe an Ihn begehren, oder ihn so zu vollziehen, wie er in der Hölle vollzogen wird.

Vor Allem suchte Jesus den Menschen die Pflicht der Ergebung in den göttlichen Willen an's Herz zu legen.

Da Jesus in die Welt gekommen ist, nicht allein als Erlöser, sondern auch als Lehrer des Menschengeschlechtes, so verwendete Er die Zeit, welche dem Erlösungswerke vorangieng, die Menschen zu belehren, und ihnen seine Lehrsätze tief in das Herz zu prägen. Die Juden verwunderten sich über die Lehren, die Er vortrug, theils weil sie ihnen ganz sonderbar vorkamen, theils auch weil sie Jesum vorher nicht als einen gelehrten Mann kennen gelernt hatten. Er aber sagte zu ihnen: „Will Jemand den Willen Gottes thun, so wird er an meiner Lehre erkennen, daß sie von Gott ist." Joh. 7, 17. Also nur durch die Erfüllung des göttlichen Willens wird der Mensch in den Stand gesetzt, die Lehre Jesu als göttlich zu erkennen, sie zu lieben, zu befolgen, und folglich durch dieselbe selig zu werden. Auch nur darum leuchtete sie den Juden nicht ein, weil sie fest auf ihren Gesinnungen verharrten, sie wollten einen Erlöser nach ihrem Sinne haben, und weil sie hierin ihren Willen nicht verläugnen, und es Gott nicht unbedingt anheim stellen wollten, Israel nach seiner Weisheit zu retten, sind sie ihrem verderbten Sinne überlassen worden.

Jesus gieng hierin den Menschen mit seinem Beispiele vor.

Der Apostel Paulus lehret uns in seinem Briefe an die Hebräer, 10., daß Jesus, einer Weissagung des Propheten Davids gemäß, gleich bey seinem Eintritte in die Welt zu seinem himmlischen Vater sprach: „Opfer und Gaben hast Du nicht „gewollt, einen Leib aber hast Du mir zubereitet. Brand„opfer und Sündenopfer haben Dir nicht gefallen; Ich sprach „daher: Siehe, Ich komme, wie im Buche von Mir geschrie„ben steht, um deinen Willen, o Gott! zu vollbringen." Also nur um den Willen seines Vaters zu vollbringen, nahm Er einen Leib an, und wurde der menschlichen Natur nach

uns gleich. Alle Umstände seines Lebens geben uns die deutlichsten Beweise seiner unbedingten Ergebung in den Willen seines Vaters; und wie Er es uns selbst versichert, that Er immer, was der Wille seines Vaters war. Wenn Er sich dem harten Gesetze der Beschneidung unterwarf, die Flucht nach Aegypten nahm, seine Jugendjahre in der Werkstätte seines Nährvaters zubrachte, durch Samarien und Judäa predigte, die Verfolgungen seiner Feinde geduldig ertrug, sich über ihre Verleumdungen hinwegsetzte, ihrem Haß mit Liebe begegnete, alle Menschen ohne Unterschied aufnahm, Wunder aller Art wirkte, und zuletzt sich selbst der Wuth der Juden Preis gab, die Ihn auf die grausamste Art an's Kreuz hefteten, so geschah alles dies nur, um den Willen seines Vaters zu erfüllen. Und um uns zu beweisen, daß Er nichts sehnlicher wünschte, als diesen Willen zu vollbringen, sagte Er zu seinen Jüngern, daß „es seine Speise sey, den Willen Dessen zu thun, der Ihn gesendet hat.“ Damit aber auch sie diesen Willen erfüllten, erklärte Er ihnen, daß Er nur Jenen für seinen Bruder, seine Schwester, seine Mutter erkennen werde, der den Willen seines Vaters im Himmel vollzieht, und daß die Vollbringung dieses Willens der einzige Weg ist, der zum Himmelreiche führet.

Die Heiligen haben vorzüglich darin dem Heilande nachgeahmt, daß sie auch, wie Er, den Willen des himmlischen Vaters erfüllten.

Wenn die Heiligkeit vorzüglich darin besteht, daß wir unsern Lebenswandel nach dem Wandel Jesu, der unser Vorbild ist, einrichten, so muß die Ergebung in den göttlichen Willen der erste Zug der Heiligkeit seyn. — Die Demuth war von jeher die Lieblingstugend der allerseligsten Jungfrau Maria gewesen, und nichts wünschte sie so sehr, als ihre Tage in der Verborgenheit, ferne von allem Menschenumgange, von allen Ehren und Würden zuzubringen. Die Geschichte erzählt uns, wie sehr sie erschrack, als der Engel ihr den Rathschluß Gottes ankündigte, und wie sehr ihre Demuth durch denselben in

Verlegenheit gesetzt wurde. So bald diese heilige Jungfrau den Willen Gottes erkannte, so legte sie Ihm in dem nämlichen Augenblicke selbst ein Opfer der Lieblingsneigungen ihres Herzens dar, und sprach mit einer vollkommenen Ergebung: „Herr, mir geschehe nach deinem Worte." — Gleiche Gesinnungen legten alle jene Männer, Wittwen und Jungfrauen an den Tag, welche sich durch eine besondere Heiligkeit ausgezeichnet haben. Auf den ersten Ruf verließen die Apostel Alles, und folgten Jesu nach. Sie konnten es noch nicht wissen, wie erhaben das Amt war, zu welchem Er sie berufen hatte; sie sahen im Gegentheil nichts, als Leiden und Verfolgungen voraus. Weil sie aber mit der Stimme Jesu auch die Stimme der Gnade hörten, welche ihnen innerlich den Willen Gottes erklärte, so folgten sie diesem heiligen Willen, über ihr zukünftiges Loos ganz unbekümmert.

Lehrsätze, worauf die Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen sich gründet.

Niemals würden die Menschen sich so sehr abgeneigt finden, ihren eigenen Willen zu verläugnen, um sich dem Willen Gottes unbedingt zu ergeben, wenn sie folgende Lehrsätze bey stillschweigenden Leidenschaften erwägen wollten. 1. Der Wille Gottes wird immer erfüllt, wie es in den ewigen Rathschlüssen festgesetzt ist, die Menschen mögen sich freiwillig demselben unterwerfen, oder sich gezwungen ergeben, wie der heilige Augustin sich hierüber erklärt. 2. Durch die Erbsünde ist der Wille des Menschen verdorben worden; er neigt sich eher zum Bösen, als zum Guten hin; und überdies ist unsere Vernunft zu kurzsichtig, als daß sie immer im Stande wäre, zu erkennen, was zum Heil unserer Seele wahrhaft förderlich ist, oder nicht. Was kann also billiger seyn, als daß der Mensch seinen Willen dem Willen Gottes unterwerfe, um nur diesem zu folgen? 3. Nichts geschieht in der Welt, das Gott nicht absichtlich verordnet, oder wenigstens zuläßt. In beiden Fällen dienet uns Alles, was immer geschieht, zu einer Gelegenheit, uns Verdienste zu erwerben, wenn wir

uns nach den Absichten Gottes dazu bequemen. Sogar die Sünde, die Gott zuläßt, weil Er uns frey erschaffen hat, ist für den Rechtschaffenen nach dem Willen Gottes ein Mittel zur Tugend; er soll ihre Häßlichkeit betrachten, ihre schrecklichen Folgen überdenken, und sie meiden. 4. Wenn Gott durch unangenehme Vorfälle unsere Sinnlichkeit kränket, so ist es ein Beweis seiner Liebe; unsere Tugend will Er prüfen, damit sie dauerhafter und vollkommener werde.

Man muß Gott um die Kenntniß seines Willens bitten.

Da der Mensch nicht immer weiß, aus welchem Geiste er handelt, und die Kenntniß des göttlichen Willens eine erleuchtende Gnade ist, welche unsern Verstand aufkläret, so soll auch der Mensch, nach dem Beispiele des Propheten David, diese Gnade von Gott verlangen, und Ihn bitten, „daß Er ihn lehren möchte, seinen Willen zu vollbringen." Ps. 142. Dies wäre unstreitig das schönste Gebeth, weil der Mensch, der es verrichtet, nicht nur, wie bey jedem andern Gebethe, Gott um Hülfe bittet, sondern er ergiebt sich Ihm ganz, er überläßt sich Ihm, und legt Ihm alle Begierden und Neigungen seiner Sinnlichkeit, als ein Opfer zu Füßen. Was möchte Gott wohl sonst bewogen haben, den heiligen Paulus zu einem Gefäße der Auserwählung zu machen, und ihm den ehrenvollen Auftrag zu geben, seinen Namen vor allen Völkern zu predigen, als die Bereitwilligkeit, womit er im ersten Augenblicke, in welchem die Gnade in seinem Herzen wirkte, zu Ihm rief: „Herr, was willst Du, daß ich thue?" Bis dahin hatte Paulus nur seinem eigenen Willen gefolgt, und war irre gegangen. Jetzt wollte er auf dem Wege der Wahrheit und Tugend wandeln, nicht mehr seinem verführenden Willen wollte er jetzt folgen, sondern blos dem Willen Gottes, und darum bath er Gott, Er möchte ihm seinen Willen zu erkennen geben.

Wie Gott den Menschen seinen Willen zu erkennen giebt.

Im Allgemeinen giebt uns Gott seinen Willen durch die Gebothe zu erkennen, welche Er uns vorschreibt. Als Er sie festsetzte, hatte Er zur Absicht, daß sie uns zur Richtschnur dienen, und daß wir uns nach Kräften bemühen sollten, denselben gemäß zu leben. Die Gebothe und alle damit verbundene Pflichten sind daher im Grunde nichts anders, als der Ausdruck des göttlichen Willens. Auf eine ähnliche Art giebt uns Gott seinen Willen auch noch durch die Befehle derjenigen zu erkennen, die uns vorgesetzt sind. Hier auf Erden vertreten sie seine Stelle; sie haben von Ihm den Auftrag erhalten, durch ihre Befehle diejenigen zu regieren, welche unter ihnen stehen; ihre Befehle sind daher ein Ausdruck des göttlichen Willens. Insbesondere aber giebt Gott einem jeden Menschen seinen Willen zu erkennen, durch jene innerlichen Einsprechungen seiner Gnade, wodurch Er ihn zum Guten reizt, und welche sich bald wie von Ungefähr spüren lassen, bald durch den Anblick fremder Beispiele, durch heilsame Warnungen Anderer, oder durch öffentlichen Unterricht veranlaßt werden. Durch gewisse, einzelne Vorfälle, die unsere Sinnlichkeit kränken, giebt Gott den Menschen insbesondere auch oft seinen Willen zu erkennen, das ist, Er will, daß die Menschen durch diese widrigen Vorfälle aus ihrem Schlummer erwachen, daß sie in ihrem Herzen heilsame Gesinnungen befolgen, und mit Geduld von seiner Hand annehmen, was Er ihnen nur aus Liebe, als eine Gelegenheit, Tugend auszuüben, zuschickt.

Die Ergebung in den göttlichen Willen ist die höchste Andacht.

Wenn wir unter dem Worte Andacht jene Gemüthsstimmung verstehen, vermöge welcher der Mensch sich über die Erde, gleichsam bis zum Throne Gottes erschwinget, seinen Geist und sein Herz von allem Irdischen ablöset, und sich in die Betrachtung himmlischer Dinge ganz vertiefet, so ist eine unbedingte Ergebung in den göttlichen Willen die höchste Andacht. Wer haftet

weniger am Irdischen, als wer keinen irdischen Willen hat? Wer hat für himmlische Dinge mehr Gefühl, als wer keinen andern, als einen himmlischen Willen hat? Will der Mensch nichts, als was Gott will, so ist er ganz nach dem Sinne Gottes; er steht mit Ihm in der höchsten Vereinigung, zu welcher ein Geschöpf mit seinem Schöpfer gelangen kann; er ist von allem Einflusse seiner Leidenschaften frey. Dieses ist aber der vollkommenste Zweck der Andacht; die Ergebung in den göttlichen Willen ist also auch die höchste Andacht.

Trost und Glückseligkeit, welche die Ergebung in den göttlichen Willen mit sich bringt.

Nur derjenige ist wahrhaft glücklich und vergnügt, dem nichts gegen seinen Willen geschieht. Wer aber keinen andern Willen, als den Willen Gottes hat, dem kann auch niemals etwas gegen seinen Willen geschehen, weil in der Welt nichts geschieht, als was Gott will. Die Glückseligkeit, die er genießt, ist also unzerstörbar, Sorgen und Bekümmernisse können sie nicht trüben, weil sie gleichsam außer dem Wirkungskreise der menschlichen Unfälle liegt. Wer es durch die Verläugnung seines Willes einmal so weit gebracht hat, daß er ganz in dem Willen Gottes ruhet, gleicht einem Manne, der seine Wohnung auf einen über die Oberfläche des Meeres hervorragenden Felsen gebauet hat; er sieht, wie die düstern Wolken sich am Himmel zusammenziehen, wie die brausenden Winde sich erheben, wie die stürmischen Wellen sich ihm entgegenstürzen; aber er bleibt ruhig und furchtlos; denn er weiß, daß die Winde und Wellen, so sehr sie ihm auch zu drohen scheinen, an dem Felsen zerschmettern, ohne ihn erschüttern zu können. Ihm ist es also im Grunde gleichgültig, ob das Meer stille, oder in Bewegung sey, weil es gegen ihn auf dem Felsen, worauf er wohnet, nichts vermag. Eben so mag auch über den Menschen, der sich ganz in den Willen Gottes ergeben hat, kommen, was es ist, so bleibt er unerschüttert, weil er weiß, daß Alles nach dem göttlichen Willen geschieht, und er in diesem Willen ruhet; bey allen Vorfällen spricht er mit dem

Propheten ganz getrost zu sich selbst: „Den Höchsten hast du gewählt zu deinem Schutze, auf Gott hast du dein Vertrauen gesetzt, Er ist deine Zuversicht; dich kann kein Unfall treffen, keine Noth kann sich deiner Hütte nahen." Ps. 90, 9. 10.

Unsere Ergebung in den göttlichen Willen soll unbedingt und ohne Ausnahme seyn.

So wie die Liebe Gottes sich nicht theilen läßt, und in einem Herzen, das nicht ganz von der Liebe zu Gott entflammt ist, auch keine wahre Liebe zu Gott glühet, eben so darf der Mensch sich nicht mit der Hoffnung trösten, daß er die Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen ausübet, wenn er seinen Willen nicht ganz verläugnet, sondern seiner Sinnlichkeit noch etwas vorbehält. Es giebt gewisse Vorfälle im menschlichen Leben, bey welchen, so sehr sie auch am Anfange bestürzen, man sich doch zuletzt fassen, und in den Willen Gottes ergeben kann. Aber es giebt auch andere Fälle, in welche man sich durchaus nicht schicken zu können glaubt, und gewöhnlich sind dieses solche, welche entweder unsere Eigenliebe, unsere Ehrsucht demüthigen, oder eine unserer Lieblingsneigungen kränken. Die Vorurtheile, welche mit unserer Eigenliebe, oder mit einer unserer Lieblingsneigungen in Verbindung stehen, sind gewöhnlich schon so tief in unser Gemüth eingedrungen, daß wir sie nur mit der größten Mühe und dem aufrichtigen Forschen gewahr werden können. Man hält daher nichts für billiger, als daß man doch wenigstens etwas für sich behalte, wenn man sonst Alles für Gott aufopfert. Wer glaubt nicht, wenn er durch Verleumdungen gekränkt worden ist, mit allem Rechte seinen Mißmuth und seinen innern Gram wenigstens in Klagen ausschütten, und gegen seine Feinde eine heimliche Abneigung in seinem Herzen nähren zu dürfen? Scheint uns etwas billiger zu seyn, als dem Undankbaren die Fortsetzung unserer Guttaten zu versagen, auch wenn er derselben bedarf? Wird die trostlose Mutter, welcher der unerbittliche Tod ihren einzigen Sohn in der

Blüthe seiner Jahre raubte, sich nicht bitterer Klagen über den harten Schlag, der sie traf, und mitunter auch heimlicher Vorwürfe gegen die Vorsehung Gottes berechtiget glauben? Daß aber Gott an solch einem getheilten Opfer kein großes Wohlgefallen haben könne, wird leicht begreiflich werden, wenn man bedenkt, daß Jesus, unser Vorbild und Muster, sich seinem himmlischen Vater ganz und ohne Ausnahme opferte, und sein Opfer durch den Tod am Kreuze bekräftigte.

Je vollkommener unsere Ergebung ist, um so weniger schmerzlich sind unsere Leiden.

So viel wissen wir aus Erfahrung, daß, wenn derjenige, der leidet, von dem Gegenstande, der ihm seine Leiden verursacht, seine Gedanken abwenden, und sich zerstreuen kann, er den Schmerzen auch nicht mehr empfindet. Eben dieses thut der fromme Christ, der an dem Gegenstande seiner Leiden die Hand Gottes erkennt, die ihn prüfet. Nicht der Schmerz, den er erduldet, beschäftiget alsdann seinen Geist, sondern der Gedanke, daß er eine Prüfung aussteht, aus welcher er Verdienste für das ewige Leben sammeln soll. Dieser Gedanke giebt ihm Muth, er verliert den Gegenstand seiner Leiden aus den Augen, und er lebt wieder auf. Hierzu kömmt noch, und dies ist auch das Wichtigste, daß der Christ, der sich in den Willen Gottes ergiebt, durch eine besondere Gnade gestärkt wird, ohne welche es seiner schwachen Natur nicht möglich wäre, seinen Geist von dem Gegenstande seiner Leiden so abzuwenden, daß er sie nicht mehr empfindet. Und in dieser Gnade finden wir die Ursache, warum die Ungläubigen, welche wohl auch wissen, daß die menschlichen Leiden nicht schmerzen, wenn man seinen Geist davon abwendet, mit diesem Grundsatze so wenig, und so bald den Muth wieder sinken lassen, da doch unsere Heiligen unter dem Drucke weit größerer Leiden sich immer aufrecht erhielten, und den grausamsten Peinigungen trotzten. Die Heiligen waren durch eine unsichtbare Gnade Gottes gestärkt, die Ungläubigen sind dieses aber nicht.

Wie billig es sey, daß man seinen eigenen Willen verläugne, und sich in den Willen Gottes ergebe.

Betrachten wir uns als Geschöpfe Gottes, als Wesen welche von dem Urheber aller Dinge abhängen, und bedenken wir, daß wir Alles, was wir sind, von Ihm empfangen haben, was kann dann wohl billiger seyn, als daß wir Ihm durch ein freiwilliges Opfer unserer selbst, und sogar unseres Willens uns gleichsam wieder zurückgeben? Gott gab uns zwar die Freiheit, und überließ es uns, sie nach unserm Gutdünken zu gebrauchen. Aber über seinen Wunsch, daß wir sie nur zum Guten gebrauchen sollen, ließ Er uns keinen Zweifel übrig; denn wenn wir hierin nicht nach seinen heiligen Absichten handeln, haben wir nicht nur keine Ansprüche auf die ewige Seligkeit, sondern in ewigen Flammen werden wir den Mißbrauch unserer Freiheit büßen müssen. Da wir also Nichts zu hoffen, und Alles zu fürchten haben, wenn wir nach unserm eigenen Sinne leben, und nur unserm Willen folgen, so ergiebt es sich von selbst, wie billig und vernünftig es sey, daß der Christ seinem eigenen Willen entsage, um nur den Willen Gottes zu vollbringen, und daß er öfter in Betrachtung ziehe, daß, wenn er auch in einigen Stücken gegen seine Sinnlichkeit nachsichtig ist, und seinem verdorbenen Willen folget, im Allgemeinen der Wille Gottes dennoch erfüllt werde: geschieht es nicht, in so fern Er die Unterwürfigkeit und den Tugendeifer der Menschen belohnt, so geschieht es, in so weit Er ihren Eigensinn und ihre Widerspänstigkeit bestraft. „Denn," wie der heil. Gregorius sagt, „auf eine ganz wunderbare Art geschieht es, „daß auch das, was gegen den Willen Gottes strebt, dem „Willen Gottes doch in so fern nicht ganz zuwider ist, weil Er „eben auch will, daß ein Jeder seinen Widerstand büße."

Wie der Christ in der Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen sich üben kann.

Wir würden uns sehr irren, wenn wir glauben wollten, daß die Tugend der Ergebung in den göttlichen Willen eine

Tugend sey, welche man nur bey ganz besondern Vorfällen in seinem Herzen erwecken und ausüben dürfe. Ist ein Unglück einmal geschehen, und ist durchaus keine Hoffnung mehr, es wieder gut machen zu können, so bedarf es eben keines großen Heldenmuthes, sich zu fassen und sich zu einem Unglücke zu bequemen, welches man doch nicht ändern kann. Die edle Tugend der Ergebung kann aber zu allen Zeiten ausgeübt werden, auch in jenen Augenblicken, in welchen uns nichts gegen unsern eigenen Willen geschieht. Man kann schon mit Ergebung dem Unglücksfalle zuvorkommen, und alsdann ist die Ergebung auch am vollkommensten. Wer befindet sich wohl nicht in einer solchen Lage, daß ihm Verschiedenes widerfahren könnte? Wer hat nicht irgend etwas, woran sein Herz besonders hängt? — Man stelle sich nun unter der zahllosen Menge von verschiedenen Unfällen eben die vor, welche über uns kommen könnten; man wähle eben jene, welche uns am meisten kränken würden, und denke bey sich selbst, wie uns zu Muthe seyn müßte, wenn sie wirklich geschehen würden; wenn man uns auf einmal aller Güter, des Hauses, des Hofes, der Kinder beraubte, um uns in einen Zustand der äußersten Dürftigkeit zu versetzen. Wäre dieses mitten im Glücke nicht eine schöne Gelegenheit, die Tugend der Ergebung zu üben, und sein Herz so zu stimmen, daß wir mit gleicher Gemüthsruhe, wie Job, ausrufen könnten: „Wenn wir von „der Hand Gottes das Glück empfangen haben, warum soll„ten wir nicht auch das Unglück von Ihm annehmen... Er „hat es uns ja gegeben, und Er hat es wieder genommen. „Sein Name sey also gepriesen." — Unstreitig wäre es eine sehr nützliche Uebung, wenn man keinen Tag vorübergehen ließe, ohne sich dergleichen Vorstellungen zu machen. Und will man seine schwache Natur eben nicht einer solchen Prüfung aussetzen, unter welcher sie vielleicht erliegen würde, wie es wohl geschehen könnte, wenn man sich ganz in Jobs Lage hineindenken wollte, so stelle man sich tausend andere Kränkungen vor, die uns begegnen könnten, besonders Kränkungen der Eigenliebe, und man wird Gelegenheiten im Ueber-

flusse finden, die Tugend der Ergebung ausüben, und täglich mit dem Propheten sprechen zu können: „Gott! mein Herz ist bereit, es ist bereit.“ Ps. 58.

Ersatzpflicht, siehe Diebstahl.

Erziehung der Kinder.

Unter dem Worte Erziehung verstehen wir überhaupt alle Pflichten, welche die Aeltern gegen ihre Kinder zu erfüllen haben, sowohl in Absicht auf ihr zeitliches, als auf ihr ewiges Wohl. Die Erziehung der Kinder ist also, wie es sich hieraus leicht abnehmen läßt, einer der wichtigsten Punkte, welche auf den Kanzeln abgehandelt werden können; denn von der Erziehung, welche der Mensch in seiner Jugend empfangen hat, hängt gewöhnlich sein ganzes übriges Leben ab. Würden sich alle Aeltern mit einander verbinden, um ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, so würden Sittenlosigkeit und Unglaube gar bald aus der Welt verbannt seyn. Nichts ist daher nützlicher, als den Aeltern ihre Pflichten in Absicht auf die Erziehung ihrer Kinder recht oft, und mit allem Nachdruck an das Herz zu legen.

Erster Entwurf.

Ueber die Pflicht der Erziehung überhaupt.

Ein Blick auf den Menschen im Augenblicke, wo er auf der Welt erscheint, und auf die Jahre, welche er durchlebt, überzeugen uns ohne alle andere Beweise, daß die Aeltern eine höhere Bestimmung haben, als blos die Urheber des Daseyns ihrer Kinder zu seyn, und daß diese höhere Bestimmung darin bestehe, die Kinder nach den Absichten des Schöpfers zu dem zu bilden, was sie seyn sollen, nämlich zu rechtschaffenen und tugendhaften Menschen. Diese Pflicht ist heilig, nicht nur, weil ihr Gegenstand heilig ist, sondern weil die Folgen, welche die

Nichterfüllung nach sich zieht, von der größten Wichtigkeit sind. Um nun die Aufmerksamkeit der Aeltern in Absicht auf die Erziehung ihrer Kinder anzuregen, wollen wir ihnen beweisen,

1) worauf diese heilige Pflicht sich gründet, und
2) wie sie erfüllt werden soll.

Im zarten Alter ist bey dem Menschen noch nichts ausgebildet; gleichwie sein Körper nicht ausgewachsen ist, eben so ist auch sein Geist noch in der Kindheit, das Kind hat nur Anlagen und Fähigkeiten, welche sowohl zum Guten, als zum Bösen gelenkt werden können. Ihre Entwicklung und Ausbildung kann also nicht dem Ungefähr überlassen werden, besonders wenn wir bedenken, daß alle Menschen mit sich auf die Welt bringen

a) einen unseligen Hang zum Bösen, dessen schädliche Wirkungen schon im zartesten Alter sich spüren lassen. Bleibt der Mensch sich selbst überlassen, so folgt er blindlings diesem Hange, und sein Herz wird verderbt. Durch die Bemühungen der Aeltern muß also dieser Hang zum Bösen in seinem Wachsthume gehindert, die Anlagen zum Guten müssen rege gemacht, und ausgebildet werden, damit der Hang zum Bösen dadurch bezähmet, und endlich ganz vertilgt werde.

b) Die Wichtigkeit der ersten Eindrücke sind ein anderer Grund, welcher die Erziehung nothwendig macht. Die Erfahrung lehrt uns, daß jene Eindrücke die tiefsten sind, welche das menschliche Herz zuerst empfangen hat, und daß diese sich auch am schwersten wieder erlöschen lassen. Es ist daher äußerst wichtig, daß der Same der Tugend schon frühzeitig in die zarten Herzen gelegt werde.

c) Die Schwierigkeit, wieder gut zu machen, was bey einer verwahrlos'ten Erziehung verdorben worden ist, gehört auch zu den Gründen, worauf die Erziehungspflicht beruhet. So lange der Mensch jung ist, läßt er sich gleich einem jungen Baume biegen und lenken; sind aber die ersten Jahre vorüber, so sind

schon Gewohnheiten vorhanden, die sich eben so schwer, als die Spuren festgelegter Falten tilgen lassen.

Ueber die Nothwendigkeit, die Kinder zu ziehen und sie frühzeitig zur Tugend zu bilden, ist wohl kein Zweifel mehr, und so albern schon über den Zeitpunkt, wo die Erziehung beginnen soll, geschrieben worden ist, so hat es doch noch Niemand gewagt, diese Pflicht gänzlich wegzuläugnen. Alles kömmt daher auf die Mittel an, wie diese Pflicht zur Erfüllung zu bringen ist. Die vorzüglichsten dieser Mittel sind:

a) Nützliche Lehren, welche die Aeltern nach Erforderniß der Umstände ihren Kindern ertheilen sollen. Schon in den zartesten Jahren sollen sie ihnen beigebracht werden; denn es ist nicht nothwendig, daß ihre Vernunft ganz entwickelt sey, um schon Alles gänzlich und vollkommen zu fassen; denn wenn sie auch noch nicht im Stande sind, diese nützlichen Lehren gleich in Ausübung zu bringen, so werden sie doch dadurch zum Guten vorbereitet. Der Same muß eine gewisse Zeit in der Erde keimen, bevor die Pflanze zum Vorschein kömmt, und Früchte bringt.

b) Gute Beispiele. Ueberhaupt glaubt man eher den Werken als den Worten, und dies ist besonders bey Kindern der Fall, welche wenig denken und überlegen, und überdies einen ganz besondern Trieb zur Nachahmung haben.

c) Eine genaue Aufsicht. Die ersten Eindrücke, welche nützliche Lehren und gute Beispiele in den zarten Herzen veranlaßt haben, würden aber gar bald wieder verschwinden, wenn den Kindern ein freier Umgang mit Jedermann, und der Besuch böser Gesellschaften gestattet würde.

Zweiter Entwurf.

Ueber dieselbe Materie.

Kaum hat der Mensch seine Augen dem Lichte geöffnet, so erinnert die Natur die Urheber seines Daseyns, daß das

Kind, welches sie zur Welt gebracht haben, ihrer Obsorge und Wartung von dem Schöpfer anvertraut ist. Gewisse unsichtbare Bande knüpfen sie an das Kind, in welchem sie gleichsam fortleben, und in diesen Banden liegt die Pflicht, es zu erziehen. — Unter einem noch edlern Gesichtspunkte legt die Religion den Aeltern das Kind dar, welches das Tageslicht erblickt hat. Ihr Beruf ist, es so zu bilden, daß es durch seinen tugendhaften Wandel in den Stand gesetzt werde, dereinst an jener Glückseligkeit Antheil zu nehmen, wozu wir eigentlich Alle erschaffen sind. Die Erziehungspflicht gründet sich also

1) auf die Natur, und
2) auf die Religion.

Es lag in den Planen der Schöpfung in Absicht auf die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, daß die Aeltern durch ein heiliges Band an ihre Kinder geknüpft würden, und dieses Band ist die Liebe, welche die Herzen der Aeltern zu ihren Kindern empfinden.

a) Diese Liebe fordert die Aeltern auf, um das Wohl ihrer Kinder besorgt zu seyn, ihren Bedürfnissen abzuhelfen, und sie zu verpflegen, bis sie keiner Hülfe mehr bedürfen.
b) Der Gedanke: daß wir in dem Kinde, welches wir zur Welt gebracht haben, fortleben, ist eben auch eine kräftige Erinnerung an die Pflicht, das Kind durch eine weise Erziehung so zu bilden, daß es dereinst im Stande sey, seine Aeltern auf eine würdige Art vorzustellen.

Doch diese Gründe, welche in der Natur liegen, sollen den christlichen Aeltern nicht hinreichend seyn, weil sie an sich nicht erhaben genug sind, und ihnen die heiligen Pflichten, welche sie gegen ihre Kinder zu erfüllen haben, nicht unter ihrem eigentlichen Gesichtspunkte und in ihrem wahren Umfange zeigen. Die Gründe der Religion sind es, die sie vorzüglich zu einer guten Erziehung ihrer Kinder auffordern müssen; diese sind weit erhabener, als alle Gründe der Natur. Und die vorzüglichsten bestehen darin:

a) daß die Liebe, welche die Herzen der Aeltern empfinden, sich nicht so viel auf ihren Körper, als auf ihre Seele

beziehen soll. Sie sollen daher ihre Kinder nach ihrer körperlichen Geburt gleichsam auf eine zweite Art gebären; nämlich der Seele nach, in dem Sinne der Worte, welche Paulus an die Galater schrieb: „O meine Kinder, — die ich von Neuem gebäre, bis Christus," der christliche Sinn, „in euch ausgebildet ist." 4, 19.

b) Daß die Kinder eigentlich kein Eigenthum der Aeltern, sondern vielmehr ein Gut sind, welches Gott ihnen anvertraute, um darüber nach seinen weisen Absichten zu verfügen, wie der heilige Chrysostomus es erkläret. Dieses Gut fordert Gott von den Aeltern wieder zurück, und zieht sie über die Verwaltung desselben zur Verantwortung.

Dritter Entwurf.

Ueber die Beschaffenheit der Erziehungspflicht.

Erhaben und ehrenvoll ist die Bestimmung der Aeltern. Sie sind in den Händen des Schöpfers die Werkzeuge, deren Er sich bedient, ihre Kinder zu dem hohen Zwecke zu führen, zu welchem alle Menschen erschaffen worden sind, und welcher in dem Genusse jener ewigen Glückseligkeit besteht, die Gott uns als einen Lohn der Tugend, und eines christlichen Wandels darbietet. Was die Aeltern als rechtschaffene Christen sind, das sollen auch ihre Kinder dereinst seyn, und von ihnen sollen sie dazu gebildet werden. In diesem erhabenen Berufe der Aeltern finden wir zugleich

1) die Beschaffenheit der Erziehungspflicht, und
2) die Mittel, diese Pflicht in Erfüllung zu bringen.

Die Pflichten, welche die Aeltern gegen ihre Kinder zu erfüllen haben, zeigen sich unter verschiedenen Gesichtspunkten, aber unter allen sind sie gleich wichtig und heilig.

a) In Absicht auf das zeitliche Wohl der Kinder. — Wird die Erziehung eines Kindes verwahrlos't, so wird sein Herz verwildert; in den Jugendjahren folget es blindlings den bösen Trieben, welche in ihm rege werden; seine

Leidenschaften gewinnen Kräfte; böse Gewohnheiten fassen Wurzeln, und wenn die Mannesjahre heranrücken, so ist der verwahrlos'te Jüngling zu Allem außer dem Laster unfähig; er ist zu jedem Stande untauglich, und hat sich den Weg zu allem irdischen Glück versperrt. —

b) In Absicht auf ihr ewiges Wohl. — Wer hier auf dieser Welt ein Taugenichts, ein verdorbener und gottloser Mensch ist, der ist eben sowohl der ewigen, so wie der zeitlichen Glückseligkeit unfähig. Die Pflichten der Religion kennt er nicht, weil er sie nicht kennen gelernt hat; und wären sie ihm auch bekannt, so würde er sie verabscheuen, weil sie seinen Leidenschaften zuwider sind; sein Herz hat für die Wahrheiten der Religion kein Gefühl, er will von der Abtödtung, von der Buße und von der Bekehrung nichts wissen, und so lebt und stirbt er in der Unbußfertigkeit dahin. —

c) In Absicht auf das Wohl des Staates. So lang wir Menschen hier auf dieser Erde sind, ist es gewöhnlich unser Beruf, in Gesellschaft unter einander zu leben. Eine Gesellschaft kann nicht bestehen, wenn sie nicht durch Gesetze regiert wird, welchen Tugend und Rechtschaffenheit zum Grunde liegen. Wie wird aber ein Mensch, der durch eine christliche Erziehung nicht in den gehörigen Schranken gehalten worden ist, in den Schranken bleiben, welche die Gesetze des Staates ihm vorschreiben?

Wie kann aber die Erziehungspflicht, welche unter so vielen Rücksichten wichtig und heilig ist, auf die beste Art in Erfüllung gebracht werden? — Zu diesem Entzwecke giebt es vorzüglich drey Mittel, welche folgende sind:

a) der Schulunterricht. Verstand und Herz müssen schon frühzeitig zum Guten gebildet werden. Dies ist eine Erfahrungswahrheit, welche kein vernünftiger Mensch läugnen wird. Aber die Aeltern haben dazu nicht immer die Zeit und die erforderlichen Kenntnisse. Aus dieser Ursache sind die öffentlichen Schulen errichtet wor-

den, damit den Kindern in denselben der erste Unterricht ertheilt werde. —

b) **Der Kirchenunterricht.** Was die Sittlichkeit und die Kenntniß der Religionspflichten anbelangt, so wird in den Schulen nur der erste Grund dazu gelegt. Dieser Unterricht wird aber in den Kirchen ergänzt und vollendet. Die Lehren, welche in den Kirchen ertheilt werden, sind ganz besonders dazu geeignet, den Menschen ihre Pflichten zu erklären, und ihnen die Beweggründe, sie zu erfüllen, mit einem wirksamen Nachdrucke an's Herz zu legen. —

c) **Der häusliche Unterricht.** Dieser besteht vorzüglich in den guten Beispielen, welche die Aeltern ihren Kindern geben sollen. Da sie die Kinder, besonders in der ersten Jugend, beinahe beständig um sich haben, und sehr viel von den ersten Eindrücken abhängt, welche in den zarten Herzen veranlaßt werden, so müssen die Aeltern ihren Wandel den Kindern, welche sie beständig sehen, wie einen Spiegel darstellen, in welchem die Kleinen sehen können, wie auch sie leben, und dereinst werden sollen. — Die Erziehungspflicht der Aeltern besteht darin, pünktlich darauf zu achten, daß dieser dreifache Unterricht ihren Kindern gehörig ertheilt werde.

Vierter Entwurf.

Ueber die Folgen der guten Erziehung.

Eine gute Erziehung ist das größte Geschenk, das die Aeltern ihren Kindern geben können; sie ist von einem weit größern Werth, als die größten Güter, weil die Reichthümer den Werth des Menschen nicht erhöhen, sondern, wenn sie nur das einzige Erbtheil sind, das ist, wenn sie von einer guten Erziehung nicht begleitet werden, so sind sie dem Menschen vielmehr noch zum Untergang in dieser und in jener Welt. Damit die Aeltern die Gutthat einer guten Erziehung nach ihrem Werthe schätzen lernen, und bewogen werden möch-

ten, den erforderlichen Fleiß darauf zu wenden, daß ihre Kinder gehörig erzogen werden, wollen wir heute überdenken, welche Folgen eine gute Erziehung hat;

1) für die Kinder, welche sie empfangen, und

2) für die Aeltern, welche sie geben.

Im Allgemeinen läßt sich behaupten, daß der Mensch das ist, wozu er durch die Erziehung gebildet worden ist. Denkt er christlich und rechtschaffen; vertritt er sein Amt mit Eifer und mit den erforderlichen Kenntnissen; ist er thätig und arbeitsam bey seinem Gewerbe, so hat er es meistens der Erziehung zu danken. Wollen wir wissen, wie die Erziehung alles dies bewirken kann, so müssen wir bis auf die ersten Folgen zurückgehen, welche die Erziehung bey den Kindern hevorzubringen pflegt. Die vorzüglichsten sind folgende:

a) Die Jugend wird durch eine wachsame Erziehung gegen die schädlichen Wirkungen der herrschenden Sittenlosigkeit gesichert. Vor Zeiten war das Verderbniß der Sitten nicht so allgemein, wie in unsern Tagen, das Gift der Verführung schleicht allenthalben umher, und steckt die verwahrlos'te Jugend an. Eine wachsame Erziehung ist das einzige Mittel, dessen Verwüstungen zu steuern.

b) Bey der Schwachheit unserer Natur, und bey unserm verdorbenen Willen ist es uns äußerst schwer, die Tugend auszuüben, und je mehr der sich selbst überlassene Mensch an Jahren zunimmt, desto größere Hindernisse setzt die Sinnlichkeit seinem Tugendeifer entgegen. Diesen Hindernissen kömmt eine gute Erziehung zuvor, sie legt in das zarte Herz den Samen der Tugend, und durch die fleißige Wartung dieses guten Samens wird der Same des Lasters erstickt.

c) Hätte der Mensch von der Natur noch so schöne Anlagen und Fähigkeiten erlangt, so würde er doch niemals zu einer Stelle, oder zu einem Gewerbe tüchtig werden, wenn nicht seine Anlagen und Fähigkeiten durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet würden. Sie allein machet den Menschen fähig, den Stand, zu welchem

er von Gott berufen worden ist, auf die erforderliche Art anzutreten, und die Pflichten, welche er mit sich bringt, zu erfüllen.

Nicht weniger wichtig sind für die Aeltern selbst die Folgen der guten Erziehung, welche sie ihren Kindern geben. Können sie sich das unbestochene Zeugniß geben, daß sie hierin ihre Pflichten, als gute Aeltern, erfüllt haben, so werden sie

a) den süßesten Trost hier auf Erden genießen, dessen ihr Herz fähig ist. Was kann dem Menschen eine reinere Zufriedenheit bringen, als das Bewußtseyn, den Zweck seines Daseyns erreicht, und seine Standespflichten erfüllt zu haben. Der Beruf der Aeltern ist, ihre Kinder christlich zu erziehen: haben sie diesen Beruf getreu erfüllt, so bleibt ihrem Herzen hier auf Erden nichts mehr zu wünschen übrig.

b) Auch ein ruhiges Gewissen bringt das Bewußtseyn, die Pflichten eines guten Vaters, und einer guten Mutter erfüllt zu haben, mit sich. Wenn die Kinder nur ein den Aeltern von Gott anvertrautes Gut sind, für deren Ausbildung sie gewissenhaft sorgen sollen, so wird einst auch Gott dasselbe wieder von ihnen fordern, und sie zu einer strengen Verantwortung darüber ziehen. Dieser Sorgen sind aber die Aeltern überhoben, welche ihre Kinder gut erzogen haben.

c) Auch große Verdienste bey Gott erndten die Aeltern ein, welche ihre Kinder christlich erziehen. Gott wünscht nichts sehnlicher, als daß alle Menschen zur ewigen Glückseligkeit gelangen. Durch nichts kann an der Beförderung dieses Wunsches zweckmäßiger gearbeitet werden, als durch die Erziehung, welche der Jugend ertheilt wird. Und weil Gott kein gutes Werk unbelohnt läßt, so haben auch die Aeltern, welche ihre Pflichten gegen ihre Kinder genau erfüllt haben, die gültigsten Ansprüche auf Belohnung.

Fünfter Entwurf.

Ueber die Folgen einer vernachläßigten Erziehung.

Der heilige Bernardus trägt kein Bedenken, jene pflichtvergessenen Aeltern, welche die Erziehung ihrer Kinder vernachläßigen, „Mörder ihrer Kinder" zu nennen. So hart auch diese Benennung klingt, so ist sie doch im Sinne des heil. Vaters vollkommen wahr; denn die Aeltern, welche ihren Kindern nur das Leben, und keine Erziehung geben, sind Ursache, wenn diese, in ihren Händen verwilderten Kinder, unfähig werden, einst nützliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft zu seyn; wenn sie ihr Leben im Müßiggange zubringen, ihr Vermögen am Spieltische verschleudern, und in Ausschweifungen aller Art alle Gefühle für Tugend und Religion verlieren. Solche Auswürflinge der Menschheit sind für diese und für die andere Welt todte Glieder. O daß doch alle nachläßige Aeltern die schreckenvollen Folgen überdenken möchten, welche ihre Pflichtvergessenheit nach sich zieht. Wir wollen sie hier in gedrängter Kürze zusammenziehen, und ihnen faßlich darstellen,

1) welche Folgen eine verwahrlos'te Erziehung für die Zeit des irdischen Lebens, und dann
2) welche Folgen sie jenseits des Grabes für die Ewigkeit nach sich zieht.

So freigebig auch die Natur einen Menschen mit Anlagen, mit Talenten und Geistesfähigkeiten beschenkt, so sind doch diese edlen Gaben für ihn verloren, wenn sie nicht durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet werden. Sie gleichen einem Schatze, der im Herzen vergraben liegt, und darum ganz unnütz ist. Empfängt also der Mensch keine Erziehung, so wird er

a) ein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft. Er ist unfähig in derselben ein Amt zu bekleiden, oder eine Stelle zu vertreten. Erschwingt sich seine Ehrsucht durch Ränke und dergleichen unrechtmäßige Mittel zu einer Stelle, so wird das Wohl seiner Mitbürger ein Opfer

seiner Unwissenheit und seiner Habsucht. Treibt er einen Handel, oder ein Gewerbe, so sind List und Betrug seine Hülfsmittel. Die Redlichkeit ist in seinen Augen nur ein eitler Name, und wenn er sich auch den Schein derselben giebt, so hat er keine andere Absicht, als die Unbehutsamen desto leichter zu verführen, um nicht öffentlich gebrandmarkt zu werden.

b) Weil aber alles dies nicht unbekannt bleiben kann, und alle Folgen über kurz oder lang von selbst an den Tag kommen, so stehen solche erziehungslose Menschen in einer allgemeinen Verachtung; man verabscheuet ihr Betragen, und man hütet sich sorgfältig mit ihnen Umgang zu haben. Auf den Verlust der Ehre folgt gewöhnlich auch noch der Verlust des Vermögens, wenn die menschliche Klugheit ihrer Habsucht nicht die Mittel eingegeben hat, sich dagegen zu sichern.

Noch weit bedenklicher sind die Folgen für die Ewigkeit. — Wir Menschen sind hier auf der Welt nur im Vorübergehen; Gott hat uns auf dieselbe gesetzt, daß wir hier, wie Pilgrime, auf den Wegen wandeln, welche uns zu unserm wahren Bestimmungsorte führen, der jenseits des Grabes liegt. Aber die Wege des Heils werden von einer Menge Irrwege durchkreuzt, die zum Untergange leiten.

a) Wie wird aber der Mensch die Wege des Heils von der zahllosen Menge der Irrwege zu unterscheiden wissen, wenn sie ihm durch eine christliche Erziehung nicht gezeigt werden? Unsere sich selbst überlassene Vernunft geht zu gerne irre. Die Wege des Heils sind eng, schwer und höckericht; jene des Untergangs hingegen sind breit, leicht und sehr betreten. Wird der Mensch, der nicht geleitet wird, den letztern nicht den Vorzug geben, da er ohnehin auf dieselben von seinem Hange zum Bösen hingezogen wird? — Unwissenheit des Geistes ist die erste nachtheilige Folge für die Seele bey einer verwahrlos'ten Erziehung.

b) Das Herz des Menschen gleicht unter vielen Rücksich=

ten einem Acker, der Gewächse aller Art, gute und böse, hervorbringen kann. Wird er angebaut, und mit gutem Samen besäet, so darf man eine gute Aerndte hoffen. Wird er aber verwahrlos't, so wächst auf demselben nur Unkraut. Die Anwendung dieses Bildes zeigt sich von selbst. — Eine gänzliche Verdorbenheit des Herzens ist die zweite nachtheilige Folge einer vernachläßigten Erziehung.

Sechster Entwurf.

Von der Pflicht der Aeltern, über die Jugendjahre ihrer Kinder sorgfältig zu wachen.

So lange der Mensch jung ist, hat er weder Einsichten, noch Erfahrung; er ist nicht im Stande, das, was ihm nützlich ist, von dem zu unterscheiden, was ihm schädlich seyn könnte. Von Allem urtheilt er nur nach dem äußern Scheine, und glaubt, daß Alles so sey, wie es ihm vorkömmt. Da also die Gefahren der Welt hinter täuschenden Anlockungen verborgen sind, und besonders auf die zarten Herzen mit einer verführerischen Zauberkraft wirken, so vermuthet die unbehutsame Jugend oft eben dort am wenigsten Verdächtiges, wo am meisten Fallstricke liegen. Diese Unerfahrenheit der Jugend, und die Leichtigkeit, mit welcher sie verführt werden kann, macht es allen Aeltern zur größten Pflicht, die Jugendjahre ihrer Kinder genau zu bewachen,

1) damit sie unter ihren Augen die Tugend und die Wege des Heils kennen lernen, und
2) damit sie gegen alle Gefahren der Verführung geschützt werden.

Die Gesetze der Natur fordern und bringen mit sich, daß die Aeltern, nachdem sie in ihrem irdischen Laufe ihr Ziel erreicht haben, in den Staub wieder zurückkehren, aus welchem sie hervorgegangen sind, und daß sie dann durch ihre Kinder ersetzt werden. Da sie also die Kinder auf der Welt zurücklassen, damit diese an ihre Stelle treten sollen, so müssen sie

dieselben auch durch eine wachsame Erziehung während ihrer Jugendjahre so bilden, daß sie von ihnen auf eine würdige Art vorgestellt werden. Die vorzüglichsten Mittel hierzu sind:

a) Der ihnen frühzeitig ertheilte Unterricht, in welchem sie über ihre Pflichten, und die Art, sie zu erfüllen, belehrt werden. Die Gelegenheiten ermangeln den Aeltern nicht, die ein wachsames Auge auf ihre Kinder haben, ihnen zu zeigen, was gut ist, ihnen Liebe zur Tugend einzuflößen, ihre Neigungen zu beobachten, und so zu lenken, daß sie sich zur Tugend hinwenden.

b) Nützliche Warnungen gegen die vielfältigen Gefahren, welche sie überall umgeben. Diese Warnungen sollen vorzüglich dahin zielen, durch begreifliche Beweise der Jugend ihre Unerfahrenheit, und ihre Unbehutsamkeit faßlich zu machen. Beispiele, die täglich unter unsern Augen vorfallen, können in dieser Absicht mit gutem Erfolge gebraucht werden.

c) Der tugendhafte Wandel, mit welchem sie ihnen vorgehen. Wenn die Aeltern ihre Kinder beständig um sich haben, und wenn diese an ihnen nichts, als Gutes und Erbauliches sehen, so werden sich ihre zarten Herzen leicht entschließen, den Weg der Tugend zu betreten. Die guten Beispiele der Aeltern sind bey der Erziehung das wirksamste Mittel.

Vergebens würden die Aeltern in die Herzen ihrer Kinder nützliche Lehren einzuprägen suchen, wenn sie nicht zuerst besorgt wären, dieselben von aller Gefahr zu entfernen; denn die Verführung kann den besten Unterricht, welcher die Frucht vieler Jahre war, in einer kurzen Zeit vernichten. — Die vorzüglichsten Gefahren sind:

a) Der Umgang mit Menschen, deren Grundsätze und Sitten verdächtig sind. — Der Mensch bildet sich, wie es die tägliche Erfahrung lehrt, gewöhnlich nach der Denk- und Handlungsart derjenigen, mit welchen er Umgang hat. Wenn dieses schon im Allgemeinen wahr ist, so ist es noch ganz vorzüglich für die

Jugend wahr, welche alle Eindrücke leicht annimmt, besonders aber jene, die ihre Verführung befördern.

b) Der Besuch jener Orte, wo öffentliche Belustigungen gehalten werden. — Der Hang nach Lustbarkeiten, der bey der Jugend gewöhnlich sehr groß ist, und der Zauber, welchen alle Lustbarkeiten begleiten, sind so wirksame Verführungsmittel, daß man Jünglingen und Mädchen den Besuch jener Lustorte äußerst selten, oder gar nicht erlauben soll; und daß, wenn sie sich wirklich bey solchen öffentlichen Belustigungen befinden, man sie mit geschärfter Wachsamkeit stets beobachten muß.

c) Das Lesen gefährlicher Bücher, in welchen das Gift der Verführung unter den Blumen einer schönen Schreibart, oder unter dem Zauber einer reizenden Erzählung verborgen liegt. — Die Verwüstungen, welche sittenlose Bücher unter der Jugend anrichten, sind nicht zu berechnen, und die Aeltern können unmöglich die Unschuld ihrer Kinder vor dem Falle bewahren, wenn sie ihnen das Lesen gefährlicher Bücher gestatten.

Siebenter Entwurf.

Ueber die Hindernisse zu einer guten Erziehung.

So schädlich auch der Einfluß ist, den die verschiedenen Gefahren der Welt, und die vielfältigen Fallstricke, welche sie der unbehutsamen Jugend legt, auf ihre Erziehung haben, so sind doch jene Hindernisse die größten, welche die Aeltern, denen das Erziehungsgeschäft anvertraut ist, selbst demselben entgegenstellen. Und die Ursache davon ist, weil die meisten Aeltern ihr Betragen gegen ihre Kinder niemals prüfen, weil sie leichtsinnig nach ihren Einsichten, oder vielmehr nach ihren Leidenschaften handeln, und niemals darüber nachdenken, ob die Schuld nicht vielleicht an ihnen selbst liegt, wenn ihre Kinder so wenig empfänglich für das Gute, und zum Bösen so geneigt sind. Diese Hindernisse bestehen nun vorzüglich

1) in der blinden Liebe, welche die Aeltern zu ihren Kindern haben,

2) in den falschen Grundsätzen, welche die Kinder durch die Nachläßigkeit ihrer Aeltern annehmen.

Wenn man auch noch so wenig Kenntniß des menschlichen Herzens besitzt, so weiß man doch, wie sehr die Eigenliebe den Menschen in Ansehung seiner selbst blendet. Aber noch weit mehr blendet sie die Aeltern in Ansehung ihrer Kinder, weil sie die Kinder weit mehr, als sich selbst lieben. Diese heftige Liebe ist dann oft Ursache,

a) daß sie ihre Kinder für besser halten, als sie sind. Sie eignen ihnen große Fähigkeiten und Talente zu, die sie kaum mittelmäßig, und oft gar nicht besitzen; auf ihre Tugend bauen sie so fest, daß sie dieselben des Lasters gar nicht fähig glauben, selbst wenn ihnen die Beweise des Gegentheils in die Augen fallen würden.

b) Ein jeder Mensch hat seine Fehler, sagt ein allgemeines Sprüchwort. Nur an ihren Kindern wollen die Aeltern keine Fehler sehen. Und wenn sie auch hie oder da etwas gewahr werden, das sie tadeln müssen, so wissen sie es auf einer andern Seite wieder so zu beschönigen, daß das Tadelhafte vor ihren Augen schnell verschwindet.

c) Sind die Kinder strafwürdig, wird aber durch ihre Vergehungen der Zorn der Aeltern eben nicht gereizt, so werden ihre Vergehungen auch nicht geahndet; weil die blinde Liebe der Aeltern nicht zuläßt, ihre Kinder zu strafen, und sie dadurch gegen fernere Rückfälle zu schützen.

Noch weit bedenklicher sind die Hindernisse von der zweiten Art, wodurch die Aeltern das Erziehungsgeschäft vereiteln.

a) Sie sehen ganz gleichgültig zu, wie in den zarten Herzen ihrer Kinder ein Hang zur Wollust und Ausgelassenheit erwacht. Anstatt dadurch aufmerksam zu werden, diesen Hang genau zu beobachten, um die damit verknüpften Neigungen zu entdecken, schreiben sie ihn der jugendlichen Lebhaftigkeit zu, und sind darüber unbesorgt.

b) Sehr oft sind die Aeltern von den verderblichen Grund-

sätzen der Welt selbst ganz eingenommen, ihr Wandel ist nach denselben geformt, und trägt ihr Gepräge; werden da nicht die Kinder die nämlichen Grundsätze annehmen?

c) Nichts geschieht leichter, als daß die Jugend, die weder Einsichten noch Erfahrung hat, sich den Kopf mit Irrthümern anfüllt, und sich von Tugend und Laster falsche Begriffe macht. Wie selten sind aber die Aeltern, welche sich die Mühe geben, diese Irrthümer ihrer Kinder zu berichtigen?

Achter Entwurf.

Ueber die Pflichten der Aeltern in Absicht auf die zeitliche Versorgung ihrer Kinder.

Wenn schon der eigentliche Zweck, wozu alle Menschen erschaffen sind, jenseit des Grabes in der andern Welt ist, so sind wir dennoch Alle berufen, während der kurzen Zeit unseres irdischen Wandels hier auf dieser Erde in einem Stande zu leben, dessen Pflichten wir erfüllen müssen. Nicht Alle sind zu allen Ständen berufen, sondern einem Jeden aus uns hat die Vorsehung Gottes jenen Stand angewiesen, in welchem er selig werden soll. Da der Mensch gewöhnlich beim Austritte aus den Jugendjahren in den Stand tritt, zu welchem er berufen ist, und es ihm vielleicht an Erfahrung und den erforderlichen Kenntnissen gebricht, so ist es der Aeltern Pflicht, ihren gereiften Kindern an die Hand zu gehen, und ihren Standes-Antritt mit Weisheit zu leiten. Die Hülfe, welche sie ihren Kindern zu leisten schuldig sind, bezieht sich demnach

1) auf die Wahl des Standes, zu welchem Gott sie berufen hat, und

2) auf die Mittel, den Stand gehörig anzutreten.

Der Antritt eines Standes ist die wichtigste Unternehmung des Menschen, weil die zeitliche, und sehr oft auch die ewige Glückseligkeit davon abhängt. Den Aeltern soll es also sehr daran gelegen seyn, daß diese Unternehmung glücklich ausfalle, und ihre Pflicht ist es daher, Alles dazu beizutragen, was in ihren Kräften steht. Vor Allem sollen sie also

a) Die Neigungen ihres Kindes genau beobachten, seine Fähigkeiten mit Thätigkeit durchforschen, um daraus abnehmen zu können, worauf sein Beruf hinzielet. Sie sollen ihr Kind fleißig darüber zu Rath ziehen, es über seine Neigungen und über die Pflichten des Standes, wozu es Lust zeigt, belehren, und sich hüten, eine Neigung, die blos Leichtsinn, oder sonst eine Leidenschaft aufgeweckt hat, mit jener Lust, welche der wahre Beruf ist, zu verwechseln. Ferner sollen sie sich hüten,

b) die Wahl ihres Kindes durch ihren Einfluß zu lenken, wenn sie selbst nur von Eigennutz, oder von Ehrsucht geleitet werden. Gehen die Aeltern nicht mit aller Aufrichtigkeit und Redlichkeit und Gottesfurcht zu Werke, wenn sie sich mit ihrem Kinde über seinen Standesantritt berathen, so machen sie sich für alle bösen Folgen, verantwortlich.

c) Da die Aeltern eben so sehr, wie ihr Kind, Gefahr laufen, bey dieser wichtigen Wahl irre zu gehen, so müssen sie mit dem Kinde ihre Zuflucht zu Gott nehmen, und Ihn um Erleuchtung bitten; auch erfahrene und rechtschaffene Menschen darüber zu Rath ziehen.

Es ist nicht genug, daß die Aeltern ihren Kindern bey der Berathschlagung über die Wahl des Standes an die Hand gehen, sondern sie sollen auch für die Mittel besorgt seyn, welche zum Antritte eines Standes erfordert werden. Diese Mittel sind:

a) ein vorläufiger Unterricht über die Standespflichten überhaupt, über die Pflichten gewisser Stände insbesondere, über die Nothwendigkeit der Kenntniß des Berufs, und die damit verknüpften Gnaden von Gott zu erbitten. Diese Vorbereitung ist von großer Wichtigkeit.

b) Durch Ordnung in ihrem Hauswesen, durch fleißiges Vermeiden unnützer Ausgaben sollen sie sich in den Stand setzen, daß sie ihre Kinder standesmäßig mit Geld, oder Gütern unterstützen können. Man glaube ja nicht, daß dies etwas Gleichgültiges sey, und daß die Aeltern über

ihre zeitliche Hauswirthschaft von Gott nicht zur Verantwortung werden gezogen werden. Wie manche Aeltern haben durch Nachläßigkeit in ihrem Hauswesen, oder durch Verschwendung ihres Vermögens sich an den Bettelstab gebracht, und ihren Kindern dadurch die Mittel genommen, sich anständig versorgen zu können.

c) Die Hauswirthschaft, ob sie gleichwohl ein zeitlicher Gegenstand ist, steht dennoch mit dem Seelenheil in einer nähern Verbindung, weil, wie die Erfahrung lehret, die Vernachläßigung des Hauswesens, und die Verschwendung des Vermögens gewöhnlich den Verfall der Sitten und der Religion nach sich zieht.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Sorge für das Leben und die Gesundheit der Kinder. Sir. 30, 14—17. — Isai. 49, 15. — 1. Kön. 1, 21—25. — 1. B. Mos. 2, 1—10. — 3. Kön. 3, 16—28. —

Christliche Erziehung durch gründlichen Religions-Unterricht. Matth. 19, 10. — Ephes. 5, 4. — Sir. 42, 5. — Ebend. 7, 23. — 1. B. Mos. 18, 18. 19. — 2. Joh. 4. — 3. Joh. 1, 4. — 1. Chron. 28, 9. — Tob. 14, 11. —

In der ersten Kindheit begonnen. 1. Kor. 3, 10. — Ps. 8, 3. — Matth. 21, 16. — Spr. 22, 6. — Pred. 12, 1. — 2. Tim. 3, 15. — 1. Kön. 1, 24. —

Mit Ernst, aber auch mit Liebe und Sanftmuth gegeben. Tit. 2, 7. — Spr. 16, 21. —

In's Kinderleben eingeführt. 2. B. Mos. 13, 8. — 5. B. Mos. 6, 4—8. — Ebend. 32, 46. — Ebend. 32, 7. — Isai. 38, 19. — Ps. 77, 3—13. — Tob. 11, 19. — 2. Mach. 7, 1—42. —

Warnung vor Verzärtelung. Sir. 7, 23. — Ebend. 30, 7—12. —

Väterliche Bestrafung kindlicher Fehler. Sir. 30, 1. — Spr. 13, 24. — Eben. 23, 13. 14. — Sir. 42, 5. — Spr. 22, 15. — Sir. 30, 11 — 13. — Ebend. 22, 6. — Ebend. 20, 1. — Spr. 13, 1. — Ebend. 29, 16. — Ebend. 20, 30. — Habak. 1, 13. — 2. Kön. 13, 21. — 3. Kön. 1, 6. — 1. Kön. 2, 12 — 18. 22 — 26. 27 — 35. — 3, 1 — 19. — 4, 10 — 19. —

Mit Mäßigung, Liebe und Sanftmuth. Ephes. 6, 4. — Koloss. 3, 21. — Spr. 19, 18. — 1. Kön. 20, 30 — 34. —

Schonend, wenn sie Erkenntniß und Reue sehen. Luk. 15, 4 — 32.

Eigenes gutes Beispiel der Aeltern. Tit. 2, 7. — Matth. 3, 16. — 1. Tim. 4, 12. — Röm. 11, 16. — 2. Tim. 1, 5. — Ezech. 16, 44. — Tob. 14, 16. 17. — Matth. 18, 6. —

Lasterhafte Aeltern erziehen größtentheils auch lasterhafte Kinder. Sir. 11, 28. — Matth. 7, 16. — Weish. 3, 11. 12. — Ezech. 16, 47. — 2. Chron. 22, 2 — 5. — Mark. 6, 21 — 26. —

Gut erzogene Kinder die Freude und der Trost der Aeltern. Sir. 30, 13. — Ebend. 30, 2. — Ebend. 25, 10. — Spr. 29, 17. — Luk. 11, 27. — Sir. 30, 3 — 7. —

Fromme Aeltern auch nach ihrem Tode noch ein Segen der Kinder. 5. B. Mos. 12, 28. — Spr. 20, 7. — Ebend. 14, 26. — Sir. 23, 37. — Psalm 111, 1. 2. — Spr. 11, 21. — Sir. 44, 8 — 14. — 2. Kön. 9, 7. — Tob. 7, 5 — 8. — Ebend. 9, 8 — 11. —

Lasterhafte Aeltern dagegen ein Fluch für die Kinder. 2. B. Mos. 20, 5. 6. — 5. B. Mos. 5, 9. 10. — 3. B. Mos. 26, 39. — Sir. 3, 11. — Ebend. 41. 5 — 10. — Ebend. 47, 20. —

Beispiele frommer Aeltern. 1. B. Mos. 18, 19. — 3. Kön. 2, 1. 3. — Tob. 1, 10. — Ebend. 10, 12. 13. — Dan. 13, 2. 3. — Luk. 1, 5. 6. — Ebend. 2, 39 — 43. 51. —

Stellen aus den heiligen Vätern.

Zu seinem größten Unglück wird der Sohn die Nachsicht seines Vaters empfinden; denn nachher wird er Gottes gerechte Strenge fühlen. Augustinus in Ps. 50.

An einem Menschen lobe ich jene Liebe nicht, welche ich eben auch an einem Tieger wahrnehme. Derselbe Homil. 58. et 59.

Wer seine Kinder liebet, verdient kein Lob; verabscheuungswerth ist aber, wer sie nicht gehörig liebet. Ders. a. a. O.

O verführerische Freiheit, die du der Untergang der Kinder bist! O du tödtliche Vaterliebe! Siehe! Sagen sie nicht, daß sie Jene lieben, die sie zum Untergange führen, und denen sie den Tod bereiten? Derselbe oder ein Anderer Serm. 33. ad Fratres in Eremo.

Es ist unmöglich, daß ein Sohn zu Grunde gehe, der so viele Thränen gekostet hat. Ders. Lib. 3. Confess. cap. 12.

Je mehr die Väter ihre Kinder lieben, um so mehr sollen sie dieselben zu einem frommen Leben nöthigen. Derselbe Epist. 167.

Mit großer Mühe zieht man wieder heraus, was man in der Jugend eingesogen hat. Hieronym. Epist. ad Laetam.

Tragen im Schooße müssen wir die, die wir züchtigen, und züchtigen müssen wir, die wir im Schooße tragen. Gregoris Homil. 17. in Evang.

Die Jugend hält man mehr durch Furcht, als mit Vernunftgründen vom Laster ab. Ambrosius Lib. de Josepho Patriarcha.

Die Unverschämtheit der Jugend schreibt man der Nachläßigkeit der Aeltern zu. Derselbe a. a. O.

Die Aeltern sollen sich erinnern, daß auch sie Kinder waren, und von ihren Aeltern nicht unbillig mißhandelt werden wollten; die Kinder sollen wissen, daß sie mit der Zeit Kinder haben werden, und von ihnen nicht entehrt werden wollen. Sie sollen sich also gegenseitig erweisen, was sie gegenseitig von einander fordern. Ders. Epist. ad Epiphan. 6.

Die Kinder sind ein heiliges, den Aeltern anvertrautes Gut. Chrysostomus Homil. 9. in Epist. ad Hebraeos.

Ihr seyd die Apostel eurer Familie; der Apostel nennt sie die Hauskirche, welche ihr regieren und unterrichten sollt. Derselbe in haec verba, Ecclesia domestica.

Die Worte der Aeltern sind die Bücher, aus welchen die Kinder von ihnen lernen sollen. Derselbe adversus Vituperat. Vitae monast.

Die Jugend gleicht weichem Wachse, welches sich ohne Widerstand in alle Gestalten drücken läßt. Basilius in Regul. fusius inter. cap. 15.

Alle Verbrechen der Kinder wird man den Aeltern auf Rechnung schreiben, die ihre Kinder nicht unterrichtet, und gezüchtiget haben. Origenes Lib. 2. in Job.

Lehret sie durch euren Wandel das Böse meiden, das Gute suchen, die Sünde hassen, das Gericht fürchten, und Gott lieben. Eusebius Emesenus Homil. 4. Epiph.

Nicht Aeltern, sondern Mörder seyd ihr, wenn ihr euren Kindern keine Erziehung gebet. Bernardus Serm. 2. super missus est.

Meine Mutter weinte für mich, mehr, als Mütter über die Leichen ihrer Kinder. Augustins Bekenntnisse S. 34. Münchner-Ausgabe 1814.

Sey der Vater, und nicht der Verräther deiner Kinder. Cyprianus Serm. 1. de Eleem.

Je mehr christliche Aeltern ihre Kinder lieben, um so dringender leiten sie dieselben zu einem guten Leben an. Augustinus.

Die Aeltern sind die Apostel ihrer Familie. Diese ist ihre Hauskirche, der sie vorstehen, und die sie rechtschaffen unterweisen und leiten sollen. Chrysostomus.

Das Lehren ist gut, wenn du thust, was du sagst. Ignatius Epist. ad Ephes.

Die Zucht ist Hüterin der Hoffnung, Bewahrerin des Glaubens, die Führerin auf dem Wege des Heiles; sie nähret die gute Gemüthsart; sie lehret die Tugend; sie machet

bleiben in Christo, beständig leben in Gott, und kommen zu den himmlischen Verheißungen und zu dem göttlichen Lohne. Cyprianus de habit. virgin.

Der Vater liebt, obschon er züchtiget; der Knabe will nicht geschlagen werden; aber diesen Willen achtet der Vater nicht, weil er auf den Nutzen sieht. Warum? Weil er Vater ist; weil er ein Erbe bereitet. — Sieh, so ist er liebevoll eben durch das Züchtigen; und gerade durch das Züchtigen ist er barmherzig. Derselbe Serm. 14. de 14. V. Ps. 9.

Die Aeltern sollen nicht vergessen, daß auch sie Kinder waren. Ambrosius in cap. 6. Epist. ad Ephes.

Wenn es sich um die Wahl eines Reitknechtes handelt, giebt man nicht wenig Obacht; soll aber ein Lehrer der Kinder gefunden werden, so nimmt man den nächsten besten. Joh. Chrysostomus Homil. 60. in cap. 18. S. Matth.

Im ersten Alter werden die Sitten des Greises gebildet. Derselbe Homil. 2. in S. Joann.

Darum hat Gott den Aeltern solche Liebe gegeben, damit die Kinder Lehrer der Tugend haben. Ders. Serm. 1. de S. Anna.

Wenn dein Sohn nach Brod hungern würde, würdest du wohl nicht darauf achten? Wie kannst du ihn, wenn er vor Mangel an Unterricht erstirbt, vernachläßigen? Wie bist du noch würdig, ein Vater zu heißen? Joh. Chrysostomus Serm. 63. Cur. in Pentec.

Ist es nicht abgeschmackt, den Sohn Künste und Wissenschaft lernen lassen, und ihn nicht erziehen in der Zucht des Herrn? Die ersten, welche die Früchte davon erndten, sind die Aeltern selbst, da sie freche, unmäßige, ungesittete Söhne ernähren. Derselbe Homil. 21. in cap. 6. Epist. ad Ephes.

Mutter, nie soll dein Kind weder an dir, noch an deinem Vater etwas erblicken und wahrnehmen, womit es sündigte, wenn es solches nachahmen würde. Hieronymus.

Du thust nicht so Großes, wenn du deinen Sohn die Kunst, Reichthümer zu erwerben, lehrest, als wenn du ihn lehrest die Kunst, Reichthümer zu verachten. Denn nicht der

ist reich, der Reichthümer bedarf und von ihnen umgeben wird, sondern der ist es, der nichts bedarf. Suche auch nicht, wie du deinem Sohne Glanz verschaffen mögest, sondern lehre ihn, den Glanz dieses Lebens verachten. Dies giebt ihm mehr Glanz. Aber das lernt er nicht von einem Lehrer, und nicht durch Künste, sondern durch die Worte Gottes. — Suche nicht, daß er langes Leben, sondern suche, daß er endloses habe. Gieb ihm Großes, nicht Kleines. Sorge nicht so fast, aus ihm einen Redner zu machen, als einen Weisen. Gute Sitten sind nöthig, nicht Wohlredenheit; Bescheidenheit des Lebens, nicht Heftigkeit der Rede; Thaten, nicht Worte: Nicht, als wollte ich die Bildung verwerfen; sondern ich sage, sie solle nicht einzig das Augenmerk seyn. Joh. Chrysost. Homil. 21. in cap. 6. Epist. ad Ephes.

Ausgearbeitete Stellen.

Worauf die Erziehungspflicht sich gründet.

Es ist eine der weisesten Anordnungen der göttlichen Vorsehung, daß die Menschen schwach und hülfsbedürftig auf diese Welt kommen; denn dadurch werden die Bande, die sie gegenseitig umschlingen sollen, um so enger zusammengezogen, und der erste Keim der Nächstenliebe wird gewissermaßen von der Natur selbst in die Herzen gelegt. — Das Kind liegt unvermögend vor den Augen seiner Mutter; es bedarf der Nahrung und der Pflege. Sich selbst kann es keine Nahrung geben; sich selbst kann es nicht pflegen. — In dieser Ohnmacht wirft es einen Blick der Liebe auf seine Mutter; es streckt ihr seine schwachen Arme entgegen, und schreit. — Das zarte Mutterherz schlägt mächtig bey diesem Anblicke; durch einen unwillkührlichen Trieb hingerissen, eilt sie dem schwachen Geschöpfe zu Hülfe; sie stillt seinen Hunger; mit der innigsten Freude sorgt sie für seine Verpflegung und Wartung, was der Fremde, sollte er auch ein gefühlvolles Herz haben, doch vielleicht nur mit Eckel und Widerwillen thun würde. — Selig sind daher

die Bande, womit die Natur die Aeltern an ihre Kinder geknüpft hat; denn ohne sie würden die schwachen Geschöpfe die Welt beinahe schon in dem Augenblicke wieder verlassen müssen, wo sie dieselbe zu erblicken angefangen haben.

Aber, liebe Aeltern! noch weit erhabenere Bande, als jene der Natur, knüpfen euch an eure Kinder, und diese Bande sind darum erhabener, und für euch wichtiger, weil sie sich auf die Seele eurer Kinder beziehen, da jene, die ihren Grund in der Natur haben, blos den Körper betreffen: ich meine die Pflicht, eure Kinder christlich zu erziehen. — Hier spricht die Natur nicht: kein sinnliches Gefühl erinnert euch daran; — aber leider ist dieses auch die Ursache, warum ihr diese Pflicht oft so schläfrig erfüllet! — Betrachtet euer Kind! seine Seele ist, wie sein Leib, gleichsam noch ungebildet; sein Verstand liegt in dem schwachen Körper, wie ein Samenkörnchen in der Erde, vergraben. Wird der aufkeimenden Pflanze nicht gewartet; wird sie nicht fleißig begossen und gepflegt, so geht sie zu Grunde, oder sie verwildert. — Jeder Mensch bringt die Keime aller Leidenschaften, und jener allgemeinen Neigung zur Sünde mit sich auf die Welt. Diese Keime liegen in den jungen Herzen unter jenen der Tugend vermengt, eben so, wie auf einem Acker der Same des verzehrenden Unkrauts unter dem guten Waizen zerstreut liegt. Wird beim ersten Emporsprossen das Unkraut, das von selbst und ohne Wartung aufkeimet, nicht fleißig ausgerottet, so nimmt es überhand; zieht aus der Erde die Nahrungssäfte, die für den Waizen bestimmt sind; und durch seine mit Schnelligkeit heranwachsenden Blätter und Aeste bedeckt es die schwachen Blätter des aufkeimenden Waizens, beraubt ihn der Luft und der Sonnenwärme, — und er erstickt. — — Ein vollkommenes Bild des jugendlichen Herzens, das nicht durch Erziehung gewartet und gepflegt wird, und seinen verderblichen Leidenschaften und Neigungen überlassen bleibt.

Nothwendigkeit der Erziehung.

In den Gesetzen über die Fortpflanzung der verschiedenen

Gegenstände der Natur bemerken wir eine stufenweise Ordnung, woran wir die wundervolle Weisheit des Schöpfers wahrnehmen. Je edler und schöner eine Pflanze ist, desto mehr bedarf sie der Wartung; die geringern hingegen kommen von selbst auf, und vermehren sich ohne fremde Beihülfe, und deßwegen werden sie auch wilde Pflanzen genannt. Dasselbe Gesetz sehen wir unter den lebendigen Geschöpfen. Bey den Thieren der niedrigsten Klasse bedürfen die Jungen weniger der Wartung der Alten; je edler sie aber sind, um so größer ist ihre Hülfsbedürftigkeit; und bey den Hausthieren, welche den Menschen dienen, ist diese Hülfsbedürftigkeit der Jungen am größten. Betrachten wir nur den Menschen in dieser Hinsicht: er übersieht weit alle übrigen Geschöpfe an Würde und Erhabenheit; aber bey seiner Erscheinung auf der Welt ist seine Hülfsbedürftigkeit in eben dem Verhältnisse um so größer, und er würde sie bald wieder verlassen müssen, wenn sein Körper nicht auf das Sorgfältigste gewartet und gepflegt würde. — Mit seiner Seele hat es ein gleiches Bewandtniß. Wegen ihrer engen Verbindung mit dem Körper ist die Vernunft zu Allem noch unfähig; sie ist gleichsam unreif, so lange der Körper nicht bis zu einem gewissen Grade des Wachsthums gekommen ist. Es ist daher höchst nothwendig, daß die Aeltern auch auf die Seele ihrer Kinder ein fleißiges Augenmerk richten, und sowohl ihren Verstand, als ihr Herz schon in der früheſten Jugend zu bilden anfangen.

Gründe dieser Nothwendigkeit. — Der angeborne Hang zum Bösen.

Der Hang zum Bösen, den jeder Mensch mit sich auf die Welt bringt, und dessen schädliche Wirkungen schon in dem zartesten Alter anfangen, ist der erste Grund, der die Aeltern verpflichtet, das Herz ihrer Kinder frühzeitig und mit Thätigkeit zum Guten zu bilden. Er gleicht einem unseligen Keime, der in jedem Menschenherzen liegt, und sich von der Geburt an mit jedem Jahre entwickelt. Von Grund aus kann er nicht getilgt werden; denn er ist eine Folge der er-

sten Sünde, und er verläßt uns nicht bis ins Grab; aber in seinem Wachsthum kann er gehindert, und seine schädlichen Wirkungen können verhütet werden. Ist der Mensch sich selbst überlassen, und wird seine Erziehung vernachläßigt, so folgt er blindlings dem bösen Triebe, der in ihm wohnet, und den er nicht kennt, weil er nicht im Stande ist, ihn zu erkennen; mit eben derselben Gleichgültigkeit begeht er das Laster, wie er die Tugend ausübt, weil er beide noch nicht von einander zu unterscheiden weiß. Da aber seine verdorbene Natur ihn weit mehr zum Bösen, als zum Guten reizt, so giebt er auch dem Bösen den Vorzug, und auf diese Art wird er endlich ganz lasterhaft. Durch die Erziehung kann aber der Hang zum Bösen gemäßigt, und in Schranken gehalten werden. So wie die Aeltern bey ihrem Kinde eine Neigung wahrnehmen, aus deren Befriedigung schädliche Folgen entstehen würden, können sie dem Uebel zuvorkommen, und durch Güte, oder Strenge dieselbe im Keime ersticken. Der Einfluß der ersten Sünde auf unsere Natur macht also schon die Erziehung höchst nothwendig, und da nur die Aeltern durch ihren steten Umgang mit dem Kinde im Stande sind, das daraus entstehende Uebel zu verhüten, und da überdies die Natur die engste Verbindung zwischen ihnen und ihren Kindern geschlossen hat, so liegt ihnen auch zunächst die Pflicht ob, die ersten Neigungen derselben genau zu beobachten, und sie zum Guten zu lenken.

Die Wichtigkeit der ersten Eindrücke.

Die Wichtigkeit der ersten Eindrücke, die bey dem Menschen veranlaßt werden, sind ein anderer Grund, worauf die Erziehungspflicht beruhet. Kaum hat der Mensch das Licht erblickt, so fängt seine Seele gleichsam schon an, sich zum Guten, oder zum Bösen zu bilden, je nachdem die Handlungen, die er sieht, und die Reden, die er höret, an sich gut, oder böse sind. Gegen Alles, was vor seinen Augen geschieht, verhält er sich ganz gleichgültig, und er nimmt Alles ohne Unterschied an. Gleich einer Leinwand, auf welche ein jedes nur erdenkliche Bild gemalt werden kann, empfängt seine

Seele auch alle nur möglichen Eindrücke; sie läßt sich ganz nach der Willkühr dessen lenken, der sie in seiner Gewalt hat, wenn er anders besorgt ist, daß durch fremde Einwirkungen das Gute nicht wieder vernichtet werde, welches er in das zarte Herz schon gepflanzt hat, und wenn er das äußerst schwere Erziehungsgeschäft mit der erforderlichen Thätigkeit betreibt. Wenn also in die zarten Herzen der Same der Tugend schon frühzeitig gelegt wird, und wenn die Aeltern auch fleißig darauf sehen, daß er sich gehörig entwickle, und zur Reife gelange, so bleiben auch die seligen Eindrücke; sie fassen feste Wurzeln, und lassen sich nicht mehr auslöschen; der Mensch, der sie einmal empfangen hat, ist alsdann auch nicht mehr so viel aus Adam, als aus Gott selbst geboren. „Wer," schreibt der Apostel Johannes in seinem ersten Briefe, „ein Gotteskind ist, der begeht keine Sünde; denn der Keim des Göttlichen bleibt in ihm; es ist ihm nicht möglich zu sündigen, „eben weil er ein Kind Gottes ist." 3, 9. Daß aber die Folgen umgekehrt sind, wenn die ersten Eindrücke vom Bösen entspringen, versteht sich von selbst; sie werden um so fester und dauerhafter, als der natürliche Hang zum Bösen ihnen gleichsam schon dazu behülflich ist. Alles kömmt daher darauf an, wie der Mensch in seiner Jugend gebildet wurde; denn die ersten Eindrücke sind unter allen am schwersten wieder zu tilgen. Aus dieser Ursache behauptete der weise Salomon, daß der Jüngling in seinem Alter vom Wege nicht abweichen werde, auf welchem er in seiner Jugend gewandelt ist. Spr. 22, 6.

Die Schwierigkeit, die bösen Folgen zu verbessern.

Die Schwierigkeit, wieder gut zu machen, was bey einer verwahrlos'ten Erziehung verdorben worden ist, gehört auch zu den Gründen und Ursachen, welche es den Aeltern zur Pflicht machen, die ersten Jahre ihrer Kinder nicht vorübergehen zu lassen, ohne sie zu ihrem Besten anzuwenden. So lange der Mensch jung ist, läßt er sich gleich einem Bäumchen nach allen Richtungen biegen. Hat er aber einmal eine gewisse

Richtung angenommen, so läßt sich diese beinahe eben so schwer wieder abändern, als man einen schon etwas stark gewordenen Stamm wieder anders biegen kann. Die Ursache dieser Schwierigkeit liegt in den Gewohnheiten, die man nach und nach angenommen hat. Wer weiß nicht aus eigener Erfahrung, wie leicht es ihm ist, das zu thun, was er zu thun gewöhnt ist, und wie viele Mühe es ihn dagegen kostet, gegen die angenommenen Gewohnheiten zu handeln. Das Kind, dessen Erziehung vernachläßigt wurde, hat sich an's Böse gewöhnt; es ist ihm gleichsam zur Gewohnheit geworden, weil ihm die Tugend fremd blieb; und wenn es nun in reifern Jahren, nachdem die Gewohnheiten schon tief eingewurzelt sind, erst Tugend lernen soll, werden ihm nicht die größten Hindernisse im Wege stehen? Wird man sich also noch verwundern, daß so Wenige, deren Jugend mit Lastern bezeichnet ist, sich in reifern Jahren bekehren, und ihr Leben mit Ehre beschließen? Eine sorgfältige Erziehung der Kinder gehört also unstreitig zu den ersten Pflichten der Aeltern; sie ist mit ihrem Stande so innig verknüpft, daß sie dieselbe niemals einem Andern übertragen, und sich gänzlich davon entledigen können. —

Von der Erziehung hängt Alles ab.

Von der guten Erziehung hängt die ganze zukünftige Glückseligkeit der Kinder ab. — Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß die Jugend die Zeit der Aussaat ist. — Auf der Art, wie die Kinder behandelt werden, beruhet die ganze Entwicklung und Vervollkommnung ihrer Seelenkräfte. In der Jugend sammeln sie die Grundsätze, welche ihre zukünftige Handlungen bestimmen. — In der Jugend erhalten die Triebe und Neigungen ihre Richtung; in der Jugend geschieht Alles, was den Menschen gut oder böse, tugendhaft oder lasterhaft, glücklich oder unglücklich macht; und im ganzen zukünftigen Leben ereignet sich fast nichts, wozu nicht in den Jahren der Jugend der Grund gelegt worden wäre. Den Aeltern muß also die gute Erziehung ihrer Kinder vorzüglich am Herzen liegen. — Sie sind die Stellvertreter Gottes; die Kinder,

welche sie mit einander zeugen, „sind," wie der heil. Chrysostomus sagt, „ein heiliges Unterpfand, welches der Schöpfer „ihnen anvertraut hat, damit sie mit demselben nach seinen „weisen Absichten verfügen." Er giebt ihnen die Kinder roh und ungebildet; die edelsten Fähigkeiten, welche sie so weit über die Thiere erheben, liegen in ihren zarten Leibern, wie vergraben, und sie sind nicht im Stande, den gehörigen Gebrauch davon zu machen. Sie bedürfen fremder Hülfe. Diese Hülfe ihnen zu leisten, ihre Fähigkeiten zum Guten zu bilden, ihre böse Neigungen zu beobachten und zu ersticken: dies ist der Aeltern Beruf, dies ist ihre heiligste Pflicht.

Mit der Erziehung muß schon in den frühesten Jahren angefangen werden.

Gleichwie vom ersten Augenblicke der Geburt an die Glieder des Menschen zu wachsen, und sich allmählig zu gestalten anfangen, eben so entwickeln sich auch schon jene Organe, die theils zu den Verrichtungen seines Verstandes, theils zur Aeußerung der noch schlummernden Triebe des Herzens nothwendig sind. Der Mensch bringt den Hang zum Bösen mit sich auf die Welt, und da von der Richtung, welche diesem Hange durch die Erziehung gegeben wird, seine zeitliche und ewige Glückseligkeit meistens abhängt, so ergiebt sich daraus, daß Aeltern, die ihre Pflichten erfüllen wollen, keinen Augenblick außer Acht lassen dürfen, um diesen natürlichen Hang zum Bösen schon im Keime zu ersticken. Das Kind soll das Gute ausüben, bevor es dasselbe kennt, und die Ursache weiß, warum es auf eine, ihm von seinen Aeltern vorgeschriebene Weise handeln soll. Alles gründet sich bey dem Menschen auf Gewohnheiten, die man theils in sein Herz, da es noch der Selbstthätigkeit unfähig war, eingepflanzt hat, oder die er in der Folge durch die Wirkung seiner eigenen Einsichten angenommen hat. Er kann nur alsdann einen geläufigen Gebrauch von seinen Gliedern machen, wenn er sie durch öftere und gleichförmige Bewegungen geübt hat. Zu diesen Uebungen ist er in der Jugend am fähigsten, weil alle seine Glieder und

Muskeln noch weich und biegsam sind, und sich ohne Mühe und Widerstand nach allen Bewegungen und Richtungen fügen. Viele behaupten zwar, man soll erst dann die Bildung der Kinder vornehmen, wenn sie groß sind, weil man alsdann, da ihre Vernunft vollkommen entwickelt ist, in kurzer Zeit weit mehr mit ihnen ausrichtet, als man mit aller Mühe während ihrer ersten Jahre hätte zu Stande bringen können. Diese Behauptung, welche wegen ihrer scheinbaren Gründe so viele Anhänger hat, wäre unumstößlich, wenn sich nicht zugleich mit der Vernunft die Leidenschaften durch den Hang zum Bösen, den jeder Mensch mit sich auf die Welt bringt, auch weit schneller entwickelten. Die Erfahrung lehrt uns also, daß schon in der frühesten Jugend der Keim dieser Leidenschaften erstickt, und das Herz des Kindes für alles Gute empfänglich gemacht werden muß.

Auch die Religion muß schon frühzeitig in die zarten Herzen eingepflanzt werden.

Wollte man den Philosophen unserer Zeit glauben, so dürfte man erst alsdann anfangen, den Kindern von der Religion zu reden, wenn sie ganz erwachsen, und ihre Vernunft entwickelt ist. „Was! Religion!" ruft Einer von ihnen aus, „soll man wohl mit dem Kinde davon reden? Ist es denn „im Stande sich nur einen Begriff von Gott zu machen?" — Wie thöricht! Als ob die seligen Wirkungen der Religion nicht schon in dem zarten Herzen des Kindes den Begriff von Gott wecken könnten. Der Nutzen der frühzeitig eingepflanzten Religion besteht hauptsächlich darin, daß sie das beste Mittel ist, die Entwicklung des Hanges zum Bösen zu hindern; und dies ist das Hauptziel der ersten Erziehung. Ein Kind, dem man unaufhörlich die Pflichten der Religion an's Herz legt, in dessen Seele man Abscheu vor dem Laster erregt, und Liebe zur Tugend einpflanzt, dem man die ersten Begriffe von einem zukünftigen Leben beibringt, und Ehrerbietung gegen Alles, was auf die Religion Bezug hat, einflößt, wird nicht so leicht einen großen Fehler begehen. Sein Charakter wird

biegsam werden, und es wird sich zur Unterwürfigkeit weit besser fügen, als jenes andere, welches man sich selbst überläßt, oder, wie man sagt, in der Schule der Natur erziehen läßt, damit man die Neigungen besser wahrnehmen könne, und durch genaue Kenntniß derselben in Stand gesetzt werde, die füglichsten Mittel zur Bezähmung derer, die schädlich sind, anzuwenden. Alle Erziehungssysteme, welche auf diese Grundsätze gebaut sind, gleichen blendenden Luftschlössern, welche nur darum gefallen, weil sie selten sind, und durch ihre Seltenheit sich auszeichnen. Die Erfahrung und ein einziger Blick auf Jene, welche nach diesem Systeme erzogen worden sind, lehren uns aber zur Genüge, ihren Werth und ihre Brauchbarkeit beurtheilen.

Vortheile, die aus einer guten Erziehung entstehen.

Durch einen guten Unterricht, und eine gute Erziehung wird der sicherste Grund zur Wohlfahrt der Kinder für Zeit und Ewigkeit gelegt. Alles hängt von dem ersten Samen ab, den man in die zarten Herzen streuet; denn was zuerst aufkeimet, faßt die tiefsten Wurzeln, und läßt sich nicht mehr so leicht vertilgen. Sind also die Kinder zur wahren Gottesfurcht angeführt worden, so werden sie im Lichte, wie in den Finsternissen, Gott vor Augen haben, und sich scheuen etwas zu thun, was sie vor einem ehrbaren Manne nicht zu thun wagen würden. Sind sie an Gehorsam gegen ihre Aeltern und Vorgesetzte frühzeitig gewöhnt worden, so werden sie sich niemals durch Aeußerungen von Uebermuth, von Starrsinn und Widerspänstigkeit entehren. Haben sie Schamhaftigkeit gelernt, so werden sie niemals durch unzüchtige Reden, durch freche Geberden, und durch einen liederlichen Lebenswandel Andere ärgern und verführen. Sind sie zur Arbeit, zum Fleiße, zur Emsigkeit angehalten worden, so werden sie die beste Zeit ihres Lebens, die Zeit der Aussaat, nicht im Müßiggange verschleudern, sondern sie werden einen festen Grund zum Hauswesen legen, welchem sie dereinst vorstehen sollen. Hat man

sie strenge Aufrichtigkeit und gewissenhafte Redlichkeit gelehrt, so wird ihr Herz Lüge und Betrug, List und Ränke, und alle Uebervortheilungen verabscheuen, und sie werden ihren Nebenmenschen nie, und unter keinen Verhältnissen nur im Geringsten beeinträchtigen und verletzen. Ist ihnen Liebe und Erbarmen eingeflößt worden, so werden sie beim Anblicke des Nothdürftigen nicht gefühllos seyn, und zur Unterstützung der leidenden Menschheit das Ihrige gerne beitragen. Kurz, wenn sie Liebe zur Religion haben, und mit ihren Grundsätzen schon frühzeitig sind vertraut gemacht worden, so werden sie erbauliche Christen, gehorsame Unterthanen, gewissenhafte Vorgesetzte, uneigennützige Bürger, sorgfältige Hausväter, und überhaupt Beförderer des Guten, der Liebe zu Gott und zu ihren Mitmenschen werden; „denn," wie Salomon sagt, „der Jüngling wird in seinem Alter von dem Wege nicht abweichen, auf welchem er in seiner Jugend wandelte."

Die gute Erziehung ist das Einzige Bewahrungsmittel gegen das Sittenverderbniß der Welt.

Gleichwie bey Seuchen und ansteckenden Krankheiten, die durch eine vergiftete Luft entstehen, alle diejenigen, welche sich in diese Luft wagen, der größten Gefahr ausgesetzt sind, angesteckt zu werden, eben so läuft auch die Unschuld der Kinder Gefahr, wenn sie unter böse Menschen kommen, und Zeugen ihrer Reden und Handlungen sind. Eine sorgfältige Erziehung ist daher das einzige Bewahrungsmittel gegen das ansteckende Weltgift. „In diesem allgemeinen Sittenverderbnisse," sagt der heilige Augustin zu den Aeltern, „traget eine ganz besondere Sorge über eure Kinder, und bemühet euch, in euren „Häusern strenge Ordnung zu halten. Dies ist das einzige „Mittel, sie gegen das Sittenverderbniß zu schützen. Ist es „unsere Pflicht, euch dagegen zu warnen, so ist es eure Pflicht, „diese Warnungen zu benützen." „Auch ihr," fährt der heil. Vater fort, „könnet in euren Häusern das Amt der Lehrer „vertreten; ihr könnet mit den Bischöfen und Priestern wirken, und mit ihnen den Vortrag des Wortes Gottes thei-

„len, damit ihr, nachdem ihr eure Kinder werdet gelehrt, ge-
„warnt, und zurechtgewiesen haben, sie dereinst mit Vertrauen
„und Trost zu dem Richterstuhle des höchsten Richters der
„Lebendigen und Todten hinführen könnet."

Gott hat den Ehestand zur Würde eines Sacraments erhoben, um die Pflicht einer guten Erziehung der Kinder noch mehr zu bestätigen.

Die Pflicht, die Jugendjahre der Kinder sorgfältig zu bewachen, und sie in der Furcht Gottes zu erziehen, ist schon der Vernunft und den Gesetzen der Natur so sehr einleuchtend, daß sie seit dem Anfange der Welt immer für die heiligste Pflicht gehalten wurde. Damit aber den Menschen die Wichtigkeit dieser Pflicht noch näher an's Herz gelegt werde, hat Gott an den Ehestand ganz besondere Gnaden geheftet, und ihn zur Würde eines Sacraments erhoben. Dadurch wurde nun das ununterbrochene Beisammenseyn der Eheleute mehr geheiliget, und die Erziehungspflicht erleichtert. Die Aeltern sollen daher ihren Stand als einen von Gott besonders geheiligten Stand betrachten, und wissen, daß alle Pflichten, welche er mit sich bringt, deßwegen auch heilig sind, und daß Gott von ihnen dereinst strenge Rechenschaft über die Gnaden fordern wird, welche Er ihnen in Absicht auf die Erfüllung dieser Pflichten ertheilt.

Die Kinder sind mehr ein Eigenthum Gottes, als der Aeltern.

Durch die Taufe haben die Aeltern ihre Kinder Gott als ein Opfer dargebracht; dem Teufel, der Welt und ihrer Pracht haben die Pathen im Namen der schwachen Geschöpfe entsagt, und auf deren feierliches Versprechen sind sie im Bade der Wiedergeburt durch die Kraft der Verdienste Jesu von der Erbsünde gereiniget worden. Der ersten Geburt nach waren sie ein Eigenthum der Aeltern; aber durch die Wiedergeburt sind sie ein Eigenthum Gottes geworden. Jesus hat sie von der Knechtschaft der Sünde losgekauft, mit der Freiheit der Kinder

Gottes beschenkt, und zu Erben seines ewigen Reiches aufgenommen. Den Aeltern giebt aber Gott ihre Kinder gleichsam wieder zurück, nicht, daß sie blos zu ihrer Freude aufwachsen sollen, sondern als ein heiliges Unterpfand, welches Er ihnen anvertraut, um es nach seinen Absichten zu bewahren.

Klagen über das herrschende Sittenverderbniß der Jugend.

In unsern Tagen ist die Klage beinahe allgemein, daß die Jugend vom Laster schon so manche Kenntnisse hat, die man von ihrem Alter noch nicht vermuthen sollte. Mit Erstaunen höret man oft Knaben und Mädchen von Dingen sprechen, die reifere Jahre vorauszusetzen scheinen. Die Schamröthe, welche die Sprache eines reinen Gewissens ist, und welche die alten Römer für den zuverläßigsten Beweis der Unschuld hielten, läßt sich auf ihrer Stirne nicht mehr blicken, so oft etwas freiere Reden geführt werden; der übermüthige Knabe witzelt, und das leichtsinnige Mädchen lächelt in ihren Busen. Was ist sie dann geworden, diese Zierde der Jugend, fragen heut zu Tage so viele christlich denkende Aeltern, welche über die frühzeitigen Ausschweifungen ihrer Kinder weinen? Wir sind doch auch Kinder gewesen, sprechen sie trostlos zu einander; aber wie Vieles war uns in den Jahren der Jugend noch ganz unbekannt, was unsere Kinder jetzt längst schon wissen; unsere Jugendjahre vergiengen, und wir hatten sie in der größten Unschuld, mit einer Herzenseinfalt zugebracht, welche eine wesentliche Eigenschaft des zarten Alters seyn soll. Die reifern Jahre rückten heran, und wir rechneten uns immer noch zu den Kindern. Als wir unter den Erwachsenen unsere Stelle einnehmen sollten, kam es uns vor, als hätten wir unserm Alter vorgegriffen, und heut zu Tage wollen sich unsere Kinder schon unter uns mengen, an unsern Gesprächen Theil nehmen, und in allen Gesellschaften auftreten; sie sind schon mit allen Vergnügungen, und allen Lastern der Welt bekannt, wovon sie noch gar keinen Begriff haben sollten. Zweideutige Bücher, welchen diese verdorbene Welt ihren Bei=

fall zollt, sind in ihren Händen, und man bemerkt gar bald an ihrem Betragen das Gepräge der Grundsätze, die darin herrschen, und an ihrem Geschmacke entdeckt man unverkennbare Spuren der Muster, nach welchen sie sich bilden. — Gott! Was wird aus dieser Jugend werden, wenn das Uebel noch eine Zeit lang um sich greift!

Das älterliche Haus ist sehr oft für die Kinder die erste Schule des Lasters.

Es kann allerdings nicht geläugnet werden, daß die Klagen über das immer mehr um sich greifende Sittenverderbniß der Jugend, die sich durch einen unbändigen Uebermuth ganz besonders auszeichnet, nicht höchst gegründet sind. Aber, liebe Aeltern! wo mag dieses Uebel wohl herrühren? — Seyd ihr hierin ganz ohne Schuld, und darf man es ohne Ausnahme und ganz allein den Umständen der Zeit zur Last legen? — Ich glaube nicht; — werdet ihr mich der Lüge strafen, wenn ich mit dem heiligen Ambrosius zu euch sage: „Der Uebermuth der Jugend rühret von der Nachläßigkeit der Aeltern her?" — Ein Blick auf die Art, wie ihr eure Pflichten gegen die Kinder erfüllt, über welche ihr klaget, wird uns bald über den Ursprung des Uebels den wahren Aufschluß geben. — Die Aeltern sind verpflichtet, ihren Kindern mit guten Beispielen vorzugehen, und ihre Jugendjahre genau zu bewachen, um sie gegen die zahllosen Gefahren der Verführung in Sicherheit zu setzen; denn alle Menschen, aber ganz besonders die Kinder, sind weit mehr geneigt, den Werken, als den Worten zu glauben, weil sie wohl wissen, daß es eine ganz leichte Sache ist, einem zu sagen, was er thun soll; daß es aber schwerer sey, die guten Werke selbst zu thun, wozu man Andere bereden will. Ueberdies haben die Kinder, wie es uns aus der Erfahrung bekannt ist, einen ganz besondern Hang zur Nachahmung; sie finden ein eigenes Vergnügen daran, Alles nachzuahmen, was sie sehen. Haben sie also vor ihren Augen nur löbliche Handlungen, und geben ihnen ihre Aeltern nur gute Beispiele, so ahmen sie auch nur

Gutes nach; durch den Anblick der guten Beispiele ihrer Aeltern prägt sich das Gute tief in ihre Herzen, und es wird ihnen gleichsam zur Gewohnheit: die Ausübung der Tugend verwebt sich frühzeitig in ihre Handlungsart, und sie bleiben in einer glücklichen Unwissenheit des Lasters. — Wie viele Aeltern giebt es aber, deren Betragen durchaus so beschaffen ist, daß ihre Kinder an demselben, wie in einem Spiegel, es absehen können, wie auch sie, den Lehren des Christenthums gemäß, handeln sollen? Großer Gott! Wie oft sind die Häuser der Aeltern für die unschuldigen Kinder die Schulen des Lasters! — In der Verrichtung ihrer Religionspflichten zeigen sich Vater und Mutter oft sehr kaltsinnig, oder sie verachten dieselben wohl gar; ihre Reden sind wenig erbaulich: entweder tadelt man seinen Nebenmenschen, decket seine Fehler auf, und zieht seine geheimsten Vergehungen an's Licht, oder man spricht von unzüchtigen Dingen; man redet ohne Unterschied und Bescheidenheit von Allem, was man gehört hat, es mag seyn, was es immer will; man denkt nicht an die schädlichen Eindrücke, welche man dadurch in den zarten Herzen der Kinder veranlaßt. — Im Hause geht das Geschäft nicht immer nach Wunsch; tausend widrige Zufälle ereignen sich, die das Feuer der Uneinigkeit anblasen. Oft entzündet sich mit vielem Ungestümm die Fackel der Zwietracht, und es entstehen heftige Zänkereien, niederträchtige Vorwürfe, unanständige Spötteleien, häßliche Beschimpfungen, ärgerliche Fluchworte; dies ist es, was das Kind sieht und hört. — Der Vater ist nicht immer fleißig, er verschleudert oft die Zeit, er arbeitet nachläßig, und verläßt die Arbeit, um Vergnügungen nachzugehen, die sein Hauswesen zerrütten, sein Vermögen und seine Sittlichkeit untergraben. — Die Mutter steht der Haushaltung nicht immer thätig vor; überall sieht man Unordnung und Spuren einer großen Sorglosigkeit, oder eines übertriebenen Hanges nach Kleiderpracht und Aufwand. Auf das Gesinde wird keine Wachsamkeit genommen, und man begegnet ihm nicht mit den gehörigen Rücksichten. — Alles dies sieht das Kind, und noch viel Anderes nicht sehr Erbauliches, das ich

hier anführen müßte, wenn ich das Bild der meisten Haushaltungen genügend schildern wollte.

Irrthum der Aeltern in Absicht auf das Aergerniß, welches sie ihren Kindern geben.

Glaubt ihr denn, liebe Aeltern! daß eure unbescheidenen Reden und ärgerlichen Handlungen auf eure Kinder keine schädliche Eindrücke machen? Glaubet ihr, daß sie, ohne Nachtheil für ihre Unschuld, Zeugen solcher Sünden seyn können? Sie sind noch klein! — Eben darum sollen die Aeltern in der Gegenwart ihrer Kinder um so behutsamer seyn. „Wisset ihr dann „nicht, daß ihre Herzen," wie der heil. Basilius sagt, „einem „weichen Wachse gleichen, welches alle Gestalten und Eindrücke „leicht annimmt und behält?" Und wenn es auch wahr wäre, daß sie das Meiste jetzt noch nicht verstehen, so sind die Wirkungen auf sie darum nicht weniger schädlich, weil, wie die Erfahrung es beweis't, in dem Gedächtnisse der Menschen das auf immer eingegraben bleibt, was sie in ihrer Jugend gehört und gesehen haben. Und ist es wohl so, wie ihr saget, daß die Kinder das Meiste von dem, was in ihrer Gegenwart gesprochen wird, nicht verstehen? Wenn dieses wäre, woher wissen sie dann Alles schon so frühzeitig? Was bedeutet ihre Aufmerksamkeit, ihr Vorwitz, wenn solche Reden geführt werden? Was soll das heimliche Flüstern, das verstohlene Lächeln, das schalkhafte Seitenwinken mit den Augen bey Kindern, die von Natur etwas lebhaft und übermüthig sind, und was die Schamröthe bey den noch Unschuldigen bedeuten? — Aeltern! blicket zurück in eure Jugendjahre, prüfet euch, und ihr werdet finden, daß dazumal Alles, was ihr sahet und hörtet, die lebhaftesten Eindrücke in euren Herzen zurück ließ, daß ihr dazumal die Neigungen zu Laster und Tugend empfienget, die ihr noch jetzt in euren Herzen traget! Ueberleget dieses, und wendet diese Prüfung auf eure Kinder an! —

Irrthum der Aeltern, welche ihre erwachsenen Kinder nicht bewachen.

Es giebt zwar Aeltern, welche ihren Kindern keine böse Beispiele geben, und sie so ziemlich in der Unschuld und Gottesfurcht über die ersten Jugendjahre hinausbringen. Aber wie oft ist es bey diesen der Fall, daß sie sich alsdann auf die Tugend ihrer erwachsenen Kinder verlassen, und sie weiter unter keiner strengen Aufsicht mehr halten. Die gute Meinung, welche sie von ihnen haben, läßt nicht zu, den geringsten Verdacht auf sie zu werfen, als möchten sie etwa gewisse heimliche Bekanntschaften haben, in welchen sie, trotz der guten Meinung, die ihre Aeltern von ihnen haben, ihre Unschuld opfern, und die größten Schandthaten ausüben. O wie blind sind die meisten Aeltern, welche erwachsene Söhne und Töchter haben, und glauben, daß diese einer genauen Bewachung nicht mehr bedürfen! Aber das allwissende Auge Gottes, dessen scharfe Blicke bis in die düstersten Orte dringt, in welchen die heimlichsten Laster verübt werden, sieht und weiß Alles; und wehe euch Aeltern, wenn ihr dereinst vor dem Richterstuhle Gottes über eure Standespflichten werdet zur Rechenschaft gezogen werden, weil ihr diese Sünden eurer Kinder hättet verhüten können, wenn ihr wachsamer auf sie gewesen wäret! „Gott," sagt Origenes, „wird von den Aeltern, welche ihre Kinder nicht gehörig erzogen, und bewacht haben, Rechenschaft über „alle Sünden fordern, die von diesen begangen worden sind."

Folgen der vernachläßigten Erziehung.

Die Folgen, welche die Hinläßigkeit der Aeltern in Absicht auf die Erziehung ihrer Kinder nach sich zieht, sind nicht zu berechnen. Man darf wohl behaupten, daß die zahllosen Laster, die wir in der Welt sehen, beinahe alle von den fehlerhaften Erziehungen herrühren, wenn man wenigstens bis auf ihren ersten Grund zurückgehet. Denn obgleich die Frucht, welche auf einem Baume wächst, unmittelbar aus den Aesten hervorkömmt, so entsteht sie doch ursprünglich aus dem ersten

Keime, welcher in die Erde gelegt wurde, und in gleichem Sinne entstehen auch alle Laster von der Nachläßigkeit der Aeltern in Absicht auf die Erziehung ihrer Kinder. Wie viele Laster bemerken wir nicht, die ganz unmittelbar von der verwahrlos'ten Erziehung herstammen. — Warum wurde jener ein Betrüger, der nun durch Ränke und Uebervortheilungen aller Art seine Nebenmenschen um das Ihrige zu bringen suchet, und der sich im Handel und Wandel alle ungerechten Mittel erlaubt, wenn sie ihn nur zum Ziele seiner Habsucht führen? Konnte man nicht schon in der Jugend diesen bösen Hang wahrnehmen, und ihm durch heilsame Lehren Liebe zur Redlichkeit und Gerechtigkeit einflößen? Seine thörichten Aeltern sahen seinen Hang zum Betruge, und konnten leicht die Folgen errathen; aber sie lobten wohl gar seine kleinen Diebstähle, als Früchte einer ungemeinen Geschicklichkeit. Jetzt ist er ein Betrüger. Die Erziehung hat ihn also dazu gemacht. — Warum ist jener Andere dem Trunke ergeben, und opfert dieser häßlichen Leidenschaft vielleicht sein ganzes Vermögen, und das Wohl seiner Frau und Kinder? Sein unbescheidener Vater gewöhnte ihn selbst an das häßliche Laster, und führte ihn vielleicht durch eigenes Beispiel dazu an; aber nun ist er auch, wie er, ein Trinker geworden. Die Erziehung hat ihn also dazu gemacht. — Warum verschleudert so Mancher seine Tage im Müßiggange, ist schläfrig bey seinem Gewerbe, vernachläßiget sein Hauswesen, zieht allen liederlichen Gesellschaften nach, liebt den Spieltisch, und wird vielleicht bald von Haus und Hof ziehen müssen, um sein Vermögen seinen Gläubigern zu überlassen? Schon in der Jugend zeigte er Abneigung an der Arbeit, und Hang zum Wohlleben und zu Vergnügungen. Die Aeltern hielten ihm dies zu Gutem; sie waren bemittelt, und lebten ohne Sorgen; ihren Sohn ließen sie herumschlendern, wie er wollte; der Tochter widersprachen sie nicht wegen ihres Hanges nach Tändeley und Kleiderpracht. Nun sind Beide im Elende, und verfluchen sogar ihre Aeltern. — Die Erziehung hat sie dahin gebracht. —

Die Aeltern sind verpflichtet, — ihren Kindern bey jeder schicklichen Gelegenheit nützliche Lehren zu geben.

Zarte Pflanzen, denen nicht fleißig abgewartet wird, bringen keine Früchte, und oft gehen sie schon zu Grunde, ehe sie zu Kräften kommen. Eben so erstickt der Keim der Tugend, der im zarten Herzen liegt, wenn er durch gute Lehren nicht erwärmt, und zur Entwicklung gebracht wird. Die Aeltern sind daher verpflichtet, ihren Kindern, so gut sie es selbst verstehen, die Lehren der Tugend einzuprägen; sie sollen keine Gelegenheit vorübergehen lassen, wo sie ihnen etwas Nützliches sagen können, und so oft der Fall eintritt, daß sie eines Unterterrichts bedürfen, sollen sie ihnen auch zeigen, wie sie handeln sollen. Es ist eben nicht nothwendig, daß man dem Zeitpunkte abwarte, wo die Vernunft des Kindes zur vollkommenen Reife gelangt, um es über seine Reden und Handlungen zu belehren: schon in den zartesten Jahren ist es fähig, eine Lehre zu fassen, wenn sie ihm auf die gehörige Art ertheilt wird, und wenn man jede schickliche Gelegenheit dazu benützt. Die natürliche Liebe, welche die Aeltern zu ihren Kindern haben, ist ein vortreffliches Mittel, ihren Worten jene Kraft beizubringen, wodurch ihnen der Eingang in das zarte Herz geöffnet wird. Wie nachdrücklich und wirksam sind die Worte einer Mutter, welche ihr Kind über einen Fehler zurechtweis't, den sie an ihm wahrgenommen hat! Aber mit Sanftmuth, und ohne Bitterkeit muß sie dem irrenden Kinde den Fehltritt begreiflich machen; sie muß ihm vorstellen und erklären, warum seine Handlung nicht recht ist, und wie es sich für die Zukunft betragen soll. Wenn das Kind überzeugt ist, daß seine Aeltern nur sein Bestes bezwecken, und daß sich keine Leidenschaften in ihre Reden einmischen, so wird es sich auch gerne den guten Ermahnungen ergeben; es wird ohne allen Widerstand die seligen Eindrücke annehmen, welche sie in sein Herz einzugraben suchen, und auf diese Art wird ein fester Grund zu einem rechtschaffenen Lebenswandel in dasselbe gelegt werden.

Die Aeltern sind verpflichtet, ihre Kinder durch gute Beispiele zu erbauen.

Nicht alle Aeltern besitzen so viele Kenntnisse und Fähigkeiten, daß sie ihren Kindern zu jeder Zeit, so oft sich eine schickliche Gelegenheit ereignet, den gehörigen Unterricht ertheilen können, aber alle sind es im Stande, ihnen gute Beispiele zu geben; und die wirken meistens mehr, als die Lehren, weil der Mensch überhaupt weit mehr geneigt ist, den Werken, als den Worten zu glauben, und dieser Neigung liegt ein ganz richtiger Vernunftschluß zum Grunde. Die Werke eines Menschen sind, im Allgemeinen genommen, der sicherste Abdruck seiner Denkungsart und seines Glaubens, weil sie eine Folge der innern Stimmung des Herzens sind. Wer rechtschaffen denkt, wird auch rechtschaffen handeln, und der Bösewicht begeht nur darum Laster, weil er böse denkt. Nicht lange kann der Uebelgesinnte sich verstellen, und durch äußerliche gute Werke sich den Schein eines ehrlichen Mannes geben. Die Heucheley, welche allemal nur in scheinbar guten Werken besteht, entschleiert sich von selbst; denn sie wird durch andere böse Werke verrathen. Deßwegen sagt auch der Heiland in dem Evangelium: „Um einen falschen Lehrer zu „erkennen, dürfe man nur auf seine Werke sehen." Wenn also die Kinder an ihren Aeltern keine guten Werke sehen, die mit den Lehren, welche sie ihnen geben, vollkommen übereinstimmen, so werden sie ihren Worten auch keinen Glauben beimessen; sie werden sie für ein bloßes Blendwerk halten, wodurch man sie abzuschrecken suchet, und niemals werden sie den Eindruck annehmen, welchen man bey ihnen dadurch zu machen beabsichtet. Handeln aber die Aeltern ganz nach den Lehren, welche sie geben, so sehen die Kinder schon vor Augen, was auch sie glauben und thun sollen; sie erkennen in diesen Handlungen die Aufrichtigkeit der Lehren und Ermahnungen ihrer Aeltern, und willig nehmen sie dieselben in ihre Herzen auf.

Die Aeltern sind verpflichtet, ihre Kinder unter einer strengen Aufsicht zu halten.

Die nützlichen Lehren, welche die Aeltern theils durch ihren Unterricht, theils durch ihre guten Beispiele in die zarten Herzen ihrer Kinder einzupflanzen suchen, würden gar bald wieder aus denselben verschwinden, wenn sie auf ihre Kinder nicht ein wachsames Auge hätten, und sie nicht mit aller Strenge von allen gefährlichen Gesellschaften und Gelegenheiten entfernen. Wer weiß es nicht, daß die bösen Gelegenheiten meistens das Grab der jugendlichen Unschuld sind, und daß sie in einem Tage die Früchte einer vieljährigen Erziehung vernichten können? Aber, wird man vielleicht einwenden, es ist nicht möglich, die Jugend gegen alle Gefahren der Verführung zu schützen, ohne sie von allem Umgange nicht nur mit Erwachsenen, sondern selbst mit Kindern ihres Alters ganz zu entfernen, und sie im väterlichen Hause streng eingeschlossen zu halten. Wie werden sie in diesem Falle mit der Welt bekannt werden, damit sie sich einst in derselben fortbringen, und nicht wegen ihrer Unerfahrenheit und ihrem ungeschickten Benehmen unter den Menschen, sich lächerlich machen und dem Gespötte Preis geben? Es ist wahr: Kinder, die ihre Jugendjahre ferne vom Weltumgang zubringen, werden bey ihrem ersten Erscheinen in der Welt immer etwas schüchtern seyn, und sich in manchen Fällen nicht zu benehmen wissen. Aber ist denn das ein so großes Uebel? — Der eingezogene, stille und bescheidene Jüngling wird von jedem Vernünftigen erkannt, geachtet und geliebt, und weit vorgezogen vor dem frechen, unerschrockenen und in jedem Falle sich unbescheiden geberdenden Vielwisser. Und sey es auch, daß spätere Bekanntschaft mit der Welt einige nachtheilige Folgen nach sich zieht: werden sie wohl noch von Bedeutung seyn, wenn man sie neben andere Folgen stellt, welche allzufrüher Umgang mit der Welt beinahe immer mit sich bringt? Wie manche Aeltern haben schon bittere Thränen über den Verlust der Unschuld ihrer verwahrlos'ten Kinder vergossen, und nachher gewünscht, sie mit Tau-

senden wieder zu erkaufen, wenn es möglich gewesen wäre? Woher kommt es, daß dieser oder jener begüterte Sohn, der oft noch ein großes Vermögen erheirathet hat, dennoch nicht fortkömmt? Hätte er in seiner Jugend weniger Welt, und um so mehr Wirthschaft gelernt, so würde sein Geschäft von selbst vorwärts gehen. Und so manche Tochter, wenn sie verheirathet ist, kann ihrem Hauswesen nicht vorstehen; sie hat es kaum angefangen, so geht es schon rückwärts. Der Ursache darf man nicht lange nachspüren: mit den Gesellschaften, mit Kleiderpracht und allen übrigen Eitelkeiten der Welt war sie besser bekannt, als mit dem innern Hauswesen ihrer Aeltern. Daß auch bey solchen Menschen weder wahre Andacht, noch Frömmigkeit, noch Eifer zum Guten Statt finden könne, versteht sich von selbst; denn wie der Mensch in Einem ist, so ist er gewöhnlich auch in Allem. —

Die Aeltern sind verpflichtet, ihre Kinder frühzeitig an den Gehorsam zu gewöhnen.

Durch den Gehorsam und den Zwang muß das junge Herz genöthiget werden, das Gute zu wählen, welches es nach geprüften Gründen selbst zu wählen, noch nicht vermag, und dies soll vor dem Zeitpunkte der entwickelten Vernunft blos darum geschehen, damit nicht aus einem blinden Triebe das Böse begangen werde. Glücklich ist das reif gewordene Kind, welches den innern Hang zum Bösen, den es noch nicht kannte, nie befriedigt hat, und dessen Leidenschaften nicht erwachen, bevor es dieselben selbst zu bezähmen im Stande ist. Wenn böse Neigungen und Leidenschaften sich zu äußern anfangen, dann ist des wohl erzogenen Jünglings Macht über dieselben schon fest gegründet; seine Vernunft hat keine Mühe, das Herz an das zu gewöhnen, was er aus Gehorsam schon so lange ausgeübt hat, und er genießt in ungestörter Ruhe die Früchte des Sieges über seine Leidenschaft, welche er durch die Wirkung seiner ersten Erziehung davon getragen hat. — Das erste Erforderniß, um ein Kind in einen so glücklichen Zustand zu setzen, ist also, daß es frühzeitig an Gehorsam ge-

wöhnt werde. Er ist die Grundlage jener Erziehung, die Früchte tragen wird. Da ein Kind die gehörigen Einsichten nicht hat, seine Handlungen selbst zu bestimmen, und unter denen, zu welchen es eine Neigung fühlt, jene zu wählen, welche ihm am Nützlichsten sind, so ist es nothwendig, daß seine Wahl durch eine fremde Leitung bestimmt werde, und dazu wird von seiner Seite ein ungetheilter Gehorsam erfordert. Kinder sind aber nur dann ungehorsam, wenn man sie nicht an Gehorsam gewöhnt hat. Es giebt wohl kaum ein Kind, das sich einem ernsthäften Befehle, oder Verbothe zu widersetzen getrauet, wenn es aus Erfahrung weiß, daß jeder Ungehorsam immer gezüchtiget, oder bestrafet wird. Diese Hauptregel der ersten Erziehung leidet keine Ausnahme, wenn der Gehorsam in Gewohnheit übergehen soll; und wenn ihre genaue Erfüllung oft versäumt wird, so entsteht der entgegengesetzte Umstand: das Kind, dessen Willen nie bestritten worden ist, wird von Allen, die es umgeben, verlangen, daß sie immer seinen Willen thun.

Die Aeltern sind verpflichtet, die Fehler und Vergehungen ihrer Kinder zurechtzuweisen und zu züchtigen.

Niemals mehr, als in der Jugend, ist der Mensch zum Fehlen geneigt, weil er in dieser Lebenszeit am meisten leichtsinnig, und aus Mangel an Erfahrung und Einsichten am wenigsten im Stande ist, die Folgen seiner Fehler zu erkennen. Die Strafen und Verweise sind die Mittel, dem Irrenden seine Fehler und Vergehungen begreiflich zu machen, und ihn von jedem Rückfalle abzuschrecken. Diese Absicht verfehlen aber die Aeltern, so oft sie ihre Kinder mit heftigen Aeußerungen des Zorns strafen, und ihre Verweise unter einem Donner von Fluch- und Scheltworten ertheilen; oder wenn sie, wie der Fall nur zu oft geschieht, im Feuer der Leidenschaft, ohne Mäßigkeit, ohne Rücksicht und Vernunft strafen. Die Kinder betrachten alsdann die Strafe nicht als eine Züchtigung, sondern vielmehr als eine Rache, welche ihre Aeltern

gegen sie ausüben. Wie ist es möglich, daß in einem solchen Falle die Strafe die beabsichtete Wirkungen hervorbringen kann? Sie schadet im Gegentheile den Kindern, weil sie ihnen die Achtung, die Ehrerbietung und die Liebe gegen ihre Aeltern benimmt. „Ihr Väter," schreibt der Apostel an die Kolosser, „reizet eure Kinder nicht zum Zorne, damit sie nicht muthlos werden." 3, 21. Wird aber eine Strafe mit Gemüthsstille und Festigkeit vollzogen, so sieht es das Kind ein, daß seine Aeltern keinen andern Zweck, als seine Besserung haben; es erkennt seine Fehler, und die Ehrfurcht gegen seine Aeltern wird dadurch vergrößert.

Die Aeltern sollen ihre Kinder zum fleißigen Besuch der Schule anhalten.

Der Unterricht ist eines der ersten Bedürfnisse des Menschen, und es ist der Aeltern Pflicht, dafür zu sorgen, daß ihre Kinder gehörig unterrichtet werden. Sie selbst haben die Zeit, und oft auch die erforderlichen Kenntnisse nicht, diesen Unterricht zu geben. Aus dieser Ursache sind allenthalben öffentliche Schulen eingeführt worden. In diesen Schulen werden die Kinder in jenen Kenntnissen unterrichtet und geübt, welche jedem Menschen, auch aus der geringsten Klasse, unentbehrlich sind; man prägt in ihr Herz die ersten Grundsätze der Religion ein, und bereitet sie zu einem ausführlichen Unterrichte vor, welcher ihnen von dem Seelsorger selbst ertheilt werden soll. — Läßt sich wohl etwas Nützlicheres, als die Schulen für die Kinder denken? Wie sehr versündigen sich daher die Aeltern, wenn sie ihre Kinder nicht zum fleißigen Besuch der Schule anhalten, und sie unter dem Vorwande, daß sie ihrer Hülfe zur Arbeit bedürfen, zu Hause behalten! Als ob diese ohnehin äußerst unbedeutende Hülfe, nicht leicht zu entbehren wäre! Und ist dann der unter so vielen Rücksichten äußerst nützliche Schulunterricht nicht werth, daß man ihm einen kleinen Nutzen aufopfere?! Jenes andern Vortheiles, daß die Kinder durch das Besuchen der Schule von allen bösen Gelegenheiten entfernt werden, nicht zu gedenken.

Die Aeltern sollen ihre Kinder anhalten, daß sie den katechetischen Unterweisungen, welche in den Kirchen gehalten werden, fleißig beiwohnen.

Nichts vermag mehr den Menschen vom Bösen abzuhalten, und ihn zum Guten zu bewegen, als die Religion. Die Beweggründe, welche sie ihm an's Herz legt, haben eine unsichtbare, eine göttliche Kraft, welche weit mehr, als alle menschliche Kraft wirket; der Einfluß der religiösen Beweggründe erstreckt sich auf unsere geheimsten Handlungen und Reden; nach der Lehre der Religion kann vor Gottes Richterstuhle nichts verborgen werden, weil das allwissende Auge Gottes richtet; die Religion ist es, die dem Gewissen jene Kraft beibringt, welche den Verbrecher mit einem heilsamen Schrecken erschüttert. Durch die Erklärung der Hauptwahrheiten der Religion, wie sie in den katechetischen Unterweisungen gewöhnlich entwickelt werden, wird das zarte Herz fähig gemacht, diese seligen Wirkungen der Religion zu empfangen. Dieser Unterricht ist die kräftigste Unterstützung der Lehren, welche die Aeltern ihren Kindern zu Hause geben, und welche sie in der Schule empfangen, und wenn der Seelsorger, der Schullehrer und die Aeltern zusammenwirken, so ist es mit Gottes Hülfe und Beistand kaum möglich, daß das Erziehungsgeschäft nicht gelingen sollte.

Die Aeltern sind verpflichtet, für das zeitliche Wohl ihrer Kinder besorgt zu seyn.

Ein jeder Mensch soll nach Gottes weiser Einrichtung, wenn er einmal erwachsen ist, einen Stand antreten, und in diesem muß er durch genaue Erfüllung aller Pflichten desselben die ewige Seligkeit zu erlangen suchen. Die Aeltern sind zunächst von Gott bestimmt, ihren Kindern an die Hand zu geben, ihren Beruf zu erkennen; aber die Kinder sollen sich vorzüglich auch mit ihren Aeltern über die Pflichten und Beschwerden eines jeden Standes, über ihre Neigungen und Fähigkeiten berathen. Zum Antritte eines Standes werden oft sehr viele Hülfsmittel erfordert. Soll ein erwachsener Sohn ein

Hausvater werden, so soll er, einem eingeführten und auf die Vernunft gegründeten Gebrauche gemäß, einen Stand von gleicher Art und gleichem Range antreten, wie der Vater. Die Aeltern sind daher verpflichtet, ihr Hauswesen so zu ordnen, und ihre Ausgaben für unnothwendige Dinge so zu beschränken, daß sie im Stande sind, ihren Sohn standesmäßig zu bemitteln. Sind sie aber in diesem Stücke leichtsinnig, und geräth ihr Hauswesen in Unordnung wegen überflüßiger Ausgaben, wegen zu großen Aufwandes, aus Nachläßigkeit in der Wirthschaft, in der Betreibung des Gewerbes, in dem Anbau der Güter, in der Aufsicht über das Gesinde, oder gar durch Verschwendung, durch Trinken und Spielen, so sind sie nicht im Stande, ihre Kinder zu versorgen. Den verarmten Kindern bleibt alsdann kein anderer Ausweg offen, als die Schande der Aeltern in Verborgenheit, in Verachtung und Armuth zu tragen, und statt ihrer zu büßen. Diese haben aber auch das Unglück ihrer Kinder einst vor Gott zu verantworten.

Es ist Pflicht der Aeltern, für ihre Kinder zu bethen.

So nahe auch den Aeltern die Pflicht der Erziehung am Herzen liegt, so können sie doch nicht wissen, ob ihre Kinder nicht einmal den Weg des Heils verlassen; ob sie nicht vielleicht mit der Zeit in Gelegenheiten gerathen werden, in welchen die Früchte ihrer Mühe auf einmal vereitelt werden. Wer anders kann hier helfen, als Gott; und wenn Er helfen, wenn Er das bevorstehende Uebel abwenden soll, ist es dann nicht billig, daß die Aeltern diese besondere Gnade durch ein andächtiges Gebeth von Ihm erflehen? Es läßt sich nichts Rührenderes denken, als Aeltern, welche, auf ihre Kniee hingeworfen, dem allmächtigen Gott die zärtlichen Sorgen ihrer Herzen in Betreff ihrer Kinder in einem inbrünstigen Gebethe darstellen. Wie kann Gott solch ein herzliches Gebeth verachten, besonders wenn die Aeltern sich nichts mehr angelegen seyn lassen, als ihre Kinder christlich zu erziehen; wenn sie ihnen bey jeder schicklichen Gelegenheit nützliche Lehren ertheilen, ihnen

mit guten Beispielen vorangehen, und sie gegen alle Gefahren der Verführung schützen. — Oft ist das Gebeth das einzige Mittel, welches den Aeltern übrig bleibt. Durch die Folgen der ersten Erziehung, welche sie vernachläßiget haben, sind ihre Kinder, zu reifern Jahren herangewachsen, unbändig geworden, oder dieses Uebel mag auch ohne die Schuld der Aeltern, wie der Fall möglich ist, geschehen seyn. Jetzt ist es zu spät, solche ausgeartete Kinder ziehen zu wollen; sie lachen über die Verweise ihrer Aeltern, und anstatt ihre Strafen zu fürchten, sind sie oft so gottlos, daß sie ihnen selbst drohen. Was bleibt den Aeltern alsdann für ein beruhigenderer Trost in ihrem Kummer, als das Gebeth? Und wenn sie die erste Erziehung nicht verwahrlos't haben, und Gott das Uebel nicht zur Strafe ihrer Nachläßigkeit zugelassen hat, so haben sie die gegründeiste Hoffnung, daß sie Gott von ihrer Prüfung erlösen, und ihr standhaftes Gebeth, wie jenes der heil. Monika, mit der Bekehrung ihrer Kinder belohnen wird.

Einfluß der natürlichen Liebe, welche die Aeltern zu ihren Kindern haben, auf das Erziehungsgeschäft.

In die Herzen der Aeltern hat der Schöpfer eine unwiderstehliche Liebe gelegt, nicht um dadurch ihrer Eigenliebe zu schmeicheln und ihnen einen angenehmen Genuß zu verschaffen, sondern damit die Beschwernisse ihres Standes, und der Erziehung dadurch erleichtert würden. Neigte sich das Herz der Aeltern nicht aus einem angebornen Naturtriebe gegen ihre Kinder, so würden sie bey der Last, die auf ihnen ruhet, nicht so willig und nachsichtig gegen sie seyn. Aber bey vielen Aeltern ist diese Liebe mehr ein Hinderniß, als ein Mittel der guten Erziehung. Diese Liebe ist blind und täuschend; sie sieht zu wenig und zu viel: die Fehler der Kinder sieht sie nicht; dagegen sieht sie die guten Eigenschaften, welche sie vielleicht haben, in einem übertriebenen Lichte, und so geschieht es, daß die Aeltern von ihren Kindern ganz verkehrte Begriffe bekommen. Aeußert das Kind böse Neigungen, so sehen die Aeltern

an demselben nichts, als eine jugendliche Lebhaftigkeit, und anstatt diese bösen Neigungen genau zu beobachten, zu lenken und zu ersticken, gehen sie darüber weg, oder befestigen sie wohl gar durch ihren Beifall; die Reden und Handlungen des Kindes, so unbedeutend sie auch seyn mögen, sind in ihren Augen, Zeichen von Witz und vielem Verstande; u. s. w.

Fasten, siehe Abtödtung.

Fegfeuer.

Die Lehre vom Fegfeuer betrachten wir vorzüglich unter dem Gesichtspunkte, in wiefern die Christen gegen ihre verstorbenen Brüder, welche vor dem Austritte aus dieser Welt der Gerechtigkeit Gottes ihre Schulden für ihre Sünden noch nicht vollkommen entrichtet haben, verbunden sind, durch ihre Beihülfe die Erlösung der leidenden Seelen zu befördern, und dann in wiefern eben diese Beihülfe denen selbst auch nützlich ist, welche sie leisten. Was die Festsetzung der Glaubenslehre an das Fegfeuer anbelangt, welche schon in den ersten Jahrhunderten von einigen Irrlehrern, besonders aber in neuern und in den neusten Zeiten angegriffen worden ist, so halten wir dafür, daß es nicht ohne Nutzen seyn wird, sie auch theologisch zu beweisen, und darzuthun, welchen Grund sie in der heiligen Schrift hat, und wie die Erblehre der Kirche hierüber mit sich selbst immer übereinstimmend war. Ist die Glaubenslehre deutlich erwiesen, so ist alles Uebrige nur Schlußfolge, und dem Kaltsinne der Lebenden gegen ihre verstorbenen Brüder bleibt keine Ausflucht mehr übrig.

Erster Entwurf.

Ueber die Lehre vom Fegfeuer überhaupt.

Da eine jede Sünde, so gering sie auch an sich seyn mag, eine Beleidigung der Gerechtigkeit Gottes ist, so muß derje-

nige, der sie begangen hat, derselben, so viel es dem Menschen möglich ist, genug thun, und seine Schuld abtragen, bevor er einen Antheil an der ewigen Glückseligkeit haben kann, weil nichts Unreines in's Himmelreich eingehen wird. Aber weil Gott nicht nur unendlich gerecht, sondern auch unendlich barmherzig ist, so hat seine Güte zu den Menschen gewisse Mittel dargeboten, wodurch den strengen Forderungen seiner Gerechtigkeit Genüge geleistet werden kann, ohne daß der Sünder die bestimmte Bußzeit aushalte. Diese Mittel bestehen in der Hülfe, wodurch die Lebendigen das harte Schicksal der Verstorbenen lindern, und die Erlösung aus dem Reinigungsorte beschleunigen können. — Laßt uns dies ausführlicher darstellen, und zeigen,

1) was die Gerechtigkeit Gottes von den verstorbenen Seelen fordert, welche ihr noch nicht genug gethan haben, und
2) was die Barmherzigkeit Gottes thut, damit die Forderungen auf eine leichte Art befriediget werden.

Um uns einen richtigen Begriff von den Forderungen Gottes in Absicht auf die läßlichen Sünden zu machen, welche der Mensch in jener Welt abbüßen soll, müssen wir niemals diese geringen Sünden an sich betrachten, das heißt, in Ansehung des Vergnügens, welches sie dem Sünder bringen, sondern wir müssen erwägen, was sie in Ansehung Gottes sind, welchen wir dadurch beleidigen; denn

a) eine jede Sünde, so gering und unbedeutend sie uns auch zu seyn scheint, ist ein Verbrechen gegen Gott. Je größer aber der Unterschied zwischen dem Beleidigten und dem Beleidiger ist, desto größer ist auch das Verbrechen. Aus dieser Ansicht läßt sich's abnehmen, wie groß die Strafwürdigkeit, auch der läßlichen Sünde, seyn müsse.
b) Diese Strafwürdigkeit wird wieder unter einem andern Gesichtspunkte größer, weil der Sünder während seines Lebens so viele Gelegenheiten und Mittel in seiner Gewalt hatte, seine geringen Verbrechen auf eine sehr leichte Art abzubüßen und zu tilgen. Diese Mittel sind: die guten Werke, die heiligen Sacramente, die Ablässe. Da er

aber diese Mittel nicht gebrauchen wollte, so ist es der Gerechtigkeit Gottes gemäß, daß er in jener Welt auch für die läßlichen Sünden büße.

Aber bey den strengen Forderungen der Gerechtigkeit Gottes in Absicht auf die verstorbenen Seelen zeigt sich seine Barmherzigkeit auf eine äußerst bewunderungswürdige Art. Eigentlich nur so lange der Mensch lebt, hat er Ansprüche auf die Güte Gottes, weil mit seinem Austritt aus dieser Welt das Reich der göttlichen Barmherzigkeit gewissermaßen für ihn aufhört. Gott aber erstreckt dieses Reich in jene Welt, indem Er

a) zum Besten der leidenden Seelen die Gebethe derjenigen erhört, welche Andere für sie zum Himmel senden. Er läßt ihnen die Verdienste der guten Werke zukommen, welche die Lebendigen in Absicht auf sie verrichten, Er eignet ihnen die Früchte des heiligen Meßopfers, und der Abläße zu, und auf diese Art erstreckt sich die Barmherzigkeit Gottes bis in's Reich der Todten.

b) Weil aber die Lebendigen ihre verstorbenen Brüder leicht vergessen möchten, wie es bey Vielen nur zu oft der Fall ist, so hat Er es ihnen zur Pflicht gemacht, der Verstorbenen zu gedenken, und bewegt sie zu diesem Werke der Liebe und Gerechtigkeit durch die Gnaden, welche Er denen ertheilt, die dieses gute Werk ausüben; durch die heilsamen Gedanken, welche Er in ihren Herzen erweckt, und durch die Hoffnung, daß sie dereinst auch von ihren zurückgelassenen Brüdern Hülfe erhalten werden.

Zweiter Entwurf.

Ueber die Pflichten der Lebendigen gegen die Verstorbenen.

Die Menschen, welche auf dieser Welt untereinander leben, sollen durch ein doppeltes Band mit einander vereiniget seyn: das eine hat die Natur geknüpft, und das andere die Religion. Der Gedanke: „auch dieser ist ein Mensch," erweckt bey dem Anblicke eines unseres Gleichen, sey er, wer er immer

will, ein gewisses Gefühl, welches die Natur in alle Menschenherzen gelegt hat, und welches ein deutlicher Beweis ist, daß sie uns Alle mit einander verbrüdert hat. Mit einem noch edlern und erhabenern Bande umschlingt uns die Religion, indem sie uns lehret, daß wir Alle zu derselben Glückseligkeit erschaffen, und mit demselben göttlichen Blute erkauft sind. Der Tod, der unsere Körper von einander trennt, soll die Bande nicht zerreißen, die unsern Geist mit dem Geiste anderer Menschen verbinden. Der Mensch soll seines verblichenen Mitmenschen nicht vergessen, der in jener Welt leidet, und der Christ soll an seinen verstorbenen Mitchristen denken, dessen Erlösung er durch sein Gebeth beschleunigen kann. — Um uns von den Pflichten der Lebendigen gegen die Verstorbenen vollkommen zu überzeugen, wollen wir untersuchen,

1) worauf diese Pflichten sich gründen, und
2) wie sie erfüllt werden sollen.

Der Glaube und die Vernunft lehren uns, daß, weil nichts Unreines in's Himmelreich eingehen kann, in jener Welt nothwendiger Weise noch ein Ort seyn müsse, in welchem der Mensch von den Unreinigkeiten, die seiner Seele noch ankleben, gereinigt wird, und daß diese Reinigung für jene Seelen sehr schmerzlich sey. Sind wir aber von dieser Wahrheit überzeugt, so fordert uns

a) das Mitleid, welches die Natur in alle Menschenherzen gelegt hat, dringendst auf, unsern leidenden Mitmenschen zu Hülfe zu kommen, und uns für sie zu verwenden, damit ihren Leiden ein Ende gemacht werde, weil dies durch die Wirkung der unbegränzten Barmherzigkeit Gottes in unserer Gewalt liegt. Eben so fordert uns

b) die gegenseitige Liebe auf, welche die Religion uns Menschen, als Brüdern, als Kindern Gottes, als Miterben Jesu, zur Pflicht macht. Sind wir berufen, wahre Jünger Jesu zu seyn, so können wir es nur dadurch beweisen, wie uns der Heiland versichert, wenn wir einander lieben, wie Er uns geliebt hat. Gegen wen soll aber

diese Liebe thätiger seyn, als gegen unsere im Fegfeuer leidenden Brüder? — Endlich fordert uns

c) die Gerechtigkeit auf, für die verstorbenen Seelen zu bethen, weil wir vielen Vieles zu danken haben, als zum Beispiele unsern Gutthätern, Freunden, Verwandten, Aeltern; und weil wir Viele während ihres Lebens geärgert, und vielleicht zu ihrem Leiden beigetragen haben.

Wenn mit dem Tode des Menschen Alles aufhören, und die Seele in jener Welt nicht fortleben würde, oder wenn wir Alle unserer Bestimmung gemäß bey der Trennung unserer Seele von dem Körper ohne Ausnahme und Unterschied in die Wohnungen der Seligen aufgenommen würden, die uns Jesus bereitet hat, so hätten wir Alle unsere Pflichten gegen die Todten erfüllt, wenn wir ihre sterbliche Ueberbleibsel mit Ehre zur Erde bestatten. Aber ein anderes lehret uns die Vernunft und der Glaube.

a) Wir sollen also nicht glauben, daß wir unsere Pflichten erfüllt haben, wenn wir, von einem heftigen Schmerz gerührt, häufige Thränen vergießen. Dies bewirkt bey uns die Natur auch gegen unsern Willen. Unser Mitleid soll edler seyn, und sich nicht auf bloße Gefühle beschränken.

b) Das Andenken an die Todten soll nicht blos eine kurze Zeit dauern, sondern so lange wir leben, sollen wir Jene nicht vergessen, die uns vorangegangen sind, weil wir ebenfalls von Jenen, welche wir zurücklassen, niemals vergessen zu werden wünschen. Daß die Zeit die Wunden des Verlustes heile, ist natürlich, aber das Andenken an die Verstorbenen in unserm Gebethe soll sie nie tilgen.

c) Auch nicht auf ein bloßes Andenken beschränkt sich unsere Pflicht, sondern auf Werke, wodurch wir uns Verdienste vor Gott erwerben, und welche Verdienste wir Ihn bitten den leidenden Seelen zuzueignen, und sie aufzunehmen, als wären die Werke von ihnen selbst verrichtet worden.

Dritter Entwurf.

Ueber den Nutzen, der aus dem Andenken der Lebendigen an die Todten entsteht.

Der Nutzen, den wir den Verstorbenen bringen durch unser andächtiges Andenken an sie, und durch die guten Werke, welche wir in Absicht auf die Beschleunigung ihrer Erlösung verrichten, wirkt gleichsam auf uns selbst wieder zurück, indem wir für unsere Seele einen sehr großen Nutzen aus unsern Werken der Barmherzigkeit ziehen, ohne daß deßhalb den daraus entstehenden Verdiensten, welche wir den leidenden Seelen zueignen wollen, etwas entzogen werde. Ihnen werden die Früchte unserer guten Werke zu Theil, und wir genießen andere Früchte, welche uns aus der Liebe zu den Verstorbenen zukommen, und womit Gott uns belohnt. Wir wollen also ausführlich erklären: wie die Andacht gegen die Todten in Absicht auf ihre Erlösung auf die Lebendigen zurückwirkt.

An jedem guten Werke kann man zwey Dinge betrachten: das Werk selbst, und die Absicht, aus welcher man es verrichtet. In dieser Ansicht der Werke, welche die Lebendigen für die Verstorbenen verrichten, liegt der Grund des Nutzens, welchen auch die Lebendigen daraus ziehen.

a) Es ist nicht möglich an den Zustand der Todten in jener Welt zu denken, ohne daß wir zugleich denken, daß die Reihe wohl bald auch an uns kommen werde. Die Ungewißheit des Augenblicks, die schrecklichen Folgen, welche damit verknüpft sind, erinnern von selbst an die Nothwendigkeit, sich auf jenen ungewissen Augenblick gehörig vorzubereiten.

b) Die Betrachtung der Leiden, welche die Verstorbenen wegen kleiner Sünden, die wir eben so, wie sie, und vielleicht in noch größerer Menge begehen, erdulden müssen, erweckt eine heilsame Furcht vor diesen Leiden; sie machet behutsam, lehret, über sich selbst nachzudenken, und die Mittel auszuforschen, um jene Sünden, die man bisher so wenig achtete, für die Zukunft zu meiden. Die

Betrachtung der Leiden, mit welchen man seine läßlichen Sünden in jener Welt abbüßen muß, da man sie doch in diesem Leben mit so wenig Mühe tilgen könnte, erregt in dem Herzen des Bethenden Liebe zu den Bußwerken, gegen welche er sehr gleichgültig, oder denen er vielleicht ganz abgeneigt war.

c) Die guten Werke, welche der Mensch verrichtet, sind nicht blos eine Quelle von Verdiensten, die aus den Früchten des Kreuztodes Jesu fließen, und die wir durch die Wirkung einer ganz besondern Güte Gottes den Todten zueignen können, sondern sie sind auch noch eine Quelle von Gnaden, womit Gott die Absicht, und den guten Willen dessen belohnt, der sie verrichtet, um ihn dadurch zu bewegen, seinen Seeleneifer immer mehr zu entflammen, und seiner Gnaden dadurch immer würdiger zu werden.

d) Alles ist an einem glücklichen Tode gelegen; diese letzte Gnade ist zugleich der Zweck und die Krone aller übrigen, und auf diese letzte Gnade soll unser ganzes Bestreben hinzielen. Wer darf aber mehr Hoffnung haben, von Gott die Gnade eines guten Todes zu erhalten, als derjenige, der oft an den Tod denkt, sich für die Todten eifrig verwendet, für sie bethet, und gute Werke verrichtet, damit ihnen die Früchte eines glücklichen Todes zu Theil werden.

e) Alle Seelen, die jetzt im Fegfeuer sind, werden dereinst in den Besitz der Glückseligkeit treten, die ihrer wartet, und zur Anschauung Gottes gelangen, welche die Heiligen im Himmel beseliget.

Ist es demnach nicht natürlich, daß diese erlös'ten Seelen sich auf's Thätigste für diejenigen bey Gott verwenden werden, welche zur Beschleunigung ihrer Erlösung beigetragen haben, und daß im Falle eben jene Menschen auch in die Lage gerathen sollten, in welcher sie selbst waren, sie zu ihrer Rettung die ganze Macht ihrer Fürsprache anwenden werden?

Vierter Entwurf.

Ueber die Beweggründe und Mittel, welche dem andächtigen Andenken der Lebendigen an die Todten zum Grunde liegen.

Es läßt sich kaum ein rührenderer Anblick denken, als eine Versammlung, in welcher die Christen sich mit einander vereinigen, um über das Schicksal ihrer verblichenen Mitmenschen, worunter ein jeder Gutthäter und Freunde, Bekannte und Verwandte, Aeltern und Geschwister zählt, in stiller Andacht nachzudenken. Ist das Herz des Christen eines Mitgefühls fähig, so soll es bey dem Andenken an jene Seelen rege werden, welche der Gerechtigkeit Gottes ihre letzten Schulden abtragen, und mit den Schmerzen der Sehnsucht dem Ende ihrer Erlösung entgegensehen, besonders wenn es in des Christen Gewalt ist, wie Niemand unter uns daran zweifelt, durch sein Zuthun diese Erlösung zu befördern. — Laßt uns nun heute nachdenken

1) über die Beweggründe, welche einen Jeden antreiben sollen, zur Erlösung der leidenden Seelen das Seinige beizutragen, und dann
2) die Mittel darstellen, durch welche diese Erlösung befördert werden kann.

Gott ist höchst gerecht; nichts kann Er ungestraft lassen, wenn die Zeit der Vergeltung einmal gekommen ist. Haben wir also in diesem Leben unsere Sünden nicht gänzlich abgebüßt, und um seiner Gerechtigkeit genug zu thun, die Mittel nicht benützt, die seine Barmherzigkeit uns anbot, so müssen wir noch in jener Welt dafür büßen. Aber auch jetzt bleibt der Wunsch Gottes immer noch, daß die leidenden Seelen aus ihrem Reinigungsorte auf's Schleunigste erlös't werden. Der erste Beweggrund, der uns antreiben soll, an die leidenden Seelen zu denken, ist demnach schon

a) der Wunsch Gottes, daß alle Menschen glücklich seyen, und daß nicht seine Gerechtigkeit durch die Strafen, welche sie erdulden, sondern seine Barmherzigkeit durch das

Glück, welches sie genießen, offenbar werde. Zu diesem Ende hat Er uns die Gewalt gegeben, durch die Zueignung der Verdienste, welche wir uns durch unsere guten Werke erwerben können, den im Fegfeuer leidenden Seelen Linderung zu bringen. — Der zweite Beweggrund ist

b) die Sehnsucht dieser Seelen nach der Erlösung aus ihren Peinen. Die Natur und die Religion, oft auch noch die Dankbarkeit, fordern uns auf, ihnen zu helfen; sie sind Menschen, wie wir, durch dasselbe Blut Jesu erkauft; sie sind Freunde Gottes, und haben ein Recht zum Himmelreich. In unserer Gewalt liegt es zum Theil, das Hinderniß, welches sie vom Genusse ihres Rechts entfernt, wegzuräumen. — Der dritte Beweggrund ist,

c) unser eigener Nutzen. Helfen wir den im Fegfeuer leidenden Seelen ihre Schulden abzutragen, so bezahlen wir dadurch auch die unsrigen; indem Gott die Verdienste, welche wir ihnen zueignen, mit ihrer Erlösung belohnet, belohnet Er zugleich unsern Eifer mit Gnaden, welche uns auf die Wege des Heils führen, und uns auf denselben festhalten.

Wunderbar ist die Güte Gottes in den Mitteln, welche sie den lebenden Menschen anbietet, das Schicksal ihrer verstorbenen Brüder zu lindern, diese Mittel sind:

a) Die Gebethe, welche wir in dieser Absicht verrichten; das Fasten, wodurch wir uns abtödten; das Almosen, welches wir geben, und andere dergleichen gute Werke, wodurch wir uns vor Gott Verdienste erwerben können.

b) Das heilige Meßopfer, welches nach der Erklärung des tridentinischen Kirchenraths ganz besonders dazu geeignet ist, durch seinen unendlichen Werth die Erlösung der leidenden Seelen zu beschleunigen.

c) Die Ablässe, welche ein Ausfluß aus dem unerschöpflichen Schatze der Kirche, und wovon viele auf die leidenden Seelen anwendbar sind. Wir gewinnen sie in ihrem Namen, und die Früchte werden ihnen zu Theil.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Hiob 19, 21. — Ps. 10, 2. — Ebend. 65, 11. — Sir. 38, 16. — Zacher. 9, 11. — 2. Machab. 12, 43—46. — Matth. 5, 7. 26. — Kap. 12, 31. 32. — Mark. 4, 24. — Luk. 12, 58. 59. — Ebend. 16, 9. — 1. Kor. 3, 13—15. — Hebr. 13, 3. — Offenb. 21, 27. — Ps. 40, 1. — 1. Kön. 2, 6. — Pred. 7, 37. — Mich. 7, 8. 9. — Malach. 3, 3. — 1. Joh. 5, 16. —

Stellen aus den heiligen Vätern.

Jenes Reinigungsfeuer ist schmerzhafter, als alle Peinen, welche man sehen, empfinden, oder denken kann. Augustin. Serm. 41. de Sanctis.

Dieses Feuer, ob es gleich nicht ewig ist, ist doch auf eine ganz wunderbare Art schmerzhaft; denn es übertrifft eine jede Pein, die der Mensch in diesem Leben je erduldet hat, oder erdulden kann. Derselbe de igne purgatorio.

In diesem vorübergehenden Feuer, von welchem der Apostel sagt: „Er wird gerettet werden, doch aber durch das Feuer," wird man nicht von schweren, sondern von geringen Sünden gereiniget. Ders. Serm. 41. de Sanctis.

Je größer die Zahl der Sünden ist, desto länger wird man im vorübergehenden Reinigungsfeuer bleiben. Derselbe Lib. de 50. Homil. homil. 16.

Ein Jeder bemühe sich also nach Kräften, daß er die schweren Sünden meide, und die geringen durch gute Werke abbüße, damit von diesen letzten nichts übrig bleibe, das von diesem Feuer verzehrt werden muß. Derselbe Serm. 41. de Sanctis.

Mögen die Irrlehrer dagegen einwenden, was sie wollen; es ist ein sehr alter Gebrauch der Kirche, für die Verstorbenen zu bethen und zu opfern. Derselbe Lib. de Haeres. haeresi 53.

Ich bethe für die Abgestorbenen, damit, wenn sie einst

im ewigen Himmelreiche seyn werden, sie es nicht versäumen, auch für mich zu bethen. Augustinus Lib. 21. de Civitate cap. 10.

In den Gebethen des Priesters, welche am Altare verrichtet werden, empfiehlt man Gott auch die Abgestorbenen. Derselbe de Cura mortuorum. cap. 2.

Wir bitten Gott für die Verstorbenen, und bringen Ihm Jesum Christum selbst, der für unsere Sünden gestorben ist, zum Opfer dar, auf daß Er, der so Barmherzige und Gute, ihnen gnädig seyn möge, wie auch uns. Cyrillus von Jerusalem.

Lasset uns bethen, und Andere ersuchen, daß sie ebenfalls für die Verstorbenen bethen! Lasset uns fortwährend den Armen reichlich für sie geben! So etwas bringt den Verstorbenen Trost. Chrysostomus.

Man darf nicht läugnen, daß die Seelen der Verstorbenen durch die Frömmigkeit ihrer Angehörigen, die noch leben, Erleichterung erhalten, wenn das Opfer des Mittlers für sie dargebracht wird, oder in der Gemeinde Almosen für sie ausgetheilt werden. Dieses nützt aber nur denen, die es in ihrem Leben verdienten, daß es ihnen nützen kann. Augustinus.

Die Sünden auf der Welt sind verschieden, und so sind auch die Peinen im Fegfeuer verschieden. Wie sich aber ein Hungriger der Speise freuet, die an seinen Mund kömmt, ein Durstiger des Trankes, ein Nackender des Kleides, und ein Kranker des Bettes, in das man ihn legt, so freuen sich die Seelen, und werden theilhaftig des Guten, das für sie in der Welt geschieht. Birgitta.

Ich weiß, daß nach diesem Leben Einige in Reinigungsflammen werden büßen müssen. Gregorius in Expositione Ps. 3. Poenit.

Wenn der Apostel sagt, „Er wird gerettet werden, doch aber durch das Feuer,“ zeigt er, daß derjenige zwar zur Seligkeit gelangen wird, aber daß er muß die Strafe des Feuers erdulden, damit er durch das Feuer gereinigt werde,

jedoch nicht, wie die Gottlosen, wird er auf immer in einem ewigen Feuer gepeiniget. Ambrosius in 1. ad Cor.

Den Seelen bringen wir jährlich an einem bestimmten Tage Linderung. Tertullian de Corona militis.

Den Verstorbenen muß man zu Hülfe kommen, nicht mit Thränen, sondern mit Gebeth, mit Almosen und mit Opfern. Chrysostomus Homil. 40. in 1. ad Cor.

Der Gebrauch, für die Todten zu bethen, ist uns von den ersten Jüngern Jesu überbracht worden. Gregor. v. Nyssa. Orat, pro mortuis.

O Peinen der Barmherzigkeit! Gott züchtiget und liebet. Leo.

Ihr sollet wissen, daß man nach diesem Leben im Fegfeuer hundertfach wird abzahlen müssen, was man hier vernachläßiget hat. Bernardus de obitu Humberti.

Das unblutige Opfer ist ein Versöhnungsopfer für die Todten. Gregorius.

Die Apostel haben es verordnet, daß man in diesen ehrfurchtsvollen Geheimnissen der Verstorbenen gedenke. Chrysostomus Homil. 69. ad Popul. Antioch.

Was Jene anbelangt, welche mit einer wahren Buße in der Freundschaft Gottes sterben, beschließen wir, daß, so lange sie durch würdige Früchte der Buße für ihre Sünden nicht genug gethan haben, ihre Seelen nach dem Tode im Reinigungsfeuer gereiniget werden. Der florentinische Kirchenrath.

Wir glauben, daß den Seelen im Fegfeuer durch die Gebethe der Gläubigen, besonders aber durch das heilige Meßopfer kann geholfen werden. Der tridentinische Kirchenrath. Sess. 22. cap. 2. de sacrif. Miss. et Profesio fidei concil. trid.

Kommt der Mensch hinüber, und bringt er viele gute Werke mit, und nur ein wenig etwas von Sünde, so wird dies Wenige als Bley durch das Feuer aufgelöset und gereiniget, und was übrig bleibt, ist Gold. Und je mehr Bley Jemand dorthin bringt, desto mehr wird er gebrannt. Origenes in Exodum.

Ich weiß, es ist dem Menschen, der zu viel die Freiheit liebet, schwer, die ernste Zucht zu ergreifen; aber noch viel schwerer wird es seyn, jene Leiden im Fegfeuer zu ertragen? Bernardus de obitu Humberti.

Wer ist so vollkommen, so heilig, daß, wenn er aus diesem Leben wird hingeschieden seyn, nichts jenem Feuer schulde? Wer reiniget sich so vollkommen von allen Schlacken der Sünde, daß er sich rühmen mag, ein lauteres Herz zu haben, und sagen kann: Mein Herz ist unbefleckt, und ich bin rein von Sünde? Wenige sind auserwählt; und unter den wenigen Auserwählten selbst sind, wie ich meine, Wenige so vollkommen, daß sie ganz erfüllen jene Reinigung, von welcher der Weise sagt: „Reinige dich mit Wenigen von deiner Nachläßigkeit." Ekkle VII. 34. Derselbe Serm. 6. de Purif. B. Mar.

Ausgearbeitete Stellen.

Lehre der katholischen Kirche vom Fegfeuer.

Niemand wird rein geboren; wer aber Gutes und Reines aus Gott in sich aufgenommen hat, dem bleibt die Läuterung nicht aus. Daher schreibt Paulus 1. Kor. 3, 12—15. Wie viele Menschen giebt es, die bey gutem Willen von Vorurtheilen, Schwachheiten und unlautern Neigungen durchdrungen sind, gar nichts Arges daran vermuthen, mithin dieselben auch nicht verläugnen? Wie Viele sind ohne ihre Wahl in Lebensverhältnisse verwickelt, die es ihnen, auch bey ihrem redlichen Willen, erschweren, fast unmöglich machen, sich vollkommen in dem gegenwärtigen Leben zu reinigen? Wie Viele fangen endlich die Seelen-Reinigung etwas spät an, und werden vom leiblichen Tode ereilt, ohne sie vollenden zu können? Wollte man nun sagen, alle diese würden von Gott ewig geschieden und verdammt, so würde man dem allerhöchsten Gut eine Grausamkeit andichten, wovor sogar Menschen schaudern; denn wir begraben Keinen,

so lang das Herz in ihm schlägt, wenn er auch noch so übel zugerichtet, noch so elend und eckelhaft anzusehen ist.

Der Mensch, welcher in aufrichtiger Hinwendung zu Gott von dem Körper geschieden wird, und gleichwohl bey rechtem Glauben und Willen noch viele Unvollkommenheiten, Gebrechen und Unlauterkeiten der Seele an sich hat, ist einem so übel zugerichteten, aber nicht ganz todten Menschen ähnlich, er hat noch göttliches Leben in sich, und man darf auf ihn das holde Wort des Herrn Matth. 18, 14. anwenden; — dagegen bezeugt uns die Schrift, daß nur ganz reine Herzen Gott anschauen werden. Matth. 5, 8. — 1. Kor. 6, 14. — Hebr. 12, 14. — Offenb. 21, 27. —

Wer nun die Heiligung angefangen hat, sich mit redlichem Willen darin behauptet, an ihrer Vollendung aber durch den dazwischen tretenden Tod gehindert wird, der kann auf der Stelle weder verdammt, noch selig werden. Ach, wenn alle Unvollkommene verdammt würden, wie gar zu klein würde die Zahl der Kinder Gottes aus dem menschlichen Geschlechte seyn? Wenn dagegen die Unvollkommenen sogleich selig würden, so brächten sie Unvollkommenheiten und Unlauterkeiten mit dorthin, wo nur Reine und Vollkommene sind, was sich widerspricht; mithin ist nichts glaubwürdiger, als daß es nach dem leiblichen Tode noch einen Mittelstand gebe, in welchem die noch nicht gereinigten Seelen, nicht ohne Schmerzen, zur vollkommenen Heiligkeit und Seligkeit zubereitet werden. Dieser Glaube ist so alt als die sündige Menschheit, bey den rohesten heidnischen Völkern fand und findet man Spuren davon, wenn sie auch noch so verunstaltet sind. Bey den Juden war und ist er allgemein. Die Betrachtung der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes führte die Völker einmüthig zum Bekenntnisse der Wahrheit, daß Seelen, die mit übriggebliebenen Unlauterkeiten von der Welt abscheiden, noch eine sehr schmerzliche Reinigung auszustehen haben, ehe sie der vollkommenen Ruhe und Seligkeit genießen können. Die christkatholische Kirche setzt diese Wahrheit außer allem Zweifel; sie hat allzeit so geglaubt und gelehrt, und mit den

Seelen in dem Reinigungsorte nach dem Tode eine heilige Gemeinschaft behauptet.

Im leiblichen Tode strecken wir, so zu sagen, das Gewehr, und legen mit dem Körper die Waffen ab, womit wir für unsere Heiligung streiten konnten; es bleibt also zur Heiligung nichts mehr übrig, als Leiden. Wir nennen deßwegen die Seelen, welche sich in der Reinigung nach dem Tode befinden, die „leidende Kirche;" nicht als ob die streitende Kirche auf Erde nicht auch eine leidende zugleich wäre, sondern weil nach dem Tod kein Streit mehr, sondern nur Leiden um die Heiligung möglich ist. Die deutsche Sprache nennt diesen unbeschreiblichen Leidenszustand mit einem alten, kräftigen Ausdrucke „Fegfeuer."

Wir sind aber weit entfernt, hier ein Feuer anzunehmen, wie wir auf Erden ein Element haben; das Feuer, welches die Seelen reiniget, ist nichts anderes, als die huldvolle Wirkung des heiligen und gerechten Gottes, aus dem Menschen eines guten Willens alles Unheilige zu vertilgen; es ist Feuer aus dem allerhöchsten Geiste, das den Menschengeist, in welchem noch Hoffnung ist, angreift, um die Schlacken an ihm rein auszubrennen, wobey aber sein Gold nichts leidet; es ist das nämliche Liebesfeuer, welches die Seligkeit der Heiligen ausmacht, aber darum, weil es das Unheilige entdeckt und vertilgt, unnennbare Schmerzen macht. Bey dieser Wirkung dürfen wir uns Gott, wie überall, als die allerhöchste Gütigkeit vorstellen. Der menschenfreundlichste Wundarzt macht einem Menschen, der sich bey seinen schweren Wunden, oder gebrochenen Gliedern nicht selbst bewegen kann und darf, während der Behandlung viele Schmerzen, aber er hasset ihn darum nicht; er leistet dem Elenden die größte Wohlthat, obschon er ihm die größten Schmerzen verursacht. Die Schmerzen kommen aber eigentlich nur von dem üblen Zustande dessen her, der geheilt werden will. So kommen die Schmerzen der Seelenreinigung in dem gegenwärtigen und zukünftigen Leben nicht von einer Rache Gottes, sondern von dem noch üblen Zustande der Seelen her.

Die Schmerzen der Reinigung durch die Buße im gegenwärtigen Leben sind gleichsam nur Wasser im Vergleiche mit jenem Feuer, welches die Seelen nach dem körperlichen Tode leiden. Mit Recht heißt daher die Reinigung nach dem Tode „Fegfeuer," und die in diese Reinigung versetzte Seelen nennt man mit Recht „arme Seelen," weil sie die Erleichterung, wie wir auf Erden, nicht mehr haben, wenn gleich ihr Zustand den unsrigen darin übertrifft, daß ihr ewiges Heil keiner Gefahr mehr ausgesetzt ist. Sie leiden, aber in sicherer Hoffnung. —

Die katholische Lehre vom Reinigungsorte gereicht zur Ehre Gottes; sie hält uns seine Gütigkeit und seinen Ernst vor Augen; sie bewegt uns, seine erbarmende Liebe zu preisen, die sich nach Auflösung der Körper an den Seelen, an welchen es nothwendig und fruchtbar ist, noch so wohlthätig erweis't; sie ermuntert uns aber auch, die Zeit des gegenwärtigen Lebens weise zu nützen, und von unsern Waffen gehörigen Gebrauch zu machen. Hebr. 10, 31. —

Worauf die Lehre vom Fegfeuer sich gründet.

Da nichts Unreines in's Himmelreich eingehen kann, so muß nothwendiger Weise in jener Welt ein Ort seyn, wo jene Seelen, welche diese Welt zwar in der Freundschaft Gottes, im Stande der Gnade verlassen, aber noch mit kleinen Flecken bemackelt sind, von diesen kleinen Flecken gereinigt werden können. Auf diesen ganz einfachen Vernunftschluß gründet sich die Lehre vom Fegfeuer. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums war der Gebrauch allgemein, für die Verstorbenen zu bethen, damit Gott sie von den Peinen erlöse, welche sie wegen ihrer geringen Sünden, und wegen noch nicht erlittener Strafen für schwere Sünden erdulden müssen. Der heilige Chrysostomus sagt uns sogar, was zu den Zeiten der Apostel im Gebrauche war. „Aus guten Gründen," schreibt er, „haben „die Apostel verordnet, daß in dem heiligen Meßopfer ein „Andenken an die Todten gemacht werde; denn sie wußten „wohl, wie nützlich dies den Todten sey." Dieser Lehre stim-

men alle heiligen Väter der ersten Kirche bey, und haben Vieles über das Fegfeuer und die Pflichten der Lebendigen gegen die Todten gelehrt. Auch die ältesten Kirchenräthe haben verschiedene Verordnungen zur Bekräftigung dieser Lehre gemacht. Der dritte Kirchenrath, der zu Karthago gehalten wurde, und welchem der heilige Augustin beiwohnte, hat verordnet, „daß, wofern man nach Mittag verstorbene Seelen Gott empfehlen müsse, es blos durch Gebethe geschehen soll." Dies befahl der Kirchenrath, einem vorhergehenden Verbothe gemäß, das heilige Meßopfer zu verrichten, wenn man nicht mehr nüchtern ist. Der nizänische Kirchenrath hat gleichfalls verordnet, „daß, wenn ein Bischof stirbt, man sogleich allen Kirchen und Klöstern des Bisthums davon Nachricht geben soll, damit für ihn gebethet werde."

Erklärung einiger Stellen aus der heil. Schrift nach dem Sinne der heil. Väter, welche die Lehre vom Fegfeuer betreffen.

Ob wir gleich in den Büchern des neuen Bundes keine Stellen finden, die auf eine ganz deutliche Art von dem Fegfeuer reden, so giebt es doch einige, welche die heil. Väter einstimmig von dem Fegfeuer erklären. Beim Matthäus 5., redet der Heiland von einem Kerker, in welchen der Schuldner, der seine Schuld nicht ganz entrichtet hat, wird geworfen werden, um in demselben so lange zu bleiben, „bis er den letzten Heller wird abbezahlt haben." Hieraus schließen Tertullian, Cyprian, Hieronymus und Eucherius, daß in jener Welt ein Ort seyn müsse, in welchem die Seelen der Verstorbenen so lange gereinigt werden, bis sie der göttlichen Gerechtigkeit vollkommen genug gethan haben. — Jesus redet von einer Sünde, welche weder in dieser, noch in jener Welt wird nachgelassen werden. Matth. 12. Hieraus schließen die Heiligen, Gregorius, Isidorus und Bernardus, daß es gewisse Sünden geben müsse, welche in der andern Welt können nachgelassen werden, und weil aus der Hölle

keine Rettung möglich ist, so muß es also einen andern Ort geben, in welchem man Sünden abbüßen kann. — In seinem ersten Briefe an die Korinther 3., sagt Paulus: „Er selbst wird gerettet werden, doch nicht anders, als durch das Feuer." Diese Stellen erklären Origenes, Theodoret, Paulinus, Hieronymus, Ambrosius und Augustinus von dem Fegfeuer, weil der Sünder, der die Feuerprobe aushalten muß, nachher wird erlös't werden, um in den Besitz der ewigen Glückseligkeit zu treten.

Die Lehre vom Fegfeuer ist eine Glaubenslehre der katholischen Kirche.

Daß ein von dem Himmel und der Hölle verschiedener Ort sey, in welchem nach dem Tode unsere Seelen, auf eine gewisse Zeit der Anschauung Gottes beraubt, die noch übrigen Strafen für die nicht ganz abgebüßten Sünden werden erleiden müssen, und daß diesen Seelen durch das Gebeth und andere gute Werke der Gläubigen könne geholfen werden: dies ist die Lehre der katholischen Kirche. Eine Lehre, die durch das Benehmen Jesu befestiget ist, indem Er diese auch bey den Juden eingeführte, und durch das Beispiel des Judas Machabäus bestätigte Meinung niemals, wie sonst alle abergläubische Ueberlieferungen, bestritten hat. Eine Lehre, die durch die evangelischen Stellen bey Matth. 5, 26., bey eben demselben 12, 32., und bey Paulus an die Korinther 1. 3, 13., nach einer übereinstimmenden Auslegung der Väter erwiesen ist. Eine Lehre, die durch eine ununterbrochene Ueberlieferung, welche Tertullian, Epiphanius, Gregorius von Nyssa, Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus bezeugen, aufbewahret wird. Eine Lehre, welche die Kirche in ihren Liturgien, Meßgebethen, Opfern und andern frommen Gebräuchen fortgepflanzt hat, und die von allen katholischen Christen bis hieher fest geglaubt wird. Aus diesen Beweisgründen für die Wirklichkeit des Fegfeuers erhellet zugleich, was wir zum Besten dieser Seelen, die nur leiden, nicht aber verdienstliche Buße wirken können, thun sollen und wie die Gebethe, die

guten Werke, die Sacramente und Meßopfer für sie ein Erleichterungs- und Rettungsmittel sind; oder die Väter müßten sich in ihren deutlichsten Aussprüchen geirrt, und die Kirche sich im wichtigsten Theile ihres Gottesdienstes, in dem Meßopfer und andern verordneten heiligen Gebräuchen, unnütz für die Verstorbenen bisher beschäftiget haben.

Die Strafen des Fegfeuers sind gerecht.

Um uns einen richtigen Begriff von der Sünde zu machen, müssen wir sie nicht an sich betrachten, sondern in wiefern sie eine Beleidigung Gottes ist. Wer die Strafe, welche die Sünde verdient, an dem Vergnügen abmessen wollte, welches sie dem Sünder gewährt, dürfte wegen seines ewigen Looses nicht sehr besorgt seyn; denn was ist es, dieses Vergnügen? — Ein augenblicklicher Genuß, der sehr unvollkommen ist; ein Vergnügen, das oft bittere Folgen nach sich zieht, und wodurch es der Sünder schon theuer genug erkaufen muß. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, müßte also die Strafe der Sünde auch nur eine kurze Zeit dauern, und sie dürfte auch nicht heftiger seyn, als das Vergnügen der Sünde groß war. — Unter Menschen, welche einander beleidigt haben, wäre ein solches Urtheil gewissermaßen so ziemlich richtig. Aber auf die Verbrechen gegen Gott kann es nicht angewendet werden. Je größer der Unterschied zwischen demjenigen ist, der beleidigt wird, und zwischen demjenigen, der beleidigt hat, desto größer ist auch die Sünde; die Beleidigungen Gottes sind daher solche Verbrechen, deren Strafwürdigkeit Niemand bestimmen kann, weil Niemand den Raum zu berechnen im Stande ist, der zwischen Gott und dem Menschen liegt. Wenn uns also die heilige Schrift sagt, daß die Todsünden in einem ewigen Feuer, dessen Heftigkeit alle unsere Vorstellungen übertrifft, werden gestraft werden, so darf man sich über diesen schrecklichen Ausspruch nicht wundern. Denn was ist der Mensch gegen Gott?

Man mache sich von den Strafen im Fegfeuer keine falsche Vorstellungen.

Eine solche falsche Vorstellung wäre es, wenn man sich dächte, die Seelen leiden dort, obwohl nur auf gehörige Zeit, gerade so sehr, wie die Verdammten in der Hölle. Nein doch! Sie sind Freunde Gottes; wie sollte ein Freund Gottes das leiden, was ein Feind Gottes leidet? Ihr Wille ist ruhig in vollkommener Ergebung in den Willen Gottes; indessen die Verdammten ein nie sterbender Wurm beunruhigt. Die Seelen im Fegfeuer fühlen darin die größte Strafe, daß sie sich nach Gottes Angesicht sehnen, und es noch nicht schauen. — Auch nöthigt uns nichts, etwa zu meinen, sie haben ohne Unterschied gleiche Schärfe der Strafe zu leiden. Es kann auch hierin eine Mannigfaltigkeit der Grade in den Strafen geben, die nur Gottes allordnende Gerechtigkeit bestimmen kann.

Durch welche Mittel die Lebendigen den Todten helfen können.

Der Glaube lehret uns: Der Christ, der im Besitze der Gnade Gottes gute Werke verrichtet, erwirbt sich dadurch Verdienste in Absicht auf die ewige Seligkeit. Diese Verdienste kann er den leidenden Seelen im Fegfeuer zueignen. Der barmherzige Gott nimmt alsdann diese Verdienste an, als hätten sie die leidenden Seelen selbst erworben, und ihre Erlösung wird nach Verhältniß derselben befördert. Das Gebeth ist ein sehr kräftiges Mittel, sich Gottes Wohlgefallen und Segen zu erwerben, und sich Verdienste zu sammeln; Er selbst hat es uns in allen Anliegen empfohlen; so ist es auch für die Seelen im Fegfeuer ein kräftiges Linderungsmittel. Eben so können auch die Lebendigen den Verstorbenen durch Fasten und Almosen sehr behülflich seyn, weil diese Werke Gott angenehm sind. Unter dem Worte Fasten verstehen wir aber nicht blos jene Abtödtungen des Körpers, welche in der Entziehung der Speisen und Getränke bestehen, sondern jede Abtödtung des Fleisches und der Sinne, jede freiwillige

Entsagung irdischer Vergnügen, jede Einschränkung der Begierden unserer Sinnlichkeit, jede Demüthigung unseres Stolzes, und jede Kränkung unserer Eigenliebe, so wie wir auch unter Almosen jeden Liebesdienst, jede Unterstützung des Hülflosen, und jedes Werk der Barmherzigkeit verstehen.

Ein anderes Mittel sind die Ablässe.

Um den Bußeifer, der seit der Entstehung des Christenthums von Jahr zu Jahr immer mehr erkaltete, wieder anzufeuern, oder vielmehr um den Mangel desselben gleichsam zu ersetzen, hat die Kirche den Schatz geöffnet, welcher aus den Genugthuungen, die Jesus durch seinen Tod am Kreuze seinem Vater geleistet hat, so wie auch aus den Verdiensten Mariä und der Heiligen besteht. Diese Verdienste, welche die Kirche den Gläubigen anbietet, kann ein Jeder entweder für sich selbst benützen, oder sie den Verstorbenen zu Theil werden lassen, damit durch diese Verdienste, welche die Kraft haben, die Strafen der andern Welt auszulöschen, ihre Erlösung beschleuniget werde. Wie sehr soll es daher jedem Christen am Herzen liegen, dieses Mittel zu benützen, um den leidenden Seelen zu helfen, da die Kirche durch ihre nachsichtvolle Güte ihn so zudringlich einladet, die Schätze anzunehmen, welche sie ihm darbietet.

Das heilige Meßopfer bewirkt auch die Erlösung der leidenden Seelen.

Schon im alten Bunde, wie wir aus dem zweiten Buche der Machabäer ersehen, fand der Gebrauch statt, für die Todten Opfer darzubringen, damit sie von ihren Sünden entledigt würden. Der Heerführer Judas ließ nach einer Schlacht, wo viele Soldaten auf dem Felde blieben, eine Geldsammlung machen, welche zwölftausend Silberdrachmen auswarf, und schickte das Geld nach Jerusalem, damit es zu Opfern für die Todtgebliebenen verwendet würde. Diesen Gebrauch, für die Todten zu bethen, nennt die Schrift „einen heiligen und heilsamen Gedanken." — Wenn aber die unvollkom-

menen Opfer des alten Bundes zur Erlösung der Verstorbenen etwas beitragen konnten, um wie vielmehr wird das heilige Meßopfer, dessen Verdienste von einem unendlichen Werthe sind, in dieser Absicht wirksam seyn? Starb nicht Jesus am Kreuze auch für die Todten, da Er selbst in ihren Wohnsitz hinabstieg, um ihnen die Früchte seines Todes zu bringen? Zu allen Zeiten der Kirche ist das heilige Meßopfer für die Verstorbenen verrichtet worden, wie es aus tausend Stellen der heiligen Väter erweislich ist, und von jeher waren in den dabey vorgeschriebenen Gebräuchen eigene Gebethe für die Lebendigen und für die Todten enthalten.

Gott höret die Gebethe für die Verstorbenen gerne an.

Wenn wir bedenken, daß alle Seelen, die im Fegfeuer leiden, im Besitze jener Gnade sind, welche den Menschen zu einem Freunde Gottes machet, und ihm den Eingang in das Himmelreich zusichert, so läßt sich leicht denken, daß Er sie sehr liebt; und ungeachtet Er sie so hart strafet, so liebt sie doch sein Vaterherz, wie der heil. Gregorius sagt, „weil durch die Strafen, „welche sie erdulden, seiner Gerechtigkeit genug gethan werden „muß." Wenn aber die Menschen auf der Erde diese Pflicht für ihre verstorbenen Brüder entrichten, und sich durch ein andächtiges Gebeth zu Gott wenden, um Ihm in ihrem Namen die erforderliche Genugthuung zu leisten, wird sich Gott nicht äußerst geneigt zeigen, diese Genugthuung anzunehmen? Nichts kann der Liebe Gottes zu den Menschen gefälliger seyn, als die Liebe, welche sie einander erzeigen, und das thätige Mitgefühl, wodurch Einer des Andern Schicksal zu lindern suchet, da Er uns selbst so herzlich zuredete, uns einander zu lieben, wie Er uns liebte, und unsere Liebe nicht blos mit Worten, sondern durch Werke zu beweisen auffordert.

Wie das Mitgefühl gegen die Verstorbenen aufgeweckt, und thätig gemacht werden kann.

Um uns zu bewegen, diese Christenpflicht gegen die Todten zu erfüllen, möchte es wohl nothwendig seyn, daß wir zuweilen

im Geiste in's Fegfeuer hinabstiegen, daß wir dort in Gedanken so viele unserer Freunde und Verwandte, unserer Geschwister, Aeltern und Kinder, und so viele, von Jedermann verlassene Seelen betrachteten, die so sehnlich nach dem Augenblicke ihrer Erlösung seufzen, oder daß wir uns selbst in einen Ort hineindächten, wo unter den Rechtschaffensten nur die Wenigsten nicht noch etwas werden abzubüßen haben. Würden wir nachher so gleichgültig über die Grabhügel derjenigen hinschreiten, die uns im Leben theuer waren? Würden wir uns ihre Namen in's Gedächtniß zurückrufen können, ohne durch ein andächtiges Gebeth auch Etwas zu ihrer Erlösung beizutragen! Und wenn alles dies nichts auf uns vermöchte, so sollte doch der Gedanke uns aus unserer Gleichgültigkeit aufwecken, daß wir alle diejenigen, für welche wir bethen, uns zu Fürsprechern machen, welche sich dereinst auch für uns bey Gott verwenden werden, damit auch unsere Erlösung, wenn wir ihre Stelle werden eingenommen haben, beschleunigt werde.

Das Andenken an die Todten erinnert uns an unsern eigenen Tod, und an unser zukünftiges Schicksal.

Wer kann wohl die Grabstätten der abgeschiedenen Brüder betrachten, in der Absicht, für sie bey Gott um Barmherzigkeit zu flehen, ohne daß sich ihm die wichtigsten Wahrheiten aufdringen? Hier wird er mächtig erinnert an die Gewißheit des Todes, an die Hinfälligkeit alles Irdischen, an die Kürze der Freuden und Leiden, an die darauf folgende Belohnung oder Strafe, an die glückselige oder unglückselige Auferstehung. Und was soll und muß diese Betrachtung in uns wirken? Wird der Sünder, der sich sicher zu seyn glaubt, wenn er so viele Grabstätten vor sich sieht, in welchen Leichnahme modern, die in der Blüthe ihrer Jahre, mitten aus dem Gewirre der Weltsorgen und Freuden, in den hoffnungsvollsten Planen, ohne vorgehende Ahndung, ganz unvermuthet aus der Zahl der Lebenden entrissen wurden, und die vielleicht den bedenklichen Schritt in die Ewigkeit machen mußten, ehe

die Verworrenheiten ihres Gewissens, und ihrer Haushaltung in Ordnung gebracht, ehe die Neigung zur Sünde durch einen ächten Bußgeist getilget, und die unordentliche Weltliebe von einer herrschenden Liebe Gottes verdrängt worden war; für die man also ein günstiges Gericht zwar wünschte, aber nach den Grundsätzen der Religion nicht hoffen könnte; wird, sage ich, der Sünder, der, ohne an die Ewigkeit zu denken, ruhig lebt, durch diese grauenvolle Vorstellungen nicht aufgeweckt werden, durch eine schleunige Herzens- und Sittenänderung, durch eine aufrichtige Zurückkehr, durch eine reumüthige Buße, die Ruhe des Gewissens herzustellen, die Gnade der Kinder Gottes zu erwerben, um nicht unvorbereitet von einem unglückseligen Tode überrascht, und in die Hände eines unerbittlichen Richters zu kommen? Gewiß nur der gedankenlose, seines Heils vergessene, oder verhärtete Sünder kann die Ruhestätte der Verstorbenen ohne diese bußfertige Empfindungen verlassen. Und wie lehrreich muß auch dem Frommen die Besuchung der Gräber werden! Hier wird in ihm die tröstliche Wahrheit erwachen: es ist mit diesem Leben nicht Alles aus; der edlere Theil des Menschen, sein Geist, ist zur Unsterblichkeit erschaffen; es giebt eine Auferstehung; die hier ruhenden gottseligen Mitbrüder hätten vergebens eine heiße Sehnsucht nach einem bessern Leben gefühlt, hätten umsonst mit so vielen Kämpfen die Tugend behauptet, hätten ohne Nutzen so viele Leiden, Drangsale und Verfolgungen um der Gerechtigkeit willen ertragen, wenn sich mit dem Tode Alles endigte, wenn jenseit des Grabes die Begierde nach dauernder Glückseligkeit nicht gestillt würde, und der hier mißkannte und gedrückte Gerechte keine Belohnung zu erwarten hätte; durch diese auf dem Kirchhofe gesammelten Gedanken wird der Tugendhafte mit neuem Muthe sich der Rechtschaffenheit weihen, den rauhen Leidenspfad mit erneuten Kräften betreten, die ermunternden Beispiele der abgelebten Gerechten sich stets vergegenwärtigen, und bey dem niederschlagenden Drange der Anfechtungen und Kränkungen auf die jenseits bereiteten Freuden schauen.

Durch das Andenken an die Todten befördern wir die Ehre Gottes, und machen uns Fürsprecher bey Ihm.

Es ist eine unläugbare Wahrheit, daß alle diejenigen zur Beförderung der Ehre Gottes beitragen, welche sich nach Kräften bemühen, daß sein Wunsch, die Zahl der Seligen sich immer mehr vergrößern zu sehen, erfüllt werde. Ist dies nicht auch ein Zweck des Gebeths für die Abgestorbenen? Wird Gott diesen Eifer für sein Haus, der die Herzen der andächtigen Menschen belebt, nicht belohnen? Wird Er ihnen nicht manche Gnaden ertheilen, wodurch Er sie an ihre Schwachheiten erinnert, und sie bewegt, der ewigen Gerechtigkeit schon hienieden genug zu thun, damit sie dieselben nicht auch in der andern Welt abbüßen müssen? — Alle Seelen, die jetzt noch im Fegfeuer leiden, treten nach ihrer Erlösung in den Besitz aller Vorrechte der Heiligen, inden sie unter ihre Zahl aufgenommen werden; sie stehen bey Gott in eben dem Ansehen; sie vermögen eben so Vieles bey Ihm, wie diese. Werden sie sich nicht dankbar gegen diejenigen zeigen, die durch ihr Gebeth zur Beschleunigung ihrer Erlösung beigetragen haben? Werden sie nicht mit gleichem Eifer sich für diejenigen verwenden, die auch ihrer eingedenk waren? Wer also für die Seelen der Verstorbenen bethet, erweis't nicht blos seinem Nächsten einen Dienst der Liebe, sondern er verschafft auch sich selbst einen Nutzen; sein Gebeth wird mit der Zeit auf ihn selbst zurückwirken, wenn er sich auch an dem Orte befinden wird, wo jetzt diejenigen leiden, für welche er Linderung erfleht. —

Durch das Andenken an die Verstorbenen lernen wir Gottes Gerechtigkeit fürchten.

Wenn ihr, christliche Freunde! die im Fegfeuer schmachtenden Seelen betrachtet, so werdet ihr aus dieser Betrachtung den Nutzen schöpfen, daß ihr Gottes Gerechtigkeit fürchten lernet, welche ihren Schauplatz in dem Reinigungsorte errichtet hat; ihr werdet lernen, daß sie geliebte, auserwählte, in der Gnade befestigte Seelen sind, aber nicht eher aus diesem Orte erlediget wer-

den, bis sie nicht die kleinste ihrer Schulden abgetragen haben; daß auch kleine, von euch wenig geachtete, mit vielem Leichtsinne, und in Menge begangene Sünden mit möglichster Sorgfalt zu vermeiden sind, weil diese unbedeutend scheinenden Mackeln an den liebsten Söhnen des ewigen Vaters nur durch's Feuer gereiniget werden können; so werdet ihr auch lernen, hier durch reumüthig geweinte Thränen, durch die Seufzer eines aufrichtigen Schmerzens, durch unserm Alter und Stande angemessene Bußübungen, durch Werke der Barmherzigkeit die rückständigen Strafen zu tilgen. Ja dieses lernet aus der Betrachtung des Fegfeuers, und wie viel habt ihr alsdann für euer eigenes Heil gewonnen? Gebet also der Stimme der Liebe Gehört, diese rufet euch zu: daß ihr jenen Seelen Barmherzigkeit erweiset, die sich selbst zu helfen außer Stande sind, die um den Beistand der lebenden Christen flehen, die, durch das Band der Liebe an uns geknüpft, wegen den Schmerzen, die sie leiden, ein thätiges Mitleid verdienen.

Durch das Andenken an die Todten werden wir auf unsern eigenen Leichtsinn in Absicht auf die läßlichen Sünden aufmerksam gemacht.

Unbegreiflich ist der Leichtsinn der Menschen in Absicht auf das Fegfeuer; sie denken weder an das Loos derjenigen, welche sie im Leben gekannt haben, noch an jenes, welches ihnen bevorsteht, wenn sie in ihrem Leichtsinne beharren, und so sehr sie übrigens überzeugt sind, daß nichts Unreines in das Himmelreich aufgenommen werden kann, so scheinen sie doch zu glauben, daß alle diejenigen, die gegen das Heil ihrer Seele nicht ganz gleichgültig sind, und hienieden auf der engen Straße wandeln, nach ihrem Hinscheiden gleich in den Besitz der ewigen Glückseligkeit treten werden. Aber möchten doch solche Menschen nur um sich her, und auf sich selbst blicken! Welche Menge läßlicher Sünden, die alle Augenblicke begangen werden, und um deren Tilgung sie sich nicht bekümmern, würden sie finden! Wie viele Saumseligkeiten in den Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten, gegen sich selbst! Wie viele Schwüre, Fluch-

und Schimpfworte, die man — nicht aus Bosheit, sonst wären es Todsünden, sondern — aus Leichtsinn ausstößt! Wie viele kleine Zänkereien, Händel und Zwistigkeiten zwischen Eheleuten und Andern! Wie viele kleine Betrügereien, Verheimlichungen und Uebervortheilungen im Gewerbe, in Geschäften mit seinem Nächsten, wodurch man seine Rechte in Kleinigkeiten verletzt! Wie viele unnütze, tadelsüchtige, verleumderische Reden, die sich mit der christlichen Nächstenliebe nicht vertragen! Wie viele Gedanken und Gefühle von Selbstruhm, von Eigenliebe, von Prachtsucht, von Kleiderhochmuth und andern dergleichen Eitelkeiten! Alles dies nur im Kleinen; denn nur von läßlichen Sünden ist hier die Rede! Wie viele Lügen, die zwar Niemand schaden, wobey man nur scherzt, oder wodurch man sogar etwas Böses zu verhüten, etwas Gutes zu stiften suchet! Giebt es wohl Viele, welche von diesen kleinern Verbrechen vollkommen rein sind, und die es sich ernstlich angelegen seyn lassen, sie zu meiden, und Gott schon in diesem Leben dafür genug zu thun? Wer wird nicht zittern, wenn er den Leichtsinn der Menschen in Hinsicht auf die kleinen Sünden betrachtet, und dann an die Strafen denkt, mit welchen sie im andern Leben müssen abgebüßt werden? Sind nicht selbst die Aussichten, welche sogar die Frommen in Zukunft haben, schrecklich, und dürfen wir über das Loos derjenigen, die wir überlebt haben, ganz getrost und ruhig seyn, wenn sie auch Beispiele der Tugend, und einer mehr, als gewöhnlichen Rechtschaffenheit gewesen sind?

Was bedeuten gewöhnlich die Thränen, welche für die Verstorbenen vergossen werden?

Wenn der grausame Tod einen Freund, mit dem wir einen vertrauten Umgang hatten, aus der Zahl der Lebendigen wegrafft, so schlägt er unserm Herzen eine Wunde, welche so lange blutet, bis sie durch die Zeit geheilt wird. Kinder jammern, wenn sie Aeltern verlieren, deren Hülfe und Beistand ihnen nothwendig waren; Aeltern sind untröstlich, wenn Kinder, die sie herzlich lieben, in der Blüthe ihres Alters erblassen,

und die Welt schon verlassen müssen, ehe sie dieselbe gekannt haben; Eheleute, welche in einer ungestörten Ruhe glücklicher Tage lebten, scheinen verzweifeln zu wollen, wenn sie der Tod trennt. — Aber man prüfe die Beweggründe, welche die Quelle der Thränen sind, die so häufig fließen; man untersuche die Ursache der Traurigkeit und der Wehmuth: wird man nicht bald finden, daß sie häufig nur von Eigennutz, oder von Naturgefühlen erpreßt werden, und äußerst selten von den Sorgen über das Schicksal der Verstorbenen herrühren? Der Mensch beträgt sich also gegen die Todten, die ihm theuer waren, blos als Mensch, aber nicht als Christ; er bedauert nur, daß sie nicht mehr für ihn sind, aber er bekümmert sich nicht um das, was sie für sich selbst sind; er ist nicht besorgt, ob sie sich nicht vielleicht in einer Lage befinden, wo sie seiner Hülfe bedürfen, und wo er ihnen wahre Beweise seiner Liebe geben kann. — Die Heiden, welche von dem zukünftigen Leben, und von dem Zustande der Verstorbenen so viele dunkle, und mitunter ganz falsche Begriffe hatten, betrugen sich doch gegen die Todten auf eine Art, woran so mancher Christ sich spiegeln dürfte. Die Verwandten des Verstorbenen bestellten Leute, welche ihn beweinen mußten, und sie waren beschäftigt, durch Opfer die Götter zu besänftigen; wir Christen aber beweinen die Todten selbst, und wir glauben, schon sehr viel für sie gethan zu haben, wenn wir, weil es einmal so üblich ist, Leute bestellen, und bezahlen, die für sie bethen.

Gefühllosigkeit der Kinder gegen ihre verstorbenen Aeltern.

Es ist unbegreiflich, wie Menschen, welche durch die Bande des Bluts auf das Innigste mit einander verbunden, wie Christen, die doch alle Brüder unter einander sind, so gleichgültig gegen einander werden können, wenn einmal der Tod ihre Körper von einander getrennt hat. Kaum haben sich die Wunden, welche der Tod der Natur geschlagen, verblutet, so verliert sich, leider! bey so Vielen auch alles Andenken an die Verstorbenen; man spricht von ihnen ohne Rüh-

rung; man ist über ihr Schicksal unbesorgt, und man denkt nicht an die Pflicht, für sie zu bethen. Wie mancher gefühllose Sohn weis kaum noch, daß auch er einen Vater hatte! Wie manche leichtsinnige Tochter denkt nicht mehr an die Mutter, die sie in Schmerzen zur Welt geboren hat! Ach! wenn diese undankbaren Kinder wüßten, in welchem Zustande ihre Aeltern sich vielleicht befinden; wenn sie es mit Augen sehen könnten, wie die Heftigkeit des Schmerzens, wie das fruchtlose Sehnen nach dem Augenblicke ihrer Erlösung sie quälet, und wie sie mit Wehmuth zu ihnen rufen: Lieber Sohn! Liebe Tochter! Ihr vergesset uns! Ihr denket nicht mehr an euren Vater, an eure Mutter, und wir dachten so oft an euch, als wir noch auf der Welt waren; unsere zärtlichen Sorgen verließen uns Tag und Nacht nicht, — und ihr vergeßt uns! Wenn Kummer, Krankheiten, oder andere Unglücksfälle eure Tage trübten, wie eilten wir, um euch zu trösten, um euch zu helfen, um das Unglück abzuwenden, — und ihr vergeßt uns! Wenn ihr zur Beförderung eures Wohlseyns der Gunst, der Unterstützung, der Verwendung eines Andern bedurftet, so liefen wir ungesäumt hin, wir baten, wir flehten, wir thaten euch zu Liebe Alles, — und ihr denkt nicht mehr an uns! Wenn Sorgen über den Zustand eures Gewissens, über die Ungewißheit, ob ihr die Lehren der Tugend auch benützen werdet, unsere Herzen quälten, so betheten wir zu Gott, daß Er euch in seinen Schutz nehmen, und euch seine Gnade niemals versagen möchte, — und ihr denkt nicht mehr an uns! Ihr wollet die zärtlichen Sorgen, welche uns ängstigten, die vielen Gebethe, die wir für euch verrichteten, nicht erwiedern! Bedenket doch, liebe Kinder, daß eure Aeltern leiden, und daß ihr durch euer Gebeth ihre Schmerzen lindern könnet! Wollt ihr denn gar nicht mehr an uns denken? Wollt ihr nichts zu unserer Erlösung beitragen? — — Wenn Kinder ihre Aeltern auf eine solche Art reden hörten, würden nicht ihre Herzen von Mitleid innigst gerührt werden? Aber, weil sie diese Reden nicht hören können, so sollen sie durch fleißige Erinnerungen an ihre verstorbenen Aeltern solche Gefühle in

sich zu erwecken suchen, die ihre Herzen zum Gebeth und zur Andacht stimmen, das Mitleid u. s. f.

Gefühllosigkeit der Aeltern gegen ihre Kinder, und der Eheleute gegen einander in Absicht auf ihr ewiges Loos.

Die Liebe der Aeltern zu ihren Kindern ist überhaupt größer, als jene der Kinder zu ihren Aeltern; deßwegen preßt ihnen die Erinnerung an die Kinder, welche in der Blüthe ihres Alters ein Raub des Todes geworden sind, noch lange nach ihrem Tode Thränen aus den Augen; aber was bedeuten die Thränen meistens mehr, als eine blos fleischliche Liebe? Nicht so viel die Besorgniß über das ewige Schicksal ihrer Kinder, als der Wunsch, sie wieder beim Leben zu sehen, quält ihr Herz, und deßwegen zeigen sie sich auch überhaupt nicht sehr eifrig, durch öfteres Bethen die Erlösung ihrer leidenden Kinder zu beschleunigen. — Wenn der Tod Eheleute trennt, die ruhig und zufrieden mit einander lebten, so fließen die Thränen gewöhnlich stromweise. Wer vermag es, einen Blick auf die Ehegattin zu werfen, in dem Augenblicke, wo man den Sarg ihres geliebten Gatten in das Grab hinabläßt, ohne von dem Schmerzen, den sie empfindet, selbst gerührt zu werden? Wer wird nicht zu einer innigen Theilnahme gestimmt werden beim Anblicke eines tief traurenden Gatten, dem der Tod seine Gehülfin von der Seite gerissen hat? Aber wer weiß nicht, daß alles dies doch meistens nur Wunden sind, welche durch eine gewaltsame Trennung geschlagen werden, und daß die Ursache der Thränen gewöhnlich diesseits des Grabes des Verblichenen liegt! Wenn der Verstorbene nicht Kinder zurückließe, die zu ihrer Versorgung seines Beistandes bedürfen, und wenn, wie es sehr oft der Fall ist, mit seinem Tode nicht auch die Nahrungsquelle versiegte, so würden bey so manchen Todesfällen die Thränen überhaupt nicht so häufig fließen. Besorgnisse über das ewige Schicksal des Verblichenen sind daher nur selten die Ursache der Thränen, welche die Lebendigen über die Grabhügel der Verstorbenen vergießen.

Die Schmerzen, welche die Seelen im Fegfeuer leiden, sind über alle Beschreibung groß.

Wer vermag es, das Verlangen, den Schmerz liebender Sehnsucht der leidenden Seelen im Reinigungsorte zu beschreiben? Gott, der höchste Gegenstand ihrer Liebe, verbirgt noch sein Angesicht vor ihnen. Sie suchen Ihn mit der heißesten Begierde, aber sie finden Ihn nicht; sie lieben Ihn auf das Inbrünstigste, aber sie müssen die beseligenden Empfindungen der Gegenliebe entbehren; sie wollen Ihn umfangen, und Er entziehet sich ihren Umarmungen; sie bestreben sich, Ihn zu genießen, und ihre heftige Begierde wird nicht ersättiget. O diese Liebe und Sehnsucht ist jenes marternde Feuer, welches sie als Ueberrest ihrer Strafen dulden müssen, und das sie von den geringsten Flecken reinigen soll. Nur Jene fassen dies, die einmal recht innig geliebt haben, und nur diese werden zum mitleidenden Gefühle, und zur hülfreichen Liebe gegen die Todten bewogen werden, welche sich jenes Bandes der Liebe erinnern, das zwischen ihnen, und den im Reinigungsorte schmachtenden Seelen besteht. Oder sind sie nicht Glieder Eines Leibes, Kinder Eines Vaters, Erben Eines Reiches, und soll diese Gleichheit uns nicht zur Erbarmung bey ihren Leiden bewegen? Sollten wir bey ihrem Elende, wie der gefühllose reiche Prasser beim Anblicke des armseligen Lazarus, nicht gerührt werden? Würde nicht diese Unbarmherzigkeit uns ein Gericht ohne Barmherzigkeit zuziehen, welches wir um desto mehr verdienten, wenn sich zur Lieblosigkeit auch noch Undankbarkeit gesellte? Und wie oft geschieht es nicht, daß wir Jene vergessen, derer Namen wir tragen, von denen wir das Leben empfangen haben, derer Güter wir besitzen, denen wir Glück und Erziehung zu verdanken haben? Kraft der von unsern Aeltern und Anverwandten erhaltenen Güter und Wohlthaten waren wir schuldig, ihnen während ihres Lebens alle Hülfe, Trost, Verehrung und Ehrerbietung zu erweisen, nun haben sie zwar diese Welt verlassen; aber ist denn Alles mit ihnen gestorben? Reicht denn die christliche Liebe nicht

über Tod und Grab hinaus in die Ewigkeit? Oder haben sie, da jetzt ihre sterbliche Hülle im Grabe modert, aufgehört, unsere Wohlthäter, Verwandte und Freunde zu seyn? Ist unter uns und ihnen keine Verbindung mehr? Ach nein, sie rechnen in ihrem leidenden Zustande auf unsere Liebe, auf unsere Fürbitte, auf die Heilighaltung ihres letzten Willens, auf ein segenvolles Andenken, und wir vergessen sie, wie der undankbare Hofbediente des Pharao den Joseph vergaß; wir beweisen weder Liebe, noch Erkenntlichkeit gegen sie! Haben wir aber wegen dieser Undankbarkeit nicht zu fürchten, daß uns einst mit dem nämlichen Maaße werde gemessen werden, mit welchem wir Andern gemessen haben? Oder wünschen wir nicht, daß man sich unser nach dem Tode erinnere, unsere Sehnsucht nach Gott und nach der Gemeinschaft mit den Engeln und seinen Heiligen durch christliche Hülfsleistungen abkürze, und durch Gebethe, Almosen, Meßopfer und andere gottselige Werke uns den Eingang in die ewige Ruhe und Freude der Auserwählten beschleunigen helfe? — Was wir wünschen, daß uns von Andern wiederfahre, das sollen wir auch Andern nach den Pflichten der Gerechtigkeit und der Liebe thun, und es um so williger thun, weil diese barmherzige Liebe uns, nach den Versicherungen Gottes selbst, von einem bösen Tode bewahren, und Barmherzigkeit beim Gerichte wird finden lassen.

Die Gefühllosigkeit gegen die Abgestorbenen ist ein wahrscheinliches Kennzeichen der Verstoßung.

Wird man sich wohl der Gefahr eines lieblosen Urtheils, oder einer grundlosen Vermuthung aussetzen, wenn man glaubt und behauptet, daß derjenige, den das harte Schicksal der im Fegfeuer schmachtenden Seelen nicht rühret, nicht unter die Zahl der Auserwählten gehöre? Mag der Mensch auch noch so fromm leben, und seine Religionspflichten mit noch so großer Pünktlichkeit erfüllen, so bleibt er doch immer ein schwacher Mensch, und von kleinern Verbrechen, die man in jener Welt streng abbüßen muß, nie ganz rein. Ist daher der Christ

von dieser Wahrheit fest überzeugt, so lebt er von einem innern Schreck erschüttert, so oft dieser Gedanke an ihm erwacht; er vergegenwärtiget sich jenes reinigende Feuer namenloser Sehnsucht nach der beseligenden Anschauung Gottes, welches die heiligen Väter uns so fürchterlich wahr schildern; er denkt sich selbst mitten unter den leidenden, Gott so innig liebenden, und doch von Ihm entfernten Seelen. Und dieser Anblick sollte ihn nicht rühren! — Wer an das Fegfeuer denken kann, ohne zu zittern und Mitleid zu empfinden, ohne sich zu fürchten und für die Leidenden zu bethen, dessen Gewissen ist zuverläßig in einem Zustande, daß, wenn er einmal diese Welt wird verlassen haben, das Gebeth seiner zurückgebliebenen Freunde und Verwandten für ihn vielleicht von keinem Nutzen seyn wird.

Wer in seinem Leben die Todten vergißt, der wird nach seinem Tode von den Lebendigen gleichfalls vergessen werden.

Wenn es kein gutes Werk giebt, das Gott unbelohnt läßt, wenn Er sogar ein Glas frisches Wasser, womit wir einen Durstigen erquicken, vergilt, so haben wir alle Hoffnung, daß Er dereinst unser Gebeth für die Abgestorbenen auch belohnen werde. Und wie kann Er dies auf eine natürlichere Art thun, als daß Er nach unserm Tode gefühlvolle Herzen in Absicht auf uns durch seine Gnade ermuntert, und bewegt, für uns zu bethen, und im Glauben an Jesus und seine Gnade uns die Verdienste seines bittern Leidens und Sterbens, und unsere eigenen — wiewohl nur geringen und unvollkommenen guten Werke zuzueignen. Er selbst versichert uns ja, daß einem Jeden mit eben dem Maaße wird gemessen werden, mit welchem er selbst gemessen hat. Sind wir also in unserm Leben der Seelen im Fegfeuer eingedenk, so werden die Lebendigen nach unserm Hinscheiden auch an uns denken, und wir werden nicht nach dem Ausspruche des Propheten Isaias (23.), „siebenzig Jahre in jener Vergessenheit schmachten,“ sondern zu uns wird gesagt werden, wie

Noemi zu ihren Schwiegertöchtern sagte, als sie dieselben verließ: „Der Herr lasse euch Barmherzigkeit wiederfahren, wie ihr auch gegen die Verstorbenen barmherzig waret.“ Ruth. 1, 8.

Mit welchen Gesinnungen man für die Verstorbenen bethen soll.

Schon durch die Vernunft erkennen wir es, daß die Gerechtigkeit Gottes nicht Allen gleiches Schicksal bestimmen kann, und daß der Tugendhaftere, der Vollkommenere in jener Welt eine größere Glückseligkeit erwarten dürfe, als der unvollkommene, mit Mackeln behaftete Gerechte; auch wissen wir, daß Alles, was Gott mit seinen Kindern vornimmt, wohl gethan ist, ja selbst die Strenge, mit der Er ihre gänzliche Reinigung befördert, weise Liebe ist, und wir wagen es daher nicht, dem Weisesten, dem Gerechtesten, dem Gütigsten Gesetze vorzuschreiben, die unveränderlichen Wege seiner Vorsicht abzuändern, oder sein Vaterherz durch Gebethe zu erweichen; aber Derjenige, der uns die Menschenliebe zur ersten Pflicht gemacht hat, und der Alles, was wir unsern Brüdern Gutes erzeigen, so aufnehmen will, als wenn es Ihm geschehen wäre, kann es nur mit väterlichem Wohlgefallen ansehen, wenn wir für unsere verstorbenen Brüder bethen. Obschon sie der Tod von uns getrennt hat, so hören sie dennoch nicht auf, unsere Brüder, Kinder eines gemeinschaftlichen Vaters, und Glieder eines geistlichen Leibes — nämlich der heiligen Kirche, zu seyn, dessen Oberhaupt Jesus Christus ist; sie haben nach dem Tode Anspruch auf unsere Liebe, auf unsere Freundschaft, auf unsere Dankbarkeit, auf unsere Fürbitte u. s. w., und Der, welcher die Liebe selbst ist, wird ein Gebeth nicht verschmähen, welches uns die erste der christlichen Pflichten, die süße und heilige Pflicht der Liebe, auf die Zunge legt.

Feinde, siehe Liebe der Feinde.

Firmung.

Die Firmung ist jenes heilige Sacrament, in welchem der getaufte Christ durch die Auflegung der Hände des Bischofes, durch Gebeth und den heiligen Chrysam von dem heiligen Geiste gestärkt wird, daß er seinen Glauben bis in den Tod standhaft bekenne, und durch einen gottseligen Wandel ein vollkommener Christ werde.

Firmung — heißt Stärkung. In der Taufe haben wir uns verpflichtet, an Jesu zu glauben, und diesen Glauben durch einen mit seiner Lehre übereinstimmenden Wandel zu bestätigen, und in der Firmung werden wir darin gestärkt. Die Gnade des heiligen Geistes ertheilt uns gegen die von allen Seiten auf uns einstürmenden Gefahren und Reizungen zum Bösen Kraft und Stärke, der Religion Jesu treu zu bleiben. Die Wirkung, welche der würdige Empfang der Firmung hervorbringt, besteht somit in der Mittheilung des heil. Geistes, der „zur Belebung des Glaubens," und „zur standhaften Ausübung der Pflichten" uns Stärke und Licht verleiht, und uns zu vollkommenen Christen macht. Durch die natürliche Geburt aus dem Fleische geht zwar der Mensch in die Welt ein, und ist nun auch wahrer Mensch, jedoch zur Zeit noch unvollkommen. Er befindet sich Anfangs im Zustande von Kindheit und kindlicher Schwäche, und das so lange, bis er allmählig mehr Wachsthum erhält, und mit dem Wachsthume zugleich die erforderlichen Kräfte für die mannigfaltigen Beschwerden des Lebens. — So ordnete es im Gebiete der Natur Der, durch den Alles gemacht ist. Wird Er es in seinem andern Gebiete — im Reiche der höheren Gnade und des geistigen Lebens — nicht auch nach ähnlicher Weise angeordnet haben?

In der Taufe wird der Mensch dem Geiste nach wiedergeboren, so, daß er in Wahrheit genannt werde und sey: „ein Glied der heiligen Kirche Christi, ein Mit-

glied der vielgeliebten, geheiligten Familie Gottes selbst." Allerdings etwas Großes, ja das Größte und Nothwendigste von Allem, was geschehen mußte; jedoch immer nur erst die Geburt, oder der Anfang des geistigen Lebens, aber noch nicht seine ganze und vollkommene Kraft. Ist es etwa nicht erwünschlich, daß ihm auch diese in Bälde zu Theil werde?

Wer die mannigfaltigen, großen und höchst bedenklichen Gefahren kennt, die gleich beim Eintritte in das ältere, oder sogenannte bürgerliche Leben allenthalben dem Christen entgegen kommen, und auf seiner weitern Laufbahn ihn nicht mehr verlassen, sondern für ihn stets drohender werden, der wird auf diese Frage ohne Anstand mit Ja antworten. Wie bald ist nicht der unerfahrne Anfänger irregeleitet und überwältiget! Wie bald dahin gebracht, daß er die empfangene heilige Taufgnade sammt ihren Hoffnungen und theuren Erbschafts-Rechten wieder verliere, und selbst an seinem Glauben Schaden leide! Mit besondern himmlischen Kräften die Seinigen zu stärken im Bekenntnisse und treuer Befolgung des wahren Glaubens, dieser ersten und nothwendigsten Bedingniß des ewigen Heils, hat der Herr das heilige Sacrament der Firmung eingesetzt, als das zweite seiner Kirche, als die Krone und Vollendung des ersten.

Wer dieses heilige Sacrament würdig empfangen will, der muß in der Lehre Jesu gut unterrichtet seyn, sich im Stande der Gnade befinden, d. i. frey seyn von allen schweren Sünden; denn der heilige Geist wohnet in keinem Herzen, in dem noch Sünde herrscht. Derjenige also, welcher der Gnade dieses heiligen Sacramentes theilhaftig werden will, muß entweder seine Unschuld noch von der Taufe her rein erhalten haben, oder vor dem Empfange der Firmung durch wahre Buße sein Herz reinigen, den festen Entschluß fassen, mit der Gnade des heiligen Geistes redlich mitzuwirken, und fortan in seinem ganzen Thun und Lassen dem Herrn Zeugniß zu geben.

Erster Entwurf.

Die Apostel legten ihnen die Hände auf, und sie empfiengen den heiligen Geist. Apgsch. 8, 17.

Die verblendeten, und in der traurigsten Unwissenheit schwebenden Menschen durch seine himmlischen Lehren aufzuklären, von der Sünde zu erlösen, mit der göttlichen Gerechtigkeit zu versöhnen, die Fülle der göttlichen Gnadengaben ihnen zu erwerben, und im Guten sie zu befleißigen, dies war der große, äußerst wichtige Zweck Jesu bey seinem Erscheinen auf Erde. Welche Mühe, welchen Fleiß, dieses große Werk Ihn kostete, weiß jeder im Christenthume gut unterrichtete Christ. Allein seine gütigen Anstalten, jenes Licht und Leben, das Er in die Welt brachte, in seinem wohlthätigen Schimmer zu erhalten, endigten sich nicht mit seinem Leben auf Erden, sondern Er trug alle Sorge, daß es bis an's Ende der Zeiten Jene erleuchte, welche die Wahrheit lieben. Unter die vielen Vorkehrungen, die Jesus dießfalls getroffen hatte, zeichnet sich vorzüglich ein Hülfsmittel aus, das wir das Sacrament der Firmung nennen. — Allen, sowohl denjenigen, die dieses heilige Sacrament schon empfangen haben, als auch denjenigen, die es erst jetzt empfangen, dürfte ein faßlicher, gründlicher Unterricht hierin von großem Nutzen seyn; den Ersten, weil sie die Gnade kennen, und nach Würde schätzen lernen werden, die sie im heiligen Sacramente der Firmung empfiengen, die Andern, weil sie daraus ersehen werden, mit welchen Gesinnungen, mit welcher Gemüthsverfassung sie es empfangen sollen. Die Firmung ist

1) ein wahres, von Christo selbst eingesetztes Sacrament,
2) die Gnade, die wir dadurch empfangen, ist für uns Christen, besonders in unseren Tagen, von größter Wichtigkeit.

Die Firmung ist ein Sacrament des neuen Bundes, das der Bischof ausspendet, da er dem Getauften die Hände auflegt, und seine Stirne unter den dazu bestimmten Worten mit dem heiligen Chrysam salbet, um demselben den heiligen

Geist zu ertheilen, und ihn im Glauben standhaft, und im Bekenntnisse desselben muthig und unerschrocken zu machen. Wir finden Alles, was zum Wesen eines Sacramentes gehört in dem Sacramente der Firmung:

1) das äußerliche Zeichen;
2) die stärkende Gnade, die durch diese heilige Handlung äußerlich vorgestellt, und innerlich mitgetheilt wird;
3) die göttliche Einsetzung;
4) das feierliche Zeugniß der Kirche, die alle Jahrhunderte hindurch uns die Wahrheit dieses Sacramentes verbürgt.

Beweise für die Firmung, als Sacrament. —

a) Der Diakon Philippus, wie in der Apostelgeschichte geschrieben steht, begab sich bald nach dem Tode des Stephanus nach der Stadt Samaria, und predigte daselbst Christum, den Gekreuzigten. Er wirkte Wunder, die in der ganzen Gegend Staunen erregten; haufenweise eilten die Menschen zu ihm, und baten um die heilige Taufe, die ihnen der heilige Philippus auch ertheilte. Die zu Jerusalem versammelten Apostel erfuhren bald die freudige Nachricht, daß Samaria das Wort Gottes angenommen habe, sie schickten daher den Petrus und Johannes dahin, um das Begonnene zu vollenden. Diese legten ihnen die Hände auf, und betheten über sie rc. Apgsch. 8, 15. 16. 17. — Hier finden wir alle Bestandtheile eines wahren Sacramentes. Sie legten ihnen die Hände auf, sie betheten für sie — Worte und sichtbare, sinnliche Zeichen,
b) und sie empfiengen den heiligen Geist; — die Gnadenwirkung des Sacramentes.
c) Und weil die Apostel nach ihrem eigenen Geständnisse nicht Herren über die Gnadengeheimnisse, sondern nur „Diener Christi, und Ausspender der göttlichen Geheimnisse“ sind, 1. Kor. 4, 1., so folgt hieraus, Christus selbst sey der Stifter dieses Heilsmittels; — die Firmung also ein wahres Sacrament. — Fernere Beweise. Der heilige Paulus zählet die

Lehre von diesem Sacramente unter die ersten Anfangsgründe der Religion, bey deren Erklärung er, da er an die schon unterrichteten Hebräer schrieb, nicht länger verweilen wollte. Hebr. 6, 1. 2.

d) Irenäus, der von den Schülern des Evangelisten Johannes gebildete, heilige Lehrer behauptet, daß die Auflegung der Hände der Apostel immer die Mittheilung des heiligen Geistes war. „So oft die Apostel den „Gläubigen die Hände auflegten, empfiengen sie den „heiligen Geist, der die Speise des Lebens ist." — Die berühmtesten Väter der Kirche aller Zeiten haben die Firmung als wahres Sacrament des neuen Bundes dargestellt. Sie nannten die Gnade, die durch dieses Sacrament den Getauften ertheilt wird, die vollendende und vollbringende Gnade, das Siegel des Herrn, das Zeichen des ewigen Lebens, ein königliches Merkmal, ein unauslöschliches Zeichen, das Denkmal des merkwürdigen Tages, an welchem der heilige Geist sichtbarlich über die Apostel herab kam — und die Vollendung der Taufe.

e) Man vergesse nicht die beschwerlichen Bereisungen der oft so weitschichtigen Kirchensprengel, denen sich die Bischöfe von den ersten Zeiten der Kirche immer unterzogen; und die zahlreiche Herbeiströmung der Gläubigen. Einer leeren Ceremonie willen, würden sich die Bischöfe diesen Beschwerlichkeiten gewiß nicht unterzogen haben. Daher auch der Bannfluch, den der heilige tridentinische Kirchenrath über Jene spricht, die behaupten: „Die „Firmung der Getauften sey nur eine müßige Ceremonie, „und keineswegs ein wahres und eigentliches Sacra„ment." (7. Sitz. Kan. v. d. Firm.)

Wie sehr ist nicht die väterliche Herzensgüte Jesu zu bewundern, der uns so kraftvolle Hülfsmittel zur Erlangung unseres Heiles an die Hand gegeben hat. Wie der Urheber der Natur von dem neugebornen Kinde die ferneren Bedürfnisse nicht hinwegnimmt, sondern ihm jene Wohlthaten reich-

lich zufließen läßt, durch welche dasselbe nach und nach zum vollkommenen Manne heranwächst, so hat auch der Stifter unserer Kirche durch die Taufe nicht Kinder auf die Welt gesetzt, um sie ihrer Schwachheiten zu überlassen, sondern Er vollendet durch seine Gnade allmählig das begonnene Werk, und eröffnet den Wiedergebornen die ferneren Hülfsquellen, durch welche sie zur vollkommenen Stärke des geistlichen Lebens gelangen können. Wie heilig und ehrwürdig muß also dem Christen dieses Sacrament seyn? Mit welcher Vorbereitung soll er es empfangen? — Die Apostel sollen zum Beispiele dienen. Als sie zu Jerusalem die Ankunft des ihnen versprochenen heiligen Geistes erwarteten, verschlossen sie sich in einen Saal, und von allem Geräusche und Zerstreuungen der Welt entfernt, waren sie in heiliger Einsamkeit, mit Gebeth, frommen Betrachtungen und Unterredungen beschäftiget, um dem kommenden heiligen Geiste eine Wohnung in ihren Herzen zu bereiten. So müssen auch Jene sich betragen, welche die Gnadenwirkung des heiligen Geistes an sich erfahren wollen; sie sollen über die Hoheit Dessen, der zu ihnen kömmt, und über ihre Unwürdigkeit reiflich nachdenken, sie sollen durch das heilige Sacrament der Buße ihr, durch die Sünde beflecktes Gewissen reinigen, sie sollen die heiligen Taufgelübde, die sie einst auf sich genommen haben, erwägen, und nach solchen zu leben sich kräftig vornehmen; sie sollen endlich den Vater des Lichtes, von dem jedes Gute kömmt, bitten, Er möchte sich würdigen, ihnen zu senden seinen heiligen Geist, der sie erleuchte, stärke und heilige.

Der Geist Gottes, der über die Jünger Jesu am Pfingstfeste herab kam, wirkte in ihnen ein zweifaches Wunder. Er stärkte sie selbst im Glauben, damit sie Jesu ein unerschrockenes Zeugniß geben sollten, wie aus den Worten Jesu erhellet. Apgsch. 1, 8. Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen ꝛc., und ertheilte ihnen die Wundergaben, damit sie auch Andere zum Glauben an Jesus bekehrten. Die erste Gnadengabe, nämlich die Gnade, den Glauben treu zu bewahren, Jesum zu bekennen, und von Ihm öffentlich Zeug-

niß zu geben, diese wird uns Allen durch das heilige Sacrament der Firmung noch bis auf die heutige Stunde zu Theil; denn Christus hat allen Gläubigen den heiligen Geist versprochen. Die zweite Gnadengabe aber, nämlich, die Gabe Wunder zu wirken, fremde Sprachen zu reden, war nur für eine bestimmte Zeit zur Bekräftigung des neu eingesetzten Gnadenbundes versprochen, und ist in unsern Tagen um so weniger zu erwarten, da sie bey dem schon verbreiteten und siegenden Christenthume nicht mehr nöthig ist.

Die erste Gnadengabe des heiligen Geistes, die wir im heiligen Sacramente der Firmung empfangen, ist uns aber im Kampfe des Erdenlebens höchst nothwendig; denn in der Taufe erlangen wir zwar die Gnade Gottes, der wir vorher beraubt waren, in der Firmung aber erhalten wir die Stärke, diese Gnade unter so vielen Gefahren dieses Lebens zu bewahren. In der Taufe schon nahmen wir zwar die Pflicht auf uns, das Gesetz Christi genau zu erfüllen, in der Firmung aber wird uns insbesondere Muth und Standhaftigkeit ertheilt, diese Pflicht auch treu zu erfüllen. „Die Taufe," spricht der evangelische Lehrer, „giebt uns den Glauben, die Firmung „erhält und befestiget ihn in uns." In der Taufe empfangen wir die Gnade des geistlichen Lebens, in der Firmung aber wird es gestärkt, und zur Vollkommenheit gebracht. Durch die Taufe werden wir zwar als Kinder Gottes wiedergeboren; wir sind aber doch nur Kinder, mithin beklagenswürdige Schwächlinge, durch die Firmung aber erreichen wir die mannbaren Jahre eines gebildeten und vollendeten Christen. „Du bist," sagten darum die Väter der Kirche zu den Neugefirmten, „in der „Eigenschaft eines Bürgers des Reiches Gottes auf Erde, du bist „nun mit den Waffen des Glaubens, und mit dem Schilde der „Wahrheit ein zum Streite ausgerüsteter Kämpfer, ein mit dem „unauslöschlichen Gepräge des heil. Geistes bezeichneter Christ." Man hat dich nicht umsonst an der Stirne, wo der Sitz der Schamhaftigkeit ist, mit dem Kreuz Christi bezeichnet; gehe nun in die Welt, und schäme dich des Gekreuzigten nicht, dessen Zeichen du an der Stirne als sein Kämpfer trägst.

Als solche durch die Gnade des heiligen Geistes gestärkte Kämpfer erschienen die ersten Christen auf den blutigen Kampfplätzen. — Nachdem sie allem Erdenglücke, allen Lebensfreuden entsagt, und ein strenges Bußleben geführt hatten, eilten Millionen Greise und Kinder, abgehärtete Männer und zarte Jungfrauen frohlockend zu den Folterbänken, ihren Glauben selbst mit ihrem Blute zu besiegeln. Aber nicht blos zu jenen, auch zu unsern und allen Zeiten offenbarte sich die Kraft und Gnade des heiligen Geistes, der im heiligen Sacramente der Firmung den Gläubigen mitgetheilt wird. — Denn mittelst dieser Gnade haben diejenigen, welche sie benützten, gesieget über die Versuchungen, die sich

a) im Innern erhoben, — Glaubenszweifel, böse Neigungen 2c.

b) Die von Außen auf sie losstürmten. — Die von Außen kommende Gefahr, den Glauben zu verläugnen, ist jetzt wohl die größte.

1) Gesellschaften, in denen über die Wahrheiten des Glaubens mit Dreistigkeit abgesprochen,

2) die vielen Bücher und Schriften, in denen das Gift des Unglaubens ausgestreut, das Erhabenste in den Staub herabgezogen, und lächerlich gemacht wird, —

3) der allgewaltige Strom böser Beispiele — alles dieses wirket zusammen, und arbeitet am Sturze des Glaubens und der Sittlichkeit. — Eigene Naturkraft wird da den Menschen gewiß nicht aufrecht erhalten, sondern nur Gottes Gnade. Wie hoch ist also ein Sacrament zu schätzen, das uns durch die Mittheilung des Geistes Gottes aus so vielfältigen Gefahren errettet? — Und das ist die Wirkung des Sacramentes der Firmung. Diese Wirkung erlangen indeß nur Jene, die den durch die Firmung empfangenen Geist Gottes sorgfältig in ihrem Herzen bewahren, seine Stimme hören, nach seinem Willen wandeln, ihr Herz bewahren, und die Gefahren fliehen.

Du Geist der Wahrheit, der Stärke und des Trostes!

bleib im ewigen Besitze unserer Herzen, die Du dir durch die Firmung zu deinem Heiligthume eingeweiht hast, bis wir, durch deine allmächtige Kraft gestärkt, als standhafte Bekenner unseres Glaubens, und als Sieger über die Sünde in jenes Reich eingehen werden, wo wir Dich mit dem Vater und dem Sohne als wahrer Gott durch die ganze Ewigkeit anbethen und lobpreisen werden.

Zweiter Entwurf.

Der Vater wolle nach dem Reichthume seiner Herrlichkeit euren innern Menschen durch den Geist so mächtig stärken, daß Christus durch den Glauben in euch wohne, und ihr in der Liebe eingewurzelt und fest seyd. Ephes. 3, 16 u. 17.

Damals, als sich der fromme und religiöse Sinn mehr in guten Sitten und frommen Handlungen zeigte, als er jetzt im Munde geführt, und in Büchern beschrieben wird, da war es für Geistlichkeit und Volk ein wahres Jubelfest, wenn ihr nach Gottes Auftrag bestellter, mit himmlischer Schlüsselgewalt ausgerüsteter Oberhirt den ihm angewiesenen Sprengel bereis'te, und über den Seelenzustand seiner Schäflein, über die geistliche Pflege, die sie genießen, an Ort und Stelle Erkundigungen eingezogen hat. Mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe ward dann der hohe Ankömmling von den Gläubigen als ihr geistlicher Vater aufgenommen, sie erblickten und verehrten in ihm ihren vom Geiste Gottes gesalbten Oberpriester und Hirten, und einen rechtmäßigen Nachfolger der Apostel Jesu, der für sein Bisthum gesetzt ist, die heilige und streitende Kirche Gottes zu leiten und zu regieren.

Mit hohem Jubel sollen denn auch wir unsern hochwürdigsten Oberhirten — wie Kinder ihren Vater empfangen, und unser Bitten und Flehen mit dem seinigen um Heil und Segen für die Gläubigen der Diözese vereinigen; besonders sollen wir bethen für ihn, unsern würdigsten Oberhirten, der sich in unserer Mitte befindet, um jenen Gläubigen, welche die

Erneuerung des heiligen Geistes durch die Händeauflegung des Bischofs noch nicht erhalten haben, diese Geistesweihe und Geistesstärke in dem heiligen Sacramente der Firmung zu ertheilen. Er ertheilet dieses heilige Sacrament zu dem Ende, daß „Gott nach dem Reichthume seiner Herrlichkeit rc." Ephes. 3, 16. u. 17. — Die schöne Gelegenheit ergreifend, soll die heutige Predigt handeln

1) von der Einsetzung der heiligen Firmung, und
2) von derer innerlichen Gnadenwirkung.

a) Das heilige Sacrament der Firmung ist wie jedes heilige Sacrament seinem Umfange nach göttlicher Einsetzung, und von Christus selbst angeordnet. Die ersten Bekenner des Herrn, seine Apostel und Jünger, die, aus ungefähr 120 Personen bestehend, die Kirche Gottes darstellten, sind am 50sten Tage nach der Auferstehung Christi zu Jerusalem vom heiligen Geiste selbst, dessen Sendung vom Vater ihnen der Sohn verheißen hatte, auf eine ganz außerordentliche und wunderbare Weise gefirmt worden; — sie Alle wurden mit dem heiligen Geiste erfüllet. Apgsch. 2. — Die erste Ertheilung des heiligen Sacramentes der Firmung durch die Apostel, die die ersten Bischöfe und Oberhirten der Kirche waren, erzählt uns die Apostelgeschichte 5, 14—17. — Der von den Aposteln, und der von ihren Nachfolgern bis auf den heutigen Tag ertheilte heilige Geist und seine Gnadenwirkungen, ist mit Ausnahme einiger außerordentlicher Gnaden, als z. B. der Sprachengabe — Eines und desselben mit dem heiligen Geiste und der Gnadenwirkung, den die Apostel und Jünger am Pfingstfeste auf eine außerordentliche Weise empfangen haben.

b) Ein kraftvoller und lebendiger Glaube, und ein eben so muthvolles, als unerschrockenes Bekenntniß dieses Glaubens war die Absicht Jesu bey Einsetzung dieses heiligen Sacramentes. Dieses sollte die heilige Firmung nicht blos bey den Aposteln und der ersten Christengemeinde bewirken, sondern zu allen Zeiten sollten die mit

dem Fluche der Schwachheit geschlagenen Menschen durch den Geist Gottes mächtig gestärkt werden, auf daß Christus 2c. Ephes. 3, 17.

Sie sollen gestärkt werden. — Wie ein ganz neugebornes Kind viel zu weich und zu schwach ist, unter den vielen Gefahren und Verletzungen auszuharren, wenn nicht seine Glieder erst in der freien Luft gestärket und erhärtet werden, so wollte uns auch der göttliche Heiland nach der geistlichen Wiedergeburt in dem Bade der heiligen Taufe noch besonders durch den heiligen Geist in dem Glauben stärken; stärken zum Streite und Kampfe gegen einen dreifachen und starken Feind, mit dem es der Christ aufzunehmen hat, so lange er auf Erde wandelt, mit der eigenen sündhaften Lust, der Welt und der Hölle. — Der Christ wird also durch die Firmung zu einem Kämpfer Christi — zu einem Kämpfer für Gott, für das Gute und den Glauben — gegen den Satan, gegen das Böse — den Unglauben eingeweiht. Sie sollen gestärkt werden

1) im Glauben, daß sie nicht wanken, sondern fest stehen am unsichtbaren Felsen, der Christus ist, und am sichtbaren, der Petrus und seine Nachfolger sind. — Sie sollen gestärkt werden
2) in der Hoffnung und im Vertrauen, daß sie nicht ermüden, sondern unwandelbar ausharren; sie sollen gestärkt werden
3) in der heiligen Liebe zu Gott und den Menschen, auf daß sie sich nur an Gott und seinen heiligen Willen halten, um Jesus und seines Glaubens, und seiner Kirche willen, nichts, weder die Fesseln des Todes, noch die Macht der Hölle fürchten, weil Jesus die ersten durch seine Auferstehung für immer zerbrochen; letztere aber in Ketten geschlagen hat, so, daß sie ohnmächtig ist, und dem nicht schaden kann, der gegen ihre Nachstellungen mit der empfangenen Gnade der Taufe und Firmung in standhaftem Kampfe auftritt. —

Gestärket also wird der Christ durch die heilige Fir-

mung zum Kampfe gegen einen dreifachen Feind; gestärket im Glauben, in der Hoffnung, in der heiligen Liebe zu Gott und den Menschen; und wenn er tapfer streitet, wenn er den Tempel des lebendigen Gottes und des heiligen Geistes, zu dem er durch die Firmung eingeweiht wird, rein und unbefleckt erhält, oder den durch Sünde zerstörten, unter Thränen der Buße wieder aufbauet, — so wird er einst in den großen Tempel der seligen Ewigkeit versetzt werden.

Dritter Entwurf.

Ueber dieselbe Materie.

Jedes heilige Sacrament, also auch die Firmung, hat schon nach der göttlichen Einsetzung besonders äußerliche Zeichen, die in gewissen Sachen, Gebräuchen und Wörtern bestehen, die von ihrem göttlichen Stifter selbst angeordnet sind, und deren getreue Anwendung zur Empfangung einer sacramentalischen Gnade unerläßlich und unabänderlich bedingt ist. — Was Jesus als solche äußerliche Zeichen angeordnet hat, das kann seine Kirche eben so wenig abändern, mindern, oder vermehren, als sie dieses mit den auch von Ihm angeordneten heiligen Sacramenten thun kann. — Zur Erbauung der Gläubigen, und zur desto feierlicheren Ausspendung der heiligen Sacramente sind aber auch außer diesen erwähnten, von Jesus vorgeschriebenen, und deßwegen unabänderlichen Zeichen noch verschiedene unwandelbare Gebräuche und Gebethe von den Vorstehern der katholischen Kirche angeordnet. — Dies ist also auch bey der heiligen Firmung der Fall. Diese überaus geistvollen Zeichen, Gebräuche und Gebethe bilden bey der heiligen Firmung

1) einen Eingang, der von der Kirche,
2) einen Haupttheil, der von Jesu, und
3) einen Schluß, der abermals von der Kirche angeordnet ist.

I. Eingang. Der Bischof beginnt die heilige Handlung damit, daß er sein Angesicht zu den Firmlingen kehrend,

die auf den Knieen liegen, den Segenswunsch ausspricht: „Der „heilige Geist komme über euch, und die Kraft des Höchsten „bewahre euch vor Sünden." — Im Namen des Volkes wird ihm geantwortet — „Amen." Nie sollen die Firmlinge diesen Segenswunsch ihres Bischofs vergessen, sondern, dessen eingedenk, den heiligen Entschluß fassen und erneuern, immer gut und rein zu bleiben, um das Wohlgefallen Gottes, die Freude edler Menschen, und der Stolz der Engel zu seyn, und zu bleiben. — Hierauf folget das Wechselgebeth. Unsere Hülfe besteht ꝛc.

II. Haupttheil. Dann strecket der Bischof nach Anordnung Christi die Hände über die Firmlinge aus, hält sie über sie ausgestreckt, als wollte er den heiligen Geist in ihre Seele legen, und spricht das herrliche Gebeth: „Allmächtiger, „ewig lebendiger Gott, Du hast diese deine Diener im Was„ser und heiligen Geiste neugeschaffen ꝛc." — Was da der Bischof bethet, das wird auch Christus gewähren; Er, der einst zu den Aposteln und ihren Nachfolgern gesagt hat: „Was „ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet ꝛc." Joh. 16, 23. — „Und Ich bin bey euch ꝛc." Matth. 28, 20. — Nach diesem Gebethe tritt der Bischof zu jedem Firmlinge, forschet bey dem Firmpathen, der ihm sein geistliches Pflegekind vorstellt, um dessen Namen, bezeichnet dann einem Jeden die Stirne mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und salbet ihn gemäß der Anordnung Jesu mit dem, zu diesem Zwecke alljährlich am grünen Donnerstage von dem Bischofe geweihten Chrysam, der aus Olivenöl und Balsam besteht, und spricht dazu: „Ich bezeichne dich ꝛc." Durch die Bezeichnung mit dem heiligen Kreuze werden die Firmlinge zum standhaften Bekenntnisse des Gekreuzigten, als seine Anhänger eingeweihet, auf daß sie sich des Kreuzes Christi nicht schämen, sondern Den, der einst daran gehangen und gestorben, mit einem lebendigen Glauben vor aller Welt verkünden sollen. — Durch die Salbung mit dem Oele sollen die Firmlinge zum Streite gegen alles Böse, und zum Kampfe gegen die Sünde gleichsam eingeweiht, und tüchtig gemacht werden, —

wie ehemals die Kämpfer bey Wettspielen sich mit Oel salbten, um den Körper zum Kampfe gelenkiger zu machen, so sollten da die Seelen der Gefirmten mit der Kraft des Höchsten geleichsam geölet, und zum Kampfe gegen die Sünde gestärket werden. Durch die Salbung mit dem wohlriechenden Balsame erhalten die Firmlinge ein schönes Sinnbild, daß sie den Wohlgeruch eines christlichen Wandels und frommen Sinnes verbreiten sollen, und die ganze äußerliche Salbung mit dem geweihten Oele und Balsam saget, was der Geist Gottes bey seiner Ausgießung über die Firmlinge innerlich wirke, auf daß dieselben gestärket, nur Jesum durch den Glauben in sich wohnen lassen, und in der Liebe eingewurzelt und befestiget werden. Nach dieser heiligen Handlung giebt der Bischof dem Gefirmten einen sanften Schlag auf die Wangen mit den Worten: „Der Friede sey mit dir;“ zur Erinnerung, daß dem Firmlinge dieser Tag unvergeßlich; wohl auch, daß er bereit seyn müsse, wegen des Glaubens an den Gekreuzigten, Schmach, Verfolgung und Mißhandlung, ja selbst den Tod freudig zu dulden.

III. Schluß. Nach allen diesen heiligen Verrichtungen schreitet endlich der Bischof, das Angesicht gegen den Altar wendend zum Schlußgebethe, besiegelt damit gleichsam die Ausspendung des heiligen Sacramentes, und flehet für die Gefirmten: „Gott, Du gabst den Aposteln den heil. Geist &c.“ Nach diesem Gebethe, dessen Vollendung alle Firmlinge abzuwarten haben, werden sie von dem Bischofe mit dem Segenswunsch entlassen: „Der Herr aus Sion segne euch &c.“ — Flehen, mit dem Bischofe, wir Alle — für alle Firmlinge, und für alle schon Gefirmten, Gott der Allmächtige und Barmherzige, dessen heiliges Wollen auch lauteres Vollbringen ist, wolle geben, was Er nur geben kann, und dem demüthigen Bether gerne geben will — sein allmächtiges und gnädiges: — Es werde — es geschehe.

Vierter — weiter ausgeführter — Entwurf.

Paulus und Johannes legten ihnen die Hände auf, und sie empfiengen den heiligen Geist.
Apgsch. 8, 17.

Die Worte des Vorspruches erinnern uns an eine Begebenheit in der Apostel Zeiten, die für Jene, welche daran Theil nahmen, äußerst freudenvoll war. Philippus, der Diakon, fand in Samarien viele für's Evangelium empfängliche Herzen; es nahmen Viele das Wort Gottes an, und ließen sich taufen. Als dieses die Apostel zu Jerusalem vernahmen, sendeten sie den Petrus und Johannes nach Samarien, um den Gläubigen daselbst den heiligen Geist zu ertheilen. Sie giengen hin, legten ihnen die Hände auf, und sie empfiengen den heiligen Geist. — Welche Freude für Samarien! „Sie sahen Apostel in ihrer Mitte — und empfiengen den heiligen Geist."

Geliebteste! Auch uns wird in der eingehenden Woche solch' eine Freude zu Theil! Wenn wir auch nicht einen Apostel — einen Petrus oder Johannes selbst, so werden wir doch in unserer Mitte sehen einen Nachfolger der Apostel, denn die Bischöfe sind ja Nachfolger der Apostel. — Unser hochwürdigster Oberhirt wird im Laufe dieser Woche unsere Gemeinde besuchen, wird wie ein wahrer Vater seine Kinder, wie ein treuer Hirt seine Heerde besuchen, wird, besorgt für unser Seelenheil, selbst nachforschen, wie es bey uns um unsere Pflichterfüllung, um öffentliche Zucht und Ehrbarkeit steht, wird nachsehen, ob die Kinderzucht christlich und vernünftig, ob der christliche Unterricht eifrig, ob das eheliche Leben treu und friedlich, — kurz, ob unser Leben und Streben ein christliches Leben und Streben sey.

Also auch uns wird eben solche Freude zu Theil, wie den Gläubigen in Samarien. Freude ist es, einen Nachfolger der Apostel in unserer Mitte zu sehen, und diese Freude wird noch größer, wenn man bedenkt, der Hochwürdigste kömmt wie ein Paulus, der in seiner Gemeinde erscheint, um

für das Seelenheil der Gläubigen, — für unser Seelenheil zu sorgen. Doch auch noch in einer andern Hinsicht gleichet unsere Freude der der Gläubigen in Samarien; diese sahen nämlich nicht nur die Apostel in ihrer Mitte, sondern sie „empfiengen auch durch Auflegung der Hände der Apostel den heiligen Geist.“ Sie wurden gefirmt.

Auch uns wird diese Freude zu Theil, daß den geeigneten Kindern das heilige Sacrament der Firmung ertheilet wird. Da können wir dann auch sagen: „Er legte „ihnen die Hände auf, und sie empfiengen den heil. Geist;“ — und dieses wird nicht blos die Jugend, sondern uns Alle erfreuen; es wird uns dieselbe Freude zu Theil werden, welche Samariens Bewohner durch Petrus und Johannes erfuhren.

Geliebte! Ich möchte nun heute diese Freude erhöhen, — möchte bewirken, daß wir an jenem Tage der Firmung gewiß Freude — und wahre Freude haben. — Wie sollte dieses besser geschehen können, als dadurch, daß ich heute euch einige Worte über das heilige Sacrament der Firmung an's Herz lege 2c.

1) Wir bedürfen, um unsern Glauben standhaft zu bekennen, einer höhern Kraft und Stärke.
2) Diese höhere Kraft und Stärke erhält der Christ durch das heilige Sacrament der Firmung.

Wenn ich eines Theils die Wichtigkeit des heil. Sacramentes zeigen will, so möchte ich andern Theils uns auf die Pflicht aufmerksam machen, welche wir als Gefirmte zu erfüllen haben.

I. Wir müssen unsern Glauben standhaft bekennen. Dies ist das ewige Leben, daß wir glauben an den allein wahren Gott, und an Den, den Er gesendet hat, — seinen Sohn Jesum Christum, der uns am Kreuze erlösete von den Sündenstrafen, uns durch seine göttliche Lehre und sein unübertreffbares Beispiel zeigt, wie wir ein Gott gefälliges Leben wandeln können. Das glauben wir — und wenn man uns fragt: „Was denket ihr vom Messias?“ Wessen Sohn ist Er? wir antworten und bekennen: „Er

„ist der Sohn Gottes, unser Herr, unser Erlöser und Hei„land." — Dieses Bekenntniß legten wir schon bey der heiligen Taufe ab ꝛc. Schon der Name Christ spricht unsern Glauben aus. — Doch dieser Glaube blos mit dem Munde in Worten, wäre ein unnützer, todter Glaube; er muß ein werkthätiger seyn. Der Hausvater muß nicht blos sagen: „ich glaube" — sondern er muß auch seine Kinder nach Jesu Lehre erziehen, Zucht in seinem Hause handhaben — er muß es zeigen, daß er glaube. — Der Dienstbothe; der Mann; der Jüngling ꝛc. Ein werkthätiger Glaube ist es also, wenn wir die Lehre Jesu befolgen. Worin diese bestehe, sagt der Heiland im heiligen Evangelio selbst; sie besteht in den zwey Gebothen: „Liebe Gott von ganzem Herzen — über Alles; und deinen Nächsten wie dich selbst." Also Gott, als unsern Vater, über Alles lieben, auf Ihn vertrauen und hoffen, aus Liebe zu Ihm immer und überall seinen Willen thun, ein nüchternes, keusches und gerechtes Leben führen, und den Nächsten wie sich selbst lieben, ihm nicht nur nicht schaden, ihn nicht nur nicht kränken, beleidigen und verfolgen, sondern ihm auch thun, was wir uns selbst wünschen, ihm auch helfen, wo auch wir uns Hülfe wünschen ꝛc.: Dieses ist der Glaube eines wahren Christen, und diesen Glauben müssen wir also bekennend an den Tag legen. — Und dieses zwar standhaft. Wir müssen unsern Glauben standhaft bekennen. Gott lieben über Alles, und den Nächsten wie sich selbst: — dieses sey immer, überall und auch bey den größten Hindernissen das Bekenntniß unsers christlichen Glaubens. — Immer, vom Anbeginn bis zum Ende. „Wer ausharrt bis an's Ende, wird selig." In den Tagen der Kindheit, in den Jahren der Jugend, und im Alter. — Ueberall, wir mögen seyn, wo immer, bey der Arbeit, oder bey der Erholung, zu Hause, auf dem Felde, in der Kirche. — Auch bey den größten Hindernissen. Solche giebt es in Menge, wir haben sie in uns, und finden sie außer uns. — In uns den angebornen Hang zum Bösen; bey uns, Zerstreuung irdischer Geschäfte und Sorgen, Zer-

streuung der sinnlichen Vergnügungen ꝛc. Außer uns schlechte Beispiele, Verführung, Gleichgültigkeit, Verachtung alles Heiligen; der Weltgeist der von Gott und göttlichen Dingen nichts wissen will. „Dieses Alles will ich dir geben, wenn „du niederfällst und mich anbethest, — so spricht auch jetzt noch der Versucher. — Geliebte, wenn unser Glaube ein werkthätiger seyn soll, wenn wir unsern Glauben gerade durch die zweifache Liebe bekennen, und ihn standhaft, immer und überall bekennen müssen, und uns dabey so viele Hindernisse oft in den Weg kommen, wenn dieses, so ist es doch klar, daß wir eine höhere Kraft und Stärke bedürfen, um unsern Glauben standhaft zu bekennen. — Einer höhern Stärke bedürfen wir; denn schwach ist der Mensch an und für sich selbst. Es ist ein beständiger Kampf ꝛc., und wie tief fällt er ohne höhere Hülfe. „Ohne mich könnt ihr nichts thun.“ Da sind Leiden, Trübsale ꝛc. Freude, Zerstreuungen ꝛc. Biblische Beispiele ꝛc.

II. Jesus wußte es wohl, wie schwach und unbeständig der Mensch an sich selbst sey; wußte, wie sehr die Menschen zum standhaften Bekenntnisse und beständigen Ausübung ihres Glaubens einer Ermunterung, einer Kraft und Stärke von Oben bedürfen. Daher versprach Er oftmals seinen Jüngern und Gläubigen den heiligen Geist, und verordnete vor seiner Himmelfahrt das Sacrament der Firmung. — Was Er versprach, ward erfüllt. Am Pfingstfeste kam der heilige Geist über die Jünger herab, und denselben heiligen Geist ertheilten durch das Sacrament der Firmung die Apostel den Gläubigen, wie wir von den Gläubigen zu Samarien hörten, den heiligen Geist, welcher Kraft und Stärke zum Bekenntniß und zur Ausübung des Glaubens giebt. — Solches geschah von den Apostelzeiten bis heut zu Tage in der katholischen Kirche; wir sind gefirmt, und die geeignete Jugend wird in künftiger Woche das genannte Sacrament empfangen. Der Bischof bethet über die Getauften, wie Paulus und Johannes über die getauften Samariter, um die göttliche Hülfe; er erinnert sie durch das äußere Zeichen der

Händeauflegung und Salbung an die Nothwendigkeit des immerwährenden christlichen Kampfes, und sichert ihnen durch eben dieses Zeichen, und durch das mit demselben übereinstimmende Gebeth die Kraft des heiligen Geistes wirklich zu. Die Firmung ist also jenes Sacrament, durch welches der getaufte Mensch durch die Gnade Gottes gestärket wird, immer und überall seinen Glauben standhaft zu bekennen, und demselben gemäß zu leben. — Der heilige Paulus sagt bey 2. Tim. 2, 1—3., zu uns: „Seyd stark durch die Gnade; traget das „Widrige, wie ein tapferer Streiter Jesu Christi!“ — Wir sind also Streiter Jesu, unser Feind ist die Sünde. — In der Taufe sind wir als solche geworben, in der Firmung als solche bewaffnet worden. — Höchst bedeutsam ist das äußere Zeichen der Firmung. — Der Bischof bezeichnet die Stirne des Getauften mit dem Kreuzzeichen, damit wir uns nicht schämen, den Gekreuzigten, und den Glauben an Ihn vor aller Welt zu bekennen. — Er salbet mit heiligem Chrysame, ein Bild der Stärkung. Der Chrysam besteht aus Oel und Balsam; das Oel nähret das Licht, und die Gnade unserer göttlichen Liebe; der Balsam verbreitet Wohlgeruch, und wir sollen durch unsere Tugend wohlgefällig und angenehm vor Gott und den Menschen erscheinen. Der Bischof giebt einen Backenstreich, um zu ermahnen, daß man alles Widrige, alle Verfolgungen um Christi willen großmüthig übertragen, daß man alles Widrige nicht achten soll. Das äußere Zeichen deutet also auf die Nothwendigkeit eines immerwährenden Kampfes, dem sich der Getaufte seines Glaubens wegen unterziehen muß. Durch dieses äußere Zeichen und das übereinstimmende Gebeth wird die Kraft des heiligen Geistes wirklich zugesichert. Was aber der Gefirmte, wenn er will, kraft des heiligen Geistes vermag, davon sind Zeuge die Apostel, die Martyrer, und alle die frommen Seelen, welche vom Anfange bis jetzt, ungeachtet der vielen Hindernisse, ein nüchternes, reines Leben führten, und noch führen. Sie haben es bewiesen, was der Christ vermag, und wir können an ihnen sehen, daß der Christ in der heiligen Firmung eine höhere

Kraft und Stärke erhält, womit er im Stande ist, seinen Glauben standhaft zu bekennen. —

Dieses wollte ich heute euch an's Herz legen, um euch auf die Wichtigkeit der Handlung aufmerksam zu machen, welche unser hochwürdigster Oberhirt bey uns verrichten wird. Mögen also jene Aeltern, deren Kinder gefirmt werden, diesen die Wichtigkeit des Sacramentes an's Herz legen. — Wir aber, und Jeder, welcher der Handlung beiwohnet, wollen uns dabey erinnern, daß wir schon gefirmt worden, schon gestärkt wurden zum standhaften Bekenntnisse 2c. Darum lasset uns prüfen, wie es hierin mit uns steht. Haben wir der Gnade nie widerstanden? Nie vergessen, daß wir Tempel des heiligen Geistes, daß wir Streiter Jesu gegen die Sünden sind? — Lasset uns daher unsere Gelübde erneuern, damit wir eben so wohlgefällig, als ich wünsche, vor unserm Oberhirten zu erscheinen, einst vor Gott und unserm Herrn Jesus Christus erscheinen werden.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Jesus hat seinen Jüngern den heiligen Geist verheißen. Luk. 24, 49. — Joh. 14, 16—17. — Ebend. 14, 26. — Apgsch. 1, 3—6. 8. — Ebend. 1, 12—14. —

Dieses Versprechen gieng in Erfüllung. Apgsch. 2, 1—4. —

Die Apostel theilten den Gläubigen die Gaben des heiligen Geistes mit. Apgsch. 8, 14—17. — Ebend. 10, 44. —

Diese Gnadenwirkung dauert immer fort in der Kirche. Joh. 14, 16. — Ephes. 4, 30. — Jak. 1, 5. — Apgsch. 8, 17. — Ebend. 8, 15. — 2. Tim. 1, 6. —

Sie besteht in Erleuchtung des Verstandes. Joh. 14, 26. — Apgsch. 2, 15—18. —

In Stärkung des Willens zum Guten. Apgsch. 1, 3. — Ebend. 4, 19. — Ebend. 8, 40—41. —

Stellen aus den heiligen Vätern, Concilien ꝛc.

Der Leib wird gesalbet, damit die Seele erhalten, der Leib wird besiegelt, damit die Seele gestärkt, der Leib wird durch die Auflegung der Hände überschattet, damit die Seele mit dem heiligen Geist erleuchtet werde. Tertullian cap. 8. Lib. de resurrect.

Der heilige Geist, den die Apostel den Gläubigen mit der Händeauflegung ertheilten, ist die Speise des Lebens. Irenäus Lib. 4. adv. haeres. cap. 38.

Wer aus den Sterblichen, in diese Welt tretend, welche gewiß nur ein Kampfplatz ist, soll sich nicht mit dem Oele salben? Kein Meisterstück ist vollendet, das nicht durch das Oel Schönheit und Glanz erhalten hat. Luft und Erde werden gewissermaßen mit dem Lichte und Geiste gesalbet; und du zauderst die Oelung anzunehmen, die göttliche Oelung, von welcher der christliche Name seinen Ursprung hat. Theoph. Antioch. ad Audolic. cap. 1. §. 12.

Nun (nach der Taufe) folget das geistliche Siegel..... Denn nach der Taufe übriget nichts mehr, als daß die Vollendung folge, indem auf das Gebeth des Bischofs der heilige Geist euch eingegossen wird.... Erinnere dich stets, daß du ein geistliches Siegel empfangen hast, den Geist der Weisheit und des Verstandes ꝛc. Ambrosius de Sacr. Lib. 3. cap. 2. de init. cap. 7.

Der Priester tauft: hernach salbet der Bischof die Getauften mit Chrysam. Constit. Apost. cap. 16.

Die Gläubigen in Samaria hatten den wahren Glauben; sie waren mit der Kirche, welche die Eine (wahrhaft) ist, vereinigt, und von dem Diakon Philipp, der die Gewalt hatte, die Gnade der Taufe, und die Nachlassung der Sünden zu ertheilen, und den die Apostel zu ihnen gesandt hatten, getauft. Und eben deßwegen, weil sie die gesetzliche und kirchliche Taufe empfangen hatten, war es nicht mehr nöthig, selbe nochmal zu taufen. Was sie noch nothwendig hatten, das empfiengen sie von den Aposteln Petrus und Johannes:

nämlich die Auflegung der Hände, die Anrufung und Einflößung des heiligen Geistes.

Das Nämliche geschieht auch bey uns. Die in der Kirche Getauften werden den Vorstehern (Bischöfen) der Kirche vorgeführt, damit sie durch das Gebeth, und die Auflegung der Hände den heiligen Geist empfangen, und durch die göttliche Besieglung (Salbung) vollkommene Christen werden. Cyprianus Epist. 72. ad Jubajan.

Durch die Gabe des heiligen Chrysma, die ihr (in der Firmung) empfangen habt, werdet ihr mit Recht Christen genannt, indem ihr dadurch jene Benennung verwahret, die ihr in der (geistigen Wiedergeburt) Taufe erhieltet; denn ehevor euch diese Gnade gegeben worden, waret ihr dieses Namens eigentlich nicht würdig, sondern indem ihr dadurch auf dem Weg des Heiles vorwärts gienget, seyd ihr so weit fortgeschritten, daß ihr Christen geworden seyd. Cyrillus Cateches. 3. mystag.

In der Firmung hat dich Gott der Vater besiegelt, Christus der Herr befestiget, (gefirmt) und der heilige Geist dir ein Unterpfand (seiner Gnade) in's Herz gegeben. Ambrosius Lib. 2. cap. 8. de initiand.

Wie wir in Christo sterben, damit wir wiedergeboren werden, so werden wir auch im heiligen Geiste besiegelt, damit wir seine Erleuchtung, sein Bild, und seine Gnade bewahren können. Denn wenn wir auch nur sinnbildlich am Leibe bezeichnet werden, so werden wir im Herzen doch wahrhaft besiegelt, indem uns der heilige Geist das Ebenbild des himmlischen Menschen einprägt. Derselbe Lib. 1. de spiritu. S. cap. 6.

Durch die Taufe werden wir von den Sünden gereiniget, durch den Chrysam wird der heilige Geist über uns ausgegossen. Diese beiden Gaben erlangen wir durch die Hand und den Mund des Bischofs, und dadurch wird sodann der ganze Mensch wiedergeboren, und erneuert in Christo. Pacian. Serm. sive Epist. de Bapt.

Der Eine Geist Gottes giebt in der Taufquelle die Fülle

der Unschuld, in der Firmung die Fülle der Gnade, und weil wir in dieser Welt unser ganzes Leben hindurch siegend unter unsichtbaren Feinden und Gefahren wandeln müssen, so werden wir durch die Taufe zum Leben wiedergeboren, und nach der Taufe zum Kampfe gestärkt. In der Taufe werden wir abgewaschen, nach der Taufe (in der Firmung) gestählt. —

Die Wiedergeburt (in der Taufe) rettet schon durch sich Jene, welche bald in den Schooß des Friedens einer seligen Welt sollen aufgenommen werden, die Firmung aber waffnet und rüstet zum Kampf gegen diese Welt, und gegen die gefahrvollen Wettstreite, welche der Christ zu bestehen hat. Eucharius Lugdun. homil. de pentecost.

Nachdem ihr getauft waret, wurde euch das Chrysma gegeben, freilich nur ein schwaches Bild von der Salbung, die Christus erhalten hat; denn Er ward geradezu mit dem heiligen Geist gesalbet, ohne körperliches Oel, und ohne sinnliche Salbung: der himmlische Vater hat Ihn zum Welterlöser bestimmt, und mit dem heiligen Geist gesalbet. Ihr aber, mit dem Chrysam gesalbet, seyd dadurch Christus ganz einverleibt. Denn glaubet ihr, daß diese Salbung etwas Gewöhnliches oder Ungewöhnliches sey? Wie das Brod des heiligen Abendmahles nach der Wandlung kein gewöhnliches Brod mehr ist, sondern der Leib Christi, so ist auch der Chrysam nach der heiligen Weihe gewiß keine gemeine Salbung mehr, oder wenn man sich so ausdrücken darf, kein gewöhnlicher Balsam, sondern es ist eine Gabe Jesu Christi und des heiligen Geistes, ein durch die Gegenwart seiner Person geheiligtes Geschenk; zwar wird es als etwas Aeußerliches über deine Stirne und Sinne ausgegossen. Wie aber mit dieser sichtbaren Salbung der Körper bestrichen ist, so wird die Seele mit dem lebendigen heiligen Geiste geheiligt. Von diesem heiligen Chrysam her ist der christliche Name abzuleiten. Cyrillus Hierosol. Catech. 3. de Christmat n. 1 — 5.

Die geistige Salbung ist der heilige Geist selbst; und dieses Geheimniß wird in der sichtbaren Salbung ausgedrückt. Augustinus in 2. Epist. Is. T. 3. n. 5.

Auf die Anrufung und das Gebeth der Bischöfe, welche den Gläubigen die Hände auflegen, kömmt über sie der heilige Geist, so wie einst die Jünger baten, daß der heilige Geist von Christus den Gläubigen, welchen sie die Hände auflegten, gesendet werden möge, so behaltet die Kirche diesen heiligen Gebrauch in ihren Vorstehern, den Bischöfen, für und für bey. — Gott ist es, nicht die Jünger oder Bischöfe, welcher den heiligen Geist ertheilt. Augustinus de Trinit. Lib. 15. cap. 26.

Diejenigen, welche die heilige Firmung empfangen wollen, sollen erinnert werden, daß sie schon dem ersten Gebethe (des Bischofs) beiwohnen, und bis zum letzten Gebethe, das über die Firmung gesprochen wird, in der Kirche bleiben. Concil. Tornacens. cap. 2. de Confirm.

Zu Firmpathen sollen nur Solche gewählt werden, welche nicht nur in den Anordnungen und Gebothen der christlichen Lehre wohl unterrichtet sind, sondern auch das Beispiel eines solchen frommen Lebenswandels geben, daß sie im Stande sind, Lehrer, Pathen und Führer auf dem Wege des Herrn zu seyn. — Borromäus Act. Mediol. P. 4. de Sacram. Confirm.

Der Firmpathe hat die Pflicht, denjenigen, bey dem er Pathenstelle vertreten hat, zu ermahnen, und zu leiten, damit er im täglichen geistlichen Streite den Feind überwinde. Ist der Firmling noch wenig unterrichtet, so ist es nicht genug, daß der Pathe ihn in den Lehren des Christenthums gründlich unterweise, sondern er muß ihn auch durch Ermahnungen und eigenes Beispiel zu allen christlichen Tugenden auf den Weg des Heils anleiten. Derselbe Act. P. 4. de Confirm. Sacram.

Die Pfarrer sollen die Firmlinge recht eifrig ermahnen, daß sie sich zum Empfang dieses heiligen Sacramentes, in welchem die Gnade des heiligen Geistes auf die allerreinste Weise ertheilt wird, durch fromme Uebungen und gottselige Werke, als da sind: Fasten, Almosengeben, in so weit es die Umstände gestatten, und vorzüglich öfteres, und inbrünstiges

Gebeth, würdig vorbereiten, nach dem Beispiele der heiligen Apostel, die, als sie den heiligen Geist erwarteten, im Gebeth und Fasten verharreten. Uebrigens ist es auch hinlänglich, daß diejenigen, die das Fasten vertragen, am Tag vor dem Empfang der heiligen Firmung, dieses gute Werk ausüben. S. Carol. Borrom. Act. P. 4. de Sacram. Confirm. — Concil. Aurelian. — Gratian. de Consecrat. Dist. 5. c. 6. — Catech. Conc. Trident. P. 2. de Sacram. Confirm. — Concil. Pragens. c. 17. de Confirm.

Wenn Firmlinge zehn, und mehrere Lebensjahre zählen, sollen sie vor dem Empfang der Firmung den Priestern beichten. Concil. Colon. cap. 5. — Otto Episc. paris. Constit. Synod. cap. 4. — Concil. Trevir. cap. 115. de Confirm. — Catech. de Decret. Concil. Trid. P. 2. de Sacram. Confirm. — Carol Borrom. P. 4. de Sacram. Confirm. und wenn sie können, auch die heilige Kommunion empfangen. Concil. Pragens. cap. 17. de Confirm.

Man wache darüber, daß Alle der heiligen Messe (welche vor der Firmung gelesen wird) andächtig beiwohnen. S. Carol. Borrom. Act. P. 4. de Sacram. Confirm. — Concil. Pragens. cap. 17. de Confirm.

Der heilige Karolus Borromäus ermahnet überdies: Die Firmlinge sollen zum Empfang dieses heiligen Sacramentes in reinlicher, anständiger Kleidung, im geordneten, nicht über die Stirne wild herabhängenden Haaren, und mit wohl gereinigter Stirne hinzutreten. Act. Med. P. 4. de Sacram. Confirm.

Ferner will dieser Heilige, daß die Firmlinge ein Zeugniß über den erhaltenen Religions-Unterricht mitbringen, in welchem zugleich der Firmname, des Vaters Geschlechts- oder Zuname, die Pfarrey, in welcher der Firmling geboren, und des Firmpathen Vor- und Geschlechtsname und Wohnort verzeichnet sind. Act. Med. P. 4. de Sacram. Confirm. — Ferner Concil. Aquens. de Confirm.

Ausgearbeitete Stellen.

Christus hat allen seinen Anhängern eine besondere Stärkung vom heil. Geiste verheißen; dieselbe ist den Gläubigen auch nothwendig, und wird ihnen in der Firmung ertheilt.

„Wer an Mich glaubt," spricht Jesus, „aus dessen Leibe sollen, nach dem Ausspruche der Schrift, Ströme lebendigen Wassers fließen." Damit zielte Jesus auf den heiligen Geist, welchen seine Gläubigen empfangen sollten. Denn damals war der heil. Geist noch nicht ertheilt, weil Jesus noch nicht verherrlicht (in den Himmel aufgefahren) war. Joh. 7, 38—39. Das heißt: „Wer an Mich glaubt, und durch „die Taufe in meine Kirche aufgenommen worden ist, der wird „von dem heiligen Geiste, den Ich von dem Vater senden „werde, Kenntniß und Einsicht, Kraft und Stärke erhalten."— So wie die ersten Christen, so brauchen auch wir eine besondere Stärkung im Glauben von dem heil. Geiste. Denn jetzt noch mehr, als sonst hört man gottlose Reden; man sieht sittenlose Beispiele; es giebt der Verführungen zum Abfall und Unglauben so viele; man hat nicht selten um der Religion und Tugend willen Spott und Verachtung, Verleumdung und Verfolgung auszustehen. — Die ersten Christen wurden durch die Apostel von dem heiligen Geiste im Glauben gestärkt (gefirmt). — Die Apostel haben die ganze Vollmacht, welche sie von Jesus erhalten haben, ihren Nachfolgern, den Bischöfen, übergeben. Die Bischöfe können also noch heut zu Tage die Getauften im Glauben stärken: sie können **firmen**. — Und dies geschieht auch: Sie ertheilen uns die heilige Firmung wirklich. Dadurch wird die heiligmachende Gnade, die wir in der heiligen Taufe empfangen haben, vermehrt; unser Verstand wird erleuchtet, daß wir die Lehre Jesu besser verstehen und fester glauben; unser Wille wird gestärkt, daß wir den Willen Gottes, ungeachtet der vielen Hindernisse, Gefahren und Versuchungen von außen, gern, genau und allzeit

befolgen; wir werden mit Muth und Standhaftigkeit erfüllt, daß wir unsern Glauben jederzeit vor der ganzen Welt öffentlich bekennen. — Das heilige Sacrament, durch welches uns diese Gnadengaben ertheilt werden, heißt Firmung. Firmen nämlich heißt stärken. Weil nun ein Getaufter, wenn er vom Bischofe unter Auflegung der Hände mit dem heiligen Chrysam gesalbt wird, und dabey die Worte ausgesprochen werden: „Ich bezeichne dich mit dem Zeichen des heiligen Kreu„zes, und firme dich mit dem Chrysam des Heils, im Na„men des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes," anfängt, stärker, kräftiger, fester und ein vollkommener Streiter Christi zu werden, wenn anders die Wirkung des Sacraments durch nichts gehindert wird: so wird dieses Sacrament Firmung genannt.

Die Nothwendigkeit, die heilige Firmung zu empfangen.

Unser göttlicher Herr und Heiland Jesus Christus hat die Firmung zum Frommen sowohl seiner Kirche überhaupt, als auch aller Gläubigen insbesondere eingesetzt; es kann daher kein Zweifel mehr seyn, ob man dieselbe empfangen müsse? Wer kann, ohne eine schreiende Sünde zu begehen, eine so kostbare Gabe von der Hand weisen? — Der Herr eröffnet diese Heilsquelle in der Absicht, ein noch engeres Band um seine Gläubigen zu winden, sie zu einem erhabenen Kampf zu stärken; ihnen die Weihe einer hohen Kraft zu ertheilen, endlich um sie Ihm und seinem Reiche noch näher zu bringen. — Wer wollte nicht einer Einladung folgen, die von dem besten Vater kömmt, und so viele Vortheile spendet? — Wir erlangen ja durch die heilige Firmung die Gnade,

a) das Christenthum zur Erbauung der Gläubigen öffentlich zu bekennen;

b) dasselbe auch Andern lieb und angenehm zu machen;

c) dessen unerschrockene Vertheidigung wider die Verächter auf uns zu nehmen, und endlich

d) das Evangelium gegen entschiedene Feinde mit Gut und Blut, selbst mit Hingebung des Lebens zu bewahren.

Die Firmung ist nicht die eigentliche Bedingniß unserer Seligkeit, oder die einzige uns offenstehende Thüre zum Himmel, weil ihr Zweck und Wesen von der Taufe, die an und für sich schon die Seligkeit bringt, ganz verschieden ist. — Wer aber mit Christus näher vertraut seyn, wer an dem Reiche Gottes einen höhern Antheil nehmen will, der kann und darf den heiligen Augenblick nicht versäumen, der ihm jene Gabe verschaffen kann. So bald wir zum Gebrauch der Vernunft gelangen, in dem Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe Gottes wachsend, gebietet uns die Pflicht selbst, alles das zu erwerben, was unserer Seele nützlich ist; „wer Gutes zu „thun weiß, und es nicht thut, dem ist's Sünde." Jak. 4, 17.— Die Pflicht, eine Gabe anzunehmen, tritt eben so oft ein, als sie uns der liebe Gott darreicht. Nun aber giebt es der Herr durch Wort und Thaten, durch seine Apostel und Kirchenvorsteher deutlich zu verstehen, daß Ihn seine Gläubigen vor den Menschen laut bekennen, daß sie seiner Auferstehung und seinem Evangelium Zeugniß leisten, und an der Verbreitung des göttlichen Reiches der Kirche thätig mitwirken sollen, indem wir die Lehre Jesu unsers Heilandes allen ehrwürdig und angenehm machen. Luk. 1, 20. — Joh. 14, 15. 16, — Tit. 2, 10. — Apgsch. 1, 8. — Jede Gleichgültigkeit, oder Vernachläßigung des Empfanges der heiligen Firmung wäre sohin ein sträfliches Vergehen. —

Die Firmung ist ein wahres Sacrament des neuen Bundes.

Die Firmung hat alle Merkmale eines wahren Sacramentes der katholischen Kirche. — Das sichtbare Zeichen ist die Händeauflegung, das Gebeth des Bischofs, und die Salbung mit dem heiligen Chrysam. — Die unsichtbare Gnade besteht in der Mittheilung der Gaben des heiligen Geistes, wodurch wir erleuchtet, und zum standhaften Bekenntniß unsers Glaubens gestärkt werden. — Die Einsetzung

dieses heiligen Sacramentes durch Christus, den Herrn, zu unserer Heiligung, welche bewiesen wird: aus der Sendung des heiligen Geistes, durch welche die Apostel zur richtigen Erkenntniß und standhaften Bekenntniß des christlichen Glaubens gestärkt, d. i. gefirmt wurden. — Vor der Sendung des heiligen Geistes waren die Apostel und Jünger Jesu noch nicht ganz geeignet, seine Religion öffentlich vor der ganzen Welt zu bekennen, sie überall zu lehren und zu verkündigen. Sie erkannten die Lehre Jesu noch nicht deutlich genug, und besaßen weder den festen Willen zum Guten, noch den Muth und die Standhaftigkeit dieselbe öffentlich zu bekennen, und wegen dieses Bekenntnisses alle Leiden, und selbst den Tod auszustehen. Außerordentliche Gnadengaben Gottes waren ihnen daher nothwendig. Jesus versprach ihnen deßwegen den Beistand des heiligen Geistes, der sie in alle Wahrheit einführen, der sie Alles lehren, und an Alles erinnern würde, was Er ihnen gesagt hatte.

Diese göttliche Verheißung gieng auch wirklich in Erfüllung. Die Apostel des Herrn empfiengen den heiligen Geist am fünfzigsten Tag nach der Auferstehung Jesu — am Pfingstfeste der Juden, welches zum Andenken der Verkündigung des alten Bundes auf Sinai angeordnet worden. — Der heilige Geist kam über sie herab in Gestalt feuriger Zungen, und was das irdische Feuer äußerlich wirket, das wirkte der heilige Geist innerlich. Das irdische Feuer erleuchtet, erwärmt und reiniget, und jenes himmlische Feuer erleuchtete die Apostel durch die Gabe der Unfehlbarkeit im Lehramte; es erwärmte sie zur innigen, siegenden Gottes- und Nächstenliebe, und reinigte sie von den Schlacken der Eitelkeit, von den Erwartungen eines irdischen Messias-Reiches, in welchem sie die ersten Plätze der Auszeichnung hofften, von ihrer Zaghaftigkeit und Menschenfurcht. — Durch diese Firmung mit dem heiligen Geist wurden die Apostel gleichsam neue Menschen, Männer voll Glauben und Gnade, sie predigten unerschrocken und öffentlich Christum, und zwar den Gekreuzigten, und verhießen denen, die sich im Namen Jesu

Christi taufen ließen, Vergebung der Sünden, und die Gaben des heiligen Geistes. „Denn euch," so predigten sie, „ist die Gabe des heiligen Geistes verheißen, und euren Kindern, und Allen, welche fern sind, so Viele der Herr, unser Gott, herbeirufen wird. Apgsch. 2, 39. So Viele also jemals zum wahren Christenthum werden geführt werden, sollen den heiligen Geist empfangen. — Daher ertheilten die Apostel auch den Neugetauften den heil. Geist. „Als die Apostel, welche zu Jerusalem waren, gehört hatten, daß Samaria das Wort Gottes angenommen habe, sendeten sie zu ihnen Petrus und Johannes. Als diese kamen, betheten sie für dieselben, daß sie den heiligen Geist empfangen möchten; denn er war noch auf Keinen von Jenen gekommen, sondern sie waren nur getauft auf den Namen des Herrn. Da legten sie ihnen die Hände auf, und sie empfiengen den heiligen Geist." Apgsch. 8, 14—17. In der Apostelgeschichte am 19, 1—7., wird ausdrücklich erzählt, daß die Neugetauften durch die Händeauflegung der Apostel den heiligen Geist empfangen haben. Als Paulus nach Ephesus kam, und einige Brüder fand, sprach er zu ihnen: „Habet ihr, da ihr glaubet, den heil. Geist schon empfangen?" Aber diese antworteten ihm: „Wir haben nicht einmal gehört, daß es einen heiligen Geist gebe." Er aber fragte: „Auf wessen Namen seyd ihr getauft?" — Sie antworteten: „Wir haben die Taufe Johannis empfangen." Da sprach Paulus: „Johannes taufte das Volk mit der Bußtaufe, und sagte, sie sollten an Denjenigen glauben, der nach ihm kommen würde, das ist, an Jesum. Als sie das hörten, wurden sie getauft im Namen Jesu. Und als Paulus ihnen die Hände auflegte, kam der heilige Geist über sie, und sie redeten in fremden Sprachen, und weissagten. Es waren in allem ungefähr zwölf

Männer." (Vergl. Apostelgeschichte 1, 5. — 2, 4. — 10, 44. — 11, 15. —)

Durch die Händeauflegung und durch das Gebeth der Apostel wurden diese ersten Bekenner Jesu, die Christen, gestärkt am Verstande zur richtigen und vollkommenen Erkenntniß der Lehre Jesu, sie wurden gestärkt am Willen zur freudigen und beständigen Befolgung derselben; sie wurden gestärkt im Glauben zum muthvollen und standhaften Bekenntniß desselben. — Alle diese Gaben empfiengen sie von dem heiligen Geiste durch die Apostel. — Der heilige Apostel Paulus schreibt an die Christen von Korinth: „Es ist derselbe Gott, der uns, wie euch, in der Erkenntniß Christi stärket, und zu unserm Amte mit den nöthigen Gaben ausgerüstet hat, daß Er uns zum Unterpfand seine Geistesgaben verlieh." Und der heilige Apostel Johannes in seinem ersten Briefe schreibt: „Ihr habt die Salbung vom Heiligen" (von Gott dem heiligen Geiste) „empfangen. Bleibt Ihm demnach getreu, liebste Brüder!" — Daß die Apostel außer der Händeauflegung auch noch eine Salbung auf der Stirne in Form eines Kreuzes, und zwar mit Chrysam vorgenommen haben, beweis't die Erblehre der katholischen Kirche. Der heilige Ambrosius sagt ausdrücklich, daß der Apostel Paulus in der Stelle 2. Korinth. 1, 21., auf den Chrysam hindeute. „Gott befestigt uns mit euch in Christo, Er hat uns auch gesalbet, und hat uns besiegelt, und hat das Unterpfand des Geistes in unsere Herzen gegeben." 2. Kor. 1, 21. — Man findet außerdessen das Salben, das Besiegeln öfter in der heil Schrift. (Vgl. Luk. 4, 18. — Apgsch. 4, 27. — 10, 38. — Joh. 3, 35. — 4, 27.) Die Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte, und die ältesten Ritualien der katholischen Kirche bedienen sich derselben Worte, um die bey der Firmung übliche Salbung damit auszudrücken, ein Beweis, daß sie diese schon bey den Aposteln gefunden haben. — Die Salbung bey der Firmung, die zuverläßig unter dem Worte Sig-

naculum Versiegelung, Besiegelung verstanden wird, ist so alt und allgemein, daß sich ihre Anordnung schlechterdings nicht nachweisen läßt; sie muß demnach in den Zeiten der Apostel wurzeln, nach jenem Grundsatz des heiligen Augustinus. (de Bapt. libr. 4. c. 24.) „Wir dürfen fest glauben, und können überzeugt seyn, daß all dasjenige, was die allgemeine Kirche beobachtet, und was nicht durch Kirchenversammlungen eingeführt, sondern immer so gehalten worden, von den Aposteln herstamme."

In den bisher angeführten Zeugnissen für die heilige Firmung sind alle Erfordernisse eines wahren Sacramentes der katholischen Kirche angegeben. Die Händeauflegung und Salbung mit Chrysam ist nebst dem Gebethe (wie oben schon bemerket worden) das äußere Zeichen, die Gnadenwirkung, die Ertheilung des heiligen Geistes; es ist endlich dieses Sacrament von Christus für alle Zeiten eingesetzt, obschon es die heilige Schrift nicht ausdrücklich meldet, weil die Apostel mit einem äußern Zeichen keine übernatürliche Wirkung verbinden konnten, und als unfehlbare, vom heiligen Geist erfüllte Lehrer kein äußeres Zeichen für ein Sacrament ausgegeben hätten, wenn Christus es nicht eingesetzt, und ihnen auszuspenden befohlen hätte. — Darum hat die heilige katholische Kirche auch zu allen Zeiten die heilige Firmung als ein Sacrament angesehen und ausgespendet. — Der heilige Papst Clemens schreibt: „Jeder soll eilen, um „ohne Verzug Gott wiedergeboren, und darauf vom Bischof „besiegelt (bezeichnet) zu werden, das ist, die siebenfachen Gaben des heil. Geistes zu empfangen, da „ohnehin derjenige keineswegs ein vollkommener Christ „seyn kann, der aus Verachtung, und mit Willen, nicht aber „von der Noth gedrungen, dieses Sacrament nicht empfängt, wie man vom heiligen Petrus vernommen, und „wie die übrigen Apostel nach dem Befehl des Herrn „gelehrt haben." Dies war auch der einstimmige Glaube der übrigen Päpste. Das Nämliche lehren auch fast alle Väter

der vier ersten Jahrhunderte. Tertullian schreibt: „Der Leib „wird abgewaschen, die Seele zu reinigen. — Der Leib wird „durch die Händeauflegung beschattet, die Seele „im Geiste zu vereinigen.“ — Der heilige Cyprian sagt: „Welche in der Kirche getauft sind, die stellen sich den „Vorstehern (Bischöfen) der Kirche dar, und empfangen „durch unser Gebeth, und durch Händeauflegung „den heiligen Geist,“ wobey dieser heil. Kirchenvater sich auf die Firmung der Gläubigen zu Samaria durch Petrus und Johannes beruft. — Der heilige Ambrosius behauptet, daß sich auf dieses Sacrament die Worte des Apostels beziehen: „Betrübet Gottes heiligen Geist nicht, mit welchem „ihr seyd besiegelt worden.“ — Der heilige Augustin führt, um die Wahrheit dieses Sacraments zu beweisen, unter andern die Stelle aus dem heiligen Paulus an: „Die Liebe Gottes ist durch den heiligen Geist, der uns verliehen ward, in unsere Herzen ausgegossen worden.“ — Der nämliche heilige Vater begegnet dem Zweifel, der heilige Geist werde jetzt nicht mehr ertheilt, weil man seine Wundergaben nicht mehr sehe, mit den Waffen: „Wer erwartet in unsern Tagen noch, daß diejenigen, denen „die Hände aufgelegt worden, damit sie den heili„gen Geist empfangen, in fremden Sprachen reden sol„len? Und wenn er bemerkt, daß sie nicht in fremden Sprachen „reden, sollte er da wohl so verkehrten Sinnes seyn, daß er „sagte: Sie haben den heiligen Geist nicht empfangen?“ — Und der Apostel sagt ja (1. Kor. 14, 22.) ausdrücklich, daß die Gabe der Sprachen „zum Zeichen sey, nicht für die Gläubigen, sondern für die Ungläubigen,“ darum hörten sie auch schon früh auf, so bald sie zur Begründung des Christenthums nicht mehr nöthig waren. — Der heilige, allgültige und allgemeine Kirchenrath von Trient hat daher als Canon festgesetzt: (Sess. 7. de confirm. can. 1—2.) „Wenn Jemand sagt, die Firmung der Getauften sey eine müssige Ceremonie, und nicht ein wahres und eigentliches Sacrament, oder sey ehemals

nichts anderes gewesen, als ein gewisser Unterricht, durch welchen die das Jünglingsalter Antretenden vor der Kirche Rechenschaft von ihrem Glauben ablegten, der sey im Banne. — Wenn Jemand sagt, diejenigen beleidigten den heil. Geist, welche dem heiligen Chrysam der Firmung eine gewisse Kraft beilegen, der sey im Banne."

Wesentlicher Unterschied zwischen dem heiligen Sacramente der Taufe und der Firmung.

Die zwey heiligen Sacramente der Taufe und der Firmung unterscheiden sich sowohl durch die Verschiedenheit der Gnaden, welche sie mittheilen, als durch die Verschiedenheit der sinnlichen Zeichen, welche uns die Gnaden andeuten und wirken. — Durch die Taufe werden die Menschen zu einem neuen Leben geboren; durch die Firmung werden diejenigen, die schon wiedergeboren sind, Männer. Wie nun bey dem natürlichen Leben die Geburt von dem Wachsthum unterschieden ist, so ist auch die Taufe, durch deren Kraft wir wiedergeboren werden, von der Firmung, durch deren Wirkung wir wachsen, und vollkommen stark werden, unterschieden. — Weil überdies beim Heranwachsen immer Beschwerden für die Seele entstehen, so ist auch ein neues Sacrament nothwendig, um dieselben zu bestehen, und zu überwinden. — Durch die Taufe erlangen wir den Glauben; durch die Firmung aber werden wir gestärkt, daß wir uns durch keine Gefahr der Peinen, der Martern und des Todes, oder durch sonst eine Furcht von dem Bekenntnisse des wahren Glaubens abschrecken lassen.

Der Bischof ist der ordentliche Ausspender der heiligen Firmung.

Nach der Lehre der heil. Schrift hat ordentlicher Weise der Bischof allein die Gewalt, dieses Sacrament auszuspenden. Denn wir lesen in der Apostelgeschichte, daß, als Samaria das Wort Gottes angenommen hatte, Petrus und

Johannes zu ihnen geschickt worden sind, welche, nachdem sie angekommen waren, für sie betheten, damit sie den heiligen Geist empfiengen; denn er war noch über keinen aus ihnen gekommen, sondern sie waren nur getauft. — Man sieht hier, daß Philippus, der sie getauft hatte, weil er nur Diakon gewesen ist, die Gewalt, die Firmung zu ertheilen, nicht gehabt hat, sondern daß dies den Aposteln vorbehalten war. — Eben so hatte Paulus, der Apostel, die Jünger des Johannes zu Ephesus vorher im Glauben an Jesus unterrichtet, dann dieselben getauft, und endlich sie gefirmt. — Dies bezeugen auch die heiligen Väter, und die römischen Päpste Urban, Damasus, Innozenz, Leo u. a.

Die Gnadenwirkungen der heiligen Firmung.

Die heilige Firmung ertheilt uns den heiligen Geist, und dieser schenkt uns die Fülle seiner Gaben; denn Er ist reich für Alle, die Ihn anrufen. — Röm. 10, 12. „Er wirket Alles in Allem," 1. Kor. 12, 11., „und ertheilt uns die Fülle seiner Gnaden, um reich zu werden in jedem guten Werke." 2. Kor. 9, 8. — Man nennt die Fülle der Gaben, die wir in der heiligen Firmung empfangen, die sieben Gaben des heiligen Geistes. Isaias zählet selbe auf, da er vom künftigen Messias also weissaget: „Ruhen wird auf Ihm der Geist des Herrn;

1) der Geist der Weisheit und 2) des Verstandes, 3) der Geist des Rathes und 4) der Stärke, 5) der Geist der Wissenschaft und 6) der Gottseligkeit, und 7) der Geist der Furcht des Herrn." Isai. 11, 2. 3.

a) Die Gabe der Weisheit leitet uns an, alle unsere Gedanken, Worte und Werke so einzurichten, daß dadurch Gottes Ehre, unser eigenes Heil, und das Wohl des Nebenmenschen befördert, daß all unser Thun und Lassen mit Gott angefangen, unter dem Beistand seiner

Gnade fortgesetzt, und, von Ihm gesegnet, glücklich zu seiner größern Ehre vollendet werde. Röm. 8.

b) Die Gabe des Verstandes erleuchtet unsern Geist, daß wir die Lehren und Gebothe unserer heiligen Religion recht verstehen, und im Herzen bewahren, damit wir in der Wissenschaft des Heiles fest begründet, stets, was Recht ist, verstehen, das Eine Nothwendige vor Augen haben, und unverrückt auf dem schmalen Pfade wandeln, der zum Leben führt. 1. Joh. 2, 20.

c) Die Gabe des Rathes leitet uns an, in schwierigen und unvorhergesehenen Dingen, in Zweifeln rc., das zu wählen, was zur Beförderung der Ehre Gottes und unseres Seelenheiles das Dienlichste ist. Vom heiligen Geiste berathen — wandeln und handeln wir sicher und zweifellos in der Freiheit der Kinder Gottes. — Matth. 10, 20.

d) Die Gabe der Stärke waffnet uns im Kampfe für das Reich Jesu, so, daß wir alle Hindernisse und Beschwerden besiegen, welche uns bey dem Geschäfte unsers Heils aufstoßen; wir erlangen ferner eine unerschütterliche Standhaftigkeit, für den Namen Jesu Schmach zu leiden, Verfolgung und Lästerung um unsers Glaubens willen ruhig zu ertragen, und für unsere heilige Religion selbst das Leben hinzuopfern. — Joh. 15. — Apgsch. 5, 41.

e) Die Gabe der Wissenschaft verleiht uns die nöthige Einsicht, selbst jene weltlichen Kenntnisse einzusammeln, deren wir in unserm Berufe bedürfen, um Gottes Ehre und das wahre Wohl der Menschheit zu befördern. Wir lernen ferner, vermittelst dieser Gabe, die Wissenschaft der Heiligen; wir lernen den Glauben mit der Liebe verbinden. 1. Kor. 8—12.

f) Die Gabe der Gottseligkeit giebt uns Geschmack an guten Werken, die aus Liebe zu Gott verrichtet werden; sie lehret uns die höchste Freude unsers Lebens nur in Gottes Liebe zu suchen, so, daß Er unser

Eines und Alles ist, daß nicht mehr wir leben, sondern Gott in uns. — Gal. 4, 6. —

g) Die Gabe der Furcht Gottes flößt uns eine kindliche Scheu ein, Gott durch Uebertretung seiner heiligen Gebothe zu mißfallen; wir hüten uns aus allen Kräften vor jedem Unrecht, und wollen lieber Alles dulden, als freiwillig durch Sünde Ihn zu beleidigen. Haben wir aber das Unglück gehabt, in eine Sünde zu fallen, so treibt uns diese heilsame Furcht an, zu unserm barmherzigen Erlöser zu eilen, mit Thränen der Reue unser großes Unrecht Ihm abzubitten, und mit erneuerter Liebe uns im Gutesthun zu üben. — Röm. 6, 22. — Nur Eines ist, an dem uns gelegen seyn muß, daß wir nichts mehr, als Gott fürchten, nichts mehr fürchten, als dem göttlichen Bilde durch ein unheiliges Leben Schmach zuzufügen. Gregor Naz. Orat. 6. und 22.

So viele schöne Gaben und Früchte des heiligen Geistes machen nun freilich den Menschen zum sittlichen, ja zum wirklichen Tempel der in ihm wohnenden Gottheit. — Die durch das Sacrament der Firmung vollendeten Christen sind hiemit nicht blos Erben des Reiches Gottes, sondern thätige Theilnehmer an der Verbreitung des Glaubens, lebendige, unerschrockene Zeugen der Auferstehung und der Lehre Jesu. Dahin wirket der heilige Geist, der zu uns kommt. — Und eben auch aus dieser göttlichen Quelle strömen die Früchte der heiligen Liebe, der Freude an geistlichen Dingen, des innern Friedens, der Geduld, des Heldenmuthes, der Holdseligkeit, der Güte und Sanftmuth, der Bescheidenheit und Reinigkeit. 1. Kor. 12, 13. — Gal. 5, 6. — Ephes. 1, 2. 3. 4. — Phil. 2. — Früchte, welche unsere Mutter, die Kirche, so oft, und mit so vieler Freude an ihren getreuen Kindern wahrnehmend, den göttlichen Tröster lobet und preiset, indem Er schwache Gefäße wählet, um sie zu einer unbezwinglichen Festung des Glaubens zu machen, schwache Gefäße, damit die Starken beschämt werden, und damit wir die Hand dankbar ver-

ehren, die uns und die ganze Kirche in der Wahrheit erhält. — Diese Gaben und Früchte des heiligen Geistes offenbarten sich besonders herrlich in den Aposteln und Jüngern des Herrn und den ersten Christen. Sie sind voll Gnade und voll heiligen Geistes. — Nichts kann diesen Helden des Glaubens, nichts dem Geiste widerstehen, der sie belebet. Frohlockend gehen sie der Gefahr, wenn es so seyn muß, entgegen, und freuen sich, für den Namen Jesu Schmach zu leiden; sie grüßen von der Ferne mit dem heiligen Andreas das Kreuz, erdulden standhaft die Pein, und versiegeln ihren heiligen Beruf mit Blut und Leben. — So ward das Blut der Märtyrer der fruchtbarste Samen der Christen, bezeugt Tertullian. — So starb Ignatius der Märtyrer auf der Bühne zu Rom. Ganz erfüllt vom heil. Geiste nannte er sich selbst, vor dem Gerichte des Kaisers Trajan, Theophorus, d. i. einen Mann, der Gott im Herzen trägt, und Hunderte der Heiden, der Seele nach todt, von seiner — menschliche Kräfte übersteigenden Standhaftigkeit geweckt, fiengen an, für und in Christus zu leben. — „O wie freue ich mich," sprach einige Jahre später der ehrwürdige Greis Polykarp, als er schon auf der Blutbühne stand, „in die Zahl deiner Zeu„gen, o Gott, aufgenommen zu werden, an dem Leidenskelche „Jesu Christi Theil zu nehmen, und bis daher den hei„ligen Geist getreulich aufbewahret zu haben." Ruinart. Act. Mart. So sehen zwey zärtliche Mütter, Felizitas und Symphorosa, adelige Wittwen von Rom, ihre sieben Söhne mit einer in der Kaiserstadt noch nie gesehenen Standhaftigkeit, an einem Morgen für den Glauben kämpfen, und sterben, damit sie ewig mit Christus leben. — Alles überwindet der Glaube, der in der Firmung durch den heiligen Geist befestiget und gestärkt wird, sowohl die Zärtlichkeit der Natur, wenn sie der Tugend entgegen steht, als die Gewalt des Tyrannen. — Agnes, eine zwölfjährige Jungfrau, stirbt voll Freude im heiligen Geist den schmerzlichsten, aber siegreichsten Tod für jenes höhere Vaterland, das uns Christus erwarb. Ruinart. Act. Mart. — Wie freudig eilt der blühende

Jüngling Laurentius den Peinen des Martyrthums entgegen! — Den Säugling an der Brust, und ihren weinenden Vater vor den Füßen liegend, blieb der Wittwe Vivia Perpetua nur noch die Wahl, den Tod für Christus zu sterben, oder die Geliebten ihres Herzens dem Hasse ihrer Feinde zu entreißen. Voll des heiligen Geistes blickte sie, ohne sich weiter zu besinnen, gen Himmel, empfahl den ungläubigen Vater, und ihr armes Kind der Vorsehung, und versiegelte das Evangelium mit ihrem Blute. Diese übernatürliche Kraft, und dieser mehr, als menschliche Heldenmuth, von dem wir in den ersten Zeiten der Christenheit so viele hundert Beispiele haben, und die sich bey jeder Verfolgung der Kirche, auch in jenen der letztern Tage, jedesmal mit gleich fester Haltung der wahren Gläubigen zeigt, ist nicht mehr und nicht weniger, als die „Wirkung der heiligen Firmung," oder was Eines ist, „der persönliche Beistand des heiligen Geistes." — Daher haben die eifrigsten Kirchenvorsteher bey einer drohenden Verfolgung nichts so sehr empfohlen, als daß man sich mit dem heiligen Schilde, sie verstanden darunter die heil. Firmung, sorgfältig bewaffnen möchte. S. Cypr. Epist. ad Numid. —

Von den Pflichten, welche der Christ bey dem Empfang der heil. Firmung übernimmt.

Der Christ übernimmt bey der Firmung die Pflicht, die Religion Jesu öffentlich zu bekennen mit Wort und That. Er wird dadurch zum Kämpfer für seinen Glauben eingeweiht; er wird zur Zeugenschaft und zur Beförderung des Evangeliums berufen. — Die Religion Jesu bleibt ewig wahr und göttlich. Der Christ verpflichtet sich daher für alle Zeiten, dieselbe zu vertheidigen und zu befördern. Dazu erhielt er im heiligen Sacramente der Firmung eine besondere Gnade von dem heiligen Geiste, die unauslöschlich ist. Bezeichnet mit dem Siegel des Herrn ist er nun ein vollendeter Christ, und die Taufgnade ist jetzt vollkommen gemacht. Denn diejenigen, welche durch die Taufe Christen geworden sind, haben

noch, wie die neugebornen Kinder, eine gewisse Schwäche an sich; erst durch die Firmung bekommen sie die Kraft wider die Anfälle des Fleisches, der Welt und des Teufels; sie werden im Glauben gestärkt, um den Namen Jesu Christi zu bekennen, und zu verherrlichen. — Diese besondere Gnade ist ein Kennzeichen oder Merkmal, durch welches sich die Seele des gefirmten Christen von jener des Nichtgefirmten unterscheidet. Dieses Merkmal dauert mit der Seele ewig fort; es bleibt ihr **unauslöschlich** eingedrückt. **Deßwegen darf man die heilige Firmung nicht öfter, als einmal empfangen.** — Auch die Apostel erhielten den heil. Geist nur einmal, und es reichte hin für das ewige Leben, bis zum martervollen Tode, den sie, durch den heiligen Geist gestärkt, für Jesus erlitten. —

Von der Vorbereitung zur heil. Firmung.

Das Sacrament der heiligen Firmung soll, nach der **heutigen Kirchenzucht**, den Kindern, welche noch nicht zu den Jahren der Vernunft gelangt sind, nicht ertheilt werden. Denn es kann ja keiner als Kämpfer für die Lehre Jesu auftreten, der die Lehre Jesu noch nicht kennt, also müssen die Firmlinge vollständige Religionskenntnisse mitbringen. — Die Apostel waren vor der Ankunft des heiligen Geistes am Pfingstfeste in der Lehre Jesu schon drey Jahre von ihrem göttlichen Lehrer unterrichtet. Eben so waren auch die ersten Christen über die Religion Jesu schon belehrt, als ihnen die Apostel das heilige Sacrament ertheilten. — Zudem ist die heilige Firmung ein Sacrament der **Lebendigen**, also muß sich der Firmling beim Empfang derselben im Stande der Gnade befinden; hat er aber schon Sünden auf sich, so muß er vorher seine Seele reinigen durch den Empfang des heiligen Buß- und Altarssacramentes. — Vor dem Empfange der heiligen Firmung soll sich der Firmling nach dem Beispiel der Apostel so würdig, als möglich auf dasselbe vorbereiten. — Als die Apostel die Ankunft des heiligen Geistes erwarteten, waren sie schon mehrere Tage vorher in Jerusa-

lem nach dem Befehle ihres göttlichen Lehrmeisters versammelt; sie dachten an Jesus, an seine Lehren und Thaten; sie unterredeten sich von Ihm, und betheten gemeinschaftlich, daß Er ihnen den Tröster, den Lehrer der Wahrheit, den Geist vom Vater senden wolle. So muß sich auch der Firmling recht ernstlich aller Zerstreuungen enthalten, dem Gebethe und der Wiederholung des bisher empfangenen Religions-Unterrichtes obliegen, und durch verschiedene Tugendübungen sein Herz schmücken zu einer Wohnung des heiligen Geistes. — Um der Gaben des heiligen Geistes theilhaftig zu werden, sind am Tage der Firmung, z. B., unter der heiligen Messe, welche der Bischof gewöhnlich vor der Ausspendung der Firmung hält, besondere Andachtsübungen anzurathen, nämlich die Erweckung:

1) des Glaubens, 2) des Verlangens, 3) der Demuth, 4) des Vertrauens, 5) der Liebe, und 6) der Aufopferung.

Der Glaube, den man vor dem Empfang des heiligen Sacraments der Firmung erwecken soll, besteht darin:

a) daß man mit ganzer Seele die Gottheit des heiligen Geistes für eine geoffenbarte Wahrheit hält, und die katholische Glaubenslehre vom heiligen Sacrament, als Wort Gottes annimmt; also glaubt, daß die heiligen Apostel den heiligen Geist empfangen, daß sie den heiligen Geist andern Christen mitgetheilt haben, daß Christus den heiligen Geist allen Gläubigen versprochen habe, daß die Firmung ein wahres Sacrament sey, und daß uns in derselben der heilige Geist mit seinen Gnadengaben wirklich mitgetheilt werde.

b) Das Verlangen wird erweckt, wenn man die Gnadenwirkungen der heiligen Firmung recht beherzigt, und dabey bedenkt, wie sehr wir schwachen Menschen sie bedürfen, da unser Glaube so sehr vielen Gefahren ausgesetzt ist, und wir ohne die Gnade und Mitwirkung des heiligen Geistes nichts Gutes, Gott Wohlgefälliges wirken können.

c) Die Demuth erweckt man, indem man recht bedenkt, daß wir von Geburt aus Kinder des göttlichen Zorns sind, daß der heilige Geist jedoch in unserm Herzen wohnen, also der Heiligste beim Sünder, und uns zu seligen Kinder Gottes umschaffen will, so daß wir Erben Gottes, und Miterben Christi werden. —

d) Im Vertrauen auf den heiligen Geist stärkt man sich, indem man erwägt, daß der heilige Geist unendlich barmherzig, und stark in den Schwachen ist, und Beides — das Wollen und das Vollbringen des Guten — giebt. —

e) Die Liebe erweckt man, wenn man die Wohlthaten beherziget, die wir von der Taufe angefangen, von Ihm erhalten haben, und die Fülle der Gaben und geistlichen Güter, mit denen Er uns im heiligen Sacramente der Firmung segnen will.

f) Die Aufopferung endlich besteht in einer völligen Hingebung an den heiligen Geist, so, daß wir ihm feierlich angeloben, fernerhin nur Ihm zu leben, nur seinen Einsprechungen zu gehorchen, und von Ihm uns leiten zu lassen in alle Wahrheit und Gottseligkeit.

Hierauf kann der Taufbund noch kurz wiederholt, und der feste Vorsatz gefaßt werden, mit der Gnade des heiligen Geistes im wahren katholischen Glauben zu leben, zu streiten, zu leiden und zu sterben. —

Die Ceremonien und Gebethe bey der heiligen Firmung.

Bey der Ertheilung des heiligen Sacraments der Firmung wird Chrysam gebraucht. Die Kirchenschriftsteller verstehen darunter jene Salbe, welche durch die feierliche Einweihung eines Bischofs aus Oel und Balsam bereitet wird. — Diese Zusammensetzung verschiedener Dinge deutet uns die Verschiedenheit der Gaben des heiligen Geistes an, die den Gefirmten mitgetheilt werden. — Tief ist die Bedeutung der Salbung. Im Morgenlande salbt man die Glieder

mit Oel, um sie dadurch stärker und kräftiger zu machen. Eben so salbten ehemals die Kämpfer ihre Glieder mit Oel, um sie dadurch zum Kampfe zu stärken. Daher ist das Salben mit Chrysam bey der Firmung ein äußeres Zeichen der innern Stärkung im Glauben. — Das Oel, welches einen Theil des Chrysams ausmacht, und seiner Natur nach flüßig ist, bedeutet die Fülle der Gnade, welche durch den heiligen Geist von Christo dem Haupte auf Andere fließt, und ausgegossen wird; denn wir haben Alle von seiner Fülle empfangen. — Der Balsam, dessen Geruch sehr angenehm ist, bedeutet, daß die Gläubigen, wenn sie durch das Sacrament der Firmung vollkommen gemacht werden, den angenehmen Geruch aller Tugenden so verbreiten, daß sie mit dem Apostel sagen können: „Wir sind für Gott, Christi guter Geruch.“ — Ueberdies hat der Balsam die Kraft vor der Fäulniß zu bewahren. Hierdurch wird die Kraft dieses Sacraments passend ausgedrückt. Die Seelen der Gläubigen werden nämlich durch die bey der Firmung empfangene Gnade vorbereitet, sich gegen die Ansteckung der Laster zu verwahren. — Man nimmt zur Firmung, wie zur Taufe, Pathen, die aber selbst schon gefirmt seyn sollen. Sie bestätigen, daß wir das heilige Sacrament der Firmung wohl vorbereitet empfangen, und daß wir fest entschlossen sind, die Lehre Jesu zu glauben, zu befolgen, zu bekennen und zu vertheidigen. Während der Firmung legt der Firmpathe seine rechte Hand auf das Haupt, oder auf die rechte Schulter des Firmlings, und giebt dadurch zu erkennen, daß er ein Zeuge seines bey der Firmung erneuerten Glaubensbundes sey, daß er über den Firmling wachen, ihn unterrichten, zur Gottseligkeit anleiten, und für dessen wahres Seelenheil väterlich sorgen wolle. — Bey der Firmung wird, so wie bey der Taufe, der Name eines Heiligen beigelegt. Das soll uns ermuntern, sein Beispiel nachzuahmen, standhaft im Glauben zu verharren, und mit der Gnade des heiligen Geistes zu wirken, wie er mit derselben gewirkt hat. — Beim Anfange der Firmung knieen die Firmlinge nieder, und der Bischof, nachdem er sich

zum Zeichen der Heiligkeit des Werkes, die Hände gewaschen hat, bethet über sie mit aufgehobenen Händen, als wenn er sie ihnen jetzt schon auflegen wollte, folgendes Gebeth: „Allmächtiger, ewiger Gott, der Du diese hier anwesenden Christen durch die heilige Taufe von der Sünde gereiniget, geheiliget, und zu deinem Dienste gewidmet hast: erfülle sie mit deinem göttlichen Geiste. Der heil. Geist der Weisheit und des Verstandes, des Rathes und der Stärke, der Wissenschaft, der Frömmigkeit und der Gottesfurcht komme über sie herab! — O heiliger Geist! ertheile ihnen deine Gaben, damit sie als rechtschaffene Christen leben, die an Jesus Christus glauben, und an den unendlichen Verdiensten, welche Er uns Allen am Kreuze erworben hat, Theil nehmen zum ewigen Leben." — Die anwesenden Priester sprechen hier wiederholt: Amen, — Gott wolle dieses Gebeth erhören. — Dann geht der Bischof zu jedem Einzelnen, legt ihm die Hände auf, salbt die Stirn des Firmlings mit dem heiligen Chrysam, und spricht dabey die Worte: „Ich bezeichne dich mit dem Zeichen des Kreuzes, und firme dich mit dem Chrysam des Heiles, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." — Durch dieses Sacrament fließt nämlich die Gnade des heiligen Geistes in die Herzen der Gläubigen, und vermehrt in denselben die Stärke und den Muth, damit sie in dem geistlichen Streite als Männer kämpfen, und den arglistigen Feinden unsers Heils Widerstand leisten können. Furcht und Scham drücken sich an der Stirne aus. Wird nun diese mit dem Chrysam gesalbt, so wird dadurch angezeigt, daß die Gefirmten sich weder fürchten, noch schämen, sondern mit dem Muthe eines Paulus sprechen sollen: „Ich schäme mich nicht des Evangeliums; denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben. Das Zeichen des Kreuzes," mit welchem die Stirne des Firmlings von dem Bischof bezeichnet wird, soll ihn erinnern an die unend-

liche Liebe Jesu Christi, unsers Erlösers, der für uns am Kreuze sein Leben hingegeben hat. — Der Bischof legt dem Firmlinge die Hand auf, weil ihm Gott einen besondern Schutz und Stärke ertheilt. — Auch die Apostel ertheilten den heiligen Geist durch Auflegung der Hände. — Der Bischof giebt dem Gefirmten ganz sanft einen Backenstreich, damit er daran denke, er müsse als ein tapferer Kämpfer bereit seyn, alle Widerwärtigkeiten mit unüberwindlichem Muth um des Namens Christi willen zu erdulden. — Zuletzt wünscht der Bischof dem Gefirmten den Frieden an, um ihm dadurch anzuzeigen, daß er jenen Frieden, der über alle Vorstellung geht, erhalten habe. — Nach der Firmung wird von der anwesenden Geistlichkeit gebethet: „Gott wolle das bestätigen, was er durch die heilige Firmung gewirkt habe: Er wolle verleihen, daß die Gefirmten mit der empfangenen göttlichen Gnade wirken." — Der Bischof fordert die Anwesenden auf, mit ihm zu bethen, und verrichtet das Schlußgebeth. — „Der heilige Geist, den Jesus seinen Jüngern mitgetheilt, und durch sie und ihre Nachfolger den übrigen Gläubigen mitzutheilen angeordnet hat, wolle die Herzen dieser Gefirmten bewohnen, und sie durch den festen Glauben an Jesum zu einem christlichen, Gott gefälligen Lebenswandel leiten." Am Ende ertheilt der Bischof den Gefirmten den „Segen." —

Die Andachtsübungen nach der heil. Firmung.

Nach empfangener heiliger Firmung überlassen sich die mit dem heiligen Geist erfüllten, hochbeglückten Gefirmten noch eine Zeitlang der stillen Andacht. Sie bethen

1) Gott den heiligen Geist, als in ihnen gegenwärtig mit Demuth an,
2) danken Ihm im Gefühle ihrer Ohnmacht, und
3) bitten die reinen Geister des Himmels, statt ihrer dem heiligen Geiste zu danken.

4) Sie geloben Ihm, die Pflichten, die sie in der heiligen Firmung übernommen, treu zu erfüllen, und überlegen, was sie in ihrer jetzigen Lage schon thun wollen, unter ihren Mitmenschen das Böse zu bekämpfen, und das Gute zu befördern.

5) Sie bitten den heiligen Geist, daß Er sie ihrer heutigen Vorsätze nie vergessen lassen wolle, und

6) bringen zugleich ihre Fürbitten dar für ihre Aeltern, Lehrer und Seelsorger, für den Bischof und für Alle, die mit ihnen gefirmt wurden, daß keiner derselben die Fahne Jesu Christi jemals verlassen möge.

7) Endlich bethen sie für die ganze streitende Kirche, für die Bekehrung der Sünder, Erleuchtung der Un- und Irrgläubigen, und was für Gebethe der heilige Geist den Gefirmten noch sonst in's Herz legt. —

Fluch-, Schimpf- und Lästerworte, Eid und Meineid.

Obgleich zwischen Fluch-, Schimpf- und Lästerworten ein wesentlicher Unterschied ist, so fassen wir dennoch alle drey Arten hier unter einem Gesichtspunkte zusammen, weil sie gewöhnlich in gleichen Umständen, mit gleicher Gemüthsstimmung, und ohne Unterschied ausgesprochen werden. Zu dieser Materie gehört eigentlich auch der Eid, weil das Fluchen, es mag ihm Wahrheit, oder Falschheit zu Grunde liegen, eine Art von Mißbrauch des Eides ist. Indem wir also die Gottlosigkeit des Fluchers darstellen, wird zugleich auch die Heiligkeit des Eides, sammt den Umständen, in welchen er erlaubt ist, dargethan werden.

Erster Entwurf.

Ueber das Fluchen, Schimpfen und Lästern überhaupt, und die Entschuldigungen, welche man gewöhnlich dagegen einwendet.

So oft der Mensch aufgebracht ist, entweder, weil man ihm etwas, das er behauptet, auf sein Wort nicht glauben will, oder weil er mit seinem Nebenmenschen irgend einen Streit hat, oder weil ihm etwas nicht nach Wunsch geht, so hat er im Gebrauche, nach Verschiedenheit der Umstände zu fluchen, oder zu schimpfen, oder Gott zu lästern. Die Fluch-, Schimpf- und Lästerworte sind ihm eine Art von Mittel, wodurch er den Zorn, der ihn innerlich erschüttert, gleichsam durch den Mund ausgießt, und sein Herz davon entladet. Stellt man ihm die Unschicklichkeit, oder die Gottlosigkeit dieses Mittels vor die Augen, so weiß er seine Gewohnheit durch verschiedene Entschuldigungen zu beschönigen, und glaubt dadurch seine Leidenschaft gerechtfertigt zu haben. — Wir wollen also

1) die Unschicklichkeit der Fluch-, Schimpf- und Lästerworte einzeln darstellen, und
2) die Entschuldigungen widerlegen, womit man sie gewöhnlich zu rechtfertigen suchet.

Die Worte, welche der aufgebrachte Mensch ausstößt, um seinen Zorn zu entladen, sind in mehrfacher Hinsicht Sünde, je nachdem ihr Inhalt verschieden ist.

a) Das **Fluchen** ist, wie der Eid, eine Aufforderung Gottes zum Zeugniß der Wahrheit einer Sache, die man behauptet, sie mag wahr seyn oder nicht, und ist vom Eide oder Meineide darin unterschieden, daß es nur im Zorn, und nicht mit der Feierlichkeit geschieht, die den eigentlichen Eid gewöhnlich begleitet. — Welch ein Vergehen es aber sey, Gott im Zorn, und wo keine Nothwendigkeit vorhanden ist, zum Zeugniß zu rufen, oder sich sonst eines ähnlichen Ausdruckes zu bedienen, ist leicht zu erklären.

b) Das **Schimpfen** besteht aus unanständigen Worten,

wodurch man die Absicht hat, den Nebenmenschen, gegen welchen man aufgebracht ist, zu beleidigen, und dadurch eine Art von Rache gegen ihn auszuüben, um sich selbst Genugthuung zu verschaffen. Es ist ein Eingriff in die Nächstenliebe, und wird von derselben höchstens mißbilliget.

c) Das Lästern ist eine verächtliche, oder gottlose Rede gegen Gott und seine Vollkommenheiten; es ist ein Verbrechen gegen seine unendliche Majestät; es ist eine Empörung des Geschöpfes gegen seinen Schöpfer, indem es Ihn nicht für die Quelle aller Allmacht, aller Güte und Gerechtigkeit erkennt.

Die Sünder, welche im Gebrauche haben, in den Aufwallungen ihres Zorns solche unanständige und gottlose Reden auszustoßen, wissen sich durch verschiedene Entschuldigungen zu rechtfertigen, und ihr Laster zu beschönigen:

a) Wir haben, sagen sie, die Absicht nicht, durch unser Fluchen Gott zum Zeugnisse zu nehmen, und durch unser Lästern seinen Namen zu entehren; wir denken nicht einmal an Gott, wie können also unsere Reden ein großes Verbrechen gegen Ihn seyn? — Sey es, daß ihr diese Absicht nicht habet; dadurch wird eure Sünde nur etwas gemildert, sie bleibt aber doch immer eine Sünde.

b) Wir stoßen die Fluch-, Schimpf- und Lästerworte aus Gewohnheit aus; unwillkührlich entwischen sie unserm Munde, und so sehr wir es uns auch vornehmen, uns dagegen zu hüten, so bleibt es doch immer beim Alten. — Warum habet ihr es zur Gewohnheit werden lassen? Aber auch Gewohnheiten können wieder abgelegt werden, wenn man ernstlich will. Wer den Gewohnheiten nicht entgegen arbeitet, vertieft sich immer mehr in's Laster.

c) Bey den unanständigen Worten, welche wir ausstoßen, haben wir blos zur Absicht, unsern Reden mehr Kraft und Nachdruck zu geben, und denen, gegen welche wir aufgebracht sind, eine gewisse Furcht einzuflößen. —

Ist dies eure wahre Absicht, so bedienet euch erlaubter Mittel, und wisset, wie es euch die Erfahrung beweis't, daß ihr durch euer Fluchen, Schimpfen und Lästern eben das Gegentheil bewirket.

Zweiter Entwurf.

Ueber die Häßlichkeit des Lasters, immer Fluch-, Schimpf- und Lästerworte im Munde zu führen, und die Mittel, diese Gewohnheit abzulegen.

„Die Fluch-, Schimpf- und Lästerworte sind," wie Salvian sagt, „die ersten Pfeile, welche der Zorn abschießt. Und „da es nicht in seiner Gewalt liegt, auf diejenigen, gegen „welche er erbittert ist, alles Uebel, das er wünscht, zu laden, „so begeifert er sie mit Fluch- und Schimpfworten." Wer flucht und schimpfet, verräth also ein verdorbenes Herz, in welchem weder Ehrerbietung gegen Gott, noch Liebe zu den Menschen ist. Das Fluchen ist daher ein großes und häßliches Laster, worauf diejenigen, welche damit behaftet sind, billig alle Aufmerksamkeit wenden, und alle Kräfte aufbieten sollen, um sich von ihrer bösen Gewohnheit loszumachen. Zu diesem Behufe wollen wir also

1) die Häßlichkeit des Lasters der Flucher in einem hellen Lichte darstellen, und

2) die Mittel anzeigen, durch welche man diese böse Gewohnheit am leichtesten ablegen kann.

Um sich von der Häßlichkeit des Fluchens vollkommen zu überzeugen, muß man es in allen seinen Verhältnissen, und unter allen Seiten betrachten, unter welchen es sich dem aufrichtigen Christen zeigt, der es herzlich verabscheuet, und meiden will.

a) An sich betrachtet ist das Fluchen, Schimpfen und Lästern ein Ausdruck des innern Zorns, der den Menschen erschüttert. Ist aber der Zorn, wie Niemand daran zweifelt, ein großes Laster, so sind also auch alle Mit-

tel lasterhaft, die zur Befriedigung und zum Ausdrucke desselben dienen.

b) In Ansehung Gottes ist das Fluchen eine schimpfliche Beleidigung seiner Majestät, eine Herabwürdigung seines heiligen Namens und des Eides, welcher dadurch verächtlich gemacht wird, und das Lästern ist eine freventliche und unbesonnene Aufforderung des Zorns, und der Strafen Gottes.

c) In Ansehung des Nebenmenschen ist das Fluchen und Schimpfen die Ausübung einer widerrechtlichen Rache; eine Genugthuung, die man sich ohne Recht selbst verschafft, und eine Beleidigung der Ehre und des guten Namens dessen, gegen welche sie gerichtet sind.

Gewohnheiten zu entwurzeln und gänzlich zu tilgen, ist ein schweres Geschäft, besonders wenn es solche Gewohnheiten sind, welche sich nur in jenen Augenblicken äußern, wo der Mensch seiner selbst nicht mächtig und bewußt ist, wie es bey der Gewohnheit, wovon wir eben reden, der Fall ist, die sich gewöhnlich nur im Zorne äußert. Die zweckmäßigsten Mittel sind

a) eine genaue Wachsamkeit über sich selbst, besonders in den ersten Augenblicken, wo das Blut sich zu erhitzen und zu wallen anfängt. Dadurch wird der Mensch in den Fall gesetzt, das Uebel vorzusehen; und einem Uebel, welches man voraussieht, ist leicht zu steuern.

b) Oefteres Nachdenken über die Häßlichkeit dieses Lasters, Rückblicke auf die daraus entstandenen Folgen, und feste Entschlüsse, dem Uebel nach Kräften zuvorzukommen.

c) Bey der Schwachheit unseres Willens zum Guten und zur Ausführung guter Vorsätze, welche wir machen, geschehen leider nur zu oft Rückfälle; sie zu verhüten ist das beste Mittel, sie an sich selbst zu rächen durch freiwillige Bußwerke, wodurch man seine Sinnlichkeit züchtiget.

Dritter Entwurf.

Ueber die schädlichen Folgen, welche aus der Gewohnheit des Fluchens entstehen.

Je allgemeiner ein Laster ist, desto weniger hält man es für bedenklich, und wenn ein solches Laster zu einer Gewohnheit geworden ist, so lebt man über dasselbe ganz ohne Sorgen, und würdiget es keiner Prüfung, in der Absicht, es genauer zu kennen, und auf die Folgen zu sehen, welche es nach sich zieht: dies ist bey der Gewohnheit des Fluchens, des Schimpfens und Lästerns der Fall. Dieses Laster ist dermaßen allgemein, daß, wer aufgebracht ist, nichts für billiger zu halten scheint, als seinen Zorn durch Fluch-, Schimpf- und Lästerworte zu entladen; er handelt aus einer alten Gewohnheit, und weil er eine Menge Anderer um sich her sieht, die mit derselben Gewohnheit behaftet sind, so wird er durch nichts aufmerksam gemacht, und er lebt in seiner Gewohnheit unbesorgt fort. Aber die Folgen solcher allgemein herrschenden Laster sind nur um so bedenklicher. Wir wollen die wichtigsten Folgen des Fluchens, Schimpfens und Lästerns hier aufzählen, und

1) jene darstellen, welche es unter den Menschen in ihrem Umgange mit einander veranlaßt, und dann
2) jene erklären, welche aus den Verhältnissen der Aeltern zu ihren Kindern entstehen.

Wer vom Zorne entflammt ist, der wird aus seiner gewöhnlichen Fassung gebracht; seine Seele wird gleichsam gestört, und seine Vernunft benebelt, weil sein Blut in einer Art von Gährung ist. Ist aber der Mensch außer seiner gewöhnlichen Fassung, so giebt er

a) seine Schwächen blos, seine Fehler und verborgenen Neigungen treten an's Licht hervor, er öffnet gleichsam sein Herz, deckt sein Gewissen auf, und zeigt Jedermann, wie niederträchtig er denkt. Der Flucher macht sich also seinen Mitmenschen selbst zum Aergernisse, er opfert sein Ehrgefühl auf, und zieht sich ihre Verachtung zu.

b) „Wer viel flucht und lästert," sagt der heil. Chrysostomus, „der setzet sich der Gefahr des Meineids aus, so wie, „wer viel redet, viel Unbescheidenes sagt." Im Feuer des Zorns ist der Mensch, der ihn durch Fluchen auszuleeren gewohnt ist, nicht im Stande, über die Sache, die er bekräftigen will, gehörig nachzudenken; er steht unter der Gewalt einer Leidenschaft, welche ihn beherrscht, und darum ist es ihm ein Geringes, die Wahrheit aufzuopfern, und das, was seine Leidenschaft will, durch Fluchworte zu bekräftigen, es mag wahr seyn, oder nicht.

c) Fluchworte, die im Zorne gegen Jemanden ausgesprochen werden, sind für diesen eine Beleidigung; er wird also auch zum Zorne gereizt, die Flüche und Schimpfe, die auf ihn losdonnern, stößt er mit andern Flüchen und Schimpfen zurück, und aus der beiderseitigen Entzündung entstehen oft die heftigsten Zänkereien, und die ärgerlichsten Auftritte.

Gehen wir nun zur Betrachtung der Folgen über, welche die häßliche Gewohnheit des Fluchens und Schimpfens bey den Aeltern in Ansehung ihrer Kinder veranlaßt, so werden wir sie noch bedenklicher finden. Aeltern, die in der Gegenwart ihrer Kinder fluchen, machen sich in den Augen derselben

a) verächtlich; sie beweisen ihren Kindern, daß auch sie schwache und gebrechliche Menschen sind, die sich von ihren Leidenschaften beherrschen lassen, und ersticken dadurch die Verehrungsgefühle, welche die Natur in die zarten Herzen der Kinder gegen ihre Aeltern legt.

b) Sie erschweren sich noch mehr das ohnehin äußerst schwere Geschäft der Erziehung. Hier kömmt es meistens darauf an, welche Begriffe die Kinder von ihren Aeltern haben: sehen sie an ihnen nichts, als Gutes und Achtungswürdiges, so zeigen sie sich auch bereitwillig das Gute anzunehmen.

e) Aeltern, die böse Gewohnheiten haben, und sie in der Gegenwart ihrer Kinder oft äußern, legen in die Herzen derselben den ersten Grund der nämlichen Gewohn=

heiten, welche sich alsdann befestigen, so wie die Kinder heranwachsen. — Welche schreckenvolle Quelle von Verantwortungen!

Vierter Entwurf.

Der Eid ist eine erlaubte, religiöse und nützliche Handlung.

Der Eid ist eine Betheurung oder Verheißung bey Gottes Allwissenheit, Wahrhaftigkeit, Barmherzigkeit, Heiligkeit und allmächtiger Strafgerechtigkeit. Wer Gott zum Zeugen anruft, indem er etwas behauptet, oder verspricht, legt einen Eid ab. Der Eid ist:

a) eine erlaubte, b) religiöse, und c) nützliche Handlung.

Nicht blos die Vernunft, sondern auch die Religion billiget den Eid. Gott selbst hat in dem israelitischen Staate Eide angeordnet, wie z. B. im 2. B. Mos. 22, 10. und 11., wo es heißt: „im Falle Beweise mangeln, soll der Eid die Sache entscheiden.“ Gott selbst hat zuweilen seine Verheißungen mit einem Eide bekräftiget. „Weil du dies gethan,“ sprach der Engel zum Abraham, „und aus Gehorsam gegen Mich „deinen einzigen Sohn nicht geschont hast; so schwöre Ich bey „Mir selbst,“ sagt der Herr, „daß Ich dich segnen, und deine „Nachkommenschaft, wie die Sterne am Himmel, und wie „den Sand am Ufer des Meeres vermehren will. Deine Nach„kommen werden die Thore ihrer Feinde erobern, und alle „Völker der Welt sollen in dem, der von dir abstammen wird, „gesegnet werden.“ (1. B. Mos. 22, 16.) Abraham forderte dem Eliezer einen Eid ab: „Lege deine Hand auf meinen Schen„kel,“ sprach er zu ihm, „und schwöre mir bey dem Herrn, „dem Gott des Himmels und der Erde, daß du für meinen „Sohn kein Weib aus den Töchtern meiner Nachbarn, der „Chananiter nehmen; sondern, daß du in mein Vaterland gehen „wirst, um für ihn aus meiner Verwandtschaft eine Braut „zu wählen.“ (1. B. Mos. 24, 2—4.) David versicherte den Semei mit einem Eide, „daß ihm am Leben nichts zu

„Leide geschehen sollte." (2. B. der Kön. 19, 23.) Und der Bethsabee schwor er's, „daß Salomon sein Thronfolger werden „sollte." (3. B. der Kön. 1, 29.) „So wahr der Herr lebt, „der mich aus allen meinen Trübsalen erlöset hat," sprach er zu ihr, „will ich heute noch Alles thun, was ich dir bey „seinem Namen geschworen habe. Salomon soll nach mir herr- „schen, und auf meinem Throne sitzen." (3. B. der Kön. 1, 29.) Paulus schwört mehr, als einmal in seinen Sendschreiben. „Gott ist mein Zeuge," schreibt er z. B. an die Römer 1, 9., „daß ich ohne Aufhören eurer gedenke."

Was der Erlöser in der Bergpredigt von dem Eide gelehrt hat, widerspricht dem nicht, was ich gesagt habe; seine Worte lauten so: „Ferner habt ihr gehört, daß es bey den „Alten hieß: Du sollst nicht falsch schwören, sondern dem „Herrn deine Eidschwüre halten. Ich aber sage euch: Ihr „sollt durchaus nicht schwören, weder bey dem Himmel; denn „er ist Gottes Thron; noch bey der Erde; denn sie ist sein „Fußschemel; noch bey Jerusalem; denn sie ist die Stadt des „großen Königs. Eben so wenig sollst du bey deinem Haupte „schwören; denn du vermagst ja nicht ein einziges Haar weiß „oder schwarz zu machen. Eure Rede sey: Ja, ja, nein, „nein. Was darüber ist, das kömmt vom Bösen her." Matth. 5, 33—37. Vergl. mit Matth. 23, 16. und 17. Die Pharisäer lehrten, nur das sey ein Eidschwur, welcher verbindlich ist, wenn man mit ausdrücklicher Benennung des Allerhöchsten etwas betheuert oder verspricht. Jede andere Art zu schwören, sey kein Eid, und die Formeln: bey dem Himmel, bey der Erde, bey Jerusalem, bey meinem Haupte verbinden zu Nichts. Gegen dieses System des Betruges lehrte der Heiland:

1) alle diese und ähnliche Formeln seyen wahre, verbindende Eidschwüre.
2) Weil sie jedoch zum Betrug Gelegenheit geben, so soll man sie gar nicht gebrauchen; denn es sey Pflicht eines jeden Menschen so strenge aufrichtig zu seyn, daß er sich ja kein unwahres Wort erlaube.

Der Eid ist demnach ohne allen Zweifel eine erlaubte

Handlung. Er ist aber auch eine religiöse, heilige Handlung, indem man Gott, das allerhöchste Wesen, bekennt, zum Zeugen anrufet, und deutlich erklärt, man wolle keinen Theil an seiner Barmherzigkeit, und an seinen Verheißungen haben, wenn das nicht wahr ist, was man behauptet, oder wenn man das nicht hält, was man versprochen hat. Eben deßhalb ist es vorgeschrieben, daß diejenige Obrigkeit, welche Jemanden einen Eid abverlangen muß, denselben, das ist, den, der schwören soll, zuvor über die Heiligkeit und Wichtigkeit der Handlung gehörig belehre. In einigen Ländern ist es sogar vorgeschrieben, daß diejenigen, welche einen Eid ablegen müssen, zuvor die Sacramente der Buße und des Abendmahls empfangen sollen. Hie und da muß derjenige, welcher zu einem Eide angehalten wird, denselben bey brennenden Lichtern, und vor einem Crucifix ablegen. Ueberall muß man die drey ersten Finger der rechten Hand, entweder auf die Brust legen, oder gegen den Himmel empor halten. Diese drey Finger sollen den Schwörenden an die allerhöchste Dreifaltigkeit erinnern. Diese Vorschriften und Ceremonien beweisen genugsam, daß der Eid eine religiöse, heilige Handlung ist.

Endlich ist der Eid auch eine löbliche und nützliche Handlung. Er ist das einzige Mittel, Treue und Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Durch ihn erfährt man die Wahrheit; er ist Ursache, daß die Menschen Wort halten müssen, wenn sie sich nicht des Meineides schuldig machen wollen. Nur durch ihn kommen viele Menschen zu dem Ihrigen; nur durch ihn wird das Laster aufgedeckt; nur durch ihn stehen die Throne fest. Mit einem Worte, der Eid ist seiner Natur nach heilig und ehrwürdig, und in seinen Folgen unaussprechlich wichtig. Er ist ein feierliches Religionsbekenntniß, und die Grundfeste der Staaten.

Fünfter Entwurf.

Von den Erfordernissen eines rechtmäßigen Eides.

Der Prophet Jeremias sagt, 4, 2.: „Du wirst schwören: So wahr Jehova (der Allerhöchste) lebt, mit

„Wahrheit, Recht und Grund; und die Heiden „werden sich in Ihm glücklich preisen, und seiner „sich rühmen."

Man darf daher nur alsdann schwören, wenn die Sache wahr, gerecht und wichtig ist.

Die Sache muß wahr seyn. Denn um Lügen zu bekräftigen, kann es nicht erlaubt seyn, einen Eid zu schwören. Gott liebt und schützt die Wahrheit zu sehr, als daß Er so etwas gestatten könnte. Ja, weil Er die Wahrheit selbst ist; so kann man Ihn kaum mehr beleidigen, und seinen heiligen Namen kaum größer beschimpfen, als wenn man Ihn zum Zeugen einer Lüge anrufet. O ihr Lügner! die ihr euch nicht scheuet, Gottes Namen zu gebrauchen, um euren Lügen Glauben zu verschaffen, wie geht ihr mit Gott um? Ihr wollet, daß Gott euch gleiche; Er soll ein Lügner seyn, wie ihr Lügner seyd! „Gott ist nicht, wie ein Mensch," heißt es im 4. B. Mos. 23, 19., „daß Er lüge; noch auch wie ein Menschen„kind, daß Ihn etwas reue. Wie, Er soll reden, und sein „Wort nicht halten?" Josua versammelte kurz vor seinem Tode abermals alle Stämme Israels zu Sichem, erinnerte sie an die von Gott erhaltenen Wohlthaten, und verpflichtete sie auf's Neue zur Beobachtung der göttlichen Gesetze. Ueber diese Erneuerung des Bundes mit Gott wurde eine Urkunde abgefaßt, und in das Gesetzbuch Gottes eingetragen. Zugleich wurde ein Stein zum Denkmal errichtet. Und nun sprach Josua zu den Israeliten: „Dieser Stein soll Zeuge zwischen „uns seyn! Denn er hat Alles gehört, was der Allerhöchste „zu uns geredet hat. Er wird wider euch zeugen, wenn ihr „Gott untreu werdet." Josua 24, 27. Allerdings, Gott wird euch dereinst der Lügen überführen, nie dieselben bezeugen.

Ich sagte zweitens, um schwören zu dürfen, müsse die Sache, die man beschwören will, gerecht seyn. Denn da die Bekräftigungseide die Handhabung der Gerechtigkeit zum Zwecke haben, so kann es nicht erlaubt seyn, einen Eid zu schwören, um eine ungerechte Sache zu unterstützen. Ueberhaupt soll Gerechtigkeitsliebe alle unsere Handlungen leiten.

Ein christliches Herz liebet die Gerechtigkeit, und verabscheuet die Ungerechtigkeit, indem sie der Liebe des Nächsten zuwider ist. Wer daher ein wahrer Christ ist, wird jederzeit ferne davon seyn, durch einen Eid, der Ungerechtigkeit die Bahn zu öffnen, oder ihr die Maske von Gerechtigkeit zu geben. Und rufet man ihn vor Gericht, um Zeugniß zu geben, so ist er vor Allem darauf bedacht, Niemanden Unrecht zu thun. Liebe Christen! Sollt ihr eurem Nächsten zu seinem Recht verhülflich seyn; könnt ihr den Unterdrückten retten: o! so eilet, und erscheinet mit Freuden vor Gericht. Sollt ihr jedoch etwas bezeugen, was nicht recht ist, so widersetzt euch mit Manneskraft. Vorzüglich laßt euch nicht durch eitle Verheißungen blenden. „Gerecht bist Du, o Herr," sagt David, Ps. 118, 137. 138., „gerecht sind deine Richtersprüche. Du gebietest ernstlich in deinen Gebothen Gerechtigkeit und Redlichkeit." Job ist hierin, so wie in der Geduld, auch in der Gottesfurcht ein lehrreiches Beispiel. Ueberzeugt von der Rechtsaffenheit und Geradheit seines Herzens und seines Betragens bezeugt er mit edler Freimüthigkeit von sich selbst: „Gerechtigkeit war mein Gewand; sie kleidete mich wohl. Wie Mantel, wie Kopfschmuck zierte mich mein Richterspruch." 29, 14. „Kein Unrecht hat meine Hand befleckt." 16, 17.

Drittens sagte ich, um einen Eid schwören zu dürfen, müsse die Sache wichtig seyn. Ehe man schwört, soll man es wohl überlegen, ob die Sache wichtig genug sey, und ob es auch nothwendig sey. Wie oft schwört man unbesonnen, wegen unbedeutenden Sachen, oder doch wegen Sachen, weßwegen es nicht nothwendig wäre, einen Eid zu thun? Die Tochter des Herodias tanzt, und erwirbt sich den Beifall des Herodes und seiner Gäste. War es nun nöthig, das Mädchen mit einem Eide zu versichern, daß er Alles thun wolle, was sie von ihm begehret, wäre es auch die Hälfte seines Reichs? Offenbar war dieser Versprechungseid unbesonnen, und da das Begehren der Tänzerin höchst ungerecht war; so war das Vollziehen eben so sündhaft, als unbescheiden das Versprechen

„Der Heiligste aus allen Menschenkindern wurde ein Schlacht-„opfer der Rache eines geilen Weibes, er mußte sterben." Mark. 6, 17 — 29. Die heilige Schrift erzählt uns noch mehrere Beispiele von unbesonnenen und unbescheidenen Eidschwüren, die nicht entschuldiget werden können, wie z. B., das Gelübde des Sauls (1. B. der Kön. 14.) Jonathan, sein Sohn, griff mit seinem Waffenträger die Vorposten der Philister an, und schlug sie zurück. Ein blinder Schrecken überfällt das feindliche Heer, und bewog es zu fliehen. Saul setzt ihm nach und thut den unüberlegten Eidschwur: „Verflucht sey der, welcher etwas vor Abends isset, ehe ich mich an meinen Feinden gerächt habe." Das ganze Volk aß wirklich nichts. Jonathan aber hatte den Schwur, mit welchem sein Vater das Volk verpflichtete, nicht gehört. Er dunkte das Ende des Spieses in wildes Honig, und aß davon. Als Saul das erfuhr, wollte er ihn tödten lassen; allein das Volk setzte sich dawider.

Sechster Entwurf.

Vom Meineide.

Wer etwas mit einem Eide betheuert, was nicht wahr ist, oder etwas eidlich verspricht, und nicht Wort hält, der macht sich des Meineides schuldig. Der Meineid ist

1) eine schwere Versündigung gegen Gott;
2) wird er vom Staate strenge bestraft, und ist
3) in gewissen Fällen dem Mitmenschen sehr nachtheilig.

Wenn ihr, meine lieben Christen! die Größe und Schwere des Meineids ganz einsehen wollet, so dürfet ihr nur in Betracht nehmen, was derjenige thut, der diese Sünde begeht. Er verletzt nicht blos die Wahrheit, er sagt nicht blos eine Lüge; sondern er fordert auch Gott zum Bürgen seiner Lüge auf. „Gott ist mein Zeuge," sagt der Meineidige, „Gott weiß es, daß das wahr ist, was ich spreche." Ist die Unbild, die man Gott dadurch zufügt, nicht gräulich? Man

weiß es, daß das, was man spricht, erlogen ist, und doch ruft man Den zum Zeugen an, der die Wahrheit selbst ist; der jede Lüge verabscheuet. Man wird ja nicht glauben, Gott, wie die Menschen, täuschen zu können; Gott, der alle Falten des Herzens durchschaut. Nicht genug, der Meineidige will auch keinen Theil an der Hülfe, an der Gnade Gottes, und an den Wohlthaten des Christenthums haben; denn er sagt: „So wahr mir Gott helfe, und diese heiligen Evangelien," das heißt: Gott soll mir nicht helfen, mit seiner Gnade nicht beistehen, und auch die heiligen Lehren des Christenthums, die Geheimnisse desselben sollen mir keinen Vortheil bringen, wenn das nicht wahr ist, was ich behaupte, oder wenn ich das nicht halte, was ich verspreche. Im gemeinen Leben muß man öfters die schrecklichen Worte hören: „Ich will keinen Theil an der ewigen Seligkeit haben; ich will des Teufels seyn, wenn es nicht wahr ist, was ich sage, oder wenn ich nicht Wort halte." Jesus hat uns so theuer erkauft, mit seinem Blute erkauft, und der Meineidige will dem Teufel zugehören, blos um Menschen zu bewegen, daß sie ihm eine Lüge glauben! Hieraus werdet ihr, meine lieben Christen! schließen, welch' ein schweres Verbrechen der Meineid ist.

Der Staat straft schon auf dieser Welt den Meineidigen, je nachdem der Meineid Folgen hat. Die Verletzung des Huldigungseides, der Aufruhr gegen den Regenten, und gegen die bestehende Regierung wird zuweilen mit dem Tode, allemal aber strenge bestrafet, wenn nicht besondere Gründe der Begnadigung eintreten. Wie schwer die treulose Verlassung der Fahne, zu der man geschworen hat, gezüchtiget wird, ist bekannt. Die Verletzung des Diensteides stürzt manchmal ganze Familien in das größte Unglück, indem sie brodlos, zuweilen sogar des Landes verwiesen werden. Diejenigen, die vor Gericht in bürgerlichen Streitigkeiten ein falsches Zeugniß ablegen, werden mit der Ehrlosigkeit bestraft, und zur Wiedererstattung des verursachten Schadens verurtheilt. Ja, man soll ihnen sogar die Finger abhauen, die sie zur Eides-

ablegung gebraucht haben. In Criminalsachen sollen die falschen Zeugen mit der nämlichen Strafe belegt werden, welche dem Verbrechen bestimmt ist, das sie Jemanden angedichtet haben. In jedem Falle werden falsche Zeugnisse strenge geahndet, indem man das Lügen vor Gericht für eine Herabwürdigung des obrigkeitlichen Ansehens hält.

Der Schade, den man durch falsche Zeugnisse dem Mitmenschen zufügt, ist in manchen Fällen unersetzlich; wenn nämlich der, wider welchen man als Zeuge aufgetreten ist, dadurch um das Leben kömmt, oder seine Ehre verliert, oder seines Amtes, seines Vermögens verlustig wird. Denn, wer ist wohl im Stande, einem Menschen das Leben wieder zu geben? Selbst die Ehre, das Amt und das Vermögen, das man Jemanden durch falsches Zeugniß geraubt hat, ist man sehr oft nicht im Stande, wieder zu erstatten. Einem gefühlvollen Herzen thut es wehe, wenn es gegen seinen Nächsten aus Gehorsam ein wahres Zeugniß leisten muß. Wie grausam ist der Mensch, der eines zeitlichen Gewinns wegen, oder aus Zorn, aus Rache gegen seinen Mitmenschen Sachen bezeugt, die nicht wahr sind, und weßwegen derselbe sein Leben, seine Ehre und sein Vermögen verliert! Man soll glauben, ein solches Verbrechen sey, zumal unter Christen, gar nicht möglich, und doch finden wir noch in der neuesten Geschichte, in der Geschichte der französischen Revolution, leider! sehr viele Beispiele, daß Menschen hingerichtet worden sind, nachdem Ruchlose von ihnen Verbrechen eidlich ausgesagt, die sie nie begangen haben. In der That solche falsche Zeugen sind wahre Mörder und Räuber. Aber auch die, welche durch ihr falsches Zeugniß Ursache sind, daß irgend ein Mensch an seinem Vermögen Schaden leidet, machen sich eines schweren Verbrechens schuldig, indem sie sich nicht blos gegen ihren Nächsten grob versündigen, sondern auch Gott zum Zeugen nehmen, und sogar auf die ewige Seligkeit Verzicht leisten, um den Richter zu bewegen, daß er eine schändliche Lüge glaube. Das Schlimmste ist, daß man dieses Verbrechen nicht bekennen will, weil es, Ehrlosigkeit und andere Strafen zur

Folge hat. Gott verzeiht aber diese schwere Sünde nicht, bis der Schade, den man dem Nächsten zugefügt hat, ersetzt ist. Dies kann jedoch vielfältig auf keine andere Art geschehen, als daß man die Lüge vor Gericht bekenne.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Gott schwur; der Eid kann also an sich nichts Böses seyn. Jerem. 44, 26. — Jes. 45, 23. — Jerem. 51, 14. — Ps. 109, 4. — Hebr. 6, 13—20. — Matth. 26, 63. 64. —

Ein wohlüberlegter Eid zur Bekräftigung der Wahrheit, in wichtigen Fällen, besonders vor Gerichte, es sey nun ein Bestätigungs- oder Versprechungseid, ist nicht unerlaubt. 2. B. Mos. 22, 10. — 3. Kön. 8, 31. 5. B. Mos. 6, 13. — 10, 20. — Psal. 62, 12. — Jes. 65, 16. — Jerem. 4, 2. — Psal. 44, 1. 4. — Ebend. 23, 4. 5. — Matth. 28, 16—23. —

Beispiele hierüber. 1. B. Mos. 14, 21—24. — Ebend. 21, 22—25. — Ebend. 24, 2. 4. — Ebend. 26, 28. 31. — Ebend. 31, 53. — Ebend. 47, 29. — bis Ende. — Josua 2, 1—22, — Ebend. 6, 16. 17. 21—26. — Ebend. 9, 3—21. — Ruth. 1, 17. — 2. Kor. 11, 31. — Ebend. 1, 23. — Röm. 1, 9. — Ebend. 9, 1. — Gal. 1, 20. — Phil. 1, 8. — 1. Theß. 2, 5. 10. —

Leichtsinnig, ohne Noth, wegen Kleinigkeiten, aus Gewohnheit schwören, oder sich mit einem Schwur zu einer sündhaften Handlung verbinden, ist eine sehr schwere Sünde. Matth. 5, 33—37. — Jak. 5, 12. — Sir. 23, 9—12. — 3. B. Mos. 5, 4. 5. — Richt. 21, 1. — Mark. 6, 21—29. — Matth. 14, 6—13. — Apgsch. 23, 12—15. —

Ein noch grösseres Verbrechen ist der Meineid. 2. B. Mos. 20, 7. — 5. B. Mos. 5, 11. — 3. B. Mos. 19, 12. — Zachar. 8, 17. — Malach. 3, 5. — Matth. 5, 33. —

Jerem. 5, 2. — 1. Kön. 19, 6—11. — 2. Chron. 36, 11—14. — Sir. 27, 14. — Ebend. 23, 9—12. — 1. Machab. 6, 60—63. — Ebend. 7, 15—19. — 2. Machab. 4, 34. — Matth. 26, 69—75. — Spr. 30, 8—10. —

Dahin gehören auch falsche Zeugnisse. 2. B. Mos. 20, 13. — Ebend. 23, 11. — 3. B. Mos. 5, 17. — Spr. 6, 19. — Ebend. 14, 5. — Ebend. 19, 28. — Ebend. 24, 28. — Matth. 13, 18—20. — Ebend. 19, 18. — Ebend. 26, 59—61. — Ebend. 28, 12—16. — Mark. 10, 19. —

Ueble Folgen derselben. 1. B. Mos. 39, 13—21. — 3. Kön. 21, 8—14. — Ps. 26, 12. — Ebend. 34, 11. — Ebend. 34, 19—22. — Spr. 14, 25. — Ebend. 25—28. — Apgsch. 6, 8—15. —

Strafe derselben. 5. B. Mos. 19, 16. 17. — Ebend. 19, 18—21. — Spr. 19, 5. —

Stellen aus den heiligen Vätern.

Nichts ist schrecklicher, als die Gotteslästerung; denn sie greift den Allerhöchsten an. Hieron. in cap. 18. Isaiae.

Die Gotteslästerung verdient keine Verzeihung. Derselbe in Apolog.

Schwören und Lügen soll deiner Zunge fremd seyn. Ders. ad Coelantiam de institutione Matris-Familias.

Unbilden, die uns zugefügt werden, sollen wir geduldig ertragen; aber keineswegs Gotteslästerungen. Derselbe a. a. O.

Schwöre nicht, damit du nicht anfängst, falsch zu schwören. Ambrosius in Exhort. de virg.

Nichts ist verabscheuungswürdiger, als die Gotteslästerung. Chrysostomus Homil. 1. ad Popul. Antioch.

Wer oft fluchet, wird zuweilen in den Meineid verfallen, so wie Derjenige, der viel redet, viel Unbescheidenes plaudert. Derselbe Orat. 2. de fato et provid.

Es ist offenbar, daß die Menschen nur aus Leidenschaft

und aus Liebe zur Sünde schwören. Augustinus in Epist. ad Galat.

Die Gewohnheit zu fluchen, verleitet zu öfterm Meineid. Isidorus Lib. 2. Sent.

Nur die Gottlosen finden ein Vergnügen am Fluchen. Derselbe ebendaselbst.

Die Wahrheit bedarf keines Eides. Ders. ebend.

„Ich sage euch, nicht zu schwören," sagt Christus, „damit „das öftere Schwören euch nicht zu einer gleichgültigen Sache, „und sodann zu einer Gewohnheit werde, die euch zum Mein„eide führet." Augustinus Libro contra mendacium.

Diejenigen, welche den Namen Gottes, der im Himmel ist, lästern, begehen keine geringere Sünde, als Jene, welche Ihn einst kreuzigten, da Er auf der Erde war. Derselbe super Matth.

Willst du gegen den Meineid sicher seyn, so schwöre nicht. Der falsche Eid führet zum Untergang; der wahre Eid ist gefährlich; und kein Eid — dies ist das Sicherste. Derselbe Serm. 28. de Verbis St. Jacobi.

Darum heißt es, du sollst nicht schwören, nicht weil der Eid an sich eine Sünde ist, sondern weil derjenige, der im Gebrauche hat, zu schwören, leicht in den Meineid verfällt. Derselbe Epist. 154. ad Publicolam.

Das Fluchen, welches mit Verwünschungen begleitet wird, ist die häßlichste Art zu fluchen, wie wenn der Mensch sagt: habe ich's gethan, so will ich dies oder jenes leiden. Derselbe in Psalmum 7.

Wer immer die Wahrheit redet, braucht seine Worte nicht mit einem Eide zu bekräftigen. Hilarius in Matth.

Der Eid ist nicht gut, als nur dem, der den Eid gut gebraucht. Thomas v. Aquin Quaest. 89. art. 3.

Was heißt schwören, als Gott das Seinige geben, wenn du anders durch Gott schwörest? Was sind wir aber Gott schuldig, als Liebe, Wahrheit und nicht Falschheit? Augustinus Serm. 180. de Verbis Apost. cap. 6.

Wer nicht gewohnt ist, zu schwören, ist mehr entfernt

vom falschen Schwören, als der, welcher vorschnell ist zum wahren Schwören. Augustin. Lib. 19. contra Faustum. cap. 23.

Der Eid ist dort zur Bürgschaft, wo die Sitten nicht Bürgen sind. Chrysost. Homil. 9. in Acta Apostol.

Wenn du glaubest, der Mensch sage die Wahrheit, so fordere den Eid nicht; und weißt du, daß er lüget, so mache ihn nicht falsch schwören. Derselbe Homil. 15.

Wo seyd ihr Quellen der Thränen? Und was werden wir thun? Wohin werden wir gehen? Wo werden wir uns vor dem Zorn der Wahrheit verbergen, wenn wir nicht nur zu nachläßig sind, die Lügen zu vermeiden, sondern uns auch erkühnen, überdies den Meineid zu lehren. Augustinus Contra mendac. cap. 18.

Wer einen Menschen zum Schwören auffordert, und weiß, daß er falsch schwören werde, thut Aergeres, als ein Mörder. Denn der Mörder tödtet den Leib, jener aber die Seele; ja wohl gar zwey Seelen: die Seele dessen, den er zum Schwören auffordert, und die seinige. Derselbe Serm. 308.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter Fluch- und Schimpfworten versteht.

Unter Schimpf- und Fluchworten versteht man jene unanständige Worte, welche der Mensch von schlechter Erziehung, so oft er etwas aufgebracht ist, auszusprechen pflegt. Sie sind in ihrer Art sehr vielfältig und verschieden; einige sind eines allgemeinen Gebrauches, andere hört man seltner, weil viele Menschen ihre eigenen haben, die sie sich selbst bilden, entweder um sich von dem großen Haufen zu unterscheiden, oder um das Häßliche dieser Gewohnheit dadurch etwas zu vermindern. Der gebildete, gesellschaftliche Ton hat sie schon längst als unanständig verworfen, und zu den pöbelhaften Arten verwiesen. Deßwegen giebt es Viele, welche, um nicht der geringen Volksklasse hierin ähnlich zu seyn, oder wohl gar zu derselben

gezählt zu werden, sich jener Worte enthalten, die bey dem gemeinen Manne üblich sind; aber ihr Betragen, wie sich's wohl von selbst versteht, ist im Grunde nicht weniger häßlich, weil es oft nicht so viel auf die Worte, die man ausstößt, als auf die Gemüthsstimmung ankömmt, in welcher man sie ausspricht.

Unterschied zwischen Schwören und Fluchen, oder zwischen dem Eide und dem Fluchen.

Der Eid ist die Bekräftigung der Wahrheit einer Sache, wobey man Gott zum Zeugen nimmt. Er setzet voraus, daß die Sache, welche bekräftigt wird, von einer gewissen Erheblichkeit sey, und daß derjenige, welcher den Eid thut, eines ruhigen Gemüths, seiner wohl bewußt, und zugleich überzeugt sey, daß der Eid, weil er eine heilige Handlung ist, mit der Ehrerbietigkeit geleistet werden soll, welche eine heilige Handlung erfordert. Ist aber derjenige, der schwöret, aufgebracht; nimmt er ohne Bedenken Gott zum Zeugen der Sache, die er behauptet, und begleitet er seine Worte, wie meistens der Fall ist, mit Verwünschungen über sich selbst, oder über seine Gegner, so sind seine Schwüre eigentliche Flüche. Hieraus erhellt also, daß das Fluchen, es mag die Sache, welche man dadurch bekräftigen will, wahr seyn oder nicht, ein schändlicher Mißbrauch des Eides ist. Denn ist die Sache wahr, so handelt der Flucher sehr gegen die Heiligkeit des Eides, und gegen die Ehrerbietigkeit, die er Gott schuldig ist, indem er im Zorn, oder in sonst ungebührlichen Umständen Gott zum Zeugnisse ruft, und obendrein seine Worte oft noch mit Verwünschungen begleitet, was sich in keinem Falle entschuldigen läßt. Ist aber die Sache, worüber er schwöret, falsch, so werden seine Flüche zu einem häßlichen Meineide, der zwar kein so großes Verbrechen ist, wie ein Meineid vor dem Richter, weil die Umstände gewöhnlich nicht von so großer Wichtigkeit sind: aber nichts destoweniger soll er für ein großes Verbrechen gehalten werden, weil der Flucher die Majestät Gottes sehr beleidiget, Gottes Namen beschimpfet, und mit demselben gleichsam sein Spiel treibt.

Ursprung des Eides.

Der heil. Chrysostomus lehret, daß der Eid nicht so alt, als die Welt ist, sondern daß er erst lange nachher eingeführt zu werden anfieng, als die Bosheit der Menschen sich schon über die ganze Welt ausgebreitet hatte. So lange die Menschen an der Zahl gering waren, und noch wenig Bedürfnisse hatten, waren auch ihre Sitten einfach; sie lebten freundlich untereinander, und beobachteten in ihrem Umgange die genaueste Treue und Redlichkeit. Aber so wie sie sich in der Welt ausbreiteten, nahm ihre Bosheit zu; sie machten sich tausend Bedürfnisse, und wurden dadurch zum Betruge und zu Uneinigkeiten verleitet. Den Worten der Menschen und ihren feierlichsten Betheurungen konnte man keinen Glauben mehr beimessen; weil sie doch aber noch eine gewisse Furcht vor Gott, oder vielmehr vor ihrem Loose in jener Welt hatten, so bediente man sich derselben, um ihrem Leichtsinne in Absicht auf die Lüge zu steuern, und sie durch die Dazwischenkunft Gottes bey dem Eide zur Wahrhaftigkeit zu bewegen.

Gedanken über die Größe des Eides.

Wie groß ist der Eid? Das zeigt uns die Größe Dessen, bey dem wir schwören. Und Der ist unendlich groß. — Wer den Eid nicht hält, der will gewissermaßen, daß Gott nicht seyn soll. Denn er hat geschworen: „So wahr Gott ist;" und nun kehrt er sich nicht daran: dies sein Benehmen sagt so viel, als wenn er spräche: „Es ist kein Gott." So gehört er zu denen, von welchen der heilige Sänger sagt: Im Herzen spricht der Thor: „Es ist kein Gott." Ps. 13, 1. Welch' eine Ruchlosigkeit, welch' ein unaussprechlich ungeheures Vergehen, welch' ein teuflischer Frevel ist es, durch die That selbst zu wollen, es soll kein Gott seyn, das allerhöchste, heiligste, unendliche Wesen, die höchste Wahrheit und Güte! — Wie würden wir den verabscheuen, der in seinem Frevel Himmel und Erde zerstören wollte! Der Frevel des Eidbrüchigen aber ist größer; denn er will, daß Der

nicht sey, der unendlich mehr ist, als Himmel und Erde, und Alles, was darin ist, und Der alles dies gemacht hat. — Ein Gott, bey dem man eitel schwöret, ohne sich an den Schwur zu kehren, erscheint dadurch als ein verächtlicher Gott, an dem nichts gelegen ist. Ein solcher Gott wäre aber gar kein Gott: denn was verächtlich ist, kann nicht Gott seyn. Was anders folget daraus, als der Meineidige mache, so viel in seinem Willen liegt, den wahren Gott zu keinem Gott? Es ist also wahr, daß er will, Gott solle nicht seyn. Wer die Größe dieser Sünde recht betrachtet, dem verschwinden Himmel und Erde. — In einem gewissen Sinne ist der Abgötter nicht so ruchlos, wie der Meineidige. Der Abgötter nimmt zwar dem Einen wahren Gott die Ehre, und giebt sie einem Wesen oder Gebilde, das nicht Gott seyn kann: aber dennoch geht seine Bosheit nicht so weit, daß er wollte, es solle gar kein Gott seyn.

Welch ein Verbrechen die Gotteslästerung ist.

Die Sünde der Gotteslästerung begreift in sich eine ganz eigene Bosheit, die man bey andern Sünden nicht findet; sie wird geradezu gegen Gott gerichtet; sie ist eine empörende Beleidigung seiner Majestät, eine Art von Rache, welche der Lästerer gegen Ihn ausüben will, „er strecket," wie Job sagt, „seine Hand gegen Gott aus, und trotzet dem Allmächtigen." Nicht wie der sittenlose Weichling, der bey seiner Sünde nur sich allein, und seine Vergnügungen suchet; nicht wie der Geizige, der mit Recht und Unrecht nur Schätze sammelt; nicht wie der Hochmüthige, der nur nach Ehre und Lob strebt; nicht wie der Rachgierige, der nur seinen Feind zu verfolgen und zu demüthigen wünscht, verübt der Gotteslästerer sein Verbrechen an sich, oder an seinem Nebenmenschen, sondern er will Gott selbst angreifen. Alle andere Sünder zittern bey dem bloßen Gedanken, daß sie durch ihre Sünden Gott beleidigen; der Lästerer aber lehnet sich mit der vorsetzlichen Absicht gegen Gott auf, Ihn zu beleidigen. Geht es ihm nicht nach Wunsch, widerfährt ihm ein Unglück, leidet er Noth, wird

er von einem Andern verfolgt, der mächtiger, als er ist, und an welchem er sich nicht rächen kann, oder ist er sonst aufgebracht, über was es immer sey, so will der Lästerer gegen Gott selbst seinen Zorn ausschütten, an seiner Vorsehung will er sich gleichsam rächen, und er verflucht Gottes Allmacht, lästert seine Heiligkeit, und führet jene erschrecklichen Reden, vor welchen der gottesfürchtige Mensch zurückbebt.

Wie ehedessen die Gotteslästerer gestraft wurden.

Im dritten Buche Mosis lesen wir, daß Gott den Juden befohlen hatte, die Gotteslästerer zum Lager hinauszuführen, und sie zu steinigen, wodurch Er zu verstehen giebt, welch' ein Verbrechen die Gotteslästerung sey. Es ist bekannt, wie theuer der König Senacherib, der, als er mit seiner ungeheuern Armee vor Jerusalem stand, hämisch gesagt hatte, „daß der Gott der Israeliten wohl der Gott der Berge, nicht aber der Thäler sey," diese Lästerung hat büßen müssen; in der darauf folgenden Nacht wurden hundert und achtzigtausend Mann aus seiner Armee von dem Engel erwürgt. Noch mehr andere, nicht weniger schreckhafte Beispiele erzählt die Schrift. Pharao wurde mit seiner ganzen Armee im rothen Meere ersäufet; Achaz wurde gesteiniget; Core, Dathan und Abiron wurden lebendig von der Erde verschlungen, die sich unter ihren Füßen öffnete; Nicanor und Holofernes wurden ermordet, und Antiochus starb ebenfalls eines erschrecklichen Todes. In den ersten Jahren des Christenthums mußten die Gotteslästerer sieben Wochen hindurch im Bußsacke an der Kirchenthüre stehen, und nach Verlauf der sieben Wochen mit bloßen Füßen, und mit einem Stricke am Hals in der Gegenwart des Volkes erscheinen.

Die Fluch-, Schimpf- und Lästerworte sind meistens der Ausguß eines großen Zorns.

Wenn der Mensch flucht oder schimpft, so ist er jedesmal aufgebracht, und sein Zorn ist entweder von Menschen, oder von Thieren, oft aber nur von einem leblosen Dinge ge-

reizt worden. An sich betrachtet ist der Zorn eine Erschütterung, welche eine heftige Bewegung im Blut veranlaßt, er malet sich mit unverkennbaren Zügen auf die Stirne, er funkelt in den Augen, und gewöhnlich bricht er in Fluch- und Schimpfworte aus. Dadurch wird er gleichsam entladen, die unnatürliche und gewaltsame Spannung, in welcher das Gemüth sich befindet, läßt nach, und die Aufwallungen des Bluts legen sich. Nur derjenige, der sich kennt, der die Bewegungen seines Bluts zu beobachten weiß, und der sich's angelegen seyn läßt, sich von denselben nicht hinreißen zu lassen, vermag es, den Zorn beim ersten Aufwallen zu ersticken, und jeden Ausbruch zu verhüten. Fluch- und Schimpfworte sind daher nichts anders, als ein Ausdruck des Zorns, eben so wie Regen und Hagel die Auflösung eines Gewitters sind; die Fluch- und Schimpfworte stehen demnach mit der Leidenschaft des Zorns in der nächsten Verbindung; sie sind die vorzüglichsten Mittel, wodurch diese abscheuliche Leidenschaft befriedigt wird; also schon an sich ist die Gewohnheit, Fluch- und Schimpfworte auszustoßen, ein Laster, das den Menschen und noch mehr den Christen entehrt, welcher sich bestreben soll, bey jeder Gelegenheit sich zu verläugnen, sich zu überwinden.

Sie sind eine Beleidigung der göttlichen Majestät.

Betrachtet man die häßliche Gewohnheit zu fluchen und zu lästern in Hinsicht auf Gott, so zeigt sie sich unter einem höchst verabscheuungswürdigen Gesichtspunkte. Wer sich herausnimmt, seinen Zorn in Fluch- und Schimpfworten auszulassen, tritt ganz aus den Verhältnissen, in welchen er mit Gott steht, er lehnet sich gegen Ihn auf; er verliert die Pflicht aus den Augen, seine Leidenschaften zu überwinden; er maßet sich gleichsam eine Oberherrschaft an, die ihm als Geschöpf nicht zukömmt, und er spricht, wie der Gottlose beim Propheten, „ich werde nicht dienen.“ Da die Fluchworte sich meistens auf geheiligte Dinge, oder auf Gott selbst beziehen, so sind sie dem Inhalte nach wahre Gotteslästerun-

gen, wodurch man seinen Namen entehret. Ich weiß zwar, daß man beim Fluchen gewöhnlich die Absicht nicht hat, Gott zu lästern, und daß man blos aus Gewohnheit die häßlichen Worte ausstößt. Dadurch wird das Uebel zwar vermindert, aber es wird nicht gehoben. Das Fluchen in Hinsicht auf Gott bleibt immer eine Beleidigung seiner Majestät, und hätte es noch so sehr Unbesonnenheit und Leichtsinn zum Grunde, so wird dadurch das Laster niemals ganz entschuldiget, und es ist für jeden Christen Pflicht, alle seine Kräfte anzuwenden, um sich von der häßlichen Gewohnheit loszumachen.

Sie sind eine kränkende Beleidigung des Nächsten.

In Hinsicht auf den Nebenmenschen sind die Fluch- und Schimpfworte ein Laster, wodurch die heiligen Bande der Bruderliebe, welche die Menschen aneinander knüpfen sollen, zerrissen werden; indem sie für unsern Nächsten eine kränkende Demüthigung sind, wodurch er herabgesetzt wird; man beleidigt seine Eigenliebe, und man äußert dadurch gegen ihn eine Art von Verachtung. In den Augen anderer Menschen, die gegenwärtig sind, bedeckt man den Mitmenschen dadurch mit Schande, er erröthet, und die Demüthigung, die er ausstehen muß, wird für ihn um so kränkender, als die Zahl der Zeugen größer ist. Es ist einleuchtend, daß dem Menschen in keinem Falle ein solches Recht über seinen Mitmenschen zukommen könne, und hätte er über ihn noch so sehr zu klagen, so bliebe das Schimpfen immer eine Genugthuung, die er sich selbst nicht geben darf; denn außerdem, daß es schon an sich betrachtet, ein häßliches Laster ist, widerstrebt es noch der den Feinden schuldigen Liebe, die es einem jeden Christen zur Pflicht macht, seinem Bruder nicht nur alle Unbilden zu verzeihen, sondern ihn zu lieben, und ihm eben so Gutes zu thun, als wäre man von ihm nicht beleidigt worden. Nur durch sanfte, und zu einer schicklichen Zeit angebrachte Vorstellungen darf man ihm seinen Fehler begreiflich machen, und ihn dadurch zur Besinnung zu bringen suchen;

mit Liebe muß man ihn zu gewinnen trachten, und mit Gelassenheit muß man ihm die Augen über seine Vergehungen öffnen. Dadurch macht man sich ihn geneigt, und führet ihn unvermerkt zur Erkenntniß seines Fehlers. Dieses Betragen gegen Menschen, von denen man beleidigt worden ist, steht mit dem Christenthum in einer so engen Verbindung, daß Gott, wie Er es im Evangelium Matth. 5, 23. 24. erklärt, kein Opfer von dem Menschen annimmt, so lange er sich mit seinem Feinde nicht ausgesöhnt hat; alle seine guten Werke sind für ihn so lange vergeblich, als seine feindseligen Gesinnungen dauern, und als er sich nicht befleißt, die vorige Eintracht herzustellen, den Beleidigten zu besänftigen. Hieraus läßt sich nun leicht schließen, wie sehr Fluch- und Schimpfworte, welche man im Zorne gegen seinen Nächsten ausstößt, dem wahren Geiste des Christenthums widerstreben.

Häßlichkeit der Fluchworte über Thiere, oder leblose Dinge.

Am meisten scheinen Fluch- und Schimpfworte den Christen zu entehren, wenn er sie über unvernünftige Thiere, oder gar über leblose Dinge ausstößt. Was ist häßlicher, als über ein Thier zu schimpfen, weil es seine Dienste nicht verrichtet, wie man es von ihm verlangt? Fordert man dadurch nicht Vernunft von ihm? Und läßt sich etwas Unvernünftigeres denken, als von einem unvernünftigen Geschöpfe Vernunft zu verlangen? Wer hat nicht schon Menschen gesehen, die sich durch ihren Unsinn gegen die Thiere weit unter dieselben herabsetzten, und mit denen weniger, als mit den Thieren selbst etwas auszurichten wäre? Dieser Unsinn erstreckt sich oft auf leblose Dinge, denen man doch nicht den geringsten Schein von Schuld zur Last legen kann. Was ist unschuldiger, als ein Werkzeug in der Hand des Künstlers oder Handwerkers, und wie oft wird es verflucht, wenn es die verlangten Dienste nicht leistet? Wie oft wird es im Zorne aus den Händen geworfen, oder gar zertrümmert? Als wenn ein Werkzeug mehr, als ein bloßes Werkzeug wäre. —

Schädliche Folgen des Fluchens. — Der Flucher entehret sich in den Augen seiner Nebenmenschen.

Selten wird der Mensch auf eine ungestümme Art fluchen oder schimpfen, wenn er nicht von einem heftigen Zorne entflammt ist; denn mit kaltem Blute fluchen, dies können nur unerzogene, und schon halb verwilderte Menschen. Aber das Feuer des Zorns benebelt die Vernunft, und setzet sie außer Stand zu unterscheiden, was schicklich oder unschicklich ist. Der aufgebrachte Flucher ergiebt sich demnach blindlings seiner Leidenschaft, und läßt sich von derselben leiten; die Fehler und Schwächen, die er zur Aufrechthaltung seiner Ehre und seines guten Namens sonst fleißig verbarg, zeigen sich jetzt offen und entblößt; er deckt den Schleier auf, mit welchem die Eigenliebe, oder vielmehr ein gewisses löbliches Ehrgefühl sich zu umhüllen suchet, um sich der Tadelsucht und Verleumdung boshafter Zungen nicht Preis zu geben. Wie oft geschah nicht schon, daß Menschen, die wir ihrer Tugenden und guten Eigenschaften wegen verehrten, von der Achtung, die wir in unserm Herzen gegen sie hatten, vieles verloren haben, blos deßwegen, weil sie sich von ihrem Zorne bis zum Fluchen und Schimpfen hinreißen ließen, und so dann manche Schwäche haben blicken lassen, die uns unbekannt war? Doch wäre diese Herabwürdigung von keiner großen Bedeutung, und man könnte sie immerhin als eine gerechte Strafe des Fluchens ansehen, wenn der Verlust der Ehre, den man dadurch leidet, nicht Anlaß zum Tadel und zu Verleumdungen gäbe, und wenn das Aergerniß, welches damit verknüpft ist, nicht die schädlichsten Wirkungen nach sich ließe.

Der Zorn veranlaßt oft die heftigsten Streite.

Der Zorn, als eine Leidenschaft betrachtet, gleicht einer brennbaren Materie, welche sich plötzlich entzündet, so bald man sie mit Feuer berührt. Nichts macht in andern Menschen den Zorn leichter rege, als Fluch- und Schimpfworte, weil

dieselben die Eigenliebe Anderer sehr beleidigen. Wer mit Worten beschimpft wird, hält sich für angegriffen, und durch gegenseitige Fluch- und Schimpfworte stößt er den Angriff zurück: er entladet eben so, wie sein Gegner dadurch seinen Zorn, und überläßt sich den Trieben der Leidenschaft, welche in ihm plötzlich rege geworden ist. Die erste Folge der Fluch- und Schimpfworte ist daher, Andere zum Zorne zu reizen, und sie zu eben den Vergehungen und ärgerlichen Sünden zu verleiten, deren man sich selbst schuldig macht. Weil aber der Zorn, der durch Fluch- und Schimpfworte aufgereizt wird, gewöhnlich zurückwirkt, so entflammt er sich beiderseits immer mehr, und veranlaßt oft die heftigsten Streitigkeiten. Ein Jeder hält sich alsdann für beleidigt, und sinnet Mitteln nach, sich durch Rache Genugthuung zu verschaffen. Wie alsdann unversöhnlicher Haß, gegenseitige Feindseligkeit und Verfolgungen daraus entstehen können, erklärt sich von selbst, und wer kennt nicht alte Freunde, die oft nur ein beleidigendes Wort auf immer von einander getrennt hat? Bey dem gemeinen Manne sind die Folgen des Fluchens und Schimpfens zwar nicht so bedenklich, und selten veranlassen sie anhaltende Feindseligkeit. Aber um so öfter ereignet sich unter der niedern Volksklasse der Fall, daß es von Wortstreiten zum Handgemenge, zu Schlägereien, und manchmal gar zu blutigen Auftritten kömmt.

Im Munde der Vorgesetzten ist das Fluchen höchst unanständig.

Je höher die Stufe ist, worauf Jemand steht; je glänzender die Würde ist, die er bekleidet, desto unanständiger sind Schimpf- und Fluchworte in seinem Munde, und desto schädlicher sind auch die Folgen, die daraus entstehen. Wer Untergebene hat, die unter seinen Befehlen stehen, trägt gewöhnlich kein Bedenken, so oft er aufgebracht ist, sie mit dergleichen ungeziemenden Worten anzufahren; er hält es für ein Vorrecht, das ihm als Vorgesetztem zukömmt, und deßwegen fällt ihm nicht einmal der Gedanke ein, daß er sich in die-

sem Stücke einhalten soll. Diese häßliche Gewohnheit gehört bey Leuten von der ersten Menschenklasse zu den Vorurtheilen der Erziehung, und wer weiß nicht, wie schwer die Vorurtheile von dieser Art auszurotten sind? Was man von Geburt an angenommen hat, legt man selten ab, und man entsagt keinen Rechten mit so vieler Mühe, als jenen, welche man für Vorrechte der Geburt hält. Freilich beim geringsten Nachdenken über das häßliche Vorurtheil würde man bald gewahr werden, daß es ein nur eingebildetes und ganz grundloses Vorrecht der höhern Klasse ist, dessen sie sich durch ihre Macht über ihre Untergebenen anmaßt. — Wenn aber jedem Vorgesetzten daran gelegen seyn soll, die Liebe derjenigen, welche unter ihm stehen, zu gewinnen, so ist es nothwendig, daß er sich alles dessen enthalte, wodurch ihre Eigenliebe beleidigt wird. Was verscheucht aber mehr die Liebe und das Zutrauen, als harte Begegnungen, die mit unanständigen Fluchworten begleitet werden? Der Untergebene, der nicht widerstehen darf, tritt zurück, und schweigt. Aber sein Zorn wird deßwegen nicht weniger rege; und er wartet nur den Augenblick ab, wo er ihn ferne von seinem Gebieter, in der Gesellschaft seines Gleichen ausleeren kann. Wie aber durch ein solches Betragen alles Gefühl von Ehrerbietigkeit gegen die Vorgesetzten erstickt wird, ist leicht begreiflich; Untergebene verrichten alsdann ihre Pflichten nur aus Zwang; sie gehorchen nur in so weit, als sie die Strafe fürchten; und so oft sie derselben zu entgehen hoffen, handeln sie nach Belieben, und wünschen sich Glück, eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihre Rache auf eine gewisse Art auszuüben.

Am schädlichsten sind die Folgen der Fluch- und Schimpfworte bey den Aeltern in Ansehung ihrer Kinder.

Wenn es je Vorgesetzte giebt, die mit dem Vorurtheile, daß es ihnen, ihre Untergebenen nach Willkühr zu behandeln, erlaubt sey, behaftet sind, so sind es gewiß die Aeltern; denn es läßt sich keine unumschränktere Macht denken, als jene,

welche die Aeltern über ihre Kinder haben. Daher sieht man auch, daß sie überhaupt nicht das geringste Bedenken tragen, bey jeder Gelegenheit, wo sie aufgebracht sind, ihre Kinder mit einem Strome unanständiger Fluch- und Schimpfworte zu überschütten. Diese häßliche Gewohnheit suchen die Aeltern mit der Entschuldigung zu rechtfertigen, daß sie dadurch ihre Kinder erschrecken, und ihnen auf eine nachdrückliche Art beweisen, wie bereitwillig sie alle ihre Befehle vollziehen sollen. Aber wer weiß nicht aus eigener Erfahrung, wie wenig sie durch ihr Schimpfen diesen Zweck erreichen? Schon im zarten Alter haben die Kinder ein gewisses Gefühl von Eigenliebe, und wenn diese Leidenschaft bey ihnen beleidiget wird, so sind die Folgen eben dieselben wie bey Erwachsenen. Man trete in jene Häuser, wo die Aeltern der häßlichen Gewohnheit zu fluchen und zu schimpfen sehr ergeben sind, wird man nicht finden, daß die Kinder um so mehr unbändig und starrköpfig sind, und daß, wenn sie ihren schimpfenden Aeltern nicht allemal in's Gesicht widerstehen, ihr Gehorsam doch nur ein Scheingehorsam ist, und daß sie sich für diesen Zwang reichlich werden schadlos zu halten wissen?

Die Aeltern machen sich durch das Fluchen verächtlich bey ihren Kindern.

Wenn schon die Kinder noch nicht im Stande sind, es einzusehen, welch ein häßliches Laster die Gewohnheit zu fluchen und zu schimpfen sey, so sagt ihnen doch schon im zartesten Alter ein gewisses dunkles Gefühl, daß es wenigstens eine Unanständigkeit sey, und dadurch vermindert sich die Verehrung, welche sie gegen ihre Aeltern hatten. Wie schädlich ist aber diese Folge in Absicht auf die Erziehung? Dieses äußerst schwere Geschäft kann nur in so weit gelingen, als die Kinder unbegränzte Ehrfurcht gegen ihre Aeltern haben, und sie gleichsam wie Heilige ansehen, deren Wandel eine Kette von Tugenden und guten Beispielen ist. So lange die Kinder nichts anderes, als Erbauliches an ihren Aeltern sehen, sind sie überhaupt bereitwillig zum Guten; merken sie aber an

ihrem Betragen eine Art von Widerspruch mit den Lehren, welche sie ihnen predigen, so werfen sie einen Verdacht auf ihre Aeltern, gleichsam, als wäre es ihnen nicht ernstlich darum zu thun, daß sie ihre Reden befolgen sollen. Wehe dann den Aeltern, die bey ihren Kindern einmal in diesem Verdacht stehen! Bey aller ihrer Ernsthaftigkeit bleiben die Kinder in ihrem schädlichen Wahne, und ihr Herz verliert immer mehr die Empfänglichkeit für das Gute.

Die Aeltern sind Ursache, daß ihre Kinder eine gleiche Gewohnheit annehmen.

Wenn es wahr ist, wie die Vernunft und die Erfahrung es lehren, daß der Mensch sich nach den Umständen bildet, in welchen er sich befindet, daß nach der Beschaffenheit dieser Umstände sich gute oder böse Eindrücke in sein Herz eingraben, und daß diese Eindrücke um so tiefer eindringen, als das Herz noch zarter ist, so kann es nicht anders geschehen, als daß ein Kind, welches beständig um die Aeltern ist, welche es im Gebrauche haben zu fluchen und zu schimpfen, diese Gewohnheit auch unvermerkt annehme. Es glaubt sich berechtigt, hierin seinen Aeltern nachzuahmen, so sehr diese es auch versuchen wollten, es eines Andern zu belehren. Worte, die mit Beispielen nicht bekräftigt werden, haben nicht viele Kraft: sind aber die Beispiele mit denselben im Widerspruche, so sind sie ganz kraftlos. Hierin liegt der Grund, warum die Vorstellungen, welche die Aeltern ihren Kindern machen, so oft fruchtlos sind. Wollen sie nicht leiden, daß böse Gewohnheiten in den zarten Herzen ihrer Kinder Wurzel fassen, so müssen sie vor Allem darauf sehen, daß sie sich selbst von eben jenen Gewohnheiten losmachen. Thun sie dies nicht, so ist all' ihr Bemühen vergebens, und Gott wird sie dereinst darüber bestrafen, indem sie dem Uebel in der Hauptsache nicht abhelfen, und durch ihr Beispiel nicht zu bekräftigen suchen, was der Mund prediget.

Entschuldigungen, womit die Flucher ihre Gewohnheit zu rechtfertigen suchen.

Erklärt man den Fluchern und Gotteslästerern, wie häßlich das Laster ist, dem sie ergeben sind, und stellt man ihnen vor, was ihre Worte bedeuten, und welch' ein großes Verbrechen sie in sich begreifen, so wenden sie meistens ein, daß es ihre Absicht nicht sey, Gott eine so schwere Beleidigung zuzufügen, und daß sie in ihrem Herzen gegen den Sinn ihrer Worte gleichsam protestiren. Aber wie eitel ist nicht diese Entschuldigung! Als wenn die Worte, welche der Mund ausspricht, nicht dazu geeignet wären, daß sie die Gedanken des Herzens ausdrücken? Wenn sie nicht so denken, wie sie reden, was sollen dann ihre Worte? Scheint es nicht, als wollten sie mit Gott gleichsam ihr Spiel treiben, indem sie ohne Ernst seinen Namen zum Zeugnisse anrufen, das Heil ihrer Seele auf die Spitze setzen, sich mit den erschrecklichsten Verwünschungen beladen, und was heilig ist, auf die schändlichste Art entehren? Ist dies nicht schon eine unaussprechliche Bosheit, daß sie bey so wichtigen Reden so leichtsinnig seyn können? Wehe dem Menschen, der es für ein Geringes achtet, zu reden, was ihm in den Mund kömmt, und glaubt, die Sache wäre damit abgethan, wenn er bey ruhigem Gemüthe die Worte wiederruft, die er im Zorne, oder aus Unbesonnenheit ausgesprochen hat.

Mittel gegen die Gewohnheit des Fluchens.

Die Gewohnheiten lassen sich nicht tilgen, wenn man sie nicht mit allem Ernste abzulegen bemüht ist; sie sind eine durch lange Uebung erworbene Fertigkeit zum Bösen, die gleichsam von selbst wirket, so wie ein Wagen, der auf einer Anhöhe steht, von selbst hinabrollt. Mit einem unverdrossenen Eifer muß ihnen also der Mensch entgegenarbeiten, und das beste Mittel in dieser Absicht ist eine genaue Wachsamkeit über sich selbst. Die Gewohnheiten können nur in so weit zu Kräften kommen, als man darüber einschläft, und die Folgen nicht überdenket, welche sie nach sich ziehen. Soll also das Uebel gehoben werden, so muß die Ursache, die es veranlaßt hat, aus

dem Wege geräumt werden. Vor Allem muß der Flucher, der sich bekehren will, aus seinem schädlichen Schlummer aufwachen, und es sich zu einem unverbrüchlichen Gesetze machen, über seine Gewohnheit oft nachzudenken. Der bloße Gedanke an dieselbe ist ein sehr kräftiges Mittel, weil er daran erinnert, und nichts vermag mehr gegen die Rückfälle zu schützen, als dergleichen Erinnerungen. Durch öfteres Nachdenken wird der Mensch die Umstände und Gelegenheiten entdecken, in welchen seine Gewohnheit ihn unvermerkt bemeistert; und wenn er diese Umstände und Gelegenheiten kennt, wie leicht wird es ihm seyn, dem Uebel zuvorzukommen, besonders da bey den meisten Menschen die Gewohnheit zu fluchen ein solches Laster ist, das mehr aus Leichtsinn und Unbesonnenheit, als aus einer vorsetzlichen Bosheit begangen wird?

Verschiedene Fälle, in welchen man sich des Meineids schuldig macht.

Es ist offenbar, daß man einen Meineid begeht, wenn man Sachen eidlich aussagt, von denen man gewiß weiß, daß sie nicht wahr sind. Aber man begeht auch einen Meineid, wenn die Sache, die man eidlich bezeugt, wahr ist; im Falle man nämlich glaubt, sie sey falsch. Wer wider seine Ueberzeugung etwas betheuert, der lügt, und wer eine Lüge mit einem Eide bekräftiget, der begeht einen Meineid. Eben so, wenn man auch das erfüllt, was man eidlich versprochen, im Falle man damalen, als man das Versprechen gethan, geglaubt hat, man werde es nicht halten können, so begeht man einen Meineid. Die Handwerker machen sich manchmal dieses Meineides schuldig, indem sie verheißen, und es auch mit einem Eidschwur bekräftigen, daß sie gewisse Arbeiten innerhalb einer bestimmten Zeit liefern werden, ohne daß sie wissen, ob es ihnen möglich seyn werde. Man soll nie etwas eidlich versprechen, wenn man es nicht gewiß weiß, daß man Wort halten kann. Die Kaufleute begehen einen Meineid, wenn sie schwören, diese, jene Waare komme ihnen so und so theuer zu stehen, und es ist erlogen. Ebenfalls macht

man sich des Meineides schuldig, wenn man schwört, man hätte für diese, jene Sache schon so und so viel haben können, und es ist erdichtet. Man ist es Gott und dem Nächsten schuldig, daß man nichts rede, als was und wie man es weiß. Man soll der Wahrheit immer getreu bleiben. Weiß man die Sache gewiß, so kann man als gewiß davon reden: zweifelt man aber daran, so ist man verpflichtet, es zu bekennen, daß man die Sache, zuvörderst eidlich zu behaupten, nicht genug Wissenschaft habe. Ein so großes Verbrechen, wie der Meineid, kann nicht anders, als durch eine große Buße und durch würdige Früchte derselben getilgt werden. Und hat man durch einen Meineid den Nächsten in seiner Ehre, oder in seinem Hab und Gut gekränkt, so ist die Reue so lange nicht ernstlich, und die Buße so lange nicht hinreichend, bis man den verursachten Schaden gut gemacht hat.

In welchen Fällen der Eid gültig, oder nicht gültig sey.

Ist der Eid durch eine ungerechte Furcht erzwungen worden, so ist man an den Eid nicht gebunden. Doch muß die Furcht ungerecht, und von der Art seyn, daß auch ein Mann darüber erschrecken könnte. Wenn daher z. B. Militärpflichtige gezwungen werden, zur Fahne zu schwören, so ist das keine ungerechte Furcht, oder kein ungerechter Zwang. Durch List erschlichene eidliche Verheißungen sind ebenfalls unverbindlich. Ist der Vertrag null und nichtig, den man eingegangen hat; so ist auch der Eid, mit dem man den Vertrag bekräftiget hat, null und nichtig. Wenn Kinder, oder andere Menschen, die keinen freien Willen haben, etwas eidlich versprechen, wozu sie die Einstimmung ihrer Aeltern oder Herren nothwendig haben; so ist das Versprechen so lange unkräftig, bis die Erlaubniß ertheilt worden ist. Hast du etwas leichtsinnig, aber doch eidlich versprochen, oder ein leichtsinniges Gelübde gethan; so bist du schuldig, das Versprechen zu halten. „Hast du Gott etwas gelobet,“ sagt der Prediger 5, 3., „so entrichte es unverzüglich; denn an Thoren hat

Er kein Wohlgefallen. Entrichte also, was du gelobet hast. Es ist besser nicht geloben, als geloben und nicht halten." Gelobe daher nie etwas, ehe du deinen Beichtvater zu Rath gezogen hast. Hast du aber schon etwas leichtsinnig gelobet; so bespreche dich auch darüber mit dem Beichtvater. Er wird dir sagen, was zu thun ist, im Falle du das Gelübde nicht wohl beobachten kannst.

Es ist erlaubt, etwas eidlich zu bekräftigen, wenn es auch blos unsern Privatnutzen betrifft, im Falle man dazu von dem Richter, oder von der Obrigkeit aufgefordert wird. Nie aber ist ein eidliches Versprechen erlaubt und gültig, wenn dasselbe den bestehenden Gesetzen zuwider ist. Wenn du demnach einem Straßenräuber, oder einem Diebe eidlich versprochen hast, ihn, oder den Raub, oder den Diebstahl nicht zu entdecken; so darfst du dessen ungeachtet das Versprechen nicht beobachten, weil die Gesetze vorschreiben, Diebe und Diebereien zu entdecken.

Unterricht für den gemeinen Mann über Eid und Meineid.

Der gemeine Mann, das ist, der Bürger, der Landmann, der Soldat kommen oft in Umstände, in welchen sie vor der Obrigkeit einen Eid ablegen müssen. Sie müssen daher wohl unterrichtet werden, wie sie sich dabey zu verhalten haben.

Des Schwörenden Worte müssen mit den Gedanken ganz übereinstimmen. Was der Schwörende von der Sache weiß und glaubt, das muß er redlich sagen; er darf davon nichts in seinem Gemüthe zurückbehalten, nichts aus Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit, oder aus Gewinnsucht und Partheilichkeit, aus Freundschaft oder Feindschaft verschweigen, oder anders sagen, als er es weiß, oder glaubt.

Der Glaube, daß Gott ein allwissendes und gerechtes Wesen ist, dem nichts verborgen bleibt, das die Wahrheit liebt, und die Lüge verabscheuet; das die Aufrichtigen zeitlich und ewig belohnt, die Lügner aber zeitlich und ewig bestrafet: dieser Glaube, wenn er anders lebendig ist, muß den Menschen bewegen, mit aller Gewissenhaftigkeit einen Eid zu thun, und

zu beobachten. Auch die Ehrfurcht, die wir Gott, als unserm Schöpfer und Wohlthäter, schuldig sind, soll uns dazu ermuntern. Fromme Kinder werden ja nie ihren lieben Aeltern in das Angesicht lügen. Vielmehr sie werden in ihrer Gegenwart immer die Wahrheit sagen. Gott ist der liebste Vater aller Menschen, können wir nun so frech seyn, und Ihm etwas vorlügen?

Wer die Gebothe Gottes immer vor Augen und im Herzen hat, wird gewiß allezeit mit Aufrichtigkeit einen Eidschwur thun, und das, was er versprochen hat, bis in den Tod redlich halten. Wer dies thun will, muß, ehe er den Eid schwört, mit recht christlicher Gemüthsfassung, mit recht christlichen Gesinnungen sich darauf vorbereiten. Er muß die Wichtigkeit des Geschäfts mit allem Ernst überlegen, er muß es wohl zu Herzen nehmen, wie unglücklich er zeitlich und ewig seyn würde, wenn er einen falschen Eid schwüre. Mit kindlicher Ehrfurcht muß er sich erinnern, daß er den ewigen, allwissenden, allmächtigen, allgegenwärtigen, heiligen, gerechten Gott zum Zeugen anrufen will; daß er in seiner sichtbaren Gegenwart etwas betheuern oder versprechen werde, mit der Bedingung, er wolle keinen Theil an Gottes Gnade, und an der ewigen Seligkeit, die uns Jesus erworben, haben, wenn er nicht die Wahrheit rede, oder wenn er sein Wort nicht halte.

Dann muß er, ehe er die Wahrheit einer Sache zu bekräftigen vor die Obrigkeit tritt, Alles wohl überlegen, und sich an Alles erinnern, was er von der Sache weiß, über die er gefragt wird. Endlich muß er mit aller Bedachtsamkeit auf die Fragen antworten, die an ihn gemacht werden. Er darf nichts verschweigen, aber auch nichts anders sagen, als was und wie er es weiß. Auf die Personen, für oder wider die man sprechen muß, darf keine Rücksicht genommen werden. Man hat blos darauf Bedacht zu nehmen, daß man Alles sage, was man weiß; daß man keinen Umstand verhehle, und daß Alles wahr sey, was man spricht. Es ist Pflicht, daß man sich als Zeuge gebrauchen lasse, wenn man von der Sache Kenntniß hat, über welche die Frage ist. Denn

1) schreiben das die Gesetze vor, und
2) kann man oft seinem Nächsten einen wesentlichen Dienst leisten.

Muß man gegen einen Criminalverbrecher ein Zeugniß ablegen; so fordert das von uns der Gehorsam, den man der Obrigkeit schuldig ist, und nebstdem leistet man dem gemeinen Wesen einen Dienst. Es kann keine Sicherheit der Personen und des Eigenthums erhalten werden, wenn die Verbrechen verheimlichet, oder ungestraft bleiben. Es ist übertriebene Aengstlichkeit, wenn man aus Furcht einen Meineid zu begehen, behauptet, man könne sich der Sache nicht mehr gehörig erinnern, wenn man gleich verschiedene Umstände noch genau weiß. Man sage nur, was und wie man es weiß, so wird man keinen Meineid begehen.

Soll man etwas eidlich versprechen, so muß man wohl unterscheiden zwischen Versprechen, zu denen man verpflichtet ist, und zwischen Versprechen, die man aus freier Willkühr machet. Der Unterthan ist schuldig, seinem rechtmäßigen Regenten die Treue eidlich zu versprechen, ihm den Huldigungseid zu leisten; der Militärpflichtige ist schuldig, zu schwören, daß er die Fahne nicht verlassen werde. In solchen Fällen muß der fromme Christ gleichwohl nachdenken, wie er als Unterthan, als Soldat, aus Gehorsam gegen Gott, seine Pflichten gewissenhaft erfüllen wolle, zumal, da er sich auch durch einen feierlichen Eid dazu verbindlich gemacht hat. Ueber dies soll er täglich Gott um seine Gnade bitten, daß er ja seine Pflichten mit Freudigkeit, aus Gehorsam gegen Gott, aus Liebe zu Gott, pünktlich erfülle. Soll man aus freier Willkühr ein Versprechen leisten, so muß man es wohl überlegen, ob man wohl im Stande seyn werde, dasselbe zu halten. Glaubt man, man könne mit der Gnade Gottes das Versprechen erfüllen; so muß man doch dasselbe mit dem aufrichtigen Vorsatz thun, seine Zusage Zeit Lebens auf das Genaueste zu vollbringen. Auch in diesem Falle muß man Gott um seine Gnade, und seinen Beistand anflehen.

Wer einen falschen Eid schwöret, der verläugnet die gött-

lichen Eigenschaften, oder er verspottet Gott. Denn entweder glaubt er nicht, daß Gott allwissend sey, und meint, Gott könne so leicht, wie Menschen, betrogen werden; oder er denkt: Gott bekümmere sich nicht darum, ob man wahr oder falsch spreche, es sey Ihm einerley, ob Jemand aufrichtig oder ein Lügner ist; Er sey nicht so heilig, nicht so gerecht, daß Er die Lügen bestrafe. Glaubt er an die Allwissenheit, Gerechtigkeit und Allmacht Gottes, so verspottet er sie, indem er darauf gar keine Rücksicht nimmt, sie offenbar verachtet. Auch gegen die Religion empfindet er nicht die geringste Ehrfurcht; würde er wohl sonst mit einer so wichtigen Religionshandlung, als ein Eid ist, ein Gespötte treiben? Ja, ein Meineidiger ist der ruchloseste Religionsspötter; er ist so tollkühn, daß er Gottes Gerechtigkeit gegen sich auffordert; er scheut sich nicht, die frecheste Vermessenheit zu begehen, indem er sich Gott dem Herrn und Richter der Menschen feierlich darstellt, und Ihn zum Zeugen der Lügen machen will.

In gewissen Fällen begeht der Meineidige eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Auch durch falsche Zeugnisse ist mancher Unschuldige und Rechtschaffene in Schaden und Verdruß, in Ketten und Bande, auf die Folterbank, und zur schrecklichsten Todesstrafe gekommen! Der Meineidige versündiget sich wider die ganze menschliche Gesellschaft; denn die Wohlfahrt derselben wird gestört, wenn falsche Zeugnisse abgelegt, oder eidliche Verheißungen gebrochen werden. Das erste Mittel, Treue und Glauben zu erhalten, wird durch den Meineid vereitelt.

Endlich versündiget sich der Meineidige wider sich selbst schwer. Er beraubt sich der Gnade Gottes; er verschmähet die ewige Seligkeit; er macht sich auf seine Lebenszeit ein unruhiges Gewissen, und hat ein schreckliches Gericht in der andern Welt zu gewarten, wenn er nicht aufrichtig über seinen Meineid Buße thut. Braucht es wohl der Erinnerung, daß der Meineidige von Jedermann verachtet wird?

Fraß und Völlerey, siehe Unmäßigkeit.

Freundschaft, siehe Umgang.

Freigeister, siehe Christenthum. Glauben. Religion.

Friedfertigkeit, siehe Liebe des Nächsten.

Frömmigkeit, wahre und falsche.

Um Jemanden vollkommen deutlich zu machen, was Frömmigkeit sey, ist nicht genug, daß man ihm erkläre, was sie ist, sondern man muß ihm auch noch sagen, was sie nicht ist. Die wahre Frömmigkeit und die falsche, das ist, die Heucheley sind daher zwey Materien, die auf's Innigste mit einander verwandt sind, und aus dieser Ursache vereinigen wir sie hier unter einem Titel. Wir werden also sowohl die Tugend, als das ihr entgegengesetzte Laster nicht nur einzeln darstellen, sondern sie auch im Gegensatze nebeneinander zeigen, damit man dadurch in den Stand gesetzt werde, sich von beiden einen ganz richtigen Begriff zu machen.

Erster Entwurf.

Ueber das, was man wahre Frömmigkeit (Religiosität) zu nennen pflegt.

1) Beschaffenheit derselben:
   a) Richtige Religions-Kenntnisse.
   b) Ausübung derselben in einem wahrhaft christlichen Wandel.
   c) Frommer Ernst und Eifer in Allem, was sich auf Religion bezieht.
2) Werth derselben:
   a) Ohne sie kann keine Tugend gedeihen.

b) Ohne sie kann dem Leichtsinn nicht gesteuert werden.
c) Ohne sie wird Andern die Religion nicht ehrwürdig werden.

3) Hülfsmittel zur Beförderung derselben:
a) Oefteres Nachdenken über die Unentbehrlichkeit der Religion.
b) Aufmerksamkeit auf ihre wohlthätigen Wirkungen,
c) Gebeth, und fleißige Uebung desselben.

Zweiter Entwurf.

Von der Entwickelung des religiösen Lebens (Frömmigkeit) im Menschen.

I. Das religiöse Leben, die Frömmigkeit, beginnt immer mit dem demüthigen Gefühle unserer Sündhaftigkeit. — Bevor nämlich der Mensch zum wahren Leben in Gott gelangt, geht er meistentheils in einer gewissen Sorglosigkeit über seinen Seelenzustand dahin, die ihn hindert, Christum zu suchen, und in Ihm eine neue Kreatur zu werden, und diese Sorglosigkeit weicht nur dann, wenn das Gefühl seiner Sündhaftigkeit in ihm erwacht, und das Schwert der Reue ihm durch die Seele geht. Petrus, Magdalena, der verlorne Sohn. — Schmerzlicher, und doch seliger Zustand des Menschen, wenn er sich selbst kennen lernt, und ihm über sein tiefes Verderben endlich die Augen aufgehen; wenn die Anklage des Gewissens: „Du bist der Mann des Todes," und die Frage des zerknirschten Herzens: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" laut wird. Das ist der Anfang der Frömmigkeit, das Beginnen des religiösen Lebens. Und

II. es schreitet fort, wenn aus diesem Gefühle der Glaube sich erzeugt, der Christum sucht, und seine Gnade begierig ergreift. — Umsonst suchen wir Trost in der Welt, wenn uns das Gefühl der Sünde ängstigt; die Welt sagt lieblos: „Da sieh du selbst zu!" — und verdammt. Christus nimmt die Sünder an, und begna-

digt sie mit den Worten: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ —

Ihr Mühseligen, mit Sünden Beladenen, Ruhe für eure Seelen findet ihr nur bey Christus; — Er vergiebt; wo aber Vergebung der Sünden, da ist auch Leben und Seligkeit, da ist auch Friede und Freude im heiligen Geiste; da ist das Gefühl der Begnadigung: „Mir ist Barmherzigkeit wiederfahren,“ und aus dem Grunde des Herzens wiederhallt das Bekenntniß des Apostels: „Herr! wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubet und erkannt, daß Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“

III. Die Frömmigkeit, das religiöse Leben, findet das Ziel und die Vollendung in der Heiligung. — Hat der Christ durch den Glauben Jesum gefunden, so bleibe er bey Ihm, und wache in Treue, daß er Ihn nicht wieder leichtsinnig verliere; er behalte alle seine Worte im Herzen, verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich, und folge Ihm nach; er trachte nach dem, was oben ist. — Nur dann kann Frömmigkeit, das wahre religiöse Leben gedeihen, nur dann die göttliche Gnade das Werk unserer Heiligung in uns fortführen und vollenden, wenn wir mit Christo vereiniget sind und bleiben, damit Er uns in den Dunkelheiten und Finsternissen der Erde erleuchte, in den Trübsalen der Zeit uns erquicke, in den Irrgängen und Versuchungen des Lebens uns leite und stärke, und durch die Wüste dieser Welt uns führe zum Paradiese der Seligkeit. — So reifen wir unserer Vollendung entgegen in der fortschreitenden Heiligung des Sinnes, Herzens und Wandels; so erwahret sich in uns der Ausspruch der ewigen Wahrheit: „Wer in Mir bleibet und Ich in ihm, der bringet viele Frucht; denn ohne Mich könnet ihr nichts thun!“ — So erfüllet sich an uns das Gottes-Wort: „Die Frömmigkeit ist zu Allem nütze, sie hat die Belohnung für dieses und jenes Leben.“ — So gehen

wir, getragen von Gottes Gnade, getrost der Ewigkeit entgegen, und dort erwarten wir von dieser Gnade das Erbtheil der Heiligen, des Himmels unvergängliche Seligkeit. —

Dritter Entwurf.

Ueber die Eigenschaften der wahren Frömmigkeit.

Wenn wir auch die Frömmigkeit eines Menschen nicht anders beurtheilen könnten, als aus den äußern Werken der Andacht, welche er verrichtet, und aus den Stellungen seines Körpers, aus den Zügen, die sich auf seinem Gesichte malen, und aus dem Eifer, der in seinen Augen funkelt, so würden wir doch sehr irren, wenn wir glauben wollten, daß diese äußern Ausdrücke die Frömmigkeit des Christen ausmachen. „Die Gnade der Frömmigkeit ist eine Herzenssache," sagt der heil. Bernardus; im Herzen hat also diese Tugend ihren eigentlichen Wohnsitz, und was wir mit unsern Augen erblicken, ist blos Ausdruck dessen, was im Herzen vorgeht. Die Tugend der Frömmigkeit zeigt sich also unter einer doppelten Ansicht:

1) in so fern sie innerlich ist, und ihren Wohnsitz im Herzen hat, und
2) in so fern sie äußerlich ist, und in den Uebungen der Andacht sichtbar wird.

In ihrem ersten Ursprunge ist die Frömmigkeit die Bereitwilligkeit, mit welcher der andächtige Christ sich Gott widmet, und alle Pflichten erfüllet, welche das Christenthum mit sich bringt. Diese Tugend gründet sich also

a) auf eine innige Liebe Gottes, als die Quelle alles Guten und alles innern Herzenstrostes, auf eine gänzliche Befreiung des Herzens von aller Anhänglichkeit an das Irdische, welches sich mit der Liebe Gottes nicht verträgt, und in dem Herzen jene seligen Gefühle erstickt, die sich in so angenehmen und zum Guten erbauenden Zügen auf dem Gesichte des wahrhaft frommen Christen ausmalen.

b) Auf einen unverdrossenen Eifer, seine Leidenschaften zu bezähmen. Das süßeste Vergnügen, welches die wahre Frömmigkeit gewähret, besteht in der innern Verbindung, in welcher der fromme Christ mit Gott steht. Weil aber die Leidenschaften, wofern man ihnen einen freien Lauf läßt, diese selige Verbindung stören, so kann die Frömmigkeit nur so lange bestehen, als die Leidenschaften beständig verfolgt werden. —

c) Auf ein aufrichtiges Streben nach Besserung. Immer besser und vollkommener zu werden: dies ist das Hauptziel des Christen, dies ist der Zweck aller jener Andachtsübungen, wozu ihn seine Frömmigkeit reizet. Wollte er also nicht mit Ernste immer besser werden, so wäre seine Andacht nur Blendwerk und seine Frömmigkeit nur Heucheley.

Wenn schon die Frömmigkeit eigentlich eine Angelegenheit des Herzens ist, so ist sie doch von den äußern Andachtsübungen dermaßen abhängig, daß sie, ohne dieselben nicht bestehen, und als ein eitles Gedankending angesehen werden kann, sie sind die Wege, welche zur Andacht des Herzens führen; die Mittel, welche sie befördern und unterhalten; denn die Absicht der Andachtsübungen, und des damit verbundenen äußern Dienstes ist:

a) Gott die Verehrung zu erweisen, die Ihm gebührt. Weil aber der Mensch mit Sinnen ausgestattet ist, und die äußern Handlungen und Feierlichkeiten mit vieler Kraft auf ihn wirken, so dienet die Verehrung, welche er Gott erweis't, sehr dazu, die Andacht des Herzens zu entflammen.

b) Ein anderer Zweck der Andachtsübungen ist, daß die Menschen sich gegenseitig erbauen, und zur Tugend aufmuntern. Wie sehr aber die öffentlichen Andachtsübungen und die äußern Ausdrücke der Frömmigkeit, die wir an Andern erblicken, die Andacht unseres Herzens entzünden, mag wohl ein Jeder schon an sich selbst erfahren haben.

c) Auch dies bewirken noch die Andachtsübungen, daß sie denjenigen selbst, der sie verrichtet, anfeuern, und die wahre Frömmigkeit in seinem Herzen mehren.

Vierter Entwurf.

Ueber die Wirkungen der wahren Frömmigkeit.

Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß zur wahren Frömmigkeit viele Wissenschaft und tiefsinnige Betrachtungen erfordert werden. Ein aufrichtiges, und zum Guten bereitwilliges Herz ist der höchsten Frömmigkeit fähig, weil es durch die Gnade Gottes in der Wissenschaft des Heils erleuchtet wird. Man sieht daher wahre Beispiele der Frömmigkeit unter den geringsten Menschen, welche, ob sie gleich keine Weltkenntnisse besitzen, in der Wissenschaft des Heils dennoch sehr erfahren sind, und die seligen Früchte genießen, welche Gott allen denjenigen ertheilt, die eines andächtigen Herzens sind. — Um in den Herzen der Christen eine Liebe zur Frömmigkeit zu erwecken, wollen wir die vorzüglichsten Früchte und Wirkungen der Frömmigkeit herzählen, und ausführlich darstellen.

So wie man den Gottlosen am besten durch seine Werke kennen lernt, eben so zeigt sich's, was die Frömmigkeit ist, durch die seligen Früchte, welche sie bey denen hervorbringt, welche wahrhaft fromm sind.

a) Sie flößt dem Christen Liebe zum Ueberirdischen ein. Ein Herz, das der Frömmigkeit ergeben ist, kann nur an dem Geschmack finden, was zu Gott erhebt; ununterbrochen sehnet sich ein solches Herz nach jenem Wohnsitze, wo der Mensch, von allen Fesseln befreit, in ungestörter Ruhe das genießen kann, wornach es sehnlichst verlangt.

b) Sie schwächet den Hang zur Sünde. So lange der Mensch von Fleisch und Blut seyn wird, wird auch dieser in ihm wohnende Trieb niemals gänzlich erschlafen; aber er kann beträchtlich geschwächt, und un-

thätig gemacht werden; dies bewirkt vorzüglich die Frömmigkeit, weil sie ihm alle Gelegenheiten entzieht, in welchen er thätig werden könnte.

c) Sie erweckt in seinem Herzen Verachtung aller irdischen Vergnügungen. Nur darum strebt der Mensch überhaupt so sehr nach den Vergnügungen der Welt, weil er in denselben eine wahre Glückseligkeit zu finden hofft, und ihre Eitelkeit nicht einsieht. Ueber dieses schädliche Vorurtheil belehret ihn die wahre Frömmigkeit, und deckt den täuschenden Schleier auf, der die Eitelkeit der Welt verbirgt.

d) Sie erleichtert die Erfüllung der Religionspflichten. Nur darum findet der Mensch so viele abschreckende Hindernisse auf dem Wege der göttlichen Gebothe, weil er zu irdisch gesinnt ist. Diese Hindernisse ebnet die Frömmigkeit.

e) Sie belehret den Menschen über den wahren Zustand seines Gewissens, weil sie bey ihm vieles Nachdenken über sich selbst, und öftere Betrachtungen über die Gebothe Gottes veranlaßt.

f) Sie bringt in sein Herz einen süßen Trost, eine reine Zufriedenheit, wovon nur derjenige sich einen Begriff machen kann, in dessen Herzen wahre Andacht glüht.

Fünfter Entwurf.

Ueber die gewöhnlichen Mängel der Frömmigkeit.

So wie die Eigenliebe sich in alle Tugenden zu mischen suchet, so will sie auch auf die Frömmigkeit einen Einfluß haben, und sie nach ihrem Gutdünken leiten. Wenn man den Eigensinn so vieler Menschen betrachtet, die in einem allgemeinen Rufe von Frömmigkeit stehen, möchte man nicht beinahe versucht werden, mit den Feinden der Religion zu glauben, daß Eigensinn und Frömmigkeit, wie zwey getreue Geschwister, miteinander gleichen Schrittes gehen? Aber nur eine Ausartung der Frömmigkeit ist der Eigensinn, und er kömmt nur daher, weil Viele, die sich zur Frömmigkeit be-

kennen, von derselben keine richtigen Begriffe haben; also nur ihnen allein, und nicht der Frömmigkeit selbst fallen die Vorwürfe und Spötteleien zur Last, wodurch die Weltkinder diese edle Tugend herabwürdigen und lächerlich zu machen suchen. Um also diejenigen, welche von der Frömmigkeit keine richtigen Begriffe haben, zu belehren, wollen wir ihnen

1) die Ursachen zeigen, warum ihre Andacht von dem ächten Geiste des Christenthums nicht beseelt ist, und
2) die Hindernisse angeben, welche der wahren Frömmigkeit überhaupt entgegenstehen.

Viele von denen, die sich zur Frömmigkeit bekennen, bedenken nicht, daß der Mensch, wie uns der Apostel versichert, niemals zuverläßig wissen kann, aus welchem Geiste er geleitet wird. Ohne die Triebe, die in seinem Herzen aufwachen, und die er für gut hält, zu prüfen, und in dieser Absicht um himmlische Erleuchtung zu bitten, folget er ihnen blindlings, und daraus entstehen die Verirrungen, wegen welchen man die Frömmigkeit mit etwas Eigensinn zu verschwistern überhaupt so geneigt ist. Es geschieht daher nicht selten, daß Menschen, die im Rufe der Frömmigkeit stehen,

a) so gerne die Hauptsache vernachläßigen, und sich an unnothwendige Nebendinge heften; daß sie sich um unbedeutende Sachen ängstlich bekümmern, und die wichtigsten kaum einer ernsthaften Aufmerksamkeit würdigen. — Es heißt zwar, daß, „wer im Geringen fahrläßig ist, bald in größere Sünden fallen werde.“ Aber damit will man uns blos belehren, daß wir die geringern Sünden meiden sollen, um nicht in größere zu fallen. Wie oft heftet sich aber eine falsch verstandene Andacht ängstlich an Dinge, die oft nicht einmal den geringsten Schein einer Sünde haben?
b) Bey den Frömmlern geschieht es auch meistens, daß sie in der Auswahl ihrer Andachtsübungen nicht die dringensten Pflichten des Christenthums, sondern vielmehr ihren eigenen Geschmack, ein gewisses Wohlgefallen zu Rathe ziehen, und dabey wesentliche Pflichten ihres

Standes ganz außer Acht lassen. Man durchgehe die verschiedenen Stände, und beobachte genau das Betragen derjenigen, die man für fromme Christen hält, und man wird viele dergleichen Hintansetzungen entdecken.

Die Mittelstraße ist die Straße der Tugend, sagt das Sprüchwort; diese zwischen den vielfältigen Abwegen zu unterscheiden, und unwandelbar auf derselben zu wandeln, ist die größte Kunst der christlichen Klugheit. In Absicht auf die Frömmigkeit verfehlen die Menschen sehr leicht die Mittelstraße, und thun entweder zu wenig, oder zu viel. Beides rührt von entgegengesetzten Irrthümern her, die gleich schädlich sind. Entweder behauptet man,

a) daß die äußerlichen Andachtsübungen in der Religion nur ein Zusatz, eine Erfindung der Menschen sind, und daß Gott, der ein geistiges Wesen ist, nur im Geiste angebethet werden soll. — Wäre der Mensch blos Geist, und hienge seine Seele nicht so sehr von den Sinnen ab, so wäre dieser Vernunftschluß richtig. Nun aber hängt der Mensch von seinen Sinnen ab, und wenn äußere Andachtsübungen seine Seele nicht erheben, und sein Herz nicht anfeuern, so bleibt er unthätig und gefühllos, und wer alle äußerliche Frömmigkeit verachtet, der hat innerlich gewiß auch keine, wie es bey allen Feinden der äußerlichen Verehrung Gottes der Fall ist. — Oder

b) man klebt dermaßen am Aeußerlichen, daß man das Innerliche dabey ganz vernachläßiget. Man glaubt, Alles gethan zu haben, wenn man viele äußerliche Werke verrichtet hat, wenn schon das Herz dabey nichts empfand, und um nichts gebessert worden ist.

Man sehe vor Allem darauf, daß man bey seiner Frömmigkeit am Guten immer zunehme, Gott und den Nebenmenschen immer mehr liebe, und daß man sich den Geist des Christenthums vollkommen eigen mache; aber dabey verachte man die Andachtsübungen nicht, und bediene sich derselben, als des besten und einzigen Mittels, um innerlich so zu werden, wie es unser Beruf erfordert.

Sechster Entwurf.

Ueber die wahre Andacht in Vergleichung mit der falschen.

So wie der Tugend oft nichts ähnlicher ist, als eben das Laster, welches ihr entgegengesetzt ist, weil es sich die Maske der Tugend zu geben weiß, eben so ist dem wahrhaft frommen Christen im Aeußerlichen nichts ähnlicher, als der Heuchler. Wem es um das Heil seiner Seele zu thun ist, dem soll daran gelegen seyn, jene Züge genau zu kennen, welche den frommen Christen von dem Heuchler unterscheiden, damit er in der Nachahmung der guten Werke, welche er vor Augen hat, nicht irre geleitet werde, und das für wahre Tugend halte, was nur ein eitler Schein ist. Beide, den Frommen und den Heuchler, wollen wir in einer Vergleichung mit einander darstellen, und betrachten,

1) was sie sind in Absicht auf Gott, den sie durch ihre Tugendwerke verehren wollen, und
2) wie sie sich im Umgange mit ihrem Nebenmenschen verhalten.

Damit wir in Stand gesetzt werden, sowohl den Frommen, als den Heuchler ganz richtig zu beurtheilen, und den Unterschied, der zwischen Beiden ist, vollkommen gewahr zu werden, müssen wir Beide näher betrachten, und bis auf die Absichten, die sie bey ihren Werken haben, zurückgehen. Wir werden finden,

a) daß der wahrhaft fromme Christ bey Allem, was er thut, immer nur darauf sieht, daß er Gott die Ehre erweise, welche er Ihm schuldig ist, und daß diese Verehrung durch die heiligen Gedanken und Entschlüsse, welche sie in seinem Herzen erweckt, in ihm stetes Zunehmen an Kraft und Weisheit bewirke. — Nicht so denkt der Heuchler: nicht um besser zu werden verehret er Gott, denn er glaubt schon vollkommen zu seyn, sondern um selbst geehrt zu werden.

b) Die Abtödtungen, die Bußübungen, die Selbstüberwin-

dungen, welche ein wahrhaft andächtiges Leben mit sich bringen, schrecken den Frommen nicht ab; er scheuet keine Mühe; nichts fällt ihm zu schwer, und es ist ihm schon genug zu wissen, daß Gott etwas will, daß sein Stand es erfordert, daß ein vollkommenes Leben es voraussetzet, um auf die Einwürfe seiner Sinnlichkeit nicht zu achten, und sich muthvoll zur Tugend zu entschließen. — Der Heuchler zieht immer seine Sinnlichkeit zu Rathe, und im Guten wählet er nur dasjenige, was nicht viel Mühe und Selbstüberwindung kostet.

c) Der fromme Christ liebt die Demuth und Verborgenheit, nur mit dem Zustande seiner Seele und mit Gott, dem er die Bedürfnisse derselben offenbaret, suchet er bekannt zu werden. — Der Heuchler tritt gern an's Licht hervor, und er ist weit mehr besorgt zu wissen, was außer ihm vorgeht, was die Menschen von ihm halten und reden, als wie es innerlich mit ihm steht.

Betrachten wir nun Beide, den frommen Christen und den Heuchler im Umgange mit ihrem Nebenmenschen, und in ihrem Betragen gegen sie, so werden wir wieder einen himmelweiten Unterschied zwischen Beiden wahrnehmen.

a) Das Benehmen des Frommen gegen die Menschen, mit welchen er einen Umgang hat, ist sich immer gleich; gegen Jedermann ohne Unterschied äußert er eine herzliche Liebe, duldet fremde Fehler, hält sie geheim, und hütet sich genau, Jemanden zu thun, was ihn selbst kränken würde. — Der Heuchler kümmert sich wenig um seinen Nebenmenschen; er zeigt sich zwar gegen ihn auch liebreich, tadelt ihn nicht in's Gesicht, und hält ihm seine geheimen Vergehungen nicht geradezu vor. Aber in seiner Abwesenheit schonet er seiner Ehre nicht, und verräth die niederträchtigen Ränke seines Herzens.

b) Der Fromme ist gegen Jedermann ohne Ausnahme dienstfertig; was in seiner Gewalt liegt, das leistet er gern, ohne zu fragen, ob ihm irgend ein Vortheil daraus erwachsen wird. — Der Heuchler fragt bey seinen Dienst-

gefälligkeiten vor Allem sich selbst; er berechnet, in wie weit sie ihm Nutzen bringen, findet er diesen nicht, so weiß er durch die künstlichsten Entschuldigungen sich davon zu machen.

c) In Gesellschaften lobt der Fromme an seinem Nebenmenschen, was lobenswerth ist, und entschuldiget, was immer nur einer günstigen Auslegung fähig seyn kann. Dagegen aber verbittet er sich ernstlich alles Lob, das seine Person betrifft; er glaubt aufrichtig, keines zu verdienen. —

Der Heuchler lobt und entschuldigt auch, aber mit einer solchen Geschicklichkeit, daß das Lob, welches er ertheilt, auf ihn zurückfalle; auch nur darum verbittet er sich fremdes Lob, damit es ihm mit desto größerer Freigebigkeit ertheilt werde.

Siebenter Entwurf.

Ueber die falsche Frömmigkeit.

Höchst wunderbar sind die Kunstgriffe, wodurch die Eigenliebe den Menschen blendet, um das Ziel, nach welchem sie unaufhörlich strebt, zu erreichen. Bringt sie es durch ihre Bemühungen nicht dahin, den Menschen ganz lasterhaft zu machen, und in ihm alle Neigungen zu Andachtsübungen und gottseligen Werken zu ersticken, so suchet sie seine guten Werke so zu entstellen, daß sie aufhören gute Werke zu seyn, und auf diese Art vermag sie es, aus so manchem zur Frömmigkeit vielleicht nicht abgeneigten Menschen einen Heuchler zu machen. Wer der Andacht ergeben ist, soll sich gegen die Verführungen seiner Eigenliebe sehr hüten; denn wofern er sich nicht fleißig prüfet, kömmt er in die Gefahr, nicht nur den Werth seiner guten Werke zu verlieren, sondern unvermerkt in manche Laster zu fallen. — Um Jedermann gegen die Gefahren der falschen Frömmigkeit zu warnen, wollen wir beweisen,

1) daß sie eine große Beleidigung Gottes in sich begreift, und
2) daß sie der Seele höchst schädlich ist.

Gott fordert von allen Menschen, die seine Verehrer seyn

wollen, daß sie Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethen; im Geiste: ihre Andacht soll sich auf eine wahre Kenntniß Gottes und ihrer Pflichten gründen; in der Wahrheit: ihre Frömmigkeit soll eine reine und ungeheuchelte Herzenssprache seyn, und nicht blos ein äußeres Werk der Scheinheiligkeit. Nun bethet der Heuchler Gott nicht im Geiste an; denn

a) er handelt, als wäre Gott nicht allwissend, und durchsähe bey seinen gutscheinenden Werken die unlautern Absichten nicht, welche darunter verborgen liegen; er handelt, als kännte er seine Pflichten nicht, welche von jedem Menschen fordern, daß er Gott nicht betrüge, sondern sich mit einem lebhaften Glauben Ihm nähere, und die zur Belebung dieses Glaubens nothwendigen Werke mit Eifer, und ohne Betrug erfülle. — Er bethet Ihn auch nicht in der Wahrheit an; denn

b) indem der Heuchler Gott durch blos gutscheinende Andachtsübungen verehren will, handelt er nicht aufrichtig; er bietet Ihm gleichsam die Schaale, anstatt der Frucht dar. — Daß aber ein solcher Betrug eine große Beleidigung Gottes seyn müsse, indem er sein allwissendes Auge gleichsam hintergehen will, ist leicht erklärbar.

Auch höchst gefährlich für das Seelenheil ist das Betragen des Heuchlers, der seine guten Werke mit unreinen Absichten verrichtet.

a) Die erste Folge ist, daß die Scheinheiligkeit ihm zu einer Art von Gewohnheit werde. Er ist alsdann nicht mehr im Stande, einen ernsthaften Rückblick auf sich selbst zu werfen, und sein Gewissen zu erkennen. Der Betrug wird ihm so geläufig, daß er ihn von dem, was er nicht ist, nicht mehr unterscheidet. Wie ist aber Buße und Besserung möglich, wo keine Selbstkenntniß ist?

b) Wer sich eine gewisse Zeit mit scheinheiligen Werken zu begnügen angewöhnt hat, verfällt in eine Art von Sorglosigkeit über das Heil seiner Seele; er glaubt, daß es in Sicherheit sey, weil er es durch seinen Selbstbetrug

dahin gebracht hat, daß ihm in manchen Stücken Tugend für Laster und Laster für Tugend gilt, und auf diese Art machet er sich ein falsches Gewissen, welches für seine Seele ein äußerst gefährlicher Zustand ist.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Ohne Tugend keine wahre Frömmigkeit. 5. B. Mos. 10, 12. 13. — 1. Kön. 15, 22. — Ps. 36, 31. — Ebend. 39, 7. — Ebend. 50, 18. 19. — Sir. 35, 1—9. — Mich. 6, 6—8. — Ose. 6, 6. — Hebr. 13, 16. — Jak. 1, 27. — Mark. 12, 32. 33. — 1. Tim. 4, 8. — Matth. 7, 21. — Apostelgesch. 10, 35. — 1. Petr. 3, 13. — Spr. 8, 13. —

Bloße äußerliche Gottesverehrung ohne Herzensreinheit kann Gott nicht wohlgefallen. Sir. 7, 8. 9. — Ebend. 35, 12—14. — Ebend. 34, 18—21. — Amos. 5, 22. — Jak. 1, 26. — Isai. 29, 13. —

Wahre Frömmigkeit muß unser ganzes Leben zu einem lebendigen Gottesdienst machen. Röm. 12, 1. 2. — Ebend. 15, 16. — 1. Kor. 3, 16. 17. — Ebend. 6, 19. 20. — Röm. 14, 7. — 2. Kor. 5, 15. — Baruch. 3, 7. — Sir. 2, 15—18. — Spr. 14, 2. — Röm. 6, 10—15. — Kol. 3, 17. — 1. Kor. 10, 31. — Joh. 15, 8. — 1. Tim. 1, 5. 6. — 2. Kor. 6, 4—10. — Isai. 56, 1. 2. — 1. Petr. 1, 14—17. —

Stellen aus den heiligen Vätern.

Es ist ein Vergnügen, das den Gottlosen nicht gegeben wird, sondern nur denen, welche Dir, o Herr, herzlich dienen; und Du selbst bist jenes Vergnügen. **Augustin.** in Confess.

Wenn man nur äußerlich thut, was Gott befiehlt, wenn man es gleichsam nur mit den Händen, und nicht im Herzen

thut, wer ist so thöricht zu glauben, daß die Gebothe Gottes dadurch erfüllt werden? Augustin. Quaest. 54. in Deuter.

Ist nicht die Liebe die Verehrung, welche man Ihm leistet? Derselbe in Ps. 32.

Die wahre Frömmigkeit ist eine Gottesverehrung. Derselbe Lib. 4. de Civit. Dei. cap. 23.

Ohne wahre Frömmigkeit und Religion wird der schönste Geist zum Hochmuth verleitet, und er fällt in die Sünde. Derselbe Lib. 2. de Civit. Dei. cap. 5.

Süßer sind die Thränen der Bethenden, als die Belustigungen der Theater. Augustinus in Ps. 127.

Heucheley ist der Freundschaft Feind. Ders. Epist. 135. ad Sever. Abbatem.

Heucheley ist ein falsches Lob. Ders. in Ps. 140.

Wer das Göttliche versucht hat, dem schmeckt das Irdische nimmermehr. Bernardus in Epist.

Bitter findet die Welt der, dem der Heiland süß vorkömmt. Derselbe in Serm.

Mein Gott, und mein Alles! O! ein Wort voll Süße und Lieblichkeit, aber nur dem, der das ewige Wort lieb hat. Thom. v. Kemp. v. d. Nachf. B. 3. H. 34. N. 1.

Wo Heucheley ist, da ist Betrug. Augustin. Lib. 2. contra Jul. cap. 8.

Von Außen glänzt der Heuchler, innerlich ist er Koth. Derselbe ebendaselbst.

Die Tugend der Andacht ist der Ordnung nach die erste, weil sie die Grundlage aller übrigen ist. Billig hat sie also Gott von Abraham gefordert. Ambros. Lib. de Abraham.

Der Heuchler wünscht die heiligen Lehren zu wissen; aber vollziehen will er sie nicht. Gregor. Lib. 15. Moral.

Er will gelehrt sprechen, aber nicht rechtschaffen handeln. Derselbe a. a. O.

Der Heuchler stempelt die Tugend zum Laster. Chrysologus Serm. 7.

Wer du immer dir einen bequemen und heiligen Ort suchest, um da zu Gott zu bethen, reinige dein Innerstes,

verbanne alle bösen Begierden daraus, und bereite dir im Frieden deines Herzens eine Einsamkeit. Willst du im Tempel bethen, so bethe in dir, und handle immer so, daß du ein Tempel Gottes seyn mögest. Denn Gott erhöret dort, wo Er wohnt. Augustinus Tract. 15. in Joann. n. 19.

Der ergießt sich auf eine rechte Weise in Gottes Lobgesänge, dessen Werke im Einklange sind mit der Stimme. Ist der Lobgesang geendet, so schweigt die Stimme; aber das Leben, das in den guten Werken verharret, schweiget nie vom Lobe Dessen, von dem es die Freude hat, daß Er in ihm wirke. Derselbe Enarr. in Ps. 146. n. 2.

Gott, der überall ist, werden wir nicht durch Orte, sondern durch Handlungen entweder ferne oder nahe; denn wie die Unähnlichkeit trennet, so vereiniget uns mit Ihm die Nachahmung. Derselbe Enarr in Ps. 34. Serm. 2. n. 6.

Suchest du Gott, so suchest du die Freude. Wer aber Gott suchet, freue sich nicht seiner selbst, sondern des Herrn. Nähert er sich zu Gott, so wird seine Unwissenheit erleuchtet, seine Schwäche gestärkt, und es wird ihm Erkenntniß zum Sehen, und Liebe zum Flammen gegeben. Derselbe Enarr. in Ps. 104. v. 4.

Die Frömmigkeit ist unter allen Zierden die vortrefflichste. Gregor. v. Naz. Adv. Jul orat. 3.

Die, welche sich der Frömmigkeit ergeben, werden in diesem Leben verlacht. Derselbe Orat. 21.

Eine fromme und Gott theure Seele unterordnet alles Menschliche dem Göttlichen. Derselbe Orat. 19.

Wer sich Gott und Christo weihet, verlangt nicht ein irdisches, sondern das himmlische Reich. Es ist aber ein stetes Bethen und Bitten nöthig, daß wir vom himmlischen Reiche nicht wegfallen. Cyprianus de oratione Domin.

Es sey ferne von uns, daß wir wähnen, die wahre Freude sey im Lande derer, die ein üppiges, sinnliches Leben führen. Wechselt ja doch Alles so sehr auf Erde. — Ein vollkommen frommes Gemüth findet in der Sicherheit seines Gewissens die bleibende Freude, deren Wonne nie ausgeht.

Ist der Geist von dem Staube der Welt gereiniget, und sieht er mit ganzer Innigkeit auf Gott hin, so freuet er sich mit großer Freude, und frohlocket in Gott, seinem Heile. Eine solche Seele verachtet Drohungen, kennt keine Furcht, wirft jede falsche Hoffnung weg, ist jedem Aergernisse unzugänglich, und ruhet im Frieden für und für. Bernard. de S. Victore Serm. 2.

Ausgearbeitete Stellen.

Was wahre Frömmigkeit sey?

So wenig die Juden deßhalb wahre Israeliten waren, weil sie sich zum Gesetze Mosis bekannten, Gott den Gott ihrer Väter nannten, sich mit dem Titel eines auserwählten Volkes brüsteten, das Zeichen der Beschneidung an ihrem Leibe trugen, den Tempel ihres Herrn in ihrer Mitte hatten, allen äußern Gottesdienst nach der Vorschrift des Ceremoniengesetzes eifrig mitmachten: eben so wenig können sich Jene einer wahren Frömmigkeit rühmen, die sich allein an das Bekenntniß des Glaubens, an äußerliche Religionsübungen halten. Zwar ist ein öffentliches Geständniß des wahren Glaubens nothwendig, es ist die erste Bedingung, es ist der Anfang zur Begnadigung und Seligkeit; aber die ganze Wesenheit, die Vollendung, das Recht zur Glückseligkeit eines Christen macht es nicht aus. Nur „Herr, Herr" sagen, nur an Jesum, als an seinen Mittler, Erlöser, Aussöhner, Gesetzgeber und Richter glauben, und Ihn bekennen, allen von Ihm geoffenbarten Wahrheiten beipflichten, in seinen Werken aber diesen Glauben nicht bethätigen, den Willen, die Gesetze Dessen nicht erfüllen, den wir als Herrn und Gesetzgeber verehren, ist nur halbes, mangelhaftes, unfruchtbares Christenthum, das weder auf den Beifall Gottes, noch auf eine Belohnung Anspruch machen kann. Wie entscheidend sind nicht hierüber die Aussprüche Jesu, in denen Er nur

den lebhaft und werkthätig Glaubenden, nur den Beobachtern seiner Gebothe, nur den Vollziehern seines Willens, die Ehre, unter seine Anhänger zu gehören, den Antheil an seinem Reiche zusichert. Was hilft euch also die Stimme Jakobs, was nützt euch das Bekenntniß des Mundes, wenn eure Werke mit den Worten nicht übereinstimmen? Wenn ihr eurem erkannten Gott mit Unbilden, eurem Erlöser mit Undank, eurem Gesetzgeber mit Ungehorsam, eurem Richter mit Verachtung begegnet? Wenn ihr von den Religionsgeheimnissen mit Hochachtung sprechet, und der Einfluß, der Geist, der Zweck derselben in eurem Leben nicht sichtbar wird? Wenn ihr die Sittenlehren der Religion als weise, gerecht und heilig anrühmt, und sie dennoch weder in euren Gesinnungen noch in eurem Wandel eine Aenderung bewirken? Zu was, sage ich, soll dieses Lippenwerk, dieser Mundglaube, dieses unwirksame Bekenntniß dienen? Nicht dies ist wahre Andacht, wahre Frömmigkeit, sondern eine vollkommene Uebereinstimmung des Mundes mit dem Buchstaben des Gesetzes: dies ist wahre Frömmigkeit.

Verschiedene Erklärungen, welche die heil. Väter dem Worte: Andacht gegeben haben.

Die Tugend der Andacht, welche der Ursprung, die Grundlage der Frömmigkeit ist, haben die heiligen Väter auf verschiedene Arten erklärt. Augustinus und Bernardus sagen, sie sey jene Herzenszufriedenheit, jener innere Trost, den die fromme Seele bey der Betrachtung himmlischer Dinge genießt. Ambrosius und Gregorius heißen Andacht einen gewissen innern Trieb, jenen Hang zu den Uebungen der Andacht, jene Liebe zu Allem, was sich auf die Verehrung Gottes bezieht. Andere halten dafür, sie sey eine Empfindung, ein seliges Gefühl des Herzens, welches durch den Anblick und die Betrachtung der himmlischen Dinge heftig gerührt wird, und sich oft in Liebesthränen ausgießt. Wieder Andere behaupten, daß die Andacht eine heilige Freude, jene Bereitwilligkeit des Geistes sey, mit welcher die Heiligen Gott verehren,

und die Pflichten des Christenthums erfüllen. Diese obgleich in etwas von einander unterschiedenen Erklärungen stimmen in so weit mit einander überein, daß die wahre Andacht, welche man auch Frömmigkeit heißt, in dem in allem Betracht christlichen Lebenswandel bestehe.

Die wahre Frömmigkeit muß sich vor Allem auf die Liebe Gottes und des Nächsten gründen.

In dem Evangelium und in den apostolischen Schriften, wird den Christen zuerst Liebe Gottes über Alles, eine daraus abgeleitete Nächstenliebe, die der Selbstliebe gleich ist, und die sich darauf gründende getreue Beobachtung der Berufspflichten aufgetragen: hierin muß also die wahre Andacht des Christenthums, die ächte Frömmigkeit bestehen; und nur Jener beweis't sich als einen guten Gläubigen, als ein gehorsames Kind des ewigen Vaters, als einen redlichen Jünger Jesu, nur Jener macht sich seiner Vaterhuld, der Gnade seines Sohnes, und der durch Ihn gemachten Verheißung eines ewig glückseligen Lebens würdig, der diese Liebe Gottes und des Nächsten zum Grunde seiner Handlungen legt. Der also den wahren Gott erkennet, Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethet, Ihn mit einem reinen, einfachen Kindersinn fürchtet und liebet, sein Herz und seine Handlungen nur nach Ihm richtet, seine Befehle ohne Ausnahme und Einschränkung, gewissenhaft, treu, vollkommen, beständig nur aus Achtung gegen Ihn, nur aus Gehorsam gegen Ihn vollzieht, und sich vertrauenvoll seinem weisen und gütigen Willen überläßt, ist ein würdiger, belohnungswerther Christ. Diese ächte Verehrung Gottes wird ihn zur Nächstenliebe, diesem Grundgebothe unserer Religion, diesem entscheidenden Merkmale eines wahren Jüngers Jesu, anfeuern; er wird eine aufrichtige, theilnehmende, thätige Liebe gegen Alle, auch seine Feinde haben; er wird mit einem redlichen, wohlwollenden, uneigennützigen Herzen die thätigste Sorge für die Aufrechthaltung der Güter der Gnade, der Ehre, des Glückes seiner Mitbrüder tragen, und überhaupt das thun, was er wünscht, daß

ihm von Andern gethan werde, und so wird er den Nächsten lieben wie sich selbst.

Die wahre Frömmigkeit hat ihren Wohnsitz im Herzen.

Es läßt sich leicht denken, daß Gott, der allwissend ist, „der die Menge der Sterne zählet, und alle mit Namen nennet," und dessen durchdringendem Blicke unsere verborgensten Gedanken nicht entgehen, uns Menschen nicht so beurtheile, wie wir einander beurtheilen. Wir halten uns gewöhnlich an das, was uns unsere Sinne sagen, an das, was wir sehen oder hören; — und wenn wir auch zuweilen von dem Aeußern auf's Innere schließen, wenn wir auch aus verschiedenen, gegen einander gehaltenen Handlungen eines Menschen die Absichten errathen wollen, die er gehabt haben mag, so können wir uns doch nie zuversichtlich auf unsere Urtheile verlassen, weil das Aeußere oft betrügt, und in tausend Fällen eben das Gegentheil dessen bedeutet, was es zu bedeuten scheint. — Gott aber sieht bis in unser Herz; Er sieht alle unsere Gedanken und Begierden, und Er kennt alle unsere Absichten und Zwecke. Bey Ihm hilft weder Schein, noch Verstellung; äußere Bewegungen, ausdruckvolle Geberden und gekünstelte Mienen, wären sie auch noch so täuschend, können Ihn nicht trügen, weil seine Blicke die Herzen und Nieren selbst durchsuchen. Das Innere bestimmt also in den Augen Gottes den Werth des Menschen; es ist der eigentliche Maaßstab, wovon Er alle seine Tugenden und Handlungen, alle seine Werke und Andachtsübungen abmißt. Wenn wir also bethen; wenn wir unter der Last unserer unvollkommenen Natur seufzen, den Beistand Gottes erflehen, so kömmt Alles darauf an, wie alsdann unser Herz gestimmt ist. Er sieht, ob wir unsere Bedürfnisse, und das Unvermögen, sie selbst zu befriedigen, erkennen; ob wir mit Gefühlen einer wahren Reue und einer ungeheuchelten Demuth uns zu Ihm wenden, und ob unter unserm Gebethe, wie gar oft der Fall ist, etwa nicht ein schändlicher Eigennutz, der seinen Absich-

ten ganz zuwider ist, verborgen liege. Die äußern Ausdrücke der Andacht, niedergeschlagene Augen, liebevolle Blicke, heilige Seufzer und demüthige Stellungen des Körpers können nur in so fern zur Kraft unseres Gebeths etwas beitragen, als sie unwillkührliche Folgen eines lebhaft gerührten Herzens sind, und als sie ohne unser Wissen und Willen gleichsam von selbst entstehen.

Sie soll vorzüglich zwey Haupteigenschaften haben.

Damit unsere Frömmigkeit Gott angenehm seyn könne, muß sie vorzüglich zwey Eigenschaften haben; die erste, daß wir Gott für das erkennen, was Er wirklich ist, und die zweite, daß wir unser Herz auf eine Ihm angenehme Art zu stimmen suchen. Mir scheint es, der Heiland habe uns dies lehren wollen, als Er sagte: „Die Zeit kömmt, wo die „wahren Anbether den Vater im Geiste und in der Wahrheit „anbethen werden.“ Joh. 6, 32. Unsere Verehrung Gottes muß nothwendiger Weise auf diesem Grundsatze beruhen, daß wir von Gott richtige Begriffe haben, und Ihn für das erkennen, was Er ist. Dazu wird erfordert, daß wir uns nur mit reinen Absichten zu Ihm nähern, und uns ohne Vorbehalt bereitwillig zeigen, seine Befehle zu erfüllen. Das erstere, die richtige Erkenntniß Gottes, wird durch die **Anbethung in der Wahrheit**, und das andere, die Bereitwilligkeit des Herzens, durch die **Anbethung im Geiste** vorgestellt. Die Anbethung in der Wahrheit verabscheuet also Alles, was nicht aufrichtig ist, was mit Verstellung und Heucheley bemäntelt wird. Die Anbethung im Geiste dagegen haßt alle äußere Werke, woran das Herz keinen Theil hat, weil die Andacht aus dem Herzen hervorkommen soll. Also nur die wahren Anbether im Geiste und in der Wahrheit sind auch einer wahren Frömmigkeit fähig.

Bild eines wahren Anbethers im Geiste und in der Wahrheit.

Nur derjenige Christ allein ist ein wahrer Anbether Gottes im Geiste und in der Wahrheit, dessen Frömmigkeit ungeheuchelt ist, „der in seinem Herzen die Wahrheit redet, auf dessen Zunge kein Betrug ist,“ und bey dem eine vollkommene Uebereinstimmung des Aeußern mit dem Innern Statt hat. Ein solcher Christ kennt seine Sünden und seine Schwachheit; er weiß, daß vor den Augen Gottes Alles nackt und offen ist, und daß er seine Vergehungen vergebens durch Entschuldigungen würde zu beschönigen suchen. Nicht wie der Pharisäer beruft er sich auf die guten Werke, die er etwa ausübt, weil ihm wohl bekannt ist, daß, wenn sie für das zukünftige Leben Kraft und Wirkung haben, dies nicht ihm, sondern der Gnade Gottes, mit welcher er sie verrichtet hat, zugeschrieben werden muß, und daß wir für jede tugendhafte Handlung, derer wir uns rühmen, und die wir uns allein zueignen, auch nur von uns allein den Lohn zu hoffen haben. Nur die Sünden betrachtet er als sein eigenes Werk, weil er nie vergißt, daß auch bey dem Gerechten jeder Tag seine Bosheit mit sich bringt; er weiß, daß tausend eitle Gedanken, ehrsüchtige Absichten, und heimliche Selbsterhebungen über seine besten Handlungen einen Schatten werfen, und sie in den Augen Gottes in ein ganz anderes Licht stellen, als sie vor unsern schwachen Blicken erscheinen; er weiß, daß er in der Bekämpfung seiner Leidenschaften, die er wohl kennt, nicht mit Eifer und Thätigkeit zu Werke geht, und daß er in der Aufsuchung jener, die er noch nicht kennt, etwas saumselig und schläfrig ist, und ist er ein großer Sünder, so ist er auch überzeugt, daß alle seine Tritte mit Lastern bezeichnet sind. So oft er also auf sich selbst zurückblicket, sieht er nur Unwürdigkeit; ganz beschämt und mit niedergeschlagenen Augen steht er in der Gegenwart Gottes; seine Seele sinkt gleichsam bis in ihr Nichts herab, und sein Herz wird von Gefühlen einer

wahren, aufrichtigen Reue ganz erschüttert. Erhebt er sein Haupt aufwärts, und richtet er seine Blicke gen Himmel, so geschieht es blos, um die Barmherzigkeit jenes allmächtigen Wesens, von dem er Alles zu fürchten und zu hoffen hat, desto mehr zu erweichen, und dessen Aufmerksamkeit gewissermaßen auf sich zu ziehen. Seine Blicke sinken dann wieder; mit tiefster Demuth bethet er das allerheiligste Wesen an; er schlägt auf seine Brust, und spricht mit dem Publikanen: „Gott sey mir Sünder gnädig!"

Die wahre Frömmigkeit setzet voraus, daß man Allem, was Pflicht ist, den Vorzug über das gebe, was blos Andacht ist.

Um Gott gefällig zu seyn, muß man Alles wollen, was Er will, und zwar in derselben Ordnung, wie Er es will. Nun aber fordert Gott von uns, daß wir vor Allem erfüllen, was Pflicht ist, und besonders was unser Stand mit sich bringt. „Du magst Gott," sagt der heilige Bernardus, „ein gutes Werk darbieten, welches es immer sey, so ist es „Ihm nicht angenehm, wenn du das verabsäumest, was deine „Pflicht ist." Wären alle Menschen von diesem äußerst wichtigen Grundsatze vollkommen überzeugt, so würde man unter den sogenannten frommen Personen nicht so viele sehen, welche in der Erfüllung ihrer Standespflichten schläfriger, in ihrem Hauswesen nachläßiger, für die Erziehung ihrer Kinder weniger besorgt, in der Beurtheilung ihrer Nebenmenschen liebloser, im Umgange mit ihren Nachbarn zanksüchtiger, gegen ihre Vorgesetzten unbeugsamer, als nicht fromme Weltmenschen sind? Warum hat Jesus den Pharisäern so schreckliche Strafgerichte angekündigt? Von Krausemünze, Anis und Kümmel, welche die unbedeutendsten Gewächse waren, entrichteten sie mit einer überaus genauen Gewissenhaftigkeit die Zehnten, die weit wichtigern Pflichten des Gesetzes aber, die der Gerechtigkeit, der Menschenliebe und Treue, unterließen sie. Könnte man nicht mit gleichem Rechte zu so manchem Andächtler sagen: Wehe dir, der du ganze Stunden im Gebethe zubrin-

gest, und dich mit dem größten Eifer den Andachtsübungen ergiebst, und dann, wenn du wieder nach Hause kommest, durch deine Zanksucht, durch deine lieblose Reden, deine harten und oft ungerechten Begegnungen deinen Kindern, deinen Dienstbothen und Nachbarn zum Aergernisse bist. „Du rühmest „dich," sagt der heil. Augustin, „der häufigen Beiträge, wo„mit du die Armuth unterstützest, und die Kirchen bereicherst, „und du bezahlest deine Schulden nicht? Wird Gott nicht „zu dir sprechen: Wie! du sagst, was du gegeben hast? und „Ich sage zu dir: du hast es gestohlen."

Die äußern Werke der Andacht allein machen die ächte Frömmigkeit nicht aus.

Nicht selten sieht man Menschen, welche sich als thätige Anhänger und Freunde der Religion zeigen wollen; sie nehmen an allen äußerlichen Andachtsübungen Antheil, entrichten viele und lange Gebethe, stellen sich öfters beim Bußgerichte und heiligen Abendmahle ein, sind bey andächtigen Versammlungen gegenwärtig, und sie glauben dadurch ein bewährtes Zeugniß ihres Christenthums abzulegen. Ich läugne nicht, daß alle diese Uebungen heilig, ehrwürdig und nothwendig seyn; ich spreche ihnen weder den Werth noch den Nutzen ab; ich gestehe, daß sie wirksame Mittel sind, das wahre Christenthum hervorzubringen, und daß sie nothwendige äußerliche Kennzeichen einer innern Andacht sind; aber die ganze Wesenheit des Christenthums machen sie nicht aus; denn wie Viele bedienen sich des schönen Außenwerks zur Befriedigung ihres Eigennutzes, zur Nahrung ihres Stolzes, zum Deckmantel ihres heuchlerischen, bösen Herzens, zur Verhüllung ihres unchristlichen Wandels; bey diesen also kann das äußere Mitmachen der ehrwürdigsten Religionshandlungen von keinem wesentlichen Werthe seyn, so wie Jesus die vielen Gebethe, Reinigungen und Opfer der Pharisäer nur deßwegen verwarf, weil ihr Herz verdorben war, und sie die Hauptpflichten des Gesetzes außer Acht ließen. Jene also, die Kirchen und Altäre besuchen, die Heiligen verehren, gottseli-

gen Bündnissen beitreten, die heilige Messe und Predigt hören, sogar die Sacramente der Kirche empfangen, bey dem allem aber ungebesserte, unedle, lasterhafte Menschen bleiben, verdienen nicht einmal den Namen eines Christen, sie sind Gleißner, die das Christenthum entehren und schänden; und sey es auch, daß sie jezuweilen ein und andere Tugendpflichten erfüllen, so sind es meistens Tugenden, die mit vielen andern Lastern verunreiniget sind, oder bey denen der Grund, die Absicht, die Meinung, unedel, eigennützig, blos irdisch und sinnlich ist; weil also ihr Auge schalkhaft ist, so ist der ganze Körper ihrer gutscheinenden Werke finster; weil die Wurzel böse ist, so sind es auch die Früchte; weil die Quelle trübe ist, so ist auch der Fluß unlauter; weil ihr Inneres vergiftet ist, so ist auch das Aeußerliche angesteckt. Der Kern, die Wesenheit des Christenthums ist zernagt; sie zeigen die Schaale, und so zu sagen den Leib der Religion, aber es mangelt ihnen die innere Güte, der Geist derselben; Jesus hält sie also nicht für die Seinigen; Er kennt sie weder für jetzt, noch für die Zukunft; denn ihre Frömmigkeit ist nur eitler Schein.

Die äußern Werke der Andacht werden zur ächten Frömmigkeit erfordert.

Die wahre Verehrung Gottes, wenn man sie an sich und ohne Rücksicht auf die gegenwärtige Lage des Menschen betrachtet, soll blos innerlich seyn, und im Herzen sowohl ihren Anfang, als ihre Vollendung haben. Gott als das höchste Wesen anbethen, seine unerschöpflichen Vollkommenheiten betrachten und bewundern, sich durch die Seufzer einer reinen Liebe zu Ihm erschwingen, und sich mit Ihm vereinigen, Ihn loben und preisen: dies ist die Religion der himmlischen Chöre, und diese innerliche und unsichtbare Religion des Herzens wäre auch die Religion des Menschen, wenn er, wie der heilige Augustin sagt, den Zustand der Unschuld und Gerechtigkeit nie verlassen hätte. Als Abstämmlinge unseres untreu gewordenen Vaters tragen wir auch die Strafe seiner Untreue, als Kinder fleischlicher Aeltern werden wir mit Fleisch und

Blut geboren; unsere von den Sinnen ganz abhängige Seele kann ohne sie beinahe nichts thun. Sie bedarf also äußere Gegenstände, äußere Uebungen und Zeremonien, welche mittelst der Sinne ihren Glauben unterstützen, ihre Liebe zu Gott anfachen, ihre Hoffnung unterhalten, ihre Aufmerksamkeit erleichtern, den Gebrauch der Sinne heiligen, und dadurch uns Menschen, die wir uns zu einem und demselben Glauben bekennen, einen und denselben Gott in unsern kirchlichen Versammlungen verehren, desto inniger mit einander vereinigen. Dies ist jetzt die Religion des Menschen auf der Erde. Durch Sinnbilder und Figuren, durch Gleichnisse und Aehnlichkeiten mußte sein flatterhafter Geist festgehalten, und gleichsam gefesselt werden. Wir wissen, daß schon die ersten Menschen ihre Andacht durch äußere Werke versinnlichten. Abel bot Gott Opfer dar; Enos rief den Namen des Herrn mit der Pracht äußerer Zeremonien an; die Patriarchen errichteten Altäre, und Moses Gesetze vermehrten die Gebräuche immer mehr. Die Religion des neuen Bundes, weil sie weniger sinnlich, als jene des alten Bundes ist, behielt weniger Gebräuche, aber sie schloß sie nicht gänzlich aus. Selbst der Erlöser zeigt sich unter Brod- und Weinsgestalten sichtbar, und mittelst unserer Sinne steigt Er in unser Herz hinab; eben dieses Geheimniß seiner unbegreiflichen Liebe sollte bis zum Ende der Welt der vorzüglichste Gegenstand unserer äußern Verehrung und das kräftigste Nahrungsmittel unserer Frömmigkeit seyn.

Zweck und Nutzen der äußern Andachtsübungen.

Dasselbe Gesetz, welches uns verpflichtet, im Herzen zu glauben, gebietet uns auch mit dem Munde zu bekennen, und durch äußere und sichtbare Werke Beweise unseres Glaubens und unserer Frömmigkeit an den Tag zu legen. Die Absicht Gottes, der uns diesen Befehl gab, ist, daß wir dem Herrn, von welchem wir abhangen, die Ehre geben, und vor allen Menschen bekennen, daß Ihm allein Ehre und Anbethung gebührt; daß wir die geheimen Gutthaten seiner Barmherzig-

keit bekannt machen, und Andere, denen sie dadurch offenbar werden, bewegen, ihre Dankgefühle mit den unsern zu vereinigen; daß wir unsere Brüder erbauen, und sie zur Tugend anfeuern; daß wir die Schwachen aufmuntern, und sie durch unsere Standhaftigkeit gegen die Verführungen der Welt sichern; daß wir durch äußere Beweise von Frömmigkeit das Aergerniß, welches wir gegeben haben, wieder gut machen; und endlich, daß wir die Gottlosen, die Feinde der Religion zu Schanden machen, und ihnen das Geständniß abdringen, daß auf der Erde noch wahre Tugend sey.

Gegen diejenigen, welche die äußern Andachtsübungen als eiteln Zusatz verschreien.

Niemals mehr, als in unsern Zeiten hat der Unglaube, von gewissen Irrlehren unterstützt, der Religion vorgeworfen, daß die äußern Andachtsübungen eitler Zusatz sind, und den Aberglauben befördern. Der Gebrauch der Sacramente, die Verehrung Mariens und der Heiligen, die Abtödtungen des Körpers und der Sinne, die äußere Pracht des Gottesdienstes, und allgemein eingeführte Gebräuche, deren Ursprung bis in's höchste Alterthum hinaufsteigt, und die uns eben dadurch den zuverläßigsten Beweis ihrer heiligen Stiftung darbieten: alles dies ist im Munde des Unglaubens Menschenerfindung, und soll zum Wesen der Religion nicht gehören. Aber möchte man eben diese Tadler nicht fragen, ob sie dann, weil sie allem Aeußern so gehäßig sind, jene Pflichten, die blos innerlich sind, oder die mit den äußern Andachtsübungen in keiner Verbindung stehen, um so genauer erfüllen? Sind sie Beispiele der Tugend, als Ehegatten, als Hausväter, als öffentliche Beamte, als Christen? Zeichnen sie sich im Handel und Wandel durch eine gewissenhafte Redlichkeit aus? Heget ihr Herz weder Neid noch Haß, weder Rachgierde noch Schadenfreude, weder Ehrsucht noch übertriebene Prachtliebe? Dies ist doch, wie sie selbst sagen, das Hauptwesen der Religion. Ach möchten sie aufrichtig gestehen, warum sie so sehr gegen die äußern Andachtsübungen der Religion eifern! Durch den Haß, den

sie ihnen zeigen, wollen sie den geheimen Haß, den sie der Religion, und Allem, was sie in ihrem sinnlichen Genusse störet, geschworen haben, gleichsam decken. Beobachteten sie genau das, was sie selbst das Hauptwesen nennen, so würde auch bald alle Abneigung gegen die Andachtsübungen bey ihnen verschwinden.

Wahre Frömmigkeit setzt Beständigkeit im Guten voraus.

In der Beurtheilung der Frömmigkeit sind wir Menschen gewöhnlich etwas voreilig und leichtsinnig. Wir sehen bey einem Menschen eine Thräne des Mitleids fließen, oder wir bemerken eine gute That; oder wir hören ihn mit Wärme von Religion und Tugend sprechen, und sogleich rühmen wir ihn als einen rechtschaffenen Mann. Wir vernehmen, daß ein Anderer, der bey seinen Religionsübungen viel Eifer beweiset, einen Fehler begangen hat, und sogleich sind wir mit dem Ausspruche fertig: Er ist ein Heuchler. Und doch können wir uns in beiden Fällen irren. Dieser kann Trotz seines begangenen Fehlers, zu welchem er in einem schwachen Augenblicke hingerissen wurde, der Religion und Tugend redlich ergeben seyn; Jener kann nur in diesem einzelnen Falle, oder aus Temperament, oder aus gewissen Absichten gut gehandelt haben. Alles wird also darauf ankommen, ob der Mensch sich gleich bleibt: ob Mund und Wandel, Gefühle und Thaten mit einander übereinstimmen. Wer viel äußere Andacht und Ehrfurcht vor Gott und seinem Worte zeigt, aber nicht die geringste Spur davon in seinen Gesinnungen, und in seinem Verhalten ausdrückt, die Befehle Gottes in jedem Augenblicke übertritt, und die äußern Vortheile des Lasters dem innern Lohne der Tugend vorzieht; wer viel vom Vertrauen auf Gott spricht, und die Ruhe und Freude preis't, die derjenige schmeckt, welcher auf Gott sich verläßt, aber bey dem kleinsten Unfall muthlos wird, und bey dem geringsten Verluste sich nicht zu fassen weiß; wer außer dem Hause viel Güte und Mitleiden gegen den Nächsten blicken läßt, und durch ein liebreiches, ge=

fälliges Wesen die Gemüther zu fesseln weiß, in seinem Hause aber ein Tyrann ist, sich nicht bestrebt das Wohl seiner Brüder nach Möglichkeit zu befördern, und Schaden und Verdruß von ihnen abzuwenden; wer durch sein ganzes Betragen verräth, daß er nur seine Ehre und seinen Vortheil sucht, und diesem alles Andere aufopfert; kurz, wer sich so wenig gleich bleibt, in seinen Reden und Handlungen so wenig Uebereinstimmung zeigt: dessen Frömmigkeit ist nicht ächt; den kann man sicher unter die Zahl derer rechnen, welche Jesus mit übertünchten Gräbern vergleicht, die von Außen schön zu seyn scheinen, aber inwendig voller Todtenknochen und Unreinigkeit sind. Sie haben den Schein eines gottseligen Wesens, aber seine Kraft verläugnen sie. Doch auch der rechtschaffenste, der redlichste Christ bleibt ein Mensch, und kann fehlen. Wir würden also sehr übereilt urtheilen und handeln, wenn wir ihm gleich den Namn eines Heuchlers geben wollten, wofern er das eine oder das andere Mal strauchelt, und sich von seiner Pflicht entfernt. Nein, wir müssen darauf sehen, ob er in dem bemerkten Fehler verharrt, ob dieser Fehler aus Gewohnheit und mit Wohlgefallen von ihm begangen wird; oder ob er sich bald von seinem Falle wieder aufrichtet, zu seiner Pflicht zurückkehrt, und dann dem Guten standhafter ergeben bleibt, — das, das ist das wichtigste und sicherste Kennzeichen eines Rechtschaffenen und Frommen.

Wie der Mensch sich selbst prüfen soll, ob er wahre Frömmigkeit besitze.

Wir Menschen sind äußerst geneigt, uns selbst zu täuschen, und uns mit dem äußern Scheine der Frömmigkeit zu begnügen; wir setzen einen großen Werth auf unsere Andachtsübungen, und verachten oft Andere, die nicht so denken und handeln wie wir. Wer soll es aber nicht wissen, wie leicht der Mensch sich blendet, und mit sich selbst zufrieden ist? Wer in dieser Hinsicht auf's Reine kommen will, der muß sich oft zu Rede stellen, und sich selbst fragen: Ist mein Herz mit Liebe zu Gott und zu seinen Gebothen erfüllt? Finde ich meine

Lust und mein Vergnügen darin, diesen Gebothen zu allen Zeiten und unter allen Umständen gemäß zu handeln? Mache ich einen treuen Gebrauch von meinen Gaben und Fähigkeiten? Und wende ich sie dazu an, in der Ausübung des Guten und meiner Pflichten immer weiter zu kommen, und immer mehr Fertigkeit darin zu erlangen? Benütze ich die Gelegenheiten, die Gottes Vorsehung mir anweis't, das Beste meiner Brüder zu befördern? Bin ich so gut, so fromm, so wohlwollend, so mildthätig, so gerecht, so gemeinnützig, als ich es nach den Vorschriften des Christenthums, und nach den Kräften, die mir Gott gab, seyn kann und seyn soll? — Das sind die Fragen, nach welchen ihr euch prüfen müßt, wenn ihr wissen wollet, ob ihr rechtschaffene, fromme Christen, oder nur Heuchler seyd; das sind auch Fragen, die euch einst Gott, der allwissende Richter, vorlegen wird. Was wird es euch dann vor jenem unpartheiischen Richterstuhle helfen, daß ihr hier die Menschen so oft hintergangen, so oft durch einen guten Schein ihre Achtung und ihr Zutrauen erschlichen, und daß ihr mittelst eures Eifers in gottesdienstlichen Uebungen, Ungerechtigkeiten, heimliche Schandthaten, ein ganz verdorbenes Herz bedeckt und verborgen habt? Er, der Allwissende, wird Alles offenbaren, und euch in eurer wahren, häßlichen Gestalt darstellen. — Was wird es euch dann helfen, daß ihr hier auf heuchlerischen, krummen Wegen Geld gewonnen, Gönner und Freunde gefunden, und euer Leben glänzend und fröhlich zugebracht habet? Ihr werdet das Alles bey eurem Austritt aus dieser Welt zurücklassen müssen, und das, was euch folgen wird, das ist die ganze schreckliche Last der Verschuldung, die ihr durch eure Heucheley auf eure Seele geladen habet; das ist das peinigende Andenken aller und jeder treulosen, betrügerischen, schändlichen Handlungen, die ihr unter der Larve der Tugend verübtet. Und welches wird dann eure Empfindung seyn, wenn ihr mit dieser Last beladen da stehen, und euer ewiges Schicksal erwarten werdet? Denket daran, und zittert davor! — Aber wohl euch! wenn ihr den ganzen Werth und die ganze Seligkeit einer wahren, ungeheuchel-

ten Tugend schon jetzt kennen und fühlen lernet; wenn ihr jeden Tag eures Lebens so anwendet, daß einst in der schreckhaften Stunde des Todes euer Gewissen euch keine heimlich begangenen Sünden, keine Klage eines Bedrängten, keinen Seufzer eines Unterdrückten, keine Verwünschung eines Betrogenen vorwirft! Wenn ihr vielmehr alsdann ein redliches Herz, reine, unbefleckte Hände zu eurem Vater im Himmel empor heben, auf seine Güte vertrauen, und die seligen Früchte der Frömmigkeit in einer bessern Welt mit freudiger Zuversicht hoffen könnet!

Wie selten unter den Christen wahre Frömmigkeit sey.

Es ist höchst zu bedauern, daß es unter den Christen nicht Wenige giebt, welche oft die ersten Berufspflichten ihrer eingebildeten Frömmigkeit nachsetzen, und durch Ausübung gewisser äußerer Werke Allem Genüge zu leisten glauben, als wenn die Wesenheit des Christenthums und der ächten Frömmigkeit nicht in der Erfüllung der Berufspflichten läge. Was soll man von der Religion jener Aeltern, Hausväter und Obrigkeiten halten, die zwar im Aeußerlichen als erbauliche Christen bekannt sind, keine der gewöhnlichen Andachtsübungen verabsäumen, dagegen aber die Sorge und Obhut der Ihrigen vernachläßigen, auf Ordnung, Wohlstand, Ruhe und Sittlichkeit nicht schauen, und die möglich erreichbare Glückseligkeit der Ihrigen, weder durch Unterricht, noch durch Aufsicht, weder durch gelinde, noch durch scharfe Mittel befördern? Solltet ihr diesen, vielleicht durch falschen Schein irregeleitet, ein wahres Christenthum nicht aburtheilen, so werden euch die Worte Pauli 1. Tim. 5, 8., von eurem Betruge heilen: „Wer für die Seinigen, sonderlich für seine Familie, nicht sorget, hat den Glauben verläugnet, und ist ärger, als ein Heide.“ Man mißbilliget zwar ihr andächtiges Betragen nicht, aber ohne Erfüllung ihrer Standesobliegenheiten bleibt ihre vor der Welt schimmernde Rechtschaffenheit nur einseitig, nur unvollkommen; sie ist ein ver-

stümmelter Leib, eine zerrissene Kette; eines soll und darf geschehen, und das andere nicht unterlassen werden; wahre christliche Andacht ist Geneigtheit, alle Pflichten, und zwar aus reinen Absichten, zu beobachten. Dies ist der ächte Probierstein, ob unsere Religion von einem innern Werthe sey, oder nicht, ob wir zu jenen gehören, die nur „Herr, Herr" sagen, oder ob wir den Willen des Vaters im Himmel erfüllen; ob wir also Hoffnung haben können, in's Himmelreich zu kommen.

Unterschied zwischen dem frommen Christen und dem Scheinheiligen.

Der wahrhaft andächtige Christ zeigt seine Religion durch willigen Gehorsam gegen die göttlichen Befehle und durch eine gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten; der Heuchler hingegen durch äußerliche Religionsübungen, und durch Pünktlichkeit in Nebendingen und Kleinigkeiten. Es gehört wohl wenig Ueberlegung dazu, um einzusehen, daß die gottesdienstlichen Handlungen nicht die Hauptsache in der Religion; daß sie nur Mittel, aber nicht Endzweck des Christenthums sind; daß weit mehr daran gelegen ist, christliche Tugenden zu üben, recht und wohl zu thun, und den Schuldigkeiten nachzukommen, die uns als Menschen, als Bürgern, als Hausvätern und Hausmüttern, als Aeltern und Kindern, als Herren und Dienern gegen einander obliegen; daß also die feierlichen Andachtsübungen nur in so weit einen Werth haben, als sie uns zur Erfüllung jener Pflichten geschickt machen, als sie uns Ermunterung und Lust gewähren, unsern Verhältnissen gegen Gott, und gegen die Menschen gemäß zu handeln. Das Alles nun sind für den Rechtschaffenen ausgemachte Wahrheiten, diesen bleibt er getreu, nach denselben denket und handelt er. Wenn er auf der einen Seite alle Gelegenheiten nützt, durch öffentliche und besondere Andachtsübungen den Gedanken an Gott und an seine Pflichten zu erneuern, denselben seiner Seele immer tiefer einzuprägen, und seine guten Vorsätze immer lebhafter zu machen: so vergißt er auf der andern Seite nie, daß er Gott nicht würdiger verehren, und Ihm nicht besser

dienen kann, als wenn er sich in seinem Thun und Lassen nach seinem Willen richtet, als wenn er ein recht geschäftiges, wohlthätiges und gemeinnütziges Leben führt; als wenn er durch die genaueste Erfüllung seiner Pflichten Freude und Glückseligkeit um sich her verbreitet. So denkt und handelt der Rechtschaffene, so zeigt er seine Religion, aber wie zeigt sie der Heuchler? Er versäumt das Wesentliche derselben, setzt an dessen Stelle die äußern gottesdienstlichen Handlungen, und ist pünktlich in Kleinigkeiten. Solche Heuchler waren jene Juden, über welche sich Jesus nicht enthalten konnte, das Wehe auszurufen: „Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! die ihr am Sabbath nicht arbeitet, „aber desto ruhiger die Häuser der Wittwen und Waisen aufzehret; die ihr Mücken seiget, und Kamele verschlucket; die „ihr von den unbedeutendsten Küchenkräutern den Zehnt gebet, und das Wichtigste im Gesetze, die Gerechtigkeit, die „Barmherzigkeit, die Treue vergesset." Solche Heuchler seyd auch ihr, Christen! die ihr das Böse nur in Gegenwart Anderer meidet, aber im Verborgenen desto schändlicher handelt; die ihr euer ganzes Christenthum in die Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes, in die Beobachtung feierlicher Religionshandlungen setzet, und die Ausübung des göttlichen Willens, ein gerechtes, wohlthätiges, frommes Leben davon absondert und vernachläßigt; die ihr euch einbildet, Gott habe an eurem Bethen und Kirchengehen ein so besonderes Wohlgefallen, daß Er euch dafür in dieser, und in der zukünftigen Welt belohnen werde, wenn ihr gleich dadurch weder weiser, noch besser geworden seyd. Wehe euch, wenn der Sohn Gottes zu Gericht euch rufen wird.

Die Heucheley ist eine Art von Selbstbetrug, und zieht die schädlichsten Folgen nach sich.

Der wahrhaft fromme Christ sucht immer besser zu werden; der Heuchler betriegt sich selbst, und hält sich schon für vollkommen. Je weiter man in der Erkenntniß der Wahrheit fortrückt, je genauer man durch den Unterricht Jesu mit

seinen Pflichten und mit seiner Bestimmung bekannt wird, je deutlicher man es einsieht, daß im Christenthume nicht blos äußerer Schein, sondern ein rechtschaffenes Wesen gilt; desto weniger kann man mit sich selbst zufrieden seyn; desto lebhafter muß der Mensch fühlen, wie viel ihm noch zum wahren Christen fehle, desto stärker muß das Bestreben werden, sich von seinen Fehlern und Schwachheiten zu reinigen, in der Ausübung des Guten immer weiter zu kommen, und sich immer mehr der Vollkommenheit zu nähern, zu welcher der Christ berufen ist. Und sehet, liebe Christen! das ist gerade der Fall des Rechtschaffenen. Aber ganz anders verhält es sich mit dem Heuchler, dem der Selbstbetrug in der wichtigsten und heiligsten Sache zur Fertigkeit geworden ist, dem es also beinahe unmöglich ist, zu einer aufrichtigen Besserung zu gelangen. Wer das thut, was er für Religion und Christenthum hält, muß der sich nicht für vollkommen, für einen guten Christen halten, ob er gleich Rachgier und Härte gegen den Nächsten übt, und seinem Stolze, seinem Neid, seiner Ueppigkeit und Gewinnsucht nachhängt? Wenn die Nothwendigkeit eines rechtschaffenen Herzens und Wandels nicht eine ausgemachte Sache ist; wer immer noch etwas Anderes bey der Hand hat, welches an die Stelle einer tugendhaften Gesinnung, und eines gottgefälligen Verhaltens treten soll; wer da wähnet, daß er durch äußerliche Religionsübungen seine begangenen Sünden und Fehler wieder gut mache, oder gar eine stillschweigende Erlaubniß, auf's Neue zu sündigen, und zu fehlen, dadurch erlangen könne, — wird der eine wirkliche Besserung des Herzens und eine thätige Frömmigkeit nöthig zu haben glauben? Wer sich gewöhnt hat, seine Vergehungen immer mit dem Gewande einer scheinbaren Frömmigkeit zu decken, und ihnen dadurch gleichsam eine fromme Gestalt zu geben, wird der nicht nach und nach den Abscheu gegen die größten Missethaten verlieren? Und wird nicht endlich sein Gewissen so verhärtet werden, daß es ihn sein schreckliches Verderben gar nicht mehr wahrnehmen und empfinden läßt. — Und sehet, christliche Freunde! das ist der traurige,

beklagenswürdige Fall des Heuchlers. Er gelangt nie zu einer wahren Besserung, zu einem glücklichen Wachsthume im Guten, weil er sich selbst betriegt, und wegen seiner äußern Frömmigkeit sich für gut und vollkommen hält.

Frohnleichnam, siehe Abendmahl.

Furcht Gottes, siehe Gegenwart Gottes.

Furcht vor Menschen, siehe Menschenfurcht.

Gebeth.

Das Gebeth, welches der andächtige Christ verrichtet, kann unter einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden: als eine Huldigung, welche er der göttlichen Majestät erweiset, und als ein demüthiges Flehen um Gnaden. Der erste Gesichtspunkt faßt Alles unter sich, was sich auf die Verehrung bezieht, welche der Mensch Gott schuldig ist: Dies haben wir schon unter dem Artikel Dienst Gottes abgehandelt. Wir werden also das Gebeth hier blos als eine zu Gott gerichtete Bitte um den nothwendigen Beistand, das Heil seiner Seele zu wirken, betrachten.

Erster Entwurf.

Ueber die Pflicht des Gebeths überhaupt.

Gott hat uns Menschen versprochen, uns ewig glücklich zu machen, und uns in den Besitz einer Seligkeit zu setzen, wovon wir uns keine Begriffe zu machen im Stande sind. Aber diese Seligkeit müssen wir in einem gewissen Verstande verdienen; das heißt, wir müssen gewisse Bedingungen erfüllen, welche Gott uns vorgeschrieben hat. Aus eigenen Kräften

können wir es nicht thun; wir bedürfen des himmlischen Beistandes, weil wir sündhafte Menschen zu schwach sind. Da aber dieser Beistand eine Gnade ist, worauf wir keine Ansprüche haben, so müssen wir diese Gnade von Gott durch das Gebeth erflehen. Laßt uns demnach untersuchen,

1) was eigentlich das Gebeth sey, und
2) worauf die Kraft desselben sich gründet.

Der Zweck der Bitten, welche wir an Gott stellen, erfordert, daß wir uns mit Ihm gleichsam in Verbindung setzen, um Ihm die Bedürfnisse unserer Seele, und die Anliegen, welche wir haben, zu Füßen zu legen. Das Gebeth ist also

a) eine Erhebung des Geistes zu Gott. Die Worte, die wir dabey gebrauchen, sind nicht die Hauptsache; sie sind blos ein Hülfsmittel unserer Schwachheit, weil wir uns sonst zu sehr in Zerstreuungen verlieren würden. Wer beim Bethen nicht denkt, und nichts empfindet, dessen Gebeth ist blos ein Lippenwerk.

b) Das Gebeth ist ein demüthiges Gefühl seiner Unwürdigkeit. Wir bethen, um Gnaden zu erlangen, wozu wir kein Recht haben, und die wir auch mit dem besten Willen nicht verdienen können. Wollen wir uns also Gott geneigt machen, daß Er uns diese Gnaden gebe, so müssen wir es erkennen, daß wir sie nicht nur nicht verdienen können, sondern daß wir derselben unserer Sünden wegen unwürdig sind.

c) Es ist ein inniges Erkenntniß seines Gnadenbedürfnisses. Nur wer seine Schwachheit kennt, und vollkommen überzeugt ist, daß er ohne den unsichtbaren Beistand Gottes nichts kann, ist fähig für diese Bedürfnisse um Hülfe zu flehen, und folglich ein wahres Gebeth zu verrichten.

Von der wunderbaren Wirkung des Gebeths hat uns Jesus im Evangelium unzählige Beweise gegeben; „wir sollen nur begehren,“ sagt Er, „und wir werden erhalten, was wir „begehren;“ wenn wir bisher nichts erhalten haben, so sey die

Ursache blos die, weil wir noch nichts begehrt haben. Diese wunderbare Kraft des Gebeths gründet sich

a) auf das Versprechen Gottes. Von der Weisheit Gottes läßt sich nichts anders denken, als daß Er dem Menschen, den Er zu einer ewigen Glückseligkeit schuf, auch die Mittel, zu derselben zu gelangen, geben werde, wie Er es auch ausdrücklich sagt: „Begehret ihr etwas „durch das Gebeth, so glaubet, daß ihr es erlangen „werdet." Mark. 11, 24.

b) Auf die Verdienste Jesu. Durch die Sünde unserer Stammältern war der Zugang zur ewigen Glückseligkeit nicht nur verschlossen, sondern durch unsere Schwachheit, welche als eine allgemeine Strafe darauf erfolgte, ist die Verdienstlosigkeit unserer Werke noch vermehrt worden. Durch den Kreuztod Jesu ist dieser Zugang wieder geöffnet worden, und unsern schwachen Werken wird eine übernatürliche Kraft beigelegt, wenn wir sie durch das Gebeth erflehen.

c) Auf das Mittleramt Jesu. Er hieng am Kreuze zwischen Himmel und Erde, um den Himmel mit der Erde wieder auszusöhnen. „Alles, was der Vater hat, „ist mein," sagt Jesus. „Was ihr von dem Vater in „meinem Namen bitten werdet, das wird Er euch ge„ben." Joh. 16, 15. 23. Jesus ist daher unser Fürsprecher bey Gott, wenn wir durch ein andächtiges Gebeth Ihn um seine Verwendung bitten.

Zweiter Entwurf.

Von dem hohen Werthe des Gebeths.

I. Das Gebeth ist ein wesentlicher Theil der göttlichen Verehrung. — Wir mögen entweder Gott loben, seine erhabenen Eigenschaften und Werke rühmen, oder Ihm für seine Wohlthaten danken, oder Bitten und Fürbitten, so verehren wir allemal Gott; denn das Gebeth entspringt aus religiösen Gesinnungen und Empfindungen, und

setzt immer eine richtige Kenntniß von Gott und seinen Eigenschaften voraus. — Wer die Pflicht des Gebethes verabsäumt, der ist kein ächter Gottesverehrer, kein wahrer Jünger Christi. —

II. Das Gebeth ist die ausdrückliche Bedingung, unter welcher uns Gott manches Gute gewähren will. — Daß Gott die Gebethe der Menschen erhöre, daß Er bey der Regierung der Welt, und bey der Leitung menschlicher Schicksale darauf Rücksicht nehme, das lehret die Schrift an vielen Stellen, und durch Beispiele. Wie dieses auf die Apostel, — auf uns angewendet werden müsse. — Glaubensfreudigkeit und gläubige Willensergebung beim Gebethe. —

III. Das Gebeth ist ein sehr wirksames Beförderungsmittel der Tugend. — Wenn wir bethen, denken wir an Gott; je öfter wir an Gott denken, desto weniger werden wir Böses thun, desto gewissenhafter werden wir unsere Pflichten erfüllen, desto treuer vor Gott wandeln und fromm seyn. —

IV. Das Gebeth ist eine sehr reichhaltige Quelle des Trostes. — Der Leidende fühlt sich schon erquickt, und erleichtert, wenn er sich unter dem Gefühl geheimer und öffentlicher Leiden an einen theilnehmenden Freund wenden, und in dessen Schooß alle seine Klagen ohne Schüchternheit ausschütten kann, wie vielmehr muß es das beklommene Herz des Leidenden erleichtern, wenn er sich mit seinen Bitten und Wünschen an den Gott wenden kann, der jeden, auch den treuesten Freund an Vatergüte und Kraft zu helfen, weit übertrifft; der ein allmächtiger, allweiser und allgütiger Helfer ist.

Dritter Entwurf.

Ueber die Nothwendigkeit des Gebeths.

Wenn auch die zahlreichen Bedürfnisse unserer Seele uns nicht beständig an die Nothwendigkeit erinnerten, uns durch

das Gebeth an Gott zu wenden, um von Ihm Gnade und Unterstützung zu erhalten, so sollen uns die vielen Stellen, in welchen Jesus und die Apostel die Nothwendigkeit des Gebeths beweisen, uns aufmerksam machen, und uns gegen alle Einwendungen unserer Sinnlichkeit überzeugen, daß es unmöglich sey, ohne Gebeth zur Seligkeit zu gelangen. Diese Nothwendigkeit leidet keine Ausnahme, und das Gebeth ist für einen Jeden eine nothwendige Pflicht, der zu bethen im Stande ist. Wir wollen also beweisen, daß das Gebeth nothwendig sey,

1) den Sündern, um sich zu bekehren, und
2) den Gerechten, um sich in der Gnade Gottes zu erhalten.

Drey Dinge sind dem Sünder nothwendig, der sich bekehren, und zur Freundschaft Gottes wieder gelangen will:

a) Er muß die Barmherzigkeit Gottes zu erlangen suchen. — Durch die Sünde ist er strafwürdig geworden. Soll also Gott ihm wieder Barmherzigkeit erweisen, so muß der Sünder durch wahre Herzensreue, durch Flehen und Bitten diese Barmherzigkeit sich geneigt zu machen, und zu erlangen suchen.

b) Er muß die Gnade Gottes haben. — Diese Gnade, wie der heilige Augustin lehret, giebt aber Gott nur jenen Sündern, welche Ihn darum bitten. „Kehret euch zu Mir," sagt Er zu ihnen durch den Mund des Propheten Zacharias, „und Ich will Mich zu euch kehren." 1, 3. Was kann billiger seyn, als daß der Sünder wenigstens um die zur Bekehrung nothwendigen Gnaden bitte?

c) Auch um einen guten Gebrauch der Gnaden muß der Sünder bitten. — So sehr ist unser Wille zum Guten durch die Erbsünde geschwächt worden, daß die meisten Gnaden über den Sünder nichts vermögen, und fruchtlos bleiben. Wie nothwendig ist es daher, daß wir in einem andächtigen, und oft wiederholten Gebeth Gott diese Schwachheit darstellen, und Ihn bitten, Er

möchte durch ganz besondere Gnaden unsern Willen zu Allem bereit machen.

Mag sich der Gerechte im Guten noch so fest gegründet zu seyn scheinen, so bleibt er doch immer Mensch; durch die Gnade wird seine Seele zwar von allen Sünden gereinigt, aber von ihren Schwachheiten wird sie nicht geheilt. „Wer also zu stehen glaubt," wie der Apostel sagt, „der sehe zu, daß er nicht falle." 1. Kor. 10, 12. Denn

a) die Gelegenheiten sind sehr zahlreich. — So lange der Mensch von Fleisch und Blut seyn wird, ist er dem schädlichen Einflusse der bösen Gelegenheiten, die ihn allerseits umgeben, ausgesetzt. Wäre sein Geist auch noch so willig zum Guten, und durch die Gnade Gottes gestärkt, so bliebe doch sein Fleisch immer schwach. Darum ermahnet uns der Heiland so zudringlich, allezeit zu bethen, und nicht aufzuhören.

b) Die Gefahren sind verborgen. — Das Gift der Verführung ist mit täuschenden Blumen bedeckt. Gleich einer Schlange, die unter dem Gras schleicht, dringt es auf eine unsichtbare Art in die Seele. Die Gnade ist zwar ein Stärkungsmittel, aber sie ist nicht allemal ein Bewahrungsmittel gegen dasselbe. Ist auch eine Krankheit von Grunde aus geheilt, so wird man dadurch nicht gegen einen Rückfall, oder gegen eine andere Krankheit gesichert.

c) Die Eigenliebe blendet den unbehutsamen Gerechten. — Der Feind, der in uns wohnet, schläft nie ein; unermüdet legt er uns Fallstricke; den Sünder sucht er von der Bekehrung abwendig zu machen, und den Bekehrten suchet er zu bereden, daß er vor allen Gefahren sicher sey.

Vierter Entwurf.

Ueber die Beweggründe des Bitt-Gebeths.

Der Zweck des Bitt-Gebeths ist die zur Erfüllung unserer Pflichten erforderliche Hülfe von Gott zu erlangen; aber

was würde dieser Zweck über uns vermögen, wenn wir von unserm Hülfsbedürfnisse nicht überzeugt wären, und fest glaubten, daß wir nicht im Stande sind, wie uns der Apostel lehret, etwas Gutes aus eigenen Kräften zu denken, sondern das, was wir vermögen, von Gott kömmt? 2. Kor. 3, 5. Auch dieser Glaube an unsere eigene Schwachheit würde uns noch nicht dahin bringen, durch ein andächtiges Gebeth unsere Zuflucht zu Gott zu nehmen, wenn wir nicht auch zugleich von der Liebe Gottes zu den Menschen, und von der Bereitwilligkeit, ihre Schwachheit zu unterstützen, überzeugt wären. Läßt uns diese zwey Beweggründe, die uns zum Bitt-Gebethe anfeuern sollen, darstellen und zeigen,

1) wie groß unsere Hülfsbedürftigkeit ist, und
2) wie bereitwillig Gott den Menschen hilft.

Der Mensch mag sich selbst betrachten, von welcher Seite er immer will, so entdeckt er an sich nur Schwachheiten, und um sich nur Gefahren, wodurch er von seinem Ziele entfernt wird, wenn er durch das Gebeth von Gott nicht jene Gnaden erflehet, welche ihn zugleich stärken, und gegen die Gefahren sichern. Er wird gleichsam ununterbrochen von zwey Feinden angegriffen, wovon der eine in ihm selbst wohnet, und der Andere außer ihm ist. Der innere Feind ist

a) der unselige Hang zum Bösen, den wir Alle mit uns auf die Welt bringen, und der unstreitig die traurigste Folge der Erbsünde ist. Er ist dermaßen thätig und wirksam, daß wir auch bey den besten Einsichten des Guten, und bey einem aufrichtigen Willen es zu thun, uns dennoch zum Bösen hinneigen, wenn wir durch die Gnade Gottes nicht unterstützt werden; dieser Hang ist jenes Gesetz, welches, wie der Apostel sagt, in unsern Gliedern wohnet, dem Gesetze des Geistes widerspricht, und uns unter dem Gesetze der Sünde unterjocht hält. Röm. 7, 23. — Als den äußern Feind können wir betrachten,

b) die vielfältigen Gefahren, Reize und Lockungen, wodurch wir zur Sünde verleitet werden, wenn unser Geist

durch die Gnade Gottes nicht erleuchtet wird, sie zu kennen, und nicht gestärkt wird, um ihren bezaubernden Wirkungen zu widerstehen. Nur durch das Gebeth können wir diese Gnaden erlangen.

So sehr auch der Heiland im Evangelium alle Gelegenheiten zu benutzen suchte, um die Menschen zu überzeugen, daß sie schwache Geschöpfe sind, die aus eigenen Kräften nichts vermögen, und so sehr Er sich Mühe gab, ihnen diese wichtige Lehre bald geradezu, bald durch Gleichnisse begreiflich zu machen; so ließ Er ebenfalls auch keine Gelegenheit vorübergehen, ohne sie auf die liebreichste und einnehmendste Art zu überzeugen, daß Er jederzeit bereit ist, diese Schwachheit durch seine Gnaden zu unterstützen. Diese Liebe und Bereitwilligkeit beweis't Er uns

a) durch innere Gnaden. — Ich meine jene geheimen Einsprechungen, wodurch Er uns zum Guten reizt; jene seligen Regungen, welche uns Liebe zur Tugend einflößen; jene heiligen Entschlüsse, welche wir beim Anblicke unserer Laster, und in Betrachtungen über die Eitelkeit der Welt, über die Ewigkeit, und über das den Sündern bevorstehende, schreckhafte Loos zuweilen machen. —

b) Durch äußere Gnaden. — Ich meine jene seligen Eindrücke, welche in unsere zarten Herzen durch eine wachsame und christliche Erziehung eingeprägt worden sind; ferner jene, welche das Anhören des göttlichen Wortes in denselben veranlaßt, und endlich jene, welche beim Anblicke guter Beispiele in uns aufwachen.

Fünfter Entwurf.

Ueber die Eigenschaften des Gebeths.

Wenn Jesus im Evangelium zu seinen Jüngern sagt, daß nicht ein Jeder, der spricht „Herr, Herr," in's Himmelreich eingehen wird, so ist es einleuchtend, daß ein Gebeth darum Gott nicht angenehm ist, weil wir Ihm schöne Worte sagen, sondern die Worte, welche der Mund ausspricht, müssen der

wahrhafte und ungeheuchelte Ausdruck der Empfindungen des Herzens seyn. Nicht wie die heiligen Sacramente wirken unsere Gebethe durch ihre eigene Kraft, sondern sie bewirken uns nur in so weit Gnaden vom Himmel, als sie die erforderlichen Eigenschaften haben. Je größer unsere Andacht, je herzlicher unser Vertrauen, und je tiefer unsere Demuth ist, desto häufiger ist auch der Segen, womit Gott unsern Eifer im Gebethe belohnt. Laßt uns heute erklären, welche Eigenschaften unser Gebeth haben soll, damit es Gott gefällig, und für uns wirksam sey.

Niemals ist das Geschöpf seinem Schöpfer näher, und der Christ in einer engern Verbindung mit Gott, als wenn er bethet. Weil aber das Gebeth ein Werk des Geistes ist, so wird vor Allem erfordert: daß es

a) mit Aufmerksamkeit verrichtet werde. — Ein Gebeth, bey welchem man freiwillig, und mit Wissen zerstreut ist, kann kein Gebeth geheißen werden, weil es blos Lippensprache ist; es ist eine Unbild gegen Gott, weil es mit einer Art von Verachtung verflochten ist. Man verstehe es aber wohl, daß dies nur von jenen Gebethen gesagt werden kann, welche man wissentlich mit Zerstreuungen verrichtet: — daß es

b) aus reinen Absichten verrichtet werde. Die Hauptabsicht, welche der Christ beim Gebethe haben soll, ist die Verehrung Gottes und seine Selbstbesserung. Was nicht dahin zielet, ist unrein, und um so mehr sündhaft, als die Dinge, welche man durch das Gebeth von Gott verlangt, sündhafter sind: — daß es

c) mit einem demüthigen Herzen verrichtet werde. Der Christ soll wissen, daß er des himmlischen Beistandes höchstens bedürftig ist, daß er ohne denselben ein Kind des Verderbens wäre, und daß er nicht das geringste Recht zu diesem Beistande hat. Was kann also billiger seyn, als daß der Mensch sich mit einem demüthigen Herzen Gott nähere: — daß es sich

d) auf ein kindliches Vertrauen gründe. Wir wis-

sen, daß Gott uns selbst versprochen hat, unsere Bitten zu erhören. Wollte man also die Erfüllung unserer Bitten nicht mit Vertrauen von Ihm erwarten, so wäre unser Zweifel eine Beleidigung. Nicht auf Gott, sondern auf unsere Bitten müssen wir ein Mißtrauen setzen, in so weit sie nämlich nicht die erforderlichen Eigenschaften haben, daß Gott sie erhören könne: — daß es

e) von einer unbedingten Ergebung in den Willen Gottes begleitet werde. Da wir selbst nicht wissen können, ob unsere Bitten auch bescheiden sind, ob sie nur auf das Heil unserer Seele abzielen, und nicht etwa ein leidenschaftliches Anliegen zum Grunde haben; so soll nach dem Beispiele Jesu im Olivengarten der Schluß aller unserer Bitten seyn: „Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" — daß es sich

f) auf eine unerschütterliche Standhaftigkeit stütze. Gott hat oft Ursachen, die wir nicht einsehen, unser Gebeth nicht gleich zu erhören; entweder, weil es nicht nach seinem Sinne ist, oder weil Er unsere Geduld prüfen will. Da wir dies nicht wissen, so müssen wir mit Standhaftigkeit ausharren, und wofern wir reine Absichten haben, gegen alle Hoffnung zu hoffen fortfahren, und dabey denken, daß der in den Rathschlüssen Gottes festgesetzte Zeitpunkt, wo unsere Bitten erfüllt werden sollen, noch nicht gekommen ist; so wird Gott uns nicht zu Schanden werden lassen.

Sechster Entwurf.

Ueber die Wirkungen des Gebeths.

Unaussprechlich sind die segenreichen Wirkungen, welche das Gebeth bey denjenigen hervorbringt, welche es lieben und mit Andacht verrichten. Der einzige Gedanke: der bethende Christ ist mit Gott vereiniget, beweist uns zum voraus, daß das Gebeth einen großen Nutzen bringt; denn es läßt sich nicht denken, daß ein Mensch zu Gott hintreten könne, ohne

einen reichen Segen mit sich zurückzunehmen. Diese Wirkungen sind von zweierley Art: die einen beziehen sich auf das zukünftige Leben, und sind ein Mittel, ihm die Glückseligkeit desselben zu sichern, und die andern beschränken sich auf diese Welt, und gewähren ihm gleichsam einen Vorgeschmack jener Glückseligkeit, zu welcher es ihn führet. Laßt uns diese seligen Wirkungen aufzählen, und untersuchen,

1) welche Tugenden das Gebeth in dem Herzen des andächtigen Christen bewirkt, und
2) wie es ihm dieses Leben schon angenehm machet.

Das Gebeth, als eine Erhebung des Geistes zu Gott, setzet bey jedem Christen, der seine Zuflucht zu demselben nimmt, eine vollkommene Ueberzeugung voraus, daß Gott als die Quelle alles Guten mächtig ist, seinen Bitten zu willfahren, und die Wünsche seines Herzens zu befriedigen. Es erweckt also bey ihm

a) einen lebhaften Glauben an die Allmacht Gottes, der auf eine unsichtbare Art Wunder der Gnade wirken, die heftigsten Versuchungen zerstäuben, uns mit einer himmlischen Kraft bewaffnen, alte Gewohnheiten entwurzeln, gewisse Lieblingsneigungen tilgen, und unser Herz ganz nach seinem Sinne umbilden kann. 2. Kor. 9, 8. Es belebt in ihm
b) eine zuversichtliche Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes, der durch den Anblick unserer Schwachheit, und unseres Unvermögens aus eigenen Kräften etwas Gutes zu thun, gerührt, uns versprochen hat, uns Alle zur Erlangung der Seligkeit erforderlichen Gnaden zu ertheilen, wenn wir sie in einem andächtigen Gebethe von Ihm erflehen. — Es entzündet in seinem Herzen
c) eine inbrünstige Liebe zu Gott, der sich zu seinen Geschöpfen so weit herabläßt, und ungeachtet ihrer zahlreichen Sünden sie zärtlich einladet, zu Ihm zu kommen, damit Er sie erquicke.

Das Gebeth bewirkt bey dem andächtigen Christen nicht blos, daß er frömmer und tugendhafter werde, sondern es

gewährt ihm eine wahre Glückseligkeit schon auf dieser Welt; denn es erweckt in seinem Herzen

a) Trost und Ergebung in den Willen Gottes unter dem Drucke der Mühseligkeiten dieses Lebens; im Gebethe lernet er, daß ihm nichts geschieht ohne Zulassung Gottes, und daß wir nach seinen weisen Fügungen Alles, was unserer Sinnlichkeit zuwider ist, als Mittel zur Seligkeit zu gelangen, betrachten sollen. — Im Gebethe empfindet er

b) eine belebende Aufmunterung beim Anblicke seiner Schwachheit. Würden wir nicht in Kleinmuth und Verzweiflung verfallen, wenn wir beim Anblicke unserer Hülflosigkeit nicht mit Vertrauen uns dem Throne der Gnade Gottes nähern können, um bey Ihm Barmherzigkeit zu erhalten, und in der Noth Hülfe zu finden? — Im Gebethe lernet er

c) die Eitelkeit alles Irdischen kennen. Von Gott selbst hat er gelernt, nur dauerhafte Güter von Ihm zu begehren; er wird also durch das Gebeth mit diesen Gütern vertraut, er schätzet ihren Werth und sieht den großen Abstand zwischen dem, was man durch das Gebeth erhält, und dem, was die Welt ihren Kindern giebt.

Siebenter Entwurf.

Ueber die verschiedenen Arten, wie Gott die Bitten der Menschen erhört.

Es steht zwar geschrieben: „Bittet, und man wird euch geben;" aber es steht nicht geschrieben, daß man euch gerade das, was ihr begehren werdet, und vollkommen nach dem Sinne und dem Wunsche eures Herzens geben wird. Gott hat in dem unerschöpflichen Schatze seiner Weisheit unzählige Mittel, unsern Bitten zu willfahren; und weil wir nicht immer wissen, um was wir, und wie es sich gebührt, bitten sollen, wie uns der Apostel versichert, so zieht Gott seine Weisheit zu Rathe, und erfüllt unsere Bitten zur Zeit und

auf die Art, wie es dem Heil unserer Seele am nützlichsten ist. Er verschiebt die Erfüllung unserer Bitten, wenn Er es für gut hält, oder anstatt der Gnade, welche wir von Ihm verlangen, giebt Er uns eine andere, die unserer Seele mehr Nutzen und Verdienst für die Seligkeit bringt. Laßt uns also untersuchen,

1) aus welchen Gründen Gott die Erfüllung unserer Bitten oft verschiebt, und
2) warum Er uns zuweilen, anstatt der Gnade, welche wir von Ihm verlangen, eine andere ertheilt.

Wollte man das Versprechen Gottes, unsere Gebethe zu erhören, so verstehen, daß Er in dem Augenblicke selbst, wo es uns gefiel, Ihn um etwas zu bitten, unserm Wunsche Genüge leisten müßte, so stände uns Gott gleichsam zu Befehle, und diese Güte, anstatt die Sünden zu verhüten, würde sie vielmehr befördern. So etwas läßt sich von der Weisheit Gottes nicht denken. Er verschiebt daher die Erfüllung unserer Bitten, entweder

a) um unsere Geduld und unsern Glauben zu prüfen. — Ob wir gleich seine Gnaden eigentlich nicht verdienen können, so können wir doch derselben mehr oder weniger würdig seyn, und es ist leicht erklärbar, daß, wer die göttlichen Gnaden mit einem lebhaften Glauben verlangt, und mit Geduld erwartet, von der Güte Gottes am meisten zu hoffen hat. Auch Jesus nahm darauf immer Rücksicht. Einen vorzüglichen Beweis finden wir in der Begebenheit der Kananitin. Matth. 15, 22. — Oder
b) um unsern Gebetheifer zu entflammen. — Können wir weniger thun, um von Gott Gnaden zu erhalten, als daß wir Ihn darum bitten, und weil die Gnaden, welche Er uns ertheilt, von einem unschätzbaren Werthe sind, ist es nicht billig, daß wir unsere Gebethe oft erneuern, und unsern Eifer wieder auf's Neue anfachen? Die Verzögerung der Gewährung unserer Bitten in dem Betracht ist für uns sehr heilsam. — Oder

c) um uns wegen unserer vorherbegangenen Sünden zu strafen. — Der Schoos der Barmherzigkeit Gottes steht dem Sünder zwar zu jeder Zeit offen, aber nicht immer überschüttet Er ihn gleich im ersten Augenblicke, wo er sich bekehren will, mit der ganzen Fülle seiner Gnaden. Er wird derselben oft eine gewisse Zeit beraubt, damit er seine Sünden dadurch mehr büßen, und die Gnaden mehr schätzen lerne.

Was die Art anbelangt, wie Gott die Gebethe der Menschen erhört, und ihre Bitten erfüllet, so entdecken wir allerseits Spuren einer unendlichen Weisheit, die immer jene Mittel zu wählen weiß, welche uns am nützlichsten sind.

a) Oft bitten wir Gott um eine zeitliche Gutthat. Weil diese aber uns leicht schädlich seyn könnte, so giebt uns der allwissende Gott, dessen Auge alle Folgen vorhersieht, eine andere Gutthat, die sich blos auf das Heil unserer Seele bezieht, und auf diese Art erfüllt Er unsere Bitte, ohne daß wir es gewahr werden.

b) Bitten wir Ihn, Er möchte eine Versuchung, die uns sehr quälet, tilgen, und den Stachel des Fleisches, der uns zum Bösen treibt, abstumpfen, so giebt Er uns die Gnade, die Versuchung zu besiegen, und die böse Begierde zu bekämpfen.

c) Bitten wir Ihn um die Befreiung von einer Krankheit, an welcher wir schon lange darnieder liegen, so schickt Er uns solche Gnaden, daß wir sie mit Geduld ertragen können, und Er bietet uns auf diese Art die schönsten Gelegenheiten dar, durch unsere Ergebung, unsern Muth im Kampf, und unsere Geduld in den Leiden Verdienste für die Ewigkeit zu sammeln.

Achter Entwurf.

Ueber die Ursachen, warum unsere Gebethe zuweilen nicht erhört werden.

Wenn Jesus die Menschen versichert, daß sie Alles, um was sie seinen Vater in seinem Namen bitten, erhalten wer-

den, so setzt Er voraus, daß man an seinen **Vater** keine andere, als gerechte, als bescheidene Bitten stellen wird, die zum Nutzen unserer Seele gereichen, und daß wir bey der Verrichtung unserer Gebethe in unsern Herzen auch die Empfindungen erwecken werden, welche den Christen, der sich Gott nähert, billig beseelen sollen. Beobachten wir alles dies nicht bey unsern Gebethen, so soll es uns nicht wundern, wenn sie Gott nicht erhört, und wenn unsere Wünsche unerfüllt bleiben. Laßt uns also die Gründe aufsuchen, warum so viele Gebethe der Christen von Gott nicht erhört werden; die vorzüglichsten sind:

1) weil wir von Gott nicht begehren, **was** wir begehren sollen, oder

2) weil wir es nicht begehren, **wie** wir sollen.

In den Gebethen, welche der Christ in besondern Anliegen verrichtet, anstatt seinen Verstand zu Rathe zu ziehen, und sich selbst zu fragen, ob das, was er verlangt, ihn besser mache, und seinem Seelenheil nützlich sey, folgt man gewöhnlich gewissen Begierden des Herzens, oder vielmehr seiner Sinnlichkeit. Daher geschieht es, daß unsere Gebethe in besondern Anliegen sich gewöhnlich auf zeitliche Dinge beziehen. Wer bethet, soll vor Allem nach dem Beispiele des Propheten Gott

a) um die Kenntniß seiner Pflichten bitten, und um die Kraft, seinen heiligen Willen zu erfüllen. Oft fehlt der Mensch, weil er nicht weiß, was er thun soll, und weiß er's, so ist er zu schwach, es zu thun. Dies ist besonders bey den Standespflichten der Fall. Was soll also demjenigen, der einen Stand angetreten hat, näher am Herzen liegen, als alle Pflichten, welche er mit sich bringt, genau zu kennen und zu erfüllen?

b) Wer bethet, soll Gott bitten um die Kenntniß seiner selbst, seiner bösen Neigungen, seiner sündhaften Gewohnheiten, und alles dessen, was an ihm tadelhaft ist; der nächste Zweck unserer Gebethe ist, daß wir besser werden. Wie kann sich aber der Mensch bessern, der sich selbst nicht kennt?

e) Wer bethet, soll Gott bitten um Muth und Entschlossenheit, seine guten Vorsätze auszuführen. Gott giebt dem Menschen durch innere Einsprechungen oft seine Pflichten zu erkennen. Aber was hilft ihm diese Kenntniß, wenn er nicht auch Muth genug hat, derselben gemäß zu handeln? Soll er also nicht um diesen Muth bitten?

So viel sehen die meisten Christen wohl ein, daß wir in unsern Gebethen von Gott vor Allem solche Gnaden und Gutthaten begehren sollen, woraus für unsere Seele ein Nutzen entsteht. Aber alsdann fehlet es ihren Gebethen oft an den erforderlichen Eigenschaften. Sie bethen nicht

a) mit Aufmerksamkeit und Eifer. Sie bedenken nicht, daß das Gebeth eine Verrichtung des Geistes ist, und folglich, daß man dabey nicht zerstreut und gefühllos seyn darf, sondern daß man von dem Gegenstand seiner Bitten auf's Innigste gerührt seyn soll.

b) Sie bethen nicht mit Demuth und Ergebung in den Willen Gottes. Wer bethet, soll wissen, daß er um Gnaden bittet, wozu er kein Recht hat, und die Gott ihm aus weisen Ursachen versagen kann; er soll sich also in den Willen Gottes ergeben, und sie nur unter der Bedingung begehren, wenn nämlich die Bitten, die an Ihn gestellt werden, mit seinem heiligen Willen übereinstimmen.

c) Sie bethen nicht mit Standhaftigkeit und Geduld. Gott hat oft Ursachen, die Erfüllung unserer Bitten zu verschieben. Wer also bey seinen Gebethen die Geduld verliert, soll sich nicht wundern, wenn er vergebens gebethet hat. „Bethet immerfort und höret nicht auf zu bethen,“ sagt der Heiland zu uns.

Neunter Entwurf.

Ueber das Gebeth um zeitliche Gutthaten.

Wenn schon die zeitlichen Gutthaten an sich mit dem Seelenheil nichts gemein haben, so sind sie doch immer Ge-

schenke, welche wir von der freigebigen Hand Gottes unverdient empfangen, und weil viele darunter zur Befriedigung der Bedürfnisse des Körpers, wie die Früchte der Erde, unentbehrlich sind, so sind sie uns nothwendig, und durch einen weisen Gebrauch derselben können wir uns auch Verdienste für den Himmel erwerben. Die zeitlichen Gutthaten können also auch ein würdiger Gegenstand unserer Gebethe seyn, wenn wir sie aus guten Absichten von Gott erflehen. Laßt uns also untersuchen,

1) in welchem Geiste wir die zeitlichen Gutthaten von Gott erflehen, und

2) mit welchen Gesinnungen wir sie von seiner freigebigen Hand empfangen sollen.

Da Gott dem Menschen nichts schuldig ist, so ist es einleuchtend, daß Er bey der Ertheilung seiner Gutthaten vorzüglich auf die Gesinnungen der Menschen sieht, welche Ihn um dieselben bitten. Wer also von Gott eine zeitliche Gutthat verlangt, der muß

a) einen unbedingten Glauben an die Vorsehung haben. In Absicht auf die Früchte der Erde scheint beim ersten Anblicke Alles von Ungefähr zu geschehen. Wie wir aber über die Natur und über den Urheber derselben nachdenken, so kann uns kein Zweifel bleiben, daß Gott Alles anordnet, und regiert, und daß seine Vorsehung über uns wachet.

b) Weil aber Vieles dem Wechsel der Witterung unterworfen ist, deren Gang wir ebenfalls einzusehen nicht im Stande sind, so müssen wir es mit Geduld erwarten, bis es Gott gefällt, unser Gebeth zu erhören, und der Erde die Fruchtbarkeit zu ertheilen.

c) Indeß geschieht es doch zuweilen, daß hie und da die Feldfrüchte nicht gedeihen, daß sie anderswo durch Hagel oder Trockenheit Schaden leiden, und daß so die Hoffnung der Aerndte, oder einer guten Aerndte verschwindet. Hier wird Ergebung in Gottes Willen erfordert, da-

mit Er dadurch bewogen werde, uns auf eine andere Art zu ersetzen, was wir da verloren haben.

So nothwendig aber uns die Ertheilung vieler zeitlichen Gutthaten ist, weil wir ohne dieselben nicht leben können, so genießen wir sie dennoch unverdient; es ist also billig, daß wir sie

a) mit einem innigen Gefühle unserer Unwürdigkeit von Gott empfangen. Wollten wir sie genießen, als hätten wir ein Recht dazu, wie die Menschen sie zu genießen scheinen, so könnte Gott diese Art von Vermessenheit billig mit der Entziehung der Gutthaten strafen.

b) Für das, was man unverdient genießt, ist man Dank schuldig; dies ist das Wenigste, womit man die Gutthaten vergelten kann, und weil man dieselben Gutthaten nicht blos für einmal, sondern für immer brauchet, so ist es um so billiger, daß man sie mit Gefühlen einer herzlichen Dankbarkeit von Ihm empfange.

c) Genießt man die Gutthaten unverdient, so soll man mit dem, was man empfängt, immer zufrieden seyn, sollte es auch unsern Wünschen und Bedürfnissen nicht genügen. Noch mehr soll man sich vor allem Mißbrauche hüten, wenn Ueberfluß vorhanden ist. Beim Genusse der zeitlichen Gutthaten zeichne sich also der demüthige und dankbare Christ durch seine Genügsamkeit aus.

Zehnter Entwurf.

Von der Kraft des allgemeinen Gebethes. Luk. 11, 9.

Gut und gnädig ist Gott; denn Er ist Vater — unser Vater; Er hört unser Flehen, und ist nahe unsern Bitten. Bittet eine Gemeinde in Glaube, Liebe und Vertrauen vereint — mit heißem Flehen, so wird dem Herrn, nach dem Ausdrucke Tertullians, gleichsam eine heilige Gewalt angethan, die Ihm immer sehr willkommen ist, und der Er nicht zu widerstehen pflegt. — Mögen die falschen Aufklärer noch so sehr gegen das allgemeine Gebeth eingenommen seyn, es bleibt unumstößlich wahr:

1) Das öffentliche, allgemeine Gebeth, in welchem viele Herzen und Stimmen sich vereinigen, ist Gott viel angenehmer und willkommner,
2) ist viel wirksamer, und für uns Menschen vortheilhafter, als das Privatgebeth, welches von einzelnen Menschen im Stillen verrichtet wird.

Es ist zwar das Privatgebeth der Odem der Seele, und das sicherste Kennzeichen ihres Lebens; es vereinigt den Menschen mit Gott ꝛc. Allein ich behaupte doch, daß das allgemeine Gebeth Gott weit angenehmer sey, als das Privatgebeth; denn es ist

a) dem Geiste und der Grundlage des Christenthums weit angemessener. — Christus hat sich ein eigenthümliches Volk gebildet. Tim. 2, 14. Liebe und Einigkeit ist das erste und sicherste Kennzeichen dieser Gemeinde, der heiligen Kirche. Darum wird sie von den heiligen Schriftstellern sehr oft mit einem Schafstalle, und mit dem menschlichen Leib verglichen, um ihre innige Vereinigung und Verbindung unter sich mit dem Haupte darzustellen. Die rührendste Probe dieser Vereinigung legen wir ab, wenn wir in Liebe mit einander, und für einander bethen, gleichsam mit Einem Munde und Herzen Gott loben und preisen, und so jener ersten Christengemeinde gleichen, (Apgsch. 4, 32.) die gewiß dem Gott der Liebe sehr wohlgefällig war. — Selbst Jesus hat uns in dem Gebethe, das Er uns lehrte, eine Anleitung zum allgemeinen Gebethe gegeben, weßwegen es auch der heilige Cyprian das öffentliche und allgemeine Gebeth der Christen nennt, und als das Gott wohlgefälligste darstellt. — In diesem Gott wohlgefälligsten Gebethe heißt es nicht mein — sondern unser Vater, u. s. w. Schon die erste christliche Kirche zog dies allgemeine, dem Privatgebethe vor. Apgsch. 1, 14. — Ebend. 12, 5. So auch die christlichen Gemeinden zur Zeit der Verfolgungen ꝛc. Das allgemeine Gebeth ist Gott angenehmer; denn es

b) befestiget und verbreitet den Geist des Christenthums mehr, als das Privatgebeth. — Christus hat das Band der Liebe um die Seinigen geschlungen, und die christliche Nächstenliebe zu einem Kennzeichen seiner wahren Jüngerschaft gemacht. Diese Liebe wird vorzüglich erweckt, belebt und genährt, wenn wir gemeinsam — wie Eine Familie mit einander, und für einander bethen. Unser Herz dehnet sich aus, und erweitert sich; unsere Liebe wird allgemein, erstrecket sich über die ganze Gemeinde — umfasset Alles. Um was wir für uns hinaufflehen, um das flehen wir auch für alle Uebrigen. So bethet die Kirche; dazu ermahnet uns der Apostel: Röm. 15, 30. — 1. Tim. 2, 1. — Jak. 5, 16. Und der heilige Joh. Chrysostomus sagt: für sich allein bethen, (dem Herrn seine geistigen und leiblichen Bedürfnisse vortragen) ist gewissermaßen Naturdrang; für Andere aber bethen, ist immer ein Werk der Gnade. Für uns zu bethen, nöthiget uns unser Elend, aber für Andere bethen, ist ein Werk der reinsten Liebe. —

Das gemeinsame Gebeth ist ferner Gott darum so angenehm, weil dadurch die wechselseitige Erbauung und Aneiferung zur Frömmigkeit und Gottesfurcht wesentlich befördert wird. Gegentheil, wenn alle gottesdienstlichen Versammlungen und gemeinsame Andachtsübungen unterbleiben würden ꝛc. — Das öffentliche, allgemeine Gebeth ist aber auch viel wirksamer und für uns vortheilhafter. — Das Privatgebeth durchdringt gewiß auch die Wolken, aber das allgemeine zieht den Segen des Ewigen stromweise herab, und zwar aus zwey Ursachen:

a) weil es Gott gefällt, die vereinigte Macht des Gebethes stärker auf sein Herz wirken zu lassen, als die zertheilte. — Jesus selbst sagt: Matth. 18, 19. — „Wenn nun das Gebeth Zweier und „Dreier sich so siegreich zum Himmel empor hebt ꝛc.,“ was wird nicht erst geschehen ꝛc. — Der heilige Gregor

der Große macht die siegende Kraft des allgemeinen Gebethes durch folgendes Bild anschaulich: „Sehet da „mehrere auf einem sehr schlüpfrigen Wege wandelnde „Menschen; das Fortkommen wird jedem Einzelnen aus „ihnen sehr beschwerlich. Sie reichen also einander die „Hände; Einer läßt den Andern nicht fallen, Einer hält „den Andern aufrecht, und so erreichen sie endlich glück„lich ihr erwünschtes Ziel.“ — Mit siegender Macht wirkt also das vereinigte Gebeth auf Gottes Vaterherz, und diese Macht ist eine Folge der „Gemeinschaft der Heiligen,“ vermöge welcher ein Gläubiger an dem Gebethe, Opfer und Verdiensten des andern Antheil nimmt. — (Anwendung auf das allgemeine Gebeth: biblische Beispiele, und aus der eigenen Erfahrung in allgemeinen Drangsalen, Nöthen rc.)

b) Weil es Gott gefällt, der vereinigten Macht der Gläubigen nicht zu widerstehen. Nur müssen wir wohl merken und beherzigen, was Johannes sagt: 1. Joh. 3, 21. Bethen wir aber, wie der Prophet es bezeichnet: Isai. 1, 15., so sind wir selbst Schuld, wenn unser Gebeth nicht erhört wird. — Wenn es uns an Glaube und Vertrauen fehlt: Jak. 1, 6. so rc. — Wenn unsere Absicht nicht rein ist: Jak. 4, 3. so rc. — Wenn unser Sinn und Herz nicht einig ist, Ecclesiast. 34, 29. so rc. —

Laßt uns also nach der Anleitung und im Geiste Jesu insgesammt allgemein bethen; denn das allgemeine Gebeth ist Gott gefälliger und wirksamer, als das Privatgebeth. Es ist aber auch nothwendig, in unsern Tagen vorzüglich; denn wenn die Uebel allgemein sind, muß auch das Gebeth allgemein seyn. — Allgemein sucht sich ja das gottlose System des Unglaubens zu verbreiten, die Grundfesten der Religion zu untergraben, die katholische Kirche und ihre Diener zu beschimpfen, Ungehorsam und Aufruhr unter den Nationen der Erde zu predigen, und die Unsittlichkeit zu befördern. — Ein gemeinschaftliches Gebeth ist unter solch

traurigen Verhältnissen gewiß nothwendig. Lasset uns also (Hebr. 4, 16.) 2c.

Eilfter Entwurf.

Ueber die häuslichen Andachtsübungen.

I. **Als Förderungsmittel des öffentlichen Gottesdienstes.** — Nichts greift wirksamer und heilbringender in die heiligen Zwecke der Kirche ein, als eben die häusliche Erbauung; denn der öffentliche Gottesdienst, zu welchem die katholischen Christen im Hause Gottes zusammen kommen, wird in seinem segenreichen Einflusse immer sehr beschränkt und kraflos bleiben, weil das Gemüth nicht dazu gestimmt und vorbereitet ist. — Gleichniß von einem wohl zubereiteten und gegentheiligen Erdreich. — Wie das Gemüth zu Hause zur würdigen und fruchtbaren Feier des öffentlichen Gottesdienstes vorbereitet werden soll, und die Nachfeier desselben im Familien-Kreise.

II. **Als Belebungsmittel wahrer Frömmigkeit.** — Frömmigkeit thut Noth unter uns, je seltner sie mit jedem Tage, und zwar aus keinem andern Grunde wird, als weil die häuslichen Andachtsübungen immer seltener werden. Je mehr Gott, das Andenken an Ihn und an sein heiliges Wort aus dem Familienleben verbannt wird, desto herrschender wird in derselben der Weltsinn, der Leichtsinn und das unbändige Treiben und Jagen nach zeitlichem Gut, vergänglicher Ehre und Sinnengenuß. Dadurch wird die Frömmigkeit ertödtet, und Gottesvergessenheit tritt an ihre Stelle und in ihrem Gefolge so viel Wehe, über das wir mit Recht klagen. — Eine gegentheilige Familie, in welcher durch häusliche Andachtsübungen der Glaube, das Andenken und die Liebe zu Gott stets neu belebt wird. Welche Früchte der Tugend reifen da, welch heiter, friedlich religiöses Leben durchdringt alle Glieder der Familie, wenn das Gelübde des Hausvaters alle Hausgenossen bindet. „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“ Ein solches Haus ist auf

den Felsen der Frömmigkeit und Gottesfurcht gegründet, das allgemeine Verderben vermag es nicht mitzuverderben.

III. Als eine reiche Quelle des Trostes im Leiden. — Was soll uns in den Leiden und Trübsalen des Lebens trösten, aufrichten und stärken, wenn wir den häuslichen Andachtsübungen ganz entwöhnt sind? Wenn unser Haus nie ein Bethhaus ist, wird es unter solchen Verhältnissen ein Klag=, Jammer= und Verderbens=Haus. Gegentheil, Ermahnung.

Stellen aus der heiligen Schrift.

Vom Gebethe überhaupt. Anbethung Gottes. 5. B. Mos. 26, 10. — 1. Chron. 16, 29. — Ps. 28, 2. — Ebend. 95, 19. — Ebend. 98, 5. — Ebend. 44, 12. — 65, 4. — 85, 9—12. — 94, 3—8. — Matth. 4, 10. — Offenb. 4, 10. — Ebend. 7, 11. — Ebend. 19, 4. — 1. B. Mos. 22, 5. — 2. B. Mos. 24, 1. — Ebend. 34, 8. — 2. Kön. 15, 32. — 1. Chron. 29, 20. — Tob. :, 6. — Dan. 14, 3. 24. —

Anbethung Jesu. Ps. 71, 11. — Röm. 14, 11. — Hebr. 1, 6. — Matth. 2, 1. 2. 11. — Ebend. 14, 33. — Ebend. 28, 9. — Ebend. 28, 17. — Luk. 24, 51. 52. —

Von dem Lobe Gottes. Aufmunterung dazu. 1. Kor. 6, 20. — Hebr. 13, 15. — Luk. 6, 45. — Psalm 146, 1. — 91, 2. 3. — 144, 10—13. — Ebend. 112, 1. — 28, 1. — 29, 5. — 46, 2. — 7—19. — 65, 2—9. — 95, 2—9. — 104, 1—4. — 105, 12. — 134, 1. 3. — 146, 7. — 149, 1. — 150, 1. bis Ende. — Tob. 12, 7. — Dan. 3, 90. — Sir. 39, 35. —

Vorsatz, Gott zu loben. Ps. 144, 22. — Ebend. 47, 11. — Ebend. 33, 2. — 70, 8. — 50, 17. — 103, 33, 34. — 102, 1—6. — 103, 1. — 29, 13. — 5. B. Mos. 32, 3. — Sir. 51, 1. — Psalm 39, 6. — 9, 2. 3. — 21, 23. — 107, 4—6. — 62, 4—9. — 144, 1—7. — 145, 1, 2. — Offenb. 4, 11. — Ebend. 15, 12—13. —

Röm. 11, 36, — Ps. 94, 1—4. — Ebend. 148, 1—14. — Ebend. 102, 20, 23. — 1. Tim. 1, 17. — Ps. 105, 48. —

Das Lob des ungebesserten Sünders gefällt Gott nicht. Psalm 32, 1. — Sir. 15, 9. — Psalm 49, 16. 17. — Isai. 29, 13. —

Wehe dem, der sich schämt, seinen Gott zu loben. Röm. 10, 10. — Sir. 42, 2. — Matth. 10, 32. 33. — Sir. 52, 29. — Matth. 5, 16. — Ps. 39, 10. —

Von dem Dankgebethe. Psalm 49, 14. — Kol. 4, 2. — Jak. 5, 13. — Eph. 5, 20. — 2. Esdra 8, 6. — Tob. 11, 7. — Ebend. 12, 6. — Jud. 16, 22. — Sir. 51, 11, 17. — Psalm 17, 49—51. — Ebend. 68, 31. — Isai. 12, 2. — Joh. 11, 41. — Luk. 2, 38. — Gal. 1, 24. —

Von dem Bittgebethe. Gott will, daß wir Ihn um Alles bitten sollen. Matth. 7, 7. — Ps. 104, 4. — Ebend. 61, 9. — 1. Thess. 5, 17. — Kol. 4, 2. — 1. Petr. 4, 7. — Eph. 6, 18. —

Man kann und soll überall bethen. Jerem. 23, 23. 24. — Joh. 4, 19—25. — Apgsch. 17, 24. —

Man soll recht oft bethen. 1. Thess. 8, 16. — Kol. 4, 2. — Dan. 6, 10. — Psalm 118, 164. — Ebend. 87, 1. — Apgsch. 1, 14. — Ebend. 10, 9. — Ebend. 10, 2. —

Es ist sträfliche Nachläßigkeit, sein Morgen- und Abendgebeth zu unterlassen. Sir. 32, 14. — Ebend. 39, 5. — Weish. 16, 28. — Isai. 26, 9. — Psalm 91, 2. 3. — Ebend. 5, 4. — Ebend. 118, 147—148. — 41, 9. — 3, 6. — 4, 9. — 54, 17. 18. —

Das Nämliche gilt vom Bitt- und Dankgebeth vor und nach dem Essen. 5. B. Mos. 6, 11. 12. — Ebend. 8, 10. — Ose. 13, 6. — Sir. 32, 11. 13. — Matth. 14, 19. — Ebend. 15, 36. — Ebend. 26, 26. — 1. Kor. 10, 30. — 1. Tim. 4, 4. —

Jede Arbeit soll man mit Gebeth beginnen. Sir. 37, 15. — Tob. 4, 20. — Luk. 6, 12. 13. — Apgsch. 1, 23. bis Ende. — Ebend. 9, 36. 40. 41. —

Vorzüglich in der Stunde des Leidens, der

Gefahr, des Todes. Jak. 5, 13. — Ps. 49, 15. — Jak. 5, 16. — Sir. 38, 9. 12—15. — 2. Kön. 12, 15. 16. — Ps. 85, 7. — Ebend. 63, 2. — 33, 5. — 29, 3. — 119, 1. — 117, 5. — 17, 7. — Isai. 26, 16. — Dan. 3, 25. — Jon. 1, 5. 6. — Ebend. 2, 2. 3. — Isai. 38, 1—6. Matth. 26, 37—40. — Luk. 22, 44. — Ebend. 23, 46. — Ebend. 28, 42. — Apgsch. 7, 58. —

Der erste Gegenstand unsers Gebethes sey um Verleihung der reinen Gottes- und Religions-Kenntniß. Röm. 8, 26. — Jak. 1, 5. — 1. Petr. 2, 2—4. — Mark. 14, 38. — Kol. 3, 1—4. — Phil. 3, 20—22. — Matth. 6, 33. — Röm. 14, 17. — Mark. 14, 33. — Luk. 21, 36. —

Um zeitliche Güter sollen wir mit kindlichem Vertrauen, und nur um das Nothwendige bitten. Luk. 12, 29—30. — 1. Petr. 5, 7. — Joh. 6, 27. — Matth. 6, 25—34. — Spr. 30, 8—10. — Im Gegentheil. Jak. 4, 2. 3. — Ose. 7, 14. —

Von den Eigenschaften des Gebethes. Ohne Heucheley. Matth. 23, 27. 28. — Ebend. 6, 5. 6. —

Ohne viele Worte, aufmerksam. Pred. 5, 1. — Matth. 6, 7. 8. — Eph. 6, 18. — Jer. 48, 10. —

In der Einsamkeit. Ose. 2, 14. — Mark. 1, 36. — Matth. 14, 23. — Luk. 6, 12. — Ebend. 9, 28. — Ebend. 21, 36. —

Aus dem Herzen, nicht blos äußerlich. Isai. 29, 13. 14. — Matth. 15, 7—10. — Joh. 4, 23. 24. — 1. Kön. 1, 13. — Klagl. 3, 41. —

Mit innerlicher Demuth und äußerlicher Ehrerbietung. Isai. 66, 2. — Eph. 3, 14. 15. — Phil. 2, 9. 10. — Jos. 7, 6. — 2. Chron. 6, 13. — 3. Kön. 8, 54. — Ebend. 18, 42. — Esdra. 9, 5. 6. — Tob. 3, 1. — Jud. 9, 1. 16. — 10, 1. — Dan. 9, 5. 8—11. 18. — Matth. 2, 11. — Ebend. 17, 14. — Mark. 1, 40. — Luk. 5, 8. — Apgsch. 9, 40. — Ebend. 20, 36. — Matth. 26, 39. — Luk. 18, 9—15. —

Mit frohem und freudigem Herzen. Sir. 35, 8. — Ps. 99, 2. — Ebend. 104, 3. — 118, 162. — Thess. 5, 16. — Röm. 12, 12. — Kol. 4, 2. — 2. Chron. 29, 30. —

Alle Lieblosigkeit, Haß, Neid rc. sey aus dem Herzen verbannt. Mark. 11, 25. — Matth. 6, 14. 15. — Ebend. 5, 23. 24. — Ebend. 6, 13. — 1. Petr. 3, 7. —

Mit kindlichem Vertrauen. Sir. 7, 10. — Jak. 1, 5—9. — Röm. 8, 15—17. — Gal. 4, 6. — Röm. 8, 27. 28. — Ps. 39, 2. — Ebend. 3, 5. — 114, 1—3. — 17, 2. 3. — Matth. 8, 2. — Ebend. 9, 18. — Mark. 14, 36. — Hebr. 4, 16. — Jak. 1, 17. — Röm. 10, 12. — Ephes. 3, 20, 21. —

Mit kindlicher Zuversicht, da Er unser gläubiges Gebeth erhören will. Isai. 59, 1. — Jer. 29, 12. — Isai. 65, 24. — Tob. 12, 12. — Matth. 7, 7—12. — Joh. 16, 23. 24. — Matth. 21, 22. — Mark. 11, 24. — 1. Joh. 5, 14. 15. — Ps. 9, 11. — Ebend. 144, 18. — 33, 19. — 21, 25. — Sir. 35, 20. — Ps. 33, 5—9. — Sir. 51, 7—13. — 2. Chron. 33, 12. 13. — Sir. 48, 20. —

Mit kindlichem Gehorsam. Tim. 2, 8. — Ps. 10, 7. — Ebend. 33, 16—19. — 33, 18. — Sir. 2, 16. — Spr. 15, 29. — Sir. 35, 16. — 1. Petr. 3, 12. — Ps. 90. 14—17. — Matth. 7, 21. — Joh. 15, 7. — 1. Joh. 3, 20—23. — Psalm 118, 145—147. — Ebend. 65, 17. bis Ende. —

Der Unbußfertige findet keine Erhörung. Isai. 59, 1—5. — Spr. 28, 9. — Ebend. 21, 13. — Joh. 9, 31. — Spr. 15, 8. — 9, 21. 27. — Mich. 3, 4. — 5. Mos. 31, 18. — Isai. 58, 1—5. — Sir. 34, 26. — Jer. 9, 13. — Ezech. 8, 18. — Isai. 1, 11. 12. — 1. B. Mos. 4, 3—6. — Matth. 23, 14. — Ebend. 25, 11. 12. — Psalm 65, 18. —

Der wahre Büßer wird erhört. Isai. 55, 7. — Ebend. 1, 15—19. — Ebend. 58, 7—11. — Psalm 33, 15—19. — Hiob 11, 13—16. — Jak. 4, 8—11. —

Mit Ergebung in den göttlichen Willen. Matth. 20, 20. 22. — Phil. 4, 6. 7. — Röm. 9, 16. 20. 21. — 1. Petr. 5, 6. — Ps. 76, 4. 11. 14. — Mark. 4, 35. 36. —

Im Namen Jesu. Joh. 14, 13. 14. — Ebend. 16, 23. 24. — 1. Tim. 2, 5. — Röm. 5, 2. — Eph. 2, 18. — 3, 12. —

Mit guten Werken verbunden. Tob. 12, 8. 12. — Jud. 4, 12. 13. — Apgsch. 10, 1—7. 30—33. —

Selbst mitwirken. 2. Thess. 3, 10. — Matth. 26, 41. — Sir. 38, 9. 12. —

Eifrig und beharrlich. Röm. 12, 12. — Jak. 4, 1. — Luk. 18, 1—9. — Ebend. 11, 5—10. — Tob. 3, 10—13. — Jud. 8, 9—18. 20. — Psalm 54, 17. 18. — 21, 3. — 30, 23. — Matth. 15, 22—29. — 2. Kor. 12, 7—10. — Matth. 26, 39—45. —

Von dem Fürbittgebethe. Für Alle. 1. Tim. 2, 1. — Eph. 6, 18. — Baruch. 1, 13. — 1. Kön. 12, 28. — 1. Machab. 12, 11. — 2. Machab. 15, 14. — Apostelgesch. 12, 5. — 1. Thess. 1, 2. — Röm. 1, 9. — Phil. 1, 3. 4. — Eph. 1, 15. 16. — 2. Tim. 1, 3. — 1. Thess. 5, 25. — Hebr. 13, 18. 19. — Röm. 15, 30. — 2. Kor. 1, 11. — Matth. 5, 44. — Luk. 6, 28. — Ebend. 23, 34. — Apgsch. 7, 39. — 2. Machab. 12, 43. bis Ende. —

Zuerst um ihr ewiges Heil, dann um irdisches Glück. 2. Mach. 1, 1—7. — 1. Chron. 29, 18. — 1. Tim. 2, 2—5. — Eph. 1, 17. — Phil. 1, 9. — Kol. 1, 9. — 2. Thess. 1, 11. 12. — Eph. 6, 19—21. — Kol. 4, 3—5. — 2. Thess. 3, 1. — Kol. 4, 12. — Matth. 9, 37. 38. — Joh. 17, 9. 11. 15. 17. 20. — Jak. 5, 16. —

Fürbitte ist Gott wohlgefällig, und wird sehr oft erhört. 1. B. Mos. 18, 23. — Ebend. 20, 7. 17. — Ebend. 19, 21. — 2. B. Mos. 9, 33. — Ebend. 32, 9. 11, 14. — 4. B. Mos. 11, 1. 2. — Ebend. 17, 9—15. — Ebend. 21, 7. — Weish. 18, 20—22. — 1. Kön. 7, 5. 8. 9. — 3. Kön. 13, 6. — Ebend. 17, 17. bis Ende. —

1. Kön. 13, 4. 5. — Jud. 8, 28—30. 31. — Joh. 2, 3, 11. — Jak. 5, 16—19. — Phil. 1, 19. — Philem. 1, 22. —

Fürbitte für Regenten und Obrigkeiten. 1. Kön. 10, 24. — Ebend. 1, 39. — 2. Kön. 11, 12. — Baruch. 1, 10. 11. — Dan. 6, 6. 21. — 1. Tim. 2, 1—4. —

Vom gemeinschaftlichen Gebethe. Matth. 18, 19. 20. — Kol. 3, 16. — Eph. 5, 19. — Röm. 15, 5. 6. — Jud. 4, 8. — Ebend. 6, 14. — Apgsch. 1, 14. — Ebend. 4, 24. 31. — Ebend. 12, 5. — Ebend. 12, 12. — Ebend. 13, 1—4. — Ebend. 21, 5. —

Stellen aus den heiligen Vätern.

Das Gebeth ist ein guter Schild, an dem alle feindlichen Pfeile sich brechen. Ambrosius de obitu Valentiniani Imperat.

Das Zimmer deines Gebethes ist überall, wo du bist, und ist überall geheim; da ist kein Schiedsrichter, als Gott allein. Derselbe Lib. 1. de Cain et Abel. cap. 9.

Das rechtschaffene Leben machet das Gebeth fliegen; und es giebt den Bitten Flügel, daß sie sich zu Gott erheben. Derselbe in Ps. 118. Serm. 22.

Wir werden ermahnt im Innern zu bethen, wo Gott sieht, wo Gott höret, wohin kein Menschenauge dringt; wo nur Der höret, Der zu Hülfe kommt; wo Susanna gebethet hat, und wo sie, als ihre Stimme von den Menschen nicht gehört wurde, von Gott gehört ward. Augustin. super Psalm 34.

Dein Verlangen ist dein Gebeth; ist dein Verlangen immerwährend, so ist dein Gebeth immerwährend: willst du vom Gebethe nicht ablassen, laß vom Verlangen nicht ab. Derselbe super Ps 37.

Dein Gebeth ist Rede zu Gott: wann du Gottseliges liesest, redet Gott zu dir; wann du bethest, redest du zu Gott. Derselbe super Ps. 85.

Der Glaube suchet das Gebeth, und das Gebeth wünschet sich die Klugheit. Augustin. Serm. 17. ad fratres in Eremo.

Das Gebeth ist die Grundsäule heiliger Tugenden, die Leiter Gottes, der Gatte der Wittwen, die Verwandte der Engel, das Fundament des Glaubens, die Krone der Einsamen, die Erleichterung der Verheiratheten. Derselbe ebendaselbst Serm. 22.

Das Gebeth muß umfassend, innig und rein seyn; umfassend, daß es für Alle flehe; innig, daß es nicht nachläßig verlange; rein, daß es mit Reinheit des Herzens sey. Derselbe ebendaselbst Serm. 12.

Unsere Gebethe werden oft verwundet und geschwächet durch das Dunkel und den Lärmen des weltlichen Thuns. Derselbe Epist. 81.

Jenes Gebeth ist gut, das in unserm Geiste Erkenntniß Gottes erzeuget. Basilius Epist. 1. ad Gregor. Theol.

Je wirksamer das Gebeth ist, wenn es geschieht, wie es soll; desto schlauer pflegt es der Widersacher zu verhindern. Bernardus Serm. 4. Quadrag.

Es ist Gefahr, wenn das Gebeth zu furchtsam ist; es ist größere Gefahr, wenn es verwegen ist; es ist dritte Gefahr, wenn es lau ist, und nicht aus lebhafter Anmuthung hervorgeht. — Das furchtsame Gebeth dringt nicht in den Himmel; denn die unmäßige Furcht hält das Gemüth zurück, daß der Geist nicht nur nicht aufsteigen, sondern nicht einmal vorwärts gehen kann. — Das verwegene Gebeth steigt wohl auf, aber fällt zurück; denn ihm wird widerstanden, und es erlangt nicht nur keine Gnade, sondern wird der Sünde schuldig. — Das laue Gebeth wird lahm, während es aufsteigen will; es wird ohnmächtig, weil es keine innere Kraft hat. Derselbe L. c.

Das Gebeth ist Sache des Herzens, nicht der Lippen; denn Gott horchet nicht auf die Worte des Bethenden, sondern sieht auf dessen Herz. Ders. de inter. domo. cap. 48.

Der versteht die Kunst, recht zu leben, der die Kunst, recht zu bethen, versteht. Bonavent. Serm. 5. de uno Confess.

Das Gebeth einer giftigen Zunge ist nicht das Rufen eines Bethenden, sondern das Zischen einer Schlange. Bonaventura Serm. 3. Dom. 2. Quadrag.

Es muß mehr die Stimme des Herzens, als die Stimme des Mundes erhört werden. Derselbe Serm. 2. Dom. 13. post. Pentec.

Die Kraft des Gebethes ist groß, da es Gott besänftiget, die Engel an sich zieht, und die Teufel quält. Derselbe Serm. 4 de Angelis.

Das Gebeth ist ein Schöpfgefäß, mit dem die Gnade des heiligen Geistes geschöpft wird aus der Quelle der überströmenden Süße der allerheiligsten Dreieinigkeit. Derselbe de perfect. vitae. cap. 5.

Wie der Soldat ohne Waffe nicht in Krieg ziehen darf; so soll der Christ ohne Gebeth sich nirgendwohin begeben. Eligius Homil. 11.

Das Gebeth ist der rechte Haushälter. Ephräm de orat.

Das Gebeth ist die Reichsmacht. Derselbe ebendas.

Das Gebeth ist der Patron der Schuldigen, der Trost der Traurenden, die Annehmlichkeit der Erfreuten. Derselbe ebendaselbst.

Keine Habe ist köstlicher, als das Gebeth. Ders. ebend.

Der bringt Gott ein wahres Gebeth dar, der auf sich den Blick der Demuth hat. Gregor der Große Lib. 2. Moral. cap. 27.

Dem Schöpfer ist das Gebeth für die Feinde vorzüglich angenehm. Derselbe ebendaselbst. Lib. 9. cap. 9.

Die Kraft des wahren Gebethes ist die Höhe der Liebe. Derselbe Homil. 27. super Evang.

Das Gebeth ist der Schild der Keuschheit, die Niederbeugung der Hoffart, die Zerstörung des Neides. Gregor von Nyssa de orat. Dom. orat. 1.

Das Gebeth ist der Ueberfluß des Hauses, der Schutz des Staates, die Sicherheit des Friedens. Ders. ebendas.

Wenn Jemand mit einem tugendhaften Menschen redet, so erhält er nicht kleinen Nutzen; welche Güter wird der ge-

nießen, der mit Gott redet! Chrysostomus Homil. 30. Tom. 1.

So lange du bethest, muß der Feind sich beugen; lässest du ab, so richtet er sich auf. Ders. Serm. de Moyse.

Das sanfte Gebeth ist mächtiger, als das heftige. Derselbe Homil. 56. in Matth.

Das Gebrülle des Löwen verscheucht die wilden Thiere nicht so sehr als das Gebeth des Gerechten die Teufel. Derselbe Homil. 53. super Acta Apost.

Wenn du im Gebethe verharrest, sage nicht: Ich richte nichts aus; denn du hast schon genug ausgerichtet. Johannes Klimakus Grad. 28.

Das Gebeth ist der Weg zur Erkenntniß. Laurentius Justinianus de ligno vitae tract. de Orat. cap 2.

Das Gebeth des Gerechten ist ein Schlüssel des Himmels; sein Gebeth steigt hinauf, und Gottes Barmherzigkeit steigt herab. Augustinus Serm. 225.

Sinkt dein Glaube, so sinkt auch dein Gebetheifer; denn wie kann derjenige bethen, der nicht glaubt? Derselbe de verbis Domini.

Wir glauben, daß Niemand zur Seligkeit gelangt, den Gott nicht ruft, daß Niemand, der berufen wird, ohne den Beistand Gottes sein Heil verrichtet, und daß dieser Beistand nur auf das Gebeth gegeben wird. Augustinus oder vielmehr Genadius Lib. de Eccles. Dogmat.

Gott gebietet nichts Unmögliches, aber bey seinen Befehlen warnet Er dich, zu thun, was du kannst, und was du nicht kannst, durch das Gebeth zu verlangen. Derselbe de Bono perseverantiae.

Er bleibt unser Erlöser nicht nur, wenn Er thut, was wir verlangen, sondern auch, wenn Er's nicht thut; denn sieht Er, daß man etwas begehrt, das dem Seelenheil nachtheilig ist, so beweis't Er sich eben dadurch als unser Erlöser, indem Er es nicht thut. Derselbe Tract. 37. in Joan.

Nicht vergebens kann man sich an Denjenigen wenden, der die Quelle aller Barmherzigkeit ist. Ders. in Ps. 6.

Wir mögen mit Worten oder stillschweigend bethen, so muß das Herz rufen. Augustin. Serm. 90. de tempore.

Manches schlägt Gott nicht ab, sondern giebt es zur gelegenen Zeit. Derselbe Tract. 102. in Joan.

Gott will gebethen, Er will gleichsam durch Zudringlichkeiten überwunden werden; darum wird gesagt: das Reich Gottes leidet Gewalt, und nur die, welche Gewalt brauchen, nehmen es weg. Gregorius Homil. in Quadrag.

Dieses Gebeth ist dem Schöpfer am angenehmsten, welches man für seine eigenen Feinde an Ihn stellet. Derselbe in Moral.

Du willst, daß Gott deine Gebethe erhöre, und du hörest seine Befehle nicht an. Derselbe in Ps. 6. poenitent.

Wir sollen uns nicht fürchten, Ihn durch unsere Zudringlichkeiten zu beleidigen; denn die Zudringlichkeiten sind Ihm eben gelegen. Hieronymus in cap. 11. Lucae.

Unter andern Ermahnungen und Lehrsätzen hat uns Gott sogar die Art gezeigt, wie wir bethen sollen, und uns gelehrt, was wir verlangen sollen. Cyprianus de Orat. Domin.

Ich denke, daß es Jedermann deutlich einsieht, wie es ohne die Hülfe des Gebeths durchaus unmöglich sey, ein tugendhaftes Leben zu führen, und seinen Lauf zu vollenden. Chrysostomus Lib. 1. de Orando Deo.

Wer bethet, und dabey sündiget, der bethet eigentlich nicht zu Gott, sondern er spottet seiner. Derselbe oder Jemand anderer. Operis imperf. super Matth.

Alle Tage, und in jedem Augenblicke ist das Gebeth nothwendig. Tertullian in exhortat. ad Castitatem.

Es ist eine große Unbild gegen Gott, wenn ich Ihn bitte, Er soll mein Gebeth erhören, auf welches ich, der es verrichtet, nicht merke. Ich bitte Ihn, Er soll auf mich bedacht seyn, und ich bin weder auf mich selbst, noch auf Ihn bedacht. Bernardus Lib. de Anima.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter dem Worte Gebeth verstehen soll.

Das Gebeth, in so fern man es als eine Bitte betrachtet, die an Gott gestellt wird, ist eine Erhebung des Geistes zu Gott, und eine vertrauenvolle Darstellung der Bedürfnisse unserer Seele, der Gefahren, in welchen sie sich befindet, der Schwachheit unter welcher sie seufzet; es ist ein dringendes Flehen um Hülfe und Beistand, um Erleuchtung und Kraft, um Eifer und Thätigkeit, damit die Feinde unserer Seele keine Gewalt über uns erhalten, und unsern Seelenbedürfnissen abgeholfen werde.

Von dem Bittgebethe.

Es ist eine der allerwichtigsten und deutlichsten Grundlehren der heiligen Schrift und der katholischen Kirche, daß der Mensch das Recht habe, eigentliche Bitten bey Gott einzulegen, und daß er sich Erhörung versprechen dürfe: „Als „ich zum Herrn rief," bezeugt der heilige Sänger, „antwor„tete Er mir." Ja es ist nicht möglich, entscheidendere Beispiele und Thatbeweise von der Kraft des Gebeths anzuführen, als jene, welche uns das alte und neue Testament erzählt. Ueber Alles aber geht die Verheißung des Sohnes Gottes: „Bittet, so werdet ihr empfangen."

Verschiedene Arten des Bittgebethes.

I. Das Pflichtgebeth richtet sich zu Gott, auch wenn das Herz nicht von besonders heißer Liebe, oder von mächtigem Drange in Bewegung gesetzt wird. So bethen wir für einen Wohlthäter, für einen Lehrer, für einen leidenden Freund oder Nachbar, für welche wir auch nicht besonders eingenommen sind, weil es Pflicht ist, und der Geist des Evangeliums uns bethen heißt; so bethen wir auch für uns um das tägliche Brod, ohne gerade ein besonderes Bedürfniß nach Nahrung zu fühlen. Wir bitten, weil der Herr uns zu bitten befiehlt: „Gieb uns, o himmlischer Vater! heute „so viel Brod, als wir für diesen Tag bedürfen." —

II. An dieses Pflichtgebeth schließt sich an das Gebeth der Liebe, welches wohl auch ein Pflichtgebeth ist, aber in Ansehung seiner Richtung und Wärme ganz dem Herzen und der Liebe des Bethenden überlassen seyn muß. Wir legen Gott die Bedürfnisse, Leiden und Angelegenheiten unserer lieben Angehörigen an's Herz, als wären es die unsrigen. Wir denken nicht daran, daß uns dieses gebothen sey. Die Liebe vergißt alles Andere, eilt und handelt, sie dankt für die Wohlthaten, die dem Freunde zu Theil geworden, wie für ihre eigenen; und erfleht Linderung für seine Leiden mit mehr Kraft, als sie für die ihrigen bitten würde. Solches Gebeth ist angenehm vor dem Herrn; unaussprechlich nützlich dem Bether selbst; es veredelt und vervollkommnet in ihm die Gesinnung der heiligen Liebe. Wie viele Wohlthaten sind durch solch liebentflammtes Gebeth unsern Freunden, Lehrern, Aeltern, Kindern u. dgl. zugeflossen! Ein liebevoller, gläubiger und dabey Gott ergebener Bether ist ein unschätzbarer Segen für die Welt; eine unerschöpfliche Quelle von Gnaden, welche den Menschen überströmen, ohne daß er öfters den Ursprung kennt oder ahnt.

III. Das Dranggebeth ist das eigentliche Bittgebeth. So, wie das Pflichtgebeth das Gebeth der Liebe erzeugt, so erzeugt hinwider das Flehen der Liebe jenes göttliche Dranggebeth, von welchem man beinahe, ohne mißverstanden zu werden, nicht sprechen darf, und wovon man doch auch nicht schweigen soll. — Dranggebeth der ersten Christen-Gemeinde war ihr Flehen, als Petrus im Gefängnisse saß, um den andern Tag hingerichtet zu werden. Dranggebeth war das Bitten Jakobs: „Herr! ich lasse Dich nicht, Du habest mich „dann gesegnet." Dranggebethe waren die innigsten Bitten Davids, Samuels und der Propheten. — Die Seele wird in einem solchen Gebethsdrange von irgend einem Bedürfnisse so ergriffen, daß sie alles Andere darüber vergißt, so stellt sie sich dem allmächtigen Nothhelfer dar voll Glauben und fester Zuversicht, gleichsam, als wenn ihr der Herr jetzt in's Herz riefe: „Bethe zu Mir in der Zeit der Noth, Ich

„will dich erhören!" Wenn der Gedanke an die Unmöglichkeit der Hülfe auch Zentnerschwer auf seiner Seele lastet, wenn die natürliche Vernunft ihm geradezu sagt: „Bethe nicht mehr: „es ist unmöglich:" oder — „nun ist's aus, nun Rettung „unmöglich!" — sein Glaube flammt dennoch empor: er glaubt, wo nach menschlicher Ansicht nichts mehr zu glauben ist, und hofft, wo kein Strahl einer Abhülfe mehr möglich scheint. Er geht hinein in's rothe Meer jeder Prüfung und Gefahr, und spricht: „der Herr ist meine Zuversicht; ich verzage nicht!" Er erhebt in jeder Versuchung, in jedem Streit mit felsenfestem Glauben den Kieselstein, und der Hohnsprechende Riese fällt auf den Boden entseelt hin. Das scheinbar Unmögliche geschieht, das, worüber die Welt gehöhnt, reift der Erfüllung entgegen; auf die starkgläubige Frage erwiedert der Himmel die deutlichste Antwort. Der Glaube besiegt die Natur, versetzt Berge, Jakob wurde Israel; die Sonne stand auf das Flehen Josuas u. s. w. — Aber wie verschieden ist dieses starkgläubige Flehen von dem Wahngebethe desjenigen, der sich als einen herzlosen, trotzigen Stürmer vor Gott hinstellte, Ihm ohne Glaubens= und Herzensdrang seine Verheißungen vorhielte, und die Erhörung einer schlechten Bitte erzwingen wollte? — So verschieden ist dieses, als das vertrauenvolle Flehen eines bewährten Herzensfreundes: „Leihe mir, Lieber! „in dieser Noth, was ich bedarf, und was du wohl entbehten kannst," — von dem Trotzworte des Räubers: „Geld, „oder Blut!" — verschieden ist. — Der Bittende im Geistesdrang ist von Gott bevollmächtiget, um das, warum er bittet, den Herrn anzuflehen. Er kennt seinen Gott; kennt die Stimme seines Herrn. Wer aber an keine Erhörung glaubt, wer frech genug ist, die auffallendste Gebeths=Erhörung für Zufall zu halten; der bethe nicht; er leiste Verzicht auf die erhabenste aller Menschenfreuden: nämlich eines Gottes gewiß zu seyn, der das Flehen seiner Kinder erhört. Denn so ist der Gott, mit dem uns Jesus bekannt gemacht, und uns das Recht erworben und gegeben hat, Ihn „Abba, — lieber „Vater!" — nennen zu dürfen; wir, seine Kinder, fragen

Ihn, Er antwortet uns; wir bitten Ihn, Er giebt uns; aber unser Gebeth ist ein Flehen der Ergebung, gläubig, im Namen Jesu.

IV. Nun noch vom Ergebungsgebeth, oder dem bedingten Bittgebethe. Es giebt Fälle, wo ein Christ irgend einen Wunsch im Innern nährt, wozu ihm aber die völlige klare Ueberzeugung der unbedingten Güte mangelt. In solcher Lage ist's dem demüthig gläubigen Christen ganz natürlich, seinem Jesus nachzubethen: „Vater! ist's möglich, so laß diesen Kelch vorüber gehen! doch dein Wille geschehe!" — Dem fehlt noch viel zur Vollkommenheit eines wahrhaft christlichen Bethers, welchem das Ergebungsgebeth nicht eben so geläufig ist, als das bestimmte Bittgebeth, der noch nicht erfahren hat, daß auch auf das bedingte Ergebungsgebeth, Gnaden und Stärkungen erfolgen, die ohne dasselbe nimmermehr zu erwarten gewesen wären.

Worauf die Kraft des Gebeths sich gründet.

Im Allgemeinen gründet sich die Kraft des Gebeths auf die unbegränzte Güte Gottes, der durch unsere Hülflosigkeit gerührt, auf die Bitten, welche wir an Ihn stellen, Rücksicht nimmt, unser Flehen erhört, und uns die Gnaden ertheilt, deren wir bedürfen. Aber die Kraft des Gebeths gründet sich ganz besonders auf ein ausdrückliches Versprechen Gottes, uns in unsern Nöthen zu helfen. Kann es wohl einen festern Grund haben? „Was ihr von meinem Vater begehren werdet, das wird Er euch geben," sagt Jesus zu uns, und diese Worte bekräftigt Er mit einer Art von Eid. Nun ist Gott, wie der Apostel sagt, unendlich getreu, Er wird also sein Versprechen halten, und es wäre eine Beleidigung, wenn man hierüber den geringsten Zweifel haben wollte. „Welche Ehre ist es für uns," ruft hier Tertullian aus, „daß „Gott unsertwegen etwas mit einem Eide bekräftigt!" Welch eine herablassende Güte! Er wollte uns Zutrauen zu Ihm einflößen, und uns aufmuntern, ohne Furcht zu Ihm hinzutreten, und Ihm unsere Anliegen darzustellen.

Die Kraft des Gebeths gründet sich auch auf das Mittleramt Jesu.

Wenn man von Jemanden eine Gutthat oder eine Gnade zu erlangen wünschet, worauf man keine Ansprüche hat, und wenn man mit ihm nicht in solchen Verhältnissen steht, die geradezu einen hoffnungsvollen Zutritt zu ihm öffnen, so spricht man einen Andern an, der schon im Besitze seiner Gunst ist, und durch diesen nähert man sich demjenigen, von welchem man sein Glück hofft. Der Freund vertritt die Stelle eines Mittlers oder Fürsprechers, und in seinem Namen wird die Bitte gemacht. Die Ursache dieses Verfahrens liegt darin: wer Gnaden zu ertheilen hat, giebt sie gewöhnlich nur denjenigen, welchen er geneigt ist, und die bey ihm in Ansehen stehen; er giebt sie ihnen als Zeichen seines Wohlwollens und seiner Freundschaft, und um ihnen die Gefühle seines Herzens durch Beweise zu erkennen zu geben. Beruft sich Jemand, der um eine Gnade bittet, auf einen dieser Freunde; bedient er sich seines Namens, weil er selbst mit ihm in Freundschaft steht, so wird sie ihm aus Rücksicht auf den Mittler gegeben, und im Grunde verhält sich die Sache eben so, als hätte der Freund selbst die Gutthat verlangt.

Zwischen den Menschen und Gott hat es ein ähnliches Bewandtniß. — Da wir als sündhafte Menschen Gott nichts darbieten können, wodurch wir uns die Erhörung unserer Bitten versprechen dürfen, und da unsere guten Werke sogar, blos als unsere Werke betrachtet, in den Augen Gottes nichts an sich haben, wodurch wir Ansprüche auf irgend eine Gutthat hätten, die uns nothwendig ist, so beziehen wir uns auf Jesum Christum, der durch seinen Tod am Kreuze für die ganze Menschheit Verdienste im Ueberflusse erworben hat, wir berufen uns auf das Ansehen, in welchem Er bey dem Vater steht, und wir bitten Ihn, uns aus Rücksicht auf seinen eingebornen Sohn zu geben, was Er uns sonst nicht geben würde.

Schon im alten Bunde hatte das Gebeth eine ganz wunderbare Kraft.

Durch die Anbethung des goldenen Kalbs wurden die Israeliten nicht nur der großen Gutthaten, welche sie von Gott empfangen hatten, unwürdig, indem sie seiner ganz vergaßen, sondern sie hatten sich auch noch des abscheulichen Verbrechens der Abgötterey schuldig gemacht. Dieses undankbare und gottlose Betragen mißfiel dem Herrn so sehr, daß Er sich vornahm, das Volk bis auf den letzten Mann zu vertilgen. Da Er aber voraus sah, daß Moses mit seinem Gebethe, als Mittler dazwischen treten würde, so wollte Er ihn hindern, sich für das pflichtvergessene Volk zu verwenden: „Laß Mich," sagte Er zu ihm, „damit der Grimm meines Zorns wider sie entbrenne, und Ich sie vertilge." 2. Exod. 32, 19. „Herr!" ruft da der heil. Augustin aus, „wer hindert Dich, oder wer kann Dich hindern? „Wer kann deinem Willen widerstehen? Warum sprichst Du: „Laß Mich?" — Ganz gewiß, antwortet hier der heilige Lehrer selbst, kann Niemand sich dem Willen Gottes widersetzen. Aber eine solche Kraft hat das Gebeth, es widersetzt sich seinem Willen, und hindert die Erfüllung desselben. Indem also Gott zu Moses sagte, er solle durch sein Gebeth Ihn nicht hindern, seinen Entschluß auszuführen, und die Strafe zu vollziehen, wollte Er ihm nur zu verstehen geben, wie kräftig das Gebeth ist; Er wollte ihn durch seine Worte vielmehr dazu aufmuntern, als davon abhalten, das bewies der Erfolg; „denn der Herr wurde versöhnt, daß Er das Uebel, wovon Er geredet hatte, nicht vollzog." Das. 14. In diesem Sinne kann man also mit dem gelehrten Theodoret behaupten, daß das Gebeth gleichsam allmächtig sey, und daß durch dasselbe sehr viele Wunder der Natur und der Gnade bewirkt worden sind.

Noch wunderbarer ist die Kraft des Gebeths, seitdem es sich auf die Erlösung gründet.

Wenn wir bedenken, daß Jesus das Geschäft der Erlö-

sung blos aus der Ursache übernommen hat, um uns der ewigen Glückseligkeit wieder fähig zu machen, und daß wir wegen der Schwachheiten, welche uns, als Adamskindern, auch nach der Erlösung noch ankleben, ohne den Beistand Gottes der Gutthat der Erlösung nicht theilhaftig werden können, werden die Bitten, welche wir im Namen unseres Erlösers an Ihn stellen, nicht die erwünschte Wirkung haben? Durch was werden wir Gott mehr bewegen können, unsere Bitten zu erhören, als wenn wir Ihm das Blut zeigen, welches nur unsertwegen vergossen worden ist? Wir wissen ja, daß Er seinen Sohn blos aus Liebe zu uns dahin gab, und daß seine einzige Absicht ist, durch Ihn das ganze Menschengeschlecht zu retten. Wir wissen, „daß Alles, was der Vater hat, auch dem Sohne gehört," wie der Heiland selbst die Apostel versicherte. Joh. 16, 15. Durch die Sünde Adams waren wir nur in die traurige Lage versetzt worden, in welcher wir aus eigenen Kräften nichts thun konnten, das uns zur Erreichung unseres letzten Ziels hätte beförderlich seyn können, sondern es wurde sogar unser Wille, etwas Gutes zu thun, geschwächt, und ein unwiderstehlicher Hang reißt uns jetzt zum Bösen hin. Wir seufzen also unter dem Drucke zahlreicher Seelenbedürfnisse; wir schmachten elend und kraftlos in dem Zustand der äußersten Verlassenheit: wir wurden durch den Ungehorsam unserer Stammältern mit dem erschrecklichen Fluche beladen, aus der Zahl der Kinder Gottes ausgestrichen zu seyn. Aber dieser Anblick rührte den unendlich barmherzigen Gott; Er sah nicht auf unsere Unwürdigkeit, sondern auf unser Hülfsbedürfniß und auf das Unvermögen, uns selbst zu retten, und deßwegen versprach Er gleich nach dem Falle Adams einen Erlöser, der das ganze Menschengeschlecht wieder retten sollte. Was kann also Gott mehr bewegen, uns die nothwendige Hülfe zu leisten, und durch seine Gnaden unsern geschwächten Willen zu stärken, als wenn wir darum im Namen des Erretters selbst flehen? — Dann ist ja die Erlösung auch vorzüglich dazu geeignet, daß Jesus das Mittleramt zwischen Gott und den

Menschen vertrete. Er hieng zwischen Himmel und Erde, um Himmel und Erde miteinander auszusöhnen; durch Ihn sind wir wieder Kinder des Lichts geworden; durch seine Verwendung sind wir wieder in Besitz der Vorrechte der ersten Schöpfung getreten. Er hat uns zu Kindern Gottes, und dadurch zu seinen Miterben des ewigen Himmelreichs gemacht, und Alles, was wir jetzt sind, haben wir Ihm zu verdanken; wir sind, was wir sind, durch die Gnade, welche Er uns durch seinen Tod erworben hat, geworden, und seine Wunden haben die unsrigen geheilt, wie der Prophet sagt.

Vom Bethen im Namen Jesu.

Das Bethen im Namen Jesu ist die eigentliche Offenbarungslehre des neuen Testaments. Nur der Christ darf und soll im Namen Jesu bitten. Er darf und soll sich bey seinem Gebethe auf die Jüngerschaft des Herrn, auf die ihm eigen gewordenen Hülfs- und Begnadigungsrechte berufen, auf die Ermunterungen Jesus zum Bethen, auf seine Anweisung zum Bitten: er darf den Namen Jesus vor dem Vater nennen, als ein kräftiges Empfehlungsmittel seiner Person und seiner Wünsche. Jesus Christus ist der Herr aller Welt; der Vater will in dem Sohne angebethet und verherrlicht werden. Wer sich in seinem Gebethe unmittelbar an Jesus, als an Den richtet, dem der Vater Alles in die Hände gegeben; als an Den, der mit dem Vater Eins ist; als an Den, in welchem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt; wer so bethet: der bethet im Namen Jesus, und solchem ist die bestimmte Erhörung seines Gebeths verheißen: „Alles, „was ihr den Vater in meinem Namen bittet, wird Er euch „geben!“ —

Man muß sich gewöhnen nicht blos aus den Büchern, sondern auch aus dem Herzen zu bethen.

Dem Gebethe aus dem Herzen gebührt unstreitig der Vorzug über die Gebethe aus den Büchern. Diese haben zwar für unsere Belehrung, und für die Erweckung unseres Gebeths-

eifers einen sehr großen Werth, besonders wenn sie deutlich, kraftvoll und rührend sind; sie lehren uns zugleich die Bedürfnisse unserer Seele kennen, und die Art, wie wir in unsern Nöthen zu Gott reden sollen. So nützlich aber diese Gebethe sind, so soll der Christ sich damit nicht begnügen, und jezuweilen ohne Beihülfe eines Buchs blos in Gedanken zu Gott sprechen. Wenn er auch keine so schöne Worte sagt, so sind sie um so herzlicher; er wird genöthiget, nachzudenken; denn nur was er denkt, das sagt er; es können also keine Zerstreuungen statt haben. Er bethet auch mit mehr Eifer und Andacht, weil alle seine Worte nothwendiger Weise aus dem Herzen kommen. Aus derselben Ursache sind die guten Entschlüsse, welche er am Ende seines Gebeths machet, auch weit kräftiger, als jene, welche er herabliest, weil er sie aus eigenem Antrieb machet; sie sind auch mehr freiwillig und nicht gleichsam abgelockt, wie jene, welche in den Gebethen der Bücher enthalten sind.

Unsere Bitten sollen wir mit Vertrauen an Gott stellen.

Wir würden, so oft wir bethen, mit uns selbst im Widerspruche seyn, wenn wir die Erfüllung unserer Bitten nicht mit Vertrauen von Gott hoffen wollten. Um diese selige Tugend, welche zur Wirksamkeit des Gebeths so Vieles beiträgt, in unserm Herzen zu erwecken, müssen wir die Ueberzeugung haben, daß Gott der weiseste, mächtigste und beste Vater ist, der unsere Bedürfnisse weiß, ihnen abhelfen kann und will; daß Alles, was Er auf unser Gebeth erfolgen läßt, ohne Ausnahme gut und heilsam sey, und wir also mit Allem, was Er giebt, wie Kinder mit ihrem Vater, zufrieden seyn sollen. Erhalten wir auch das nicht, was wir wünschen, so ist es ein Zeichen, daß die Erhörung zu unserm Heil nicht würde gedeihlich gewesen seyn, und wir dürfen die Verweigerung nicht immer als eine Abnahme der Liebe Gottes gegen uns ansehen. Oefters verzögert Er mit seiner willfahrenden Güte, um unser Vertrauen, unsere Hoffnung und Liebe noch länger

zu prüfen; und dieser Verschub ist ein neuer Gewinn für uns; und also vortheilhafter, als eine schleunige Zusage. Nicht selten werden uns die erbethenen Gaben zu einer bequemeren Zeit, und in einem reichern Maaße, wenn schon nicht sobald zugetheilt, oder wir werden mit andern Gütern beschenkt, die an Vortrefflichkeit und Nutzen jene weit übertreffen, welche wir jetzt zu erwerben suchen. So haben es Viele im alten Bunde, wie die Mutter Samuels, und im neuen die Apostel erfahren. Gewiß ist es, daß kein Gebeth ohne heilsame Wirkung bleibt, werden wir auch nicht nach unserm Willen erhört, wenn wir nur mit einer ächt kindlichen Gesinnung bethen; diese setzt aber ein gutes, reumüthiges Gewissen voraus, unschuldige Abels-Seufzer, oder bußfertige Empfindungen eines Zöllners müssen das Gebeth begleiten, wenn es vor dem Throne des heiligen und gerechten Gottes angenehm seyn soll.

Wir sollen die Erfüllung derselben mit Geduld erwarten.

Jesus hat zu uns gesagt: „Begehret und es wird euch „gegeben werden; suchet und ihr werdet finden; klopfet an „und man wird euch aufthun; denn wer bittet, der empfängt; „wer suchet, der findet; wer anklopft, dem wird aufgethan.“ Aber Er sagt nicht, daß alles dies gleich auf die Bitten erfolgen werde. Wenn man nur ein wenig darüber nachdenkt, so wird man es bald begreifen, daß es nicht anders seyn kann. Wenn auf unsere ersten Bitten Gott uns gleich gestatten sollte, was wir von Ihm verlangen, stände Er nicht mehr unter unsern Befehlen, als wir unter den seinigen? Wenn wir, um zu erlangen, was wir wünschen, nur bitten dürften, in dem Augenblicke, wo es uns gefällt, würden wir mit der gebührenden Demuth Gott den Geber alles Guten anerkennen? Würden in unsern Herzen die Gefühle entstehen, welche der Anblick unseres Elends und unserer Hülfsbedürftigkeit in denselben erwecken soll? Die göttliche Weisheit und unsere Abhängigkeit erfordert also, daß unsern Bitten nicht immer gleich

willfahren werde, und daß der Christ mit Geduld den Augenblick erwarte, wo es Gott gefällig seyn wird, seine Bitten zu erhören. — Die Gutthaten Gottes sind Belohnungen unserer Tugend, aber ohne Prüfung kann keine wahre Tugend feste Wurzeln fassen, und die Prüfung wird, wie der Apostel sagt, durch die Geduld bestanden. Röm. 5, 4. Wenn wir also von Gott Gutthaten erbitten, so müssen wir die Erfüllung derselben mit Geduld erwarten, und indeß immerfort hoffen, daß unser Gebeth nicht ohne Wirkung seyn werde, wir müssen betrachten, daß Gott aus guten Ursachen und zu unserm Besten unsere Bitten nicht gleich erhört, und uns in einer gänzlichen Ungewißheit über den Zeitpunkt und die Art läßt, wann und wie Er unsere Wünsche befriedigen wird.

Wir sollen uns mit stiller, ruhiger Ergebung in den göttlichen Willen auf die Nichterfüllung gefaßt machen.

Unter allen Eigenschaften, welche unsere Bitten um zeitliche Gutthaten haben sollen, ist die „Ergebung in göttlichen Willen" die vorzüglichste, weil sie den höchsten Grad von Tugend erfordert. — Die Bitten, welche der Mensch an Gott stellt, sind nicht immer bescheiden. Wir verlangen oft von Gott Gutthaten, die uns vielmehr schädlich, als nützlich seyn würden, weil wir nicht im Stande sind, vorauszusehen, ob wir die verlangte Gutthat gut anwenden, oder mißbrauchen werden. Aber Gott sieht dies durch die Kraft seiner Allwissenheit voraus; Er weiß es in dem Augenblicke schon, wo wir unsere Bitten an Ihn stellen, ob aus der Erfüllung derselben ein wahrer Nutzen für uns entstehen würde. Handelt Er alsdann nicht weise, wenn Er unserer Bitte nicht willfährt? Wie Mancher bittet um Reichthümer! Er hat zwar den ausdrücklichen Willen nicht, sie zu mißbrauchen; er mag sogar sich mit dem Gedanken schmeicheln, daß er den besten Theil zur Beglückung des Dürftigen verwenden werde. Aber Gott sieht voraus, daß eben das Gegentheil geschehen würde, und Er erhört deßhalb die Bitte nicht. Soll sich

nun der Christ nicht, der von der Allwissenheit und Güte Gottes überzeugt ist, in solche Verfügungen mit vollkommener Ergebung schicken?

Dann wissen wir, daß, wenn Gott auch eine Bitte nicht erhört, wir deßwegen nicht vergebens gebethet haben. Um unsere Andacht und unser Vertrauen zu belohnen, gestattet Er uns andere Gutthaten, die uns nützlich sind. Oft mögen wir zeitliche Dinge von Ihm begehren, und Er giebt uns überirdische Gnaden, weil Er weiß, daß die Bedürfnisse unserer Seele dringender sind, als jene unseres Körpers, wovon die meisten ihren Grund nur in unserer Einbildung haben. Auf diese Art bleibt eigentlich keine unserer Bitten unerhört, und auch nur in diesem Sinne müssen wir die Worte des Heilandes verstehen: „Ein Jeder, der bittet, empfängt.“

Unser Gebeth soll mit unsern Handlungen übereinstimmen.

Als der Heiland am Vorabende seiner Leiden die Jünger, welche im Olivengarten schliefen, zum Gebethe aufmunterte, und zu ihnen sagte: „bethet;“ so setzte Er noch hinzu: „und wachet, damit ihr nicht in Versuchung gerathet.“ Unser Gebeth und unsere Handlungen sollen daher übereinstimmen; von dem Augenblicke an, wo wir im Namen Jesu eine Gnade verlangen, die uns auf den Weg der Seligkeit führen soll, müssen wir die Hand an das Werk legen, um mit der Gnade gleichsam mit vereinten Kräften zu arbeiten, damit sie zur Wirkung gelangen könne. Ein Samenkörnchen, wenn es nicht in gute Erde gelegt wird, kann nicht aufkeimen und gute Früchte tragen, eben so eine Gnade, wenn sie der Mensch nicht zu ihrem Zwecke benutzt, bleibt unfruchtbar. Gott wirket durch seine Gnade nicht ohne uns, sondern mit uns; Er unterstützt blos unsere Kräfte; Er macht sie hinreichend, und drückt den Werken, welche wir mit seinem Beistande verrichten, das Siegel der Gottseligkeit auf, wodurch sie verdienstvoll werden, und uns die ewige Glückselig-

keit, als einen Lohn unserer Tugend, als eine Krone unseres Sieges über die Leidenschaften zusichern.

Es soll mit demüthigen Gesinnungen verrichtet werden.

Gott ist uns nichts schuldig; Jedermann weiß es; Alles, was wir Gutes besitzen, haben wir von seiner liebreichen Hand empfangen, und Er hat es uns umsonst gegeben, ohne daß wir es auf irgend eine Art haben verdienen können, so wie auch das uns umsonst gegeben wird, was wir ferner von Ihm erhalten; ist es also nicht billig und für jeden Menschen Pflicht, mit dem innigsten Bewußtseyn seiner Unwürdigkeit, mit wahrer und ungeheuchelter Demuth seine Bitten an Gott zu stellen? Soll der Mensch es nicht freimüthig und aufrichtig bekennen, daß er von Gott eine Gnade verlangt, die nur Er ihm geben kann, und daß er ohne die Gnade nichts ist? Wenn du von einem Großen eine Gnade erflehest, thuest du es nicht mit Demuth? Und beweisest du ihm nicht durch deine Reden, und durch deine ganze Stellung, daß du es als ein großes Glück ansehen willst, wenn er deiner Bitte willfahren wird? Oder wenn Jemand mit Stolz und Uebermuth hervorträte, und von einem Großen, wie du von Gott, eine Gnade verlangte, die ihm darum versagt würde, weil er nicht die gebührende Bescheidenheit und Demuth gezeigt hat, würdest du nicht der Erste seyn, der zu ihm sagte: Mein Freund, du bist selbst Schuld daran, daß dir nicht nach Wunsch geschehen ist; nicht so bittet man, wie du es gethan hast. Und doch war es immer nur ein Mensch, der einem Menschen nicht mit gebührenden Rücksichten begegnet ist. Um wie vielmehr soll ein Mensch an Gott seine Bitten mit Demuth stellen? — Oder glaubest du, Gott sehe nicht auf die Art, wie man zu Ihm bethet, und es sey Ihm gleichgültig, auf welche Art das Herz des Bethenden gestimmt ist! Siehe die Kananitin an, von der Matthäus 15, 22 — 28., die demüthige Bitte an Jesus erzählt. Kann man demüthiger, als sie bethen? Hat sie sich nicht vor den Heiland auf ihre Füße hingewor-

fenz; hat sie Ihn nicht angebethet? Hat sie nicht aus Demuth blos die Brosamen verlangt, welche von dem Tische des Herrn herabfallen, und den Hunden zu Theil werden? Und dennoch wollte der Heiland auf ihre ersten Bitten nichts von ihr wissen. — Wenn, auch dir auf die ersten Bitten, die du an Gott machest, nicht nach Wunsche geschieht, läßt du nicht den Muth sinken, und erkaltet dein Eifer nicht, sondern wiederholest du deine Bitten; wiederholest du sie oft, und zwar immer in Demuth und mit mehr Andacht? Du weißt ja nicht, ob Gott nicht auch deinen Glauben, wie jenen der Kananitin prüfen will, und wenn du es nicht weißt, warum verzagst du? Warum beklagt sich dein Herz, nur deine Bitten erhöre Gott nicht? — Sieh, weil die Kananitin, ohnerachtet der göttliche Heiland ihr anfänglich keine Antwort gab, und dann gar zu ihr, indem sie eine Heidin war, sagte: „Er wäre blos zu den verlornen Schafen Israels geschickt „worden;" nichts destoweniger für die Gesundheit ihrer Tochter zu bitten fortfuhr, so wurde doch Jesus zuletzt dermaßen gerührt, daß Er zu ihr sagte: „Frau, dein Glaube ist groß, „es geschehe dir, wie du willst."

Vor Allem soll der bethende Christ sich selbst zu kennen suchen.

Da die Absicht des Gebeths bey besondern Anliegen der Seele ist, daß Gott durch die Darstellung unserer Hülflosigkeit, und unseres Bedürfnisses gerührt, uns beistehe, und unterstütze, so ist es nothwendig, daß wir vor Allem wissen, zu was wir des himmlischen Beistandes bedürfen. Dazu wird erfordert, daß wir öfters über uns selbst nachdenken, einen Rückblick in unser Gewissen werfen, und den Zustand desselben zu erkennen suchen. Denn wie wäre es uns sonst möglich von Gott seine Hülfe zu erflehen, wenn wir nicht wüßten wozu? Freilich sind Gott die Bedürfnisse unserer Seele besser bekannt, als uns selbst, da Er allwissend ist, und Er kann uns auch ohne unser Wissen die nothwendigen Gnaden ertheilen. Aber wer darf auf solche Wunder der Güte An-

sprüche machen? Das Gebeth ist vorzüglich dazu geeignet, Gott unsere Bedürfnisse darzustellen, und Ihn zu bewegen, ihnen abzuhelfen. Ob Er also gleich vermöge seiner Allwissenheit weiß, was uns nothwendig ist, so wird Er doch auf unser Gebeth weit mehr Rücksicht nehmen, wenn wir, so oft wir ein besonderes Anliegen haben, mit Vertrauen zu Ihm sprechen: Siehe, mich drückt die Noth, ich bin in Gefahr zu erliegen; mein Herz verfällt in Kleinmuth und Trostlosigkeit; mein Schicksal schlägt mich zu Boden; ich bin zu schwach, um meine bösen Neigungen zu besiegen; diese, jene Gewohnheit kann ich nicht ablegen; die Feindseligkeit gegen diese und jene Menschen kann ich nicht aus meinem Herzen bringen: eile mir also zu Hülfe, und stärke mich mit deiner Gnade.

Wenn wir von Gott durch das Gebeth Gnaden erflehen, so müssen wir auch das Unsrige thun.

Jesus sagt zu den Aposteln: „Wenn ihr meinen Vater in meinem Namen um etwas bittet, so wird Er es euch geben;" und doch bleiben so viele unserer Bitten unerhört, und zwar von jenen, wodurch wir nicht etwa zeitliche Gutthaten, sondern überirdische Gnaden begehren, und die wir blos mit Absicht auf unsere Seligkeit an Ihn stellen. Mit Verwunderung mögen wir uns oft fragen: warum wir unerachtet unsers Gebeths immerfort noch große Schwierigkeiten empfinden, das Gute zu thun, und warum der Kampf mit unsern Leidenschaften uns immer noch sauer wird? Aber wenn wir eben diese Gebethe etwas näher prüfen und untersuchen wollten, wie wir uns verhalten, wenn wir jene heiligen Gedanken, jene inneren Regungen des Herzens, jene heilsamen Triebe zum Guten empfinden, welche Folgen unseres Gebeths, und wahre Gnaden Gottes sind, werden wir uns noch verwundern, daß wir den Zweck unseres Gebeths nicht erreichen? Werden wir uns nicht überzeugt finden, daß die Schuld gewöhnlich darin liegt, weil wir unsrer Seits nichts thun wollen, und meinen, die Gnade solle Alles thun? — Wie Mancher durch den Anblick der erschrecklichen Folgen seiner

Sünden erschüttert, bittet um die Gnade der Bekehrung? Er wünscht aufrichtig, daß die Bande, welche ihn an die Sünde fesseln, zerbrochen werden möchten; er seufzet unter der Tyranney, mit welcher seine Gewohnheiten ihn beherrschen; er empfindet mit dem Propheten, welch ein Uebel, und wie bitter es sey, den Herrn verlassen zu haben, und er bethet. — Aber was thut er seiner Seits, um den Herrn wieder zu finden? Bemühet er sich, seinen Gewohnheiten entgegen zu arbeiten? Bewachet er sie, damit sie ihn nicht überraschen, und thut er etwas, was dahin zielet, die bösen Gewohnheiten auszurotten? — Ein Anderer klagt, daß er einer Versuchung, welche ihn mit vieler Heftigkeit zum Bösen reizt, nicht widerstehen könne. So oft er gefallen ist, blickt er mit weinenden Augen auf seine Sünde zurück; er bereuet sie, und wünscht herzlich, sie nicht begangen zu haben; er wendet sich an Gott und bittet Ihn um seine Gnade, damit er die Sünde fernerhin nicht mehr begehe. Aber er meidet die Gelegenheit nicht, in welcher er gesündigt hat; er flieht den Ort nicht, wo er gefallen ist; voll Vertrauen auf sein Vorhaben, und auf die Wirkung seines Gebeths setzet er sich immerfort derselben Gefahr aus, und er erliegt der Versuchung wieder. — Ist's ein Wunder? Die Gnade Gottes, so wirksam sie auch ist, wirket nicht ohne uns. Wären beide Bethende thätig gewesen, und hätte ein Jeder das Seinige gethan; hätte der Erstere seinen Gewohnheiten einen ernsthaften Krieg erklärt, und hätte der Andere die Gelegenheit gemieden, wo er gewöhnlich fällt, so würden Beide gesiegt, und ihr Gebeth vollkommen erhört gesehen haben. Durch die Gnaden, die ihnen Gott vielleicht ohne ihr Wissen ertheilte, gab Er ihnen blos die Kräfte, die Gewohnheiten zu bewachen, und der Gefahr zu entgehen, aber die Kraft, ohne Kampf zu siegen, gab Er ihnen nicht; auch gab Er ihnen die Festigkeit nicht, in einer Gefahr nicht zu fallen, welcher sie sich freiwillig ausgesetzt haben.

Warum so viele unserer Gebethe nicht erhört werden.

Wenn wir von Gott eine Gnade erflehen, so ist unser Wunsch, daß Er unsern Willen erfülle, es soll uns geschehen nach unsern Einsichten, und auf die Art, wie wir es verlangen. Aber zeigt sich hier nicht von selbst die Bedingung: wenn nämlich unser Wille mit der Heiligkeit Gottes, und mit den Gesetzen, welche Er uns vorgeschrieben hat, übereinstimmt? Es läßt sich leicht denken, daß Gott ein Gebeth nicht erhören wird, welches nicht auf das Beste des Bethenden abzielt, welches nicht aus reinen und uneigennützigen Absichten verrichtet wird, und den Rathschlüssen zuwider läuft, welche Gott zu unserer Strafe, und zum Heile unserer Seele festgesetzt hat. Wie leicht blendet sich der Mensch über den Gegenstand und den Zweck seiner Bitten! Seine Blicke sind zu kurzsichtig, als daß er entscheidend urtheilen könnte, ob er ganz nach dem Geiste Gottes bethe oder nicht. Wohl auch mag er oft von Gott Dinge verlangen, die seiner unendlichen Heiligkeit widerstreben. Das jüdische Volk dient hierin zum Beispiele. Wir wissen aus der Geschichte, wie oft dies Volk durch das Gebeth sich zu Gott wendete, und wie unbescheiden, wie gottlos manchmal seine Bitten waren. Gott ließ ihm durch seinen Propheten Isaias vorstellen, was Er seinetwegen gethan hat, und wie undankbar es sich dagegen zeigte; Er ließ ihm vorwerfen, „daß es Ihn sogar mit seinen Sünden beschwert, und durch seine Missethaten ermüdet hat.“ 43, 24.

Könnte auch nicht uns derselbe Vorwurf mit Recht gemacht werden? Wir bitten Gott oft um Gnaden, und unsere eigentliche Absicht ist, sie zum Bösen zu benutzen. — Aeltern bethen oft, daß die Erziehung ihrer Kinder gelingen möchte; aber ihre Absicht ist, damit sie der damit verknüpften Mühe überhoben werden, und damit sie ihrer Bequemlichkeit ungestörter pflegen können. Wir verlangen von Gott die Gnade eines seligen Hinscheidens, und bitten Ihn, daß Er uns vor einem plötzlichen Tode schütze, aber wir verlangen im Grunde

nur lange zu leben, wir wünschen ungehindert fort zu sündigen, und Alles in einer ruhigen Sterbstunde abzubüßen, was bey einem plötzlichen Todesfall nicht möglich wäre. In Krankheiten bitten wir um Gesundheit, und versprechen, sie zu unserer Bekehrung zu benutzen, aber im Grunde haben wir keinen andern Wunsch, als blos die Gesundheit, und nicht anders zu leben, als wie wir bisher gelebt haben; unser Gebeth gleicht jenem des gottlosen Antiochus, der mit allem Eifer von Gott Gesundheit erflehete; er bereuete die Entheiligungen, welche er im Tempel verübt hatte, aber seine Reue war nur natürlich, sein Herz von keinem wahren Bußeifer gerührt, und deßwegen erhielt er auch von Gott keine Barmherzigkeit.

Oft sind unsere Bitten unbescheiden.

Ein heftiges Verlangen nach irgend etwas, das unsere Sinnlichkeit wünscht, ohne es zu prüfen, ob es dem Heile unserer Seele nützlich ist, oder nicht, ist oft der einzige Trieb und Beweggrund unserer Gebethe. Daher geschieht es, daß viele unserer Bitten äußerst unbescheiden sind; so wie wir wollen, und vollkommen nach unserm Sinne, soll uns Alles und zwar sogleich gewährt werden, und es scheint, als wollten wir Gott vorschreiben, wie Er unsere Bitten erhören soll. Sind wir krank, so ist es nicht genug, wenn Gott uns durch heilige Gedanken an die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge erinnert; wenn Er uns eine Gelegenheit darbietet, uns durch ein geduldiges Leiden, und durch eine demüthige Ergebung in seinen heiligen Willen den Weg in den Himmel zu öffnen. Damit sind wir nicht zufrieden, sondern wir wollen auf der Stelle gesund seyn. — Sind wir gesund, so ist es nicht genug, wenn Er uns Kräfte zur Arbeit giebt, damit wir uns in der Welt fortbringen, sondern wir wollen eben, weil wir eine große Krankheit ausgestanden haben, wie viele Andere, müßige Stunden leben, und ganze Tage faulenzen. — Sind wir durch Erbschaften, durch einen Glücksfall, oder durch unsern Kunstfleiß zu einem solchen Vermögen gekommen, daß

wir nicht nur müßig gehen, sondern sogar unsere Bequemlichkeit pflegen können, so sind wir noch nicht zufrieden, wir wollen reich seyn; Ehre ist uns nicht genug, wir wollen einen großen, ausgebreiteten Ruhm haben; Ansehen und Achtung ist uns nicht genug, wir wollen Macht und Einfluß haben. Werden wir verachtet, verspottet, verleumdet; werden wir beleidiget, gedemüthiget, verfolgt, so soll Gott unsere Feinde zu Schanden machen. Ist es ein Wunder, wenn Gott solche unbescheidene Bitten nicht erhört?

Gott erhört unsere Gebethe weit öfter, als wir glauben.

Lieber Christ, der du klagest, als hätte Gott dich verlassen, und Er höre deine Gebethe nicht, höre auf zu klagen, und bedenke Alles wohl; blicke auf dich selbst zurück, und siehe: Gott ertheilt dir weit mehr Gnaden und Gutthaten, als du meinest; Er erfüllt deine Bitten weit öfter, als du es dafür hältst; Er verrichtet deinetwegen viel mehr Wunder, als du es nur begreifen kannst. Oeffne deine Augen, und erkenne es: wie viele heilsame Gedanken erweckt Er täglich in deinem Herzen, die dich zur Tugend aufmuntern? Wie viele gute Beispiele schweben vor deinen Augen, die dich zur Nachahmung reizen? Wie viele nützliche und heilsame Lehren, welche dir deine Pflichten und die leichtesten Mittel, sie zu erfüllen, zu erkennen geben, ertönen in deinen Ohren? Sind dies nicht Gnaden und Gutthaten Gottes, wodurch Er den Bedürfnissen deiner Seele zu Hülfe kömmt? Wie oft schwächet Er durch eine geheime Stärkung deinen Hang zum Bösen? Wie oft dämpft Er das Feuer deiner Leidenschaften, wendet tausend Gefahren ab, die deiner Seele bevorstehen, und streckt dir seine hülfreiche Hand dar, wenn du aus Unbesonnenheit darein gerathen bist? Sind dies nicht Wunder seiner Liebe? **Aber du siehest sie nicht!** — Wenn du in zeitlichen Nöthen Ihn um Hülfe flehest, so belohnet Er oft deine Andacht: dein Hauswesen hat guten Fortgang, deine Arbeit frommet, und deine Einnahme übertrifft reichlich deine

Ausgabe; bey allgemeinen Unglücksfällen verschonet Er dich, Er segnet deine Aerndte, und Ueberfluß füllet deine Scheuern. Sind dies nicht eigentliche Wunder seiner Gutthätigkeit? Sind sie nicht die unsichtbaren Folgen deines Gebeths, welches Gott erhört hat? Aber du erkennest sie nicht, du willst sie nicht erkennen; denn du verlangest Wunder nach deinem Sinne; es soll dir geschehen, wie dein Herz will, und es soll sogleich, und auf eine sichtbare Weise geschehen. Weißt du dann, was dir nützlich ist? Bist du im Stande, es einzusehen, ob deine Bitten, wenn sie Gott nach deinem Wunsch erfüllte, dir vielleicht nicht schädlich seyn dürften? Schweige also, lieber Christ! und glaube; fahre fort mit Vertrauen und Beharrlichkeit zu bethen, und Gott wird seine gutthätige Hand von dir nicht wegziehen; verlange von Ihm keine sichtbaren Wunder, weil sie nicht in den Planen seiner Rathschlüsse liegen; Christen sollen glauben ohne zu sehen, weil ihr Glaube sonst ohne Verdienst wäre; sie sollen von ihren Gebethen einen guten Erfolg hoffen, wenn sie schon nicht einsehen, wie sie zum Ziele ihrer Hoffnung gelangen können. Der Mensch soll sich darum nicht bekümmern, auf welchen Wegen die göttliche Vorsehung ihn führet; es ist zu seiner zukünftigen Glückseligkeit gleich viel, ob er hienieden im Reichthum, oder in der Armuth, in Ehre, oder in Verachtung mit seinem Pilgerstabe wandelt, wenn er nur zum Ziele seiner Reise gelangt. Nur Gott allein kömmt es zu, das Schicksal eines jeden Menschen zu bestimmen, und wer sich in sein Schicksal unbedingt fügt, der handelt zunächst nach Gottes weisen Absichten. — Bevor du bethest, mache zuweilen diese Betrachtungen, und du wirst keine sichtbare Wunder mehr verlangen, du wirst dich nicht mehr beklagen, daß Gott dein Gebeth nicht erhöre.

Das Gebeth ist Jedermann nothwendig.

In welchem Zustande der Mensch sich immer befindet, so ist ihm das Gebeth nothwendig, weil er immer ein Mensch bleibt. Ist sein Gewissen mit Sünden beschwert, so kann er zur Versöhnung nicht gelangen, wenn er sich nicht den Weg

zu derselben durch das Gebeth öffnet; denn wie der heilige Augustin uns versichert, Niemand kann die ewige Seligkeit erlangen, als der, dem Gott hilft, und nur dem giebt Gott seine Hülfe, der Ihn darum bittet. Nicht einmal einen heilsamen Gedanken sind wir im Stande aus eigenen Kräften in uns zu erwecken, viel weniger vermögen wir jenen großmüthigen Entschluß zu fassen und zu vollbringen, wodurch wir die Wege der Sünde verlassen, die Bande alter Gewohnheiten zerreißen, und den Reizen bezaubernden Neigungen widerstehen, wenn Gott durch unser Gebeth nicht gerührt wird, und uns nicht die erforderlichen Gnaden ertheilt. Sind wir aber so glücklich, und stehen mit Gott in Freundschaft, so ist das Gebeth uns nicht weniger nothwendig, weil wir auch in diesem segenvollen Zustande doch immer schwache Menschen bleiben, und alle Augenblicke dem Falle ausgesetzt sind. „Wer zu stehen glaubt," sagt der Apostel zu den Gerechten, „der sehe wohl zu, daß er nicht falle." 1. Kor. 10, 12. Was hilft es uns, schon viele Siege erfochten zu haben, wenn uns immer mächtige Feinde entgegenstehen, die niemals den Muth verlieren, und wir nicht fortfahren mit gleicher Tapferkeit zu kämpfen? Wir bedürfen also immer der Hülfe Gottes, damit Er uns im Kampfe stärke, und uns immer mit frischen Waffen ausrüste, und damit wir bis zum Ende siegen; denn nur, wer bis zum Ende ausharret, wird selig werden. Bis zu unserm Ende bedürfen wir also der Gnade Gottes, also ist uns auch bis zu unserm Ende das Gebeth nothwendig.

In welchem Sinne die Worte zu verstehen sind, daß man immerfort bethen soll.

Der Heiland befiehlt uns im Evangelium immerfort zu bethen, und nicht aufzuhören. Bedeuten wohl diese Worte, daß wir ununterbrochene Gebethe mit dem Munde verrichten, und beständig in der Stellung eines Bethenden auf die Knie hingeworfen, unsere Arme zu Ihm erheben, und Ihn um seine Gnade flehen sollen? Nein, dies wäre dem Menschen bey seinen zahlreichen Bedürfnissen, bey seinem zu Zerstreuun-

gen so sehr geneigten Geiste, und in der Lage, in welcher er sich befindet, nicht möglich. Gott wollte den Menschen durch diesen Befehl blos sagen, ihr Gemüth solle beständig in einer solchen Stimmung seyn, daß sie das Andenken an ihre Schwachheit, und ihr Bedürfniß der göttlichen Gnaden niemals aus den Augen verlieren, daß sie auch unter den Arbeiten ihres Gewerbs, unter den Verrichtungen ihres Standes immerhin an Gott denken, sich Ihn vergegenwärtigen, und ihren Geist durch sogenannte Schußgebethe von Zeit zu Zeit zu Ihm erheben. Dies kann in jedem Augenblicke, bey jeder Beschäftigung, auch mitten im Getümmel der Welt geschehen, und in diesem Sinne kann der Mensch „immer bethen, und nicht aufhören zu bethen.

Auch um die zeitlichen Gutthaten können und sollen wir Gott bitten.

Wer nur flüchtig die Natur betrachtet, ohne über das, was er sieht, nachzudenken, der wird leicht glauben, daß Alles so geschieht, weil es so geschehen muß. Die himmlischen Körper durchlaufen ihre Kreise immer in demselben Zeitraume; die Jahreszeiten folgen regelmäßig aufeinander, und sobald nach zerschmolzenem Schnee die Erde und die Luft in dem zum Wachsthum erforderlichen Grade erwärmt sind, fangen die Samenkörner an aufzukeimen, und die Bäume zu sprossen. Dieser Anblick erneuert sich alle Jahre auf dieselbe Art; von unserer Kindheit an haben wir immer dieselben Erscheinungen in der Natur gesehen, und aus der Regelmäßigkeit, womit Alles bisher geschehen ist, läßt sich ohne weiteres Nachdenken leicht schließen, daß es in dieser Hinsicht immerfort so seyn wird, wie es bisher war. Aber wenn schon im Allgemeinen die Erneuerung der Dinge in einem stets regelmäßigen Laufe von Statten geht, so können doch einzelne Fälle eintreten, welche hie und da Störung verursachen. Gott hat einmal festgesetzt, daß die Natur ihre Gutthaten alle Jahre ertheile, weil das Menschengeschlecht so lange fortdauern soll, als Er es in seinen Rathschlüssen bestimmt hat. Aber die

Natur kann ihren Schooß mit mehr, oder weniger Freigebigkeit öffnen; die Witterung kann durch ihre abwechselnden Veränderungen zum Aufkeimen und zur Beförderung des Wachsthums mehr oder weniger beitragen; sie kann das Wachsthum der Früchte, oder doch einiger Früchte in einzelnen Gegenden ganz hindern, oder die schon erwachsenen, und noch nicht eingeärndteten Früchte wieder vernichten. Dies geschieht auf eine Art, die uns unbekannt ist, und so geübt unser Auge in der Beobachtung der Witterung auch seyn mag, so sind wir doch nicht im Stande, auf einen ganzen Tag mit Zuverlässigkeit vorher zu sagen, wie sie beschaffen seyn wird; alle Beobachtungen, die seit vielen Jahrhunderten auf's Fleißigste gemacht, und aufbewahrt worden sind, können uns hierin nichts helfen. Und doch läßt sich von der Weisheit Gottes nicht denken, daß Er die auf die Natur mit so vielem Einflusse wirkenden Erscheinungen einem blinden Zufalle überlasse, und daß Er sie nicht lenke in der Absicht, die Menschen dadurch zu belohnen, oder zu strafen. Die Propheten versichern uns einstimmig, daß Gott alle jene Ereignisse anordnet, die wir so gern dem Ungefähr zuschreiben; daß Er absichtlich Fülle oder Fruchtbarkeit ertheilt, und überhaupt, daß „kein Uebel in der Stadt ist, welches der Herr nicht verhängt hat." Amos. 3, 6., und daß „Niemand sagen könne, es geschehe etwas ohne den Befehl des Herrn." Klagl. 3, 37. Es ist daher für Jedermann Pflicht, an eine Vorsehung zu glauben, welche diese Welt regieret, und uns nach Belieben Segen und Fruchtbarkeit ertheilt, oder Trockene und Mangel zuschickt. Wollen wir, daß Er uns seine freigebige Hand öffne, daß Er Hagel und Ueberschwemmungen abwende, und in unsere Getraidscheuern Fülle und Ueberfluß bringe, daß Er unser Gewerbe segne, und uns in den Stand setze, die Unsrigen einst zu versorgen, so ist es billig, daß wir Ihn um diese zeitlichen Gutthaten bitten.

Geduld, siehe Ergebung in den Willen Gottes. Leiden.

Gefahr, siehe Welt. Versuchung.

Gegenwart Gottes.

Die Gegenwart Gottes in dem unermeßlichen Raume des Weltalls betrachten wir hier vorzüglich unter dem Gesichtspunkte, in wiefern sie für den Sünder ein sehr wirksames Bewahrungsmittel gegen die Sünde, und für den Gerechten ein kräftiger Antrieb ist, sich in dem Stande, in welchem er sich befindet, fest zu erhalten. Der Gedanke: „Gott sieht mich," bietet dem Redner ein sehr reiches Feld an nützlichen Betrachtungen und Lehren dar; vor Allem muß er trachten, diesen Gedanken in die Menschenherzen tief einzuprägen, und muß Jedem die Mittel an die Hand geben, sich in dem Gedanken an die Allgegenwart Gottes zu üben.

Erster Entwurf.

Ueber die Gegenwart Gottes überhaupt.

Gott, als ein unendlich vollkommenes Wesen, ist unermeßlich, sein Wesen kann in keine Schranken eingeengt werden, weil Alles, was beschränkt ist, oder beschränkt werden kann, unvollkommen ist. Es ist demnach in dem ganzen Weltall kein Punkt, den Gott durch seine Unermeßlichkeit mit seiner Gegenwart nicht erfüllt. Alles was ist, kennt Er, Alles was war, weiß Er, und Alles, was noch kommen wird, hat Er schon von Ewigkeit vorausgesehen. Sogar was blos möglich ist, kann seinem scharfen Blicke nicht entgehen. Gott weiß also auch Alles, was unter den Menschen vorgeht, und nichts kann so verborgen seyn, das seinem allgegenwärtigen Auge nicht bekannt wäre. Die Lehre von der Allgegenwart Gottes ist sehr wichtig; wir wollen sie heute näher prüfen und entwickeln,

1) wie Gott allenthalben gegenwärtig ist, und
2) welche Begriffe die Menschen sich von der Allgegenwart Gottes machen sollen.

Wenn auch der Mensch nicht aus dem bloßen Lichte seiner Vernunft erkännte, daß Gott allenthalben ist, und daß sich in der Welt kein so entlegener Winkel denken läßt, wo Gott nicht ist, daß keine Nacht so finster seyn kann, die Er mit seinem Blicke nicht durchdringt, so würde es uns ein gewisses dunkles Gefühl, welches wir bey der Begehung auch der heimlichsten Sünden empfinden, deutlich genug sagen, um davon ganz und vollkommen überzeugt zu werden. Gott ist überall gegenwärtig

a) durch seine Unermeßlichkeit. — Sein Wesen breitet sich in alle Punkte des Weltalls aus, weil es unbeschränkt ist; „wir Alle," sagt Paulus im Areopag zu Athen, „leben in Ihm, bewegen uns in Ihm, und sind in Ihm." Apgsch. 17. Begehen wir also eine Sünde, so begehen wir sie gleichsam in Ihm, weil wir sie in jenem Raume begehen, den Er durch seine Unermeßlichkeit ausfüllt.

b) Durch seine Allwissenheit. — Gott wäre nicht vollkommen, wenn seinen Blicken etwas entzogen werden könnte; kein Gedanke ist so geheim, kein Anschlag so verborgen, keine Absicht so versteckt, die Er nicht vollkommen durchsieht, und weit besser weiß, als wir Menschen selbst, die wir die Gedanken und Absichten haben, und die Anschläge ersinnen. —

c) Durch seine Güte. — Dies ist bey der Lehre von der Allgegenwart Gottes für uns das Tröstlichste. Er kennt alle unsere Schwachheiten und Bedürfnisse, und deßwegen ist Er auf's Thätigste wie ein guter Vater besorgt, durch seine Gnaden unsere Schwachheiten zu unterstützen, und unsern Bedürfnissen abzuhelfen.

Damit aber diese Allgegenwart uns auch nützlich werde, müssen wir uns bemühen, sie uns unter ihrem wahren Gesichtspunkte in Absicht auf uns vorzustellen, um uns richtige

Begriffe davon zu machen. Der Gedanke: Gott ist allenthalben gegenwärtig, vertritt in meinem Geiste die Stelle

a) eines Lichts, das ihn beleuchtet. — „Wandle vor Mir," (in meiner Gegenwart) „und sey vollkommen," sagte Gott zu Abraham, oder „du wirst vollkommen seyn," wie der heil. Hieronymus diese Stelle lies't; die Gegenwart Gottes ist also das Mittel zur Vollkommenheit zu gelangen, sie ist das Licht, welches den Weg zu derselben beleuchtet.

b) Einer Flamme, die ihn zum Guten anfeuert. — Weiß ich, daß Gott mich beständig sieht, daß Ihm alle meine Gedanken und Werke bekannt sind, und daß Er mich dereinst nach denselben richten wird, so muß ich in mir einen kräftigen Trieb empfinden, meinen Wandel so einzurichten, daß ich dereinst ein geneigtes Urtheil am Tage des Gerichts zu erwarten habe.

c) Eines Schreckbildes, das mich von der Sünde abhält. — Nichts entgeht dem scharfen Auge Gottes; meine geheimsten Sünden sieht Er, wenn ich sie auch noch so sehr zu verbergen suche, und wenn Er sie sieht, so weiß ich, daß Er sie strafen wird. Denke ich also, daß mich Gott sieht, so ist mir dies genug, daß ich nicht sündige.

Zweiter Entwurf.

Ueber dieselbe Materie.

Kann es der Gottlose nicht bis zu jener Thorheit bringen, daß er in seinem Herzen spreche: „Es giebt keinen Gott," so suchet er sich zu überzeugen, daß das höchste Wesen es unter seiner Würde hält, sich um die Gedanken und Handlungen der Menschen zu bekümmern, und daß es in Absicht auf uns auch bey seiner unbeschränkten Allwissenheit sich so verhält, als sähe es nicht. Sind aber diese Behauptungen weniger thöricht, als jene der Gottesläugner selbst? Als wenn Gott so sehen könnte, als sähe Er nicht! Gegen diese wollen wir beweisen, daß Gott überall gegenwärtig ist

1) durch seine Alles durchschauende Allwissenheit, und
2) durch seine Alles zum Besten des Menschen wirkende Macht.

Der Glaube an die Allgegenwart Gottes beruhet auf dem Glauben an Gott selbst, als den Schöpfer des Weltalls und des Menschen, den Er nicht kann erschaffen haben, um seiner nachher zu vergessen.

a) Gott kennt also alle meine Gedanken und Begierden; in meinem Herzen kann keine Regung entstehen, keinen Wunsch kann es hegen, keine Anschläge kann es ersinnen, ohne daß nicht Gott Alles sieht, und es besser weiß, als ich selbst.

b) Gott höret alle meine Worte. Ihm ist der wahre Sinn derselben genau bekannt, so sehr ich auch denselben zu verdrehen suche, oder durch Lügen bemäntle. Er lies't im Herzen die Gedanken, wovon sie die Ausdrücke seyn sollen, und Er kennt die Triebe, welche die lieblosen Reden veranlassen.

c) Gott schaut auf alle meine Werke; Er ist mein ewiger Zeuge bey allem meinem Thun und Lassen; ein Zeuge, der besser sieht, als ich selbst sehen kann, dessen Blicke durch keine Partheilichkeit benebelt werden, und der bey gutscheinenden Handlungen die verborgenen Absichten, welche sie zur Sünde stempeln, wohl einsieht.

Aber Gott ist in der Welt nicht blos wie ein unthätiger Zuschauer gegenwärtig, sondern durch seine weise Güte und Macht wirket Er selbst mit, damit Alles, was Er sieht, den Menschen zum Besten gereiche.

a) Durch jene geheimen Eingebungen, wodurch Gott den Menschen in's Herz redet, macht Er uns bey den innern Aufregungen unserer Sinnlichkeit auf die Sünden aufmerksam, wozu der Feind, der beständig in uns wohnet, uns zu verleiten suchet.

b) In Ansehung der äußern Feinde, der Gefahren und bösen Gelegenheiten, verläßt uns seine Gnade gleichfalls nicht, sondern erweckt in unsern Herzen eine heilsame

Furcht, damit wir uns, durch ein allzugroßes Vertrauen auf unsere eigenen Kräfte, nicht verführen lassen.

c) Diese Gnaden, wodurch uns Gott seine beständige Gegenwart beweis't, zielen nicht blos dahin, um uns vom Bösen abzuhalten, sondern sie spornen uns auch zum Guten an, und muntern uns auf, die mit der Ausübung der Tugend verknüpften Schwierigkeiten muthig zu übersteigen, und immerhin auf die Krone zu blicken, welche jenseits des Grabes der tapfern Streiter wartet.

Dritter Entwurf.

Ueber den Nutzen, der aus den Gedanken an die Allgegenwart Gottes entsteht.

So verdorben und gottesvergessen sind nur die wenigsten Menschen, daß sie die Sünden mit einer vorsätzlichen Bosheit, trotz den Vorwürfen ihres Gewissens, und der Kenntniß ihrer Pflichten begehen; am öftesten sündigen sie aus Leichtsinn, weil sie nämlich nicht denken, daß Gott, der ihre Verbrechen einst ahnden wird, sie sieht, ihre geheimsten Gedanken kennt, und ihre verborgensten Handlungen weiß. Wollten also diese Menschen den Lehrsatz von der Allgegenwart Gottes oft in ihr Gedächtniß zurückrufen, so würden sie manche Sünde nicht begehen. Um sie zu dieser heilsamen Uebung, der viele Heilige ihre höchste Tugenden zu verdanken haben, zu bewegen, wollen wir ihnen den unschätzbaren Nutzen, der daraus entsteht, darstellen, und ihnen beweisen, daß der öftere Gedanke an die Allgegenwart Gottes

1) das beste Bewahrungsmittel gegen die Sünde, und
2) das kräftigste Beförderungsmittel der Tugend ist.

Nicht ohne Ursache erinnert uns die heilige Schrift an so vielen Stellen, „daß die Augen des Herrn an allen Orten die Guten und Bösen betrachten." Hätte der Mensch den Gedanken an die Allgegenwart Gottes beständig in seinem Gedächtnisse, so würde es ihm nicht möglich seyn, so oft zu sündigen; denn dieser Gedanke: „Gott sieht mich!"

a) erstickt plötzlich das Feuer der heftigsten Leidenschaften; auf einmal verschwindet der Gegenstand der Sünde; man bleibt in seinem Laufe gleichsam stille stehen, blickt zu Gott auf, von dem man gesehen wird, und vor Scham erröthend bittet man Ihn in seinem Herzen um Verzeihung. — Dieser Gedanke

b) unterhält in unserm Herzen eine heilsame Furcht Gottes. Eine gewisse kindliche Furcht vor dem Herrn, dem wir dienen, ist das sicherste Kennzeichen, daß wir Ihn lieben, und auf seinen Wegen wandeln; Salomon sagte deßwegen, „daß sie der Anfang der Weisheit sey." —

c) Er erinnert uns an das jüngste Gericht. Es ist sehr leicht, gewisse Verbrechen vor den Augen der Menschen zu verbergen, aber dem allwissenden Auge Gottes können wir nichts entziehen; wir wissen, daß dereinst am allgemeinen Vergeltungstage Alles mit Strenge auf der Wage der ewigen Gerechtigkeit wird abgewogen werden, und daß ein Jeder wird gerichtet werden, je nachdem seine Werke gut, oder böse waren.

c) So groß ist der Nutzen, welcher aus dem öftern Gedanken an die Allgegenwart Gottes entsteht, daß die Sünde nicht nur verhütet, sondern auch die Tugend befördert wird.

a) Wer oft an den überall gegenwärtigen Gott denkt, der denkt gewiß auch oft an sich selbst, und an seine Pflichten. Wie kann aber der Mensch auf eine wirksamere Art über sich selbst denken, als wenn er sich seinen Gott gegenwärtig vorstellt? David, dessen Leben nach seiner Bekehrung eine ununterbrochene Betrachtung war, sagt uns, „daß er immer in dem Angesichte Gottes über „das Gesetz nachdenke."

b) Wer sich Gott oft vergegenwärtiget, gewöhnet sich an eine strenge Wachsamkeit auf seine Sinne, er beobachtet alle ihre Begierden, meidet alle Gefahren und Gelegenheiten, welche für ihn ein Anlaß zur Sünde seyn könnten, und gewöhnet sich, auf Alles, was ihm Reize darbietet, mit einem heiligen Mißtrauen zu blicken.

c) Wer oft an Gott denkt, der ihn sieht, wird mit Ihm vertraut, er tritt gleichsam mit Ihm in einen nahen Umgang, und genießt den seligen Trost, der allen denjenigen zu Theil wird, welche sich mit Gott innig zu vereinigen suchen.

Vierter Entwurf.

Ueber die Folgen, welche aus der Vergessenheit der Allgegenwart Gottes entstehen.

Es ist kein Mensch, er mag mit schweren Sünden beladen seyn, oder mit Gott in Freundschaft stehen, dem es nicht nützlich und nothwendig ist, oft an den allgegenwärtigen Gott zu denken, und sich immer mehr von dem Lehrsatze zu überzeugen, daß **mitten unter den Menschen beständig Derjenige steht, den sie nicht kennen**, und daß, wenn sie auf Ihn achteten, wir unter den Sündern keine so große Verbrechen, und unter den Bekehrten keine so zahlreichen Rückfälle sehen würden. Laßt uns demnach die schädlichen Folgen darstellen, welche die Vergessenheit der Allgegenwart Gottes nach sich zieht,

1) für die Sünder, welche schon lange auf den Wegen des Lasters wandeln, und
2) für die Neubekehrten, welche diese Wege verlassen haben.

Die Lage, in welcher der Sünder sich befindet, wenn er niemals an Gott denkt, der ihn sieht, und alle seine Verbrechen kennt, ist äußerst bedenklich; denn

a) es ist beinahe unmöglich, daß die Gnaden, welche Gott ihm zuweilen zukommen läßt, und die Er den größten Sündern nicht versagt, auf sein Herz wirken. Er lebt also in einem Zustande, in welchem er sich den Weg zur Bekehrung verschließt.
b) Ist er einmal eine gewisse Zeit in diesem Zustande, so gewöhnt er sich an denselben, sein Herz verhärtet sich im Bösen, und er erschwert sich immer mehr die Rückkehr zu Gott.

c) Endlich verfällt er in eine gänzliche Blindheit der Seele; das himmlische Licht vermag nichts mehr auf seinen durch die vielen Sünden benebelten Verstand, und er stirbt in der Unbußfertigkeit dahin.

Ist aber der Sünder so glücklich gewesen, daß er der Gnade Gottes Gehör gegeben, und sich aus der traurigen Lage, in welcher er sich befand, herausgezogen hat, so soll er deßhalb nicht glauben, daß er jetzt außer aller Gefahr ist; er soll niemals vergessen, was der Apostel zu den Gerechten sagt: „Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle." Denn höret der bekehrte Sünder auf an den allgegenwärtigen Gott oft zu denken, so

a) fängt die Liebe zur Tugend, die in seinem Herzen gleich nach seiner Bekehrung glühete, an, sich zu vermindern, und zugleich wird er gegen das Laster gleichgültiger; seine alten Neigungen und Gewohnheiten wachen wieder auf, und suchen wieder in ihr altes Geleise allmählig zu kommen.

b) Die Gefahren und Gelegenheiten, in welchen er so oft gefallen ist, hören auch auf, ihn abzuschrecken, sobald er aufhöret, an die Gegenwart Gottes zu denken; er wird immer weniger mißtrauisch gegen dieselben, und flieht sie nicht mehr mit Eifer und Wachsamkeit.

c) Endlich begiebt er sich wieder freiwillig in die vorigen Gefahren, verläßt sich auf seine Kräfte, oder wenn er auch an die Möglichkeit zu erliegen denkt, so tröstet er sich mit der Hoffnung, daß er sich auch wieder bekehren werde, wie er sich schon einmal bekehrt hat.

Stellen aus der heiligen Schrift.

1. B. d. Kön. 16, 7. — Job. 13, 27. — Ebend. 28, 24. — Ebend. 42, 2. — Psal. 7, 10. — Ebend. 32, 13. — Ebend. 15, 8. — Ebend. 138, 7—13. — Spr. 15, 3. — Kap.

16, 2. — Sir. 23, 28. — Isai. 29, 15. — Ezech. 9, 9. — Dan. 13, 23. — Hebr. 4, 12. 13. — Jer. 23, 24. — Joh. 1, 26. — Apostelgesch. 17, 27. 28. —

Stellen aus den heiligen Vätern.

Gott ist immer überall gegenwärtig; aber, weil Er den Liebenden mehr gegenwärtig ist, ist Er den Nachläßigen abwesend. Ambrosius Lib 9 super Lucam cap. 9.

Dem, der überall gegenwärtig ist, nähern wir uns nicht mit den Füßen, sondern mit den Sitten; nicht durch Wandeln, sondern durch Lieben. Augustinus Epist. 52. ad Macedon

Nichts ist gegenwärtiger, als Gott. Derselbe de spiritu et anima. cap. 57.

Wende dich von Gott nicht ab; dann ist Er mit dir. Derselbe Tract. 36. super Joan.

Es ist kein Ort, wohin du vor Gott fliehen könntest; gieb dir dessen keine Mühe, flieh zum Gegenwärtigen, damit du nicht fühlest den Kommenden. Derselbe Serm. 10. de Verbis Domini.

Gott, der die Geschöpfe schuf, ist uns näher, als alle Geschöpfe. Derselbe.

Gott, obschon überall gegenwärtig, wohnet doch nicht in Allen; sondern nur in Jenen, die Er zu seinem Tempel machet. Derselbe Epist. 57.

Gott nicht vor Augen haben — welch tiefe Blindheit! Kassiodor super Ps. 9.

Nur der Demüthige und Fromme suchet Gottes Gegenwart. Derselbe super Ps. 104.

Wo der Teufel Vergegenwärtigung Gottes findet, dort geht er mit großer Beschämung davon. Derselbe super Ps. 63.

Wo das Andenken an Gott einkehrt, dort ist unermeßliches Licht der Wahrheit. Gregor der Große super septem Ps Poenit. Ps. 1.

Deinem Gedanken begegne immer Gottes Gegenwart. Hieronymus Epist. 14. ad Celant.

Das Andenken an Gott schließt alle Laster aus. Derselbe Lib. 3. super Ezech. cap. 22.

Deine Allmacht ist von mir nicht entfernt, ob wir gleich ferne von Dir sind. Augustin. Lib. 2. Confess. cap. 2.

Ich sage zu euch: Gott ist ganz Auge, ganz Hand und ganz Fuß, weil Er Alles sieht, Alles thut, und überall ist. Derselbe Epist. 3. ad Fortunatum.

Gott, der uns erschaffen hat, ist näher bey uns, als alle seine übrigen Geschöpfe, denn wir leben in Ihm, bewegen uns in Ihm, und sind Ihm. Ders. in Soliloq. cap. 31.

Wie fliehen die Gegenwart eines Menschen, und die Sünde begehen wir vor den Augen Gottes. Ambrosius Apol. David. cap. 10.

Wir wissen, daß Gott Alles richtet, und doch sündigen wir vor seinen Augen. Derselbe a. a. O.

Wer sündigt, ist nur bemüht, daß er Niemanden sehe, nicht aber, daß er von Niemanden gesehen werde. Gregor Lib. 22. Moral. cap. 22.

Dächten wir, so oft wir sündigen, daß Gott uns sieht, so würden wir gewiß niemals thun, was Ihm mißfällt. Hieronymus in Ezech. 8.

Der Herr erfüllet Himmel und Erde, mithin ist Er überall, und freuet sich seiner Verherrlichung. Ephräm.

Ist Er denn auch gottlosen Menschen gegenwärtig? — Allerdings! Aber, um zu bestrafen, was von ihnen geschieht, und nicht, als ob Er Wohlgefallen an der Sünde habe. Ders.

Du wirst aber sagen: Warum heißt es: „Gott ist weit von den Sündern entfernt?“ (Spr. 15, 29.) Dies werden dir die Blinden erklären; denn die Sonne geht über alle Menschen auf, und die Blinden sehen sie doch nicht! Eben so ist Gott boshaften Sündern nahe und fern, nahe zur Züchtigung, und fern zum Wohlgefallen. — „Kann „auch,“ spricht der Herr, „Jemand etwas so im Verborgenen „verüben, daß Ich ihn nicht sehe?“ — Gott ist also nahe,

um zu bestrafen, aber fern ist Er, weil Ihn die Sünder nicht sehen.

Wie nun? Sehen Ihn dann die Gerechten, wenn sie Gutes thun? Ja! Wenn du irgend etwas um Gottes Willen thust, so ist es vor seinem Angesichte, und du siehest Gott dabey. Johannes spricht: „Gott ist die Liebe." (1. Joh. 4, 16.) Wenn du nun die Liebe hast, so siehst du Den, der in dir ist. Auf welche Art siehst du Ihn aber? — Höre weiter! Wenn du ein gutes Werk verrichtest, so empfindest du Vergnügen; wenn du Liebe übest, so empfindest du Freude; wenn du den Gehorsam vollbringst, durchströmt dich innige Wonne. Die Liebe also ist Vergnügen, Freude und Frohlockung; sie wirket mit dir in guten Werken. Siehst du nun wie Gott mit dir wirket? Jeder kennet ja Den, der mit ihm wirkt.

Die Liebe wird aber den Augen des Fleisches nicht sichtbar gemacht; auch sieht man Gerechtigkeit und Heiligkeit nicht mit den Augen des Fleisches; sondern Liebe, Heiligkeit und Gerechtigkeit offenbaren sich den Augen des Geistes, und freuen sich frohlockend über die guten Werke, die du verrichtest. — Du siehst also Gott; denn „Gott ist die Liebe!" Du erblickst auch die Tugend der Enthaltsamkeit und Schamhaftigkeit nicht mit körperlichen Augen, und doch kannst du sie durch ihre Wirkungen sehen: eben so kannst du Gott durch Liebe schauen, wiewohl du Ihn mit körperlichen Augen nicht siehst. Warum sagt aber Johannes: „Niemand hat Gott je gesehen?" (Joh. 1, 18.) Allerdings sah Niemand seine Größe oder Natur: Heilige sahen Ihn durch Zeichen und Sinnbilder; nun sehen Ihn die Heiligen auf Erden durch seine Wirkungen in ihren Herzen. Ephräm.

Gott ist bey den Gottlosen in der Nachsicht, bey den Gerechten in der Wahrheit, bey den Engeln in der Seligkeit, bey den Verdammten in seinem Grimme. Bernard.

Wo der Allgegenwärtige über Gerechte und Ungerechte herrscht, da ist Er Vater, Vater der Erbarmungen, und harret der Menschen zur Sinnesänderung; wo Er die Ver-

stockten verurtheilt, da ist Er Richter, und schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Wo Er ruhet, da ist Er Bräutigam, und selig ist die Seele, die Er in sein Brautgemach eingeführt hat. Bernard.

Gott ist nicht nur an dem Orte, wo du dich befindest, sondern ganz besonders und vorzugsweise im innersten Grunde deines Geistes, und belebt diesen durch seine göttliche Gegenwart. Er ist da, wie das Herz deines Herzens, und wie der Geist deines Geistes. Die durch den ganzen Körper ausgegossene Seele befindet sich in allen Theilen des Körpers gegenwärtig, wie wohl sie einen besondern Hauptsitz im Herzen hat. Auf gleiche Weise ist Gott ganz besonders in unserm Geist und Herzen gegenwärtig, wie wohl Er allen Dingen gegenwärtig ist. David nennt Ihn deßwegen den „Gott seines Herzens" (Ps. 72, 26.), und Paulus sagt: „In Gott leben wir, bewegen wir uns, und sind wir." Bey Betrachtung dieser Wahrheit sollten wir gegen Gott, der uns so im Innersten nahe ist, eine große Ehrfurcht empfinden. Franz von Sales.

Die Uebung der Gegenwart Gottes sollten wir wie das tägliche Brod gebrauchen. Man genießt zu jeder Gattung der Speisen Brod, und Brod giebt dem Körper die beste Nahrung. — Eben so sollte sich die Uebung der Gegenwart Gottes bey allen unsern Werken einfinden. Es giebt keine Geistesübung, die man nützlicher und leichter gebrauchen könnte. Derselbe.

Wenn uns ein Mensch über einer Schandthat betritt, so überfällt uns sogleich unaussprechliche Scham: vor Gottes Gegenwart wollen wir uns aber nicht scheuen? O des Unsinnes! Ephräm.

Denke an Gott, und du wirst nicht sündigen. Ignatius M. in Epist.

Auf eine doppelte Art ist die Gegenwart Gottes ein Bewahrungsmittel gegen die Sünde, weil Gott uns sieht, und weil wir Gott sehen. Derselbe a. a. O.

Nur auf diese Art geschieht es, daß der Mensch niemals

fällt, wenn er nämlich überzeugt ist, daß Gott immer bey ihm ist. Clemens Alex. Lib. 3. praed. cap. 5.

Wir sollten beinahe nicht so oft Athem ziehen, als an Gott denken. Gregorius Naz.

Wenn schon der Bösewicht das Licht flieht, und die Finsternisse suchet, so kann er sich doch vor den Augen Gottes, der Alles sieht, nicht verbergen. Innocentius in Decreto. Grat.

Wer würde sich wohl unterstehen, in den Augen des Fürsten zu thun, was dem Fürsten mißfällt? Basilius in regul. brev. interrog. 19.

Dir ist eine große Wachsamkeit nothwendig, weil du vor den Augen des Richters lebest, der Alles sieht. Bernard. Lib. medit. cap. 6.

Wenn wir den allgegenwärtigen Gott, der Alles sieht und richtet, vor den Augen hätten, so würden wir kaum oder gar nicht sündigen. Thomas Opusc. 58. cap. 2.

Der Mensch sollte sich vielmehr schämen und fürchten, daß Gott allein, als daß die ganze Welt seine Sünde sehe; denn nie wird Derjenige, der überall ist, nicht sehen, was du thust? Bonaventura Serm. 7. Dom. 2. post. Pentecost.

Ausgearbeitete Stellen.

Was man unter der Allgegenwart Gottes verstehen soll.

Giebt es einen Gott, so ist Er ein unendlich vollkommenes Wesen, bey welchem sich keine Beschränkung denken läßt. Durch seine Unermeßlichkeit füllet Er den unbegränzten und unermeßlichen Raum des Weltalls aus; Er ist also allenthalben gegenwärtig durch seine Unermeßlichkeit. Desgleichen weil Er allwissend ist, so läßt sich in dem ganzen Weltall nichts denken, das Ihm nicht bekannt wäre; Er sieht gleichermaßen, was schon war, was wirklich ist, und was erst seyn wird: nicht wie die Menschen sieht Er, die nur, was wirk-

lich vor ihren Augen steht, und davon nur die Außenseite sehen können, sondern weil Er durch seine Wesenheit allwissend ist, so durchdringen seine Blicke bis in das innerste Wesen der Dinge; die geheimsten Gedanken und Begierden, die leisesten Worte und Reden, die verborgensten Werke und Anschläge sind Ihm eben so bekannt, wie was öffentlich, und mit Aufsehen geschieht. So wie ein Gedanke in unserm Geiste sich bildet, so wie eine Bewegung in unserm Herzen entsteht; so wie unsere Sinnlichkeit einen Wunsch rege machet, und der Mensch mit sich selbst über die Mittel ihn zur Erfüllung zu bringen sich berathschlaget, so ist es Gott schon bekannt. „Alles liegt," sagt der Apostel, „enthüllt und aufgedeckt vor den Augen Dessen, dem wir Rechenschaft geben müssen."

Folgen, welche aus der Allgegenwart Gottes entstehen.

So sehr der Mensch auch zum Laster geneigt ist, und den Trieb zum Bösen, den er in sich empfindet, zu befriedigen wünscht, so kann er sich's doch nicht verhehlen, daß, wofern er dem Wunsche seiner Sinnlichkeit Genüge leistet, er sich eines Verbrechens schuldig machet; und handelt er gegen dieses Erkenntniß, so wird er unruhig, und er zittert von einem innern Schrecken erschüttert. Wäre aber Gott nicht allgegenwärtig, wäre Er nicht ein unbestechbarer Zeuge aller unserer Gedanken, Begierden, Absichten, Anschläge, Reden und Werke, was sollte die heimliche Furcht, die den Sünder beunruhigt? Der Allgegenwart Gottes zu entgehen, oder sie zu betriegen: dies darf keinem Sterblichen in den Sinn kommen. Er mag denken oder thun, was er immer will, so weiß er, daß Gott es auch weiß, und daß Er es besser, als er selbst weiß. Die Furcht, die Besorgniß für die Zukunft, die ihn bey der Ausübung der Sünde ängstiget, erinnert ihn an die Allwissenheit Gottes, und zerstäubt den Wahn, als ob Gott sich etwa um die Handlungen der Menschen nicht bekümmere, und unwillkührlich wird er genöthigt, gegen sich

selbst zu sprechen: „Gott sieht dich, denk, und handle also rechtschaffen.“

Der Gedanke an die Allgegenwart Gottes ist das kräftigste Bewahrungsmittel gegen die Sünde.

Die meisten Sünden sind von der Art, daß, wenn die Menschen, welche sie begehen, einen Zeugen neben sich hätten, der rechtschaffen denkt, sie die Sünde in seiner Gegenwart nicht begehen würden. Wir sehen daher, daß die Menschen, welche einerley Gesinnungen haben, gerne beisammen sind, und mit einander in einen nahen Umgang treten. Aus dieser Ursache können die Gottlosen einen rechtschaffenen Menschen, der ihre Laster mißbilliget, nicht wohl dulden, und erscheint er unerwartet unter ihnen, so sind sie verlegen, weil seine Blicke ihnen zuwider sind. — Wollte nun der Sünder bedenken, daß ihn, indem er schon das Auge des rechtschaffenen Menschen sieht, immer das Auge Gottes sieht, der seine Verbrechen sehr mißbilliget, und sie dereinst strenge strafen wird, falls er sie zuvor nicht wieder abbüßet, würde ihn dieser Gedanke nicht von seinen Sünden abhalten? „Die Erinnerung an Gott,“ sagt der heilige Hieronymus, „schließt alle Sünden aus;“ denn es läßt sich die Möglichkeit nicht denken, daß ein Mensch, der das volle Bewußtseyn hat, es weiß, und wirklich daran denkt: Gott sieht mich, trotz dieses Gedankens sündige. Wenn also die Menschen in den Versuchungen so leicht erliegen, und sich von den Anlockungen der Sünde so bald verführen lassen, so ist blos ihr Leichtsinn, ihre Gedankenlosigkeit die Ursache. Nachdem der Prophet Jeremias die großen Verbrechen und Verwüstungen der Gottlosen geschildert hatte, wodurch die ganze Erde mit Schandthaten bedeckt worden war, so giebt er davon keine andere Ursache, als „weil Keiner ist, der es zu Herzen nimmt.“ 12, 11.

Er ist ein mächtiger Antrieb zur Tugend.

Was vermochte wohl die Apostel und Jünger auf eine kräftigere Art zu bewegen, die hohen Tugenden des Christen=

thums mit freudigem Herzen auszuüben, als Jesus selbst, in dessen Gegenwart sie sich beständig zu seyn dachten? So oft sie Ihn im Geiste sahen, wurden sie jedesmal an ihre Pflichten erinnert; die Lehren, welche Er ihnen schon gegeben hatte, erfrischten sich in ihrem Gedächtnisse, so wie die trostvollen Verheißungen, wodurch Er ihnen Muth zu machen, und ihren Eifer anzufeuern suchte. — Eben dies wird auch die Gegenwart Gottes auf uns wirken, wenn wir uns oft zu überzeugen suchen, daß, ob wir Gott gleich nicht mit den Augen unseres Körpers sehen, wie die Apostel und Jünger Jesum gesehen haben, Er doch uns sieht. Dieser Gedanke weckt in unserm Gedächtnisse die Lehren auf, welche Er uns mittelst heiliger Schriften und unserer Seelsorger gegeben hat, und wir wissen gleichfalls, daß ein unaussprechlicher Lohn in jener Welt unser wartet, wenn wir sie treulich erfüllen. Ist also ein Christ mit dem Geheimnisse, sich Gott oft in Gedanken zu vergegenwärtigen, bekannt, so wird er in sich eben auch jenen Trieb empfinden, der den Aposteln Muth zur Tugend machte, und sie bewog, trotzt aller Gefahren und Verfolgungen ihren Pflichten getreu zu bleiben.

Er schützet gegen die Ausschweifungen der Sinnlichkeit.

Die Begierden unserer Sinnlichkeit sind so heftig, daß, wenn wir schon erkennen, wie sündhaft sie sind, sie doch über die Vorstellungen unseres Geistes gewöhnlich die Oberhand erringen. Das beste Mittel, sie in ihrem Streben aufzuhalten, ist der Gedanke: „Gott sieht mich.“ Wird dieser Gedanke lebhaft gefaßt, so wird das Herz mit einem heimlichen Schrecken erschüttert; das Böse, wornach sich die Sinnlichkeit sehnte, verliert gleichsam seine Reize; die Versuchung verliert ihre Kraft, und die Sinnlichkeit tritt in ihre Schranken zurück, welche die Religion und die Vernunft ihr gezeichnet haben. So wie bey allen Unternehmungen der erste Eifer der stärkste ist, so ist er es auch in Absicht auf die Sünden, welche der Mensch begehen will. Es ist demnach Alles daran

gelegen, daß der erste Gedanke, die erste Begierde gehemmt und besiegt werde. Was vermag aber mehr einen bösen Gedanken niederzuschlagen, als das Andenken an Gott, dessen Auge auf uns Menschen niemals geschlossen ist, das Alles beobachtet, Alles aufzeichnet, worüber wir dereinst Rechenschaft geben müssen? „Die Sünde, welche du begehen willst, wirst du ewig büßen:" Dies ist der erste Gedanke, welcher sich dem Sünder darstellt, der sich Gott vergegenwärtiget. Wie läßt sich's aber denken, daß der Mensch in seinem Vorhaben verharre, wenn die ewigen Strafen der Sünde gleichsam vor seinem Geiste schweben? Wird er alsdann das geringe und kurze Vergnügen, welches ihm die Sünde bringt, nicht aufopfern, um sich dadurch einer ewigen Strafe zu entziehen? Es wäre ja eine unbegreifliche Thorheit, wenn er dem augenblicklichen Vergnügen der Sünde den Vorzug gäbe.

Trostgründe, welche der öftere Gedanke an die Allgegenwart Gottes mit sich bringt.

Es ist auf der Welt kein Mensch, der nicht seine Leiden hat, die ihn quälen; entweder schmachtet er unter der drückenden Last zeitlicher Unglücksfälle, oder die beständigen Angriffe der Feinde seiner Seele beunruhigen ihn, und nöthigen ihn zu einem ununterbrochenen Kampfe. Will er sich als einen wahren Christen zeigen, so muß er den Muth nie sinken lassen, und die zeitlichen Unglücksfälle, als Fügungen der Vorsehung Gottes betrachten, welche entweder seine hervorgehenden Sünden strafen, oder seine Geduld prüfen will. Die Angriffe der Feinde seiner Seele muß er mit Tapferkeit zurückschlagen, und weil er sie, so lange er leben wird, nie ganz besiegen kann, so darf er auch niemals aufhören zu streiten. Wie würde aber der Christ bey diesen Widerwärtigkeiten sich aufrecht erhalten, wenn er nicht überzeugt wäre, daß Gott ihn sieht, und es weiß, mit welcher Thätigkeit er seine Pflichten zu erfüllen suchet? Für den Menschen, der leidet, oder im Bedrängnisse ist, kann es keinen süßern Trostgrund geben, als wenn er weiß, daß Demjenigen, um des-

sentwillen er leidet, und der allein ihm den Lohn für seine Leiden geben kann, Alles bekannt ist, indem Er beständig sein Auge auf ihn gerichtet hält. So wie einst Petrus zum Heiland sagte: „Dir ist Alles bekannt, und Du weißt es ja, daß „ich Dich liebe;“ eben so kann auch der Christ, der den allgegenwärtigen Gott beständig vor Augen hat, zu Ihm mit gleichem Vertrauen sprechen: „Du weißt, o Gott, daß ich „Dich in meinem Geiste immer gegenwärtig habe, wie Du in „demselben gegenwärtig bist. Dich erkenne ich als den Zeugen „meiner geheimsten Gedanken, aber Du weißt auch, daß ich „aus Liebe zu Dir Alles zu erdulden bereit bin. Die Feinde „meiner Seele geben mir Vieles zu schaffen, aber ich weiß „auch, daß Du jeden tapfern Streiter mit deiner Gnade unterstützest, und dereinst seine Siege krönen wirst.“

Beispiel der keuschen Susanna.

Daß der Gedanke an die Gegenwart Gottes den Menschen von allen Sünden abzuhalten, und ihm großen Muth einzuflößen vermag, so, daß er eher alle Schande vor den Menschen zu leiden, und den grausamsten Tod eher zu erdulden sich entschließe, als vor den Augen Gottes zu sündigen: davon giebt uns die Geschichte der keuschen Susanna einen Beweis. Zwey schon bejahrte Männer, welche die Richter des Volks waren, hatten lange einer Gelegenheit aufgelauert, wo sie Susanna, Joachims Ehefrau, in ihrem Garten allein anträfen, um sie zur Einwilligung in den schändlichsten Ehebruch zu bereden. „Siehe,“ sprachen sie zu ihr, „die Thüren „des Gartens sind verschlossen, und Niemand sieht uns; willige in den Antrag ein, den wir dir machen; denn willst „du nicht, so werden wir gegen dich ein Zeugniß geben, „welches dich zum Tode bringen wird.“ — „Nein,“ antwortete mit Muth und Entschlossenheit, die von allen Seiten beängstigte Susanna, „eure Drohungen schrecken mich nicht, ich „will lieber meines Widerstandes wegen in eure Hände fallen, als in der Gegenwart des Herrn sündigen,“ und sie machte sich zum Tode gefaßt, den sie hätte erdulden

müssen, wenn Gott seinen Propheten Daniel nicht aufgeweckt hätte, daß er die verfolgte Unschuld in Schutz nehmen, und die zwey geilen Greise in der Gegenwart des Volkes ihres Verbrechens überweisen sollte, welches sie sodann mit ihrem Leben büßen mußten. Daniel 13.

Warum die Allgegenwart Gottes auf die Menschen überhaupt so wenig Eindruck machet.

Der Mensch läßt sich überhaupt mehr durch die Sinne, als durch den Glauben führen; was er sieht, und mit Händen greift, das wirkt auf ihn; was er aber nicht sieht, wenn es schon sein Verstand nicht läugnen kann, das ist ihm gleichgültig. Hierin liegt die Ursache, warum die Allgegenwart Gottes die meisten Menschen nicht abschreckt. Hält der Mörder den Arm schon ausgestreckt, um seinen Feind zu tödten, und wird er auch nur von Ferne gesehen, so zieht er plötzlich den Arm wieder zurück; und höret der Dieb nur das geringste Geräusch, und muthmaßet blos, daß Jemand um die Wege seyn möchte, der ihn verrathen könnte, so entsagt er seinem Vorhaben, und flieht. Denken auch diese Bösewichter, daß Gott sie sieht, so lassen sie sich nicht stören, blos deßwegen, weil sie Gott nicht sehen. So schwach ist der Glaube der meisten Menschen. Sie glauben, aber sie handeln, als glaubten sie nicht, und weil sie den Richterstuhl, auf welchem Gott die Verbrechen, die Er jetzt sieht, dereinst richten wird, nicht mit Augen sehen, so leben sie, als wenn Gott wirklich nicht überall gegenwärtig wäre.

Warum die Heiden an einen überall gegenwärtigen Gott nicht glauben wollen.

Wollte man die Religiosität und Frömmigkeit der Heiden blos nach der Zahl der Götter bemessen, welche sie verehrten, ohne auf die Absichten zu sehen, die sie leiteten, so hätte man vielleicht manche für fromme Menschen halten können; aber ihr Lebenswandel beweis't, daß ihre Frömmigkeit nur ein Aberglaube war, womit sie ihre Lasterhaftigkeit zu

decken suchten. In der Erdichtung immer neuer Götter wußte ihr Erfindungsgeist keine Gränzen zu finden; allenthalben setzten sie Bilder hin, denen sie bald diese, bald jene göttliche Kraft zueigneten. Aber keinen ihrer Götter ließen sie in die Menschenherzen sehen, um dort alle sündhaften Gedanken, Begierden und Handlungen gewahr zu werden, keiner durfte mit seinen Blicken bis in jene düstern Winkel dringen, wo gewisse Verbrechen verübt wurden, die Licht und Zeugen am meisten scheuen: sie stellten vielmehr eigene Gottheiten auf, denen sie eben jene geheimen Sünden zueigneten, um dieselben dadurch gleichsam zu rechtfertigen. Minutius Felix, ein christlicher Redner, sagte daher von ihnen: „Sie wollen keinen so vor„witzigen Gott dulden, der sich um die Handlungen der Men„schen sehr bekümmert.“ Und Athenagoras, ein christlicher Weltweise, um dem Kaiser Markus Aurelius einen unwiderleglichen Beweis von der Rechtschaffenheit der Christen seiner Zeit zu geben, sagte zu ihm: „Es ist ein Lehrsatz der Re„ligion dieser Menschen, daß ihr Gott sie allenthalben sieht, „am Tage, wie in der Nacht; daß Er ihre geheimsten Gedan„ken und Absichten kennt, und sie dereinst über dieselben rich„ten wird. Urtheile hieraus, wie sehr jene Menschen von „den Verbrechen rein sind, die man ihnen aufbürdet.“

Wie der Christ zu allen Zeiten, auch mitten unter seinen Berufspflichten, sich Gott vergegenwärtigen kann.

Um sich von der Allgegenwart Gottes zu überzeugen, und sie beständig vor den Augen zu haben, ist eben nicht nothwendig, daß man alle Augenblicke seines Lebens wirklich daran denke, sondern dazu wird blos erfordert, daß man diesen Gedanken in seinem Gedächtnisse öfters erneuere, und sein Gemüth zu diesem Gedanken zu erheben, und damit zu beleben suche. Gewisse Umstände und Gelegenheiten sind besonders dazu geeignet, daß wir an Gott denken, der uns sieht, und alle unsere Tritte beobachtet, und diese Augenblicke sind des Morgens, wenn man seine Augen dem Lichte öffnet, und

des Abends, bevor man sie schließt; beim Anfange seiner Berufsarbeiten, wenn man sie Gott opfert, und jezuweilen während derselben, besonders wenn die Stunde schlägt; so oft wir in einer Gefahr sind zu sündigen, wenn gewisse Versuchungen uns quälen, gewisse Anlockungen uns reizen, gewisse Täuschungen uns blenden. Befleißen wir uns nach dem Beispiele der Heiligen uns in diesem heiligen Gebrauche zu üben, so werden wir es bald, wie sie, empfinden, daß das öftere Denken an die Allgegenwart Gottes das beste Bewahrungsmittel gegen die Sünde, und der kräftigste Antrieb zur Tugend ist.

Der lebendige Glaube, daß Gott überall gegenwärtig ist, bringt frommen Seelen große Vortheile.

Man findet Gott überall, wenn man Ihn wahrhaftig und aufrichtig suchen will. Eine Seele kann in Mitte des Weltgetümmels ihren Gott eben so gegenwärtig, und von den Geschöpfen eben so getrennt seyn, als wenn sie sich in den tiefsten Wüsteneien befände. Giebt Gott einer Seele seine Größe zu erkennen, und flößet Er ihr lebhafte Gesinnungen von seiner Gegenwart ein, so wird diese erleuchtete, und so ganz durchdrungene Seele auf die Geschöpfe vollkommen zu vergessen scheinen; das Licht, welches sie erleuchtet, um Gott zu erkennen und zu verkosten, macht sie zu allem Uebrigen ganz gleichgültig, und gleichsam unempfindlich. Da Gott ihr gegenwärtig ist, so sind alle übrigen Geschöpfe so weit von ihr entfernt, als wenn sie gar nicht einmal in der Welt wäre.

Wenn sich demnach Gott auf diese Weise einer Seele vergegenwärtiget, so muß sie auch auf nichts anders mehr sehen, als auf Ihn allein; thut sie dieses nicht, so wird sie diese ihre Glückseligkeit so gleich wieder verlieren; sie muß Alles gehen lassen, wie es geht, und sich ganz an Den halten, der ihr stets gegenwärtig ist; sonst verhüllt ihr Gott sein Angesicht, von dem sie ihre Augen abgewendet hat.

So, wie sich eine solche Seele vom Grunde aus immer mehr und mehr von ihren Unvollkommenheiten und Gebrechen reiniget, eben so wird sie auch Gott die Wirkungen seiner göttlichen Gegenwart immer mehr und mehr empfinden lassen.

Es hat zwar das Ansehen, als legten die äußerlichen Beschäftigungen und die gesellschaftlichen Pflichten, die man zu beobachten hat, der Gegenwart Gottes ein großes Hinderniß in den Weg; allein wenn der Christ sich nicht unnöthiger Weise in dergleichen Geschäfte und Verhältnisse verwickelt; und wenn er sich damit nur aus Gehorsam, und weil es Gott so gefügt, abgiebt, so werden alle diese Geschäfte, wie sie auch immer heißen, und alle diese Verhältnisse, sie mögen seyn, welche sie wollen, dem lebendigen Glauben an die Gegenwart Gottes nicht den mindesten Nachtheil bringen: denn der fromme Christ ist dabey immer im Stande, sich mit Gott, als mit seinem Mittelpunkte zu vereinigen, von dem er sich nie freiwilliger Weise entfernt. Es ist zwar allerdings wahr, daß ihm, dem frommen Christen nämlich, die zeitlichen Geschäfte allemal lästig sind; allein da er weiß, daß es Pflicht für ihn ist, sich denselben zu widmen, und daß es Gott so haben will, so versteht er sich dazu, Gott wegen Gott zu verlassen, und mit einer unzerstörbaren Gemüthsruhe sich ganz in seinen allerhöchsten Willen zu fügen.

Wie eine fromme Seele sich beständig in dem lebendigen Glauben an die Allgegenwart Gottes erhalten soll.

Sobald eine Seele innerlich die Gegenwart Gottes genießt, wovon sie bereits die ganze Glückseligkeit und alle Vortheile deutlich einsieht, so muß sie auch ihrer Seits auf alle mögliche Weise dahin bedacht seyn, sich in solcher stets zu erhalten. Um dieses zu erzielen, muß sie alle Mittel anwenden, die nur immer in ihrer Gewalt sind. Ich will einige anführen, die dazu sehr dienlich seyn werden.

1) Muß sie sich zeitlichen Geschäften nur unterziehen, wenn Gott es verlangt, wenn es die Berufspflichten erfordern.

2) Muß sie sich den zeitlichen Geschäften nicht mit dem Eifer widmen, daß sie dabey Gott vergißt. Von Zeit zu Zeit muß sie den Glauben an Gottes Gegenwart erneueren, und sich selbst sagen: „Gott sieht mich; Gott ist gegenwärtig; Er steht mir bey."

3) Bemerkt sie, daß sie sich durch einen Fehltritt von Gott entfernt hat, oder daß sie Seiner vergessen hat; so soll sie gleich wieder zu Ihm zurückkehren. Sie soll sich Gott wieder vergegenwärtigen, und den begangenen Fehltritt mit einem stillen Seufzer bereuen.

4) Muß sie Alles meiden, was sie von Gottes Gegenwart abziehen kann.

5) Muß sie sich vorzüglich vor allen Sünden hüten. Denn wer Gottes Gebothe nicht beobachtet, sie übertritt, der entfernt sich von Gott, und Gott von ihm. So lange wir in der Gnade Gottes verharren, so lange ist unsere Seele ein Tempel Gottes; wir hören auf, ein Tempel Gottes zu seyn, wenn wir dessen Gnade verloren haben.

6) Endlich soll sie Gott recht oft bitten, daß Er sich von ihr nicht entfernen möchte, oder vielmehr, daß sie sich nicht von Ihm entferne.

Geheimniß, siehe Glaube.

Exordien.

Auf jene Sonn- und Feiertage, an welchen die im zweiten Bande enthaltenen Materien abgehandelt werden können.

Demuth.

Auf den dritten Adventsonntag.

Ueber die Demuth überhaupt.

Dieser ist's, der nach mir kommen wird, und vor mir war, und dem ich nicht würdig bin, die Schuhriemen aufzulösen. Joh. 1, 27.

Wer mit Großen und Mächtigen in Verbindung steht, eignet sich gewöhnlich auch etwas von ihrem Ansehen zu, um sich dadurch zu erheben. Seine Verhältnisse setzen ihn in Stand, Vieles von ihnen unmittelbar, oder durch ihre Verwendung zu erhalten, und auf diese Art sich in so manchem Falle ihrer Macht gewissermaßen zu bedienen. Der Freund ist daher stolz wegen des Einflusses seines Freundes, der mächtig ist; der Schutzgenosse rühmet sich der hohen Stelle, die sein Beschützer bekleidet, und der Bediente zieht auch etwas von dem Glanze an sich, der seinen Herrn umgiebt. Wer Aufträge von einem Größern hat, als er ist, tritt gewöhnlich mit dessen ganzem Ansehen auf, und setzet deßwegen ein eigenes Verdienst darein, weil er bevollmächtigt ist, im Namen eines Mächtigen zu handeln, wenn auch seine Aufträge sich nicht weiter ausdehnen, als blos Gesetze, oder Verordnungen zu verkündigen. — Johannes der Täufer erscheint in der Gegend des Jordans, und in einer Wüste predigt er Buße. Das Volk aus der Hauptstadt und den benachbarten Provinzen eilet herbey, um ihn zu hören; der große Rath der Juden, der durch diese Erscheinung aufmerksam gemacht wurde, schickt Priester und Le-

viten zu ihm, damit sie ihn fragten, wer er wäre. Johannes anwortet, daß er weder Christus, noch ein Prophet sey; er ist auf die Macht Dessen, der ihn vorausgeschickt hat, nicht stolz, ob er gleich wohl wußte, daß der Sohn Mariä der Sohn des lebendigen Gottes war. Er eignet sich nichts von dem Ansehen des damals noch unbekannten Welterlösers zu, und will nicht einmal für einen Propheten gehalten werden. „Ich „bin Der nicht, den ihr meinet," sagte Johannes; „ich bin blos „die Stimme, die in der Wüste ruft; ich taufe nur im Wasser. „Aber mitten unter euch steht ein Anderer, den ihr nicht kennet, „Dieser ist's, der nach mir kommen wird, und vor „mir war, und Dem ich nicht würdig bin, die „Schuhriemen aufzulösen."

Obgleich Johannes von Gott zum Vorläufer des Welterlösers auserwählt, und schon im Mutterleibe mit außerordentlichen Gaben und Vorzügen ausgerüstet war, so wollte er doch in den Augen der Menschen nicht mehr seyn, als eine Stimme in der Wüste, die da rufet: „Bereitet den Weg des Herrn," er bekannte offen und unumwunden, daß er nicht würdig sey, Dem, der nach ihm kommen sollte, die Schuhriemen aufzulösen, er wies in tiefer Verdemüthigung auf Gott und Christus hin, und handelte also schon vollkommen nach der neuen Lehre, die erst verkündigt werden sollte, und vor Allem Demuth und Selbstverläugnung fordert. Ganz Judäa war schon seit vielen Jahren her in der größten Erwartung; Jedermann war begierig, den Messias zu sehen und zu kennen, von allen Seiten her strömte eine Menge Volks zu ihm. War dies nicht eine gute Gelegenheit für ihn, sich Ansehen zu verschaffen, und sich in den Augen eines Jeden wichtig zu machen? Aber Johannes schiebt alle Ehre, die ihm aus dem großen Zulaufe erwachsen konnte, auf Den zurück, dem alle Ehre gebühret; er bekennt, daß er in Ansehung seiner nichts ist. Ein großes Beispiel der Demuth! — Siehe den ersten Entwurf, Seite 1., den zweiten, Seite 5., den dritten, Seite 6., den neunten, Seite 18., den zehnten, Seite 19.

Auf den zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber das Laster, welches der Demuth entgegengesetzt ist.

Der Pharisäer trat hinzu, und bethete bey sich also: Gott! ich danke Dir, daß ich nicht bin, wie andere Menschen: Räuber, Ungerechte, Ehebrecher ꝛc. Luk. 18, 11.

Man darf nur die Menschen, welche zerstreut untereinander leben, betrachten, so wird man bald unter ihnen einen Unterschied bemerken, sowohl in Ansehung ihrer Fähigkeiten und Geisteskräfte, als in der Art, wie ein Jeder dieselben zu benutzen sucht. Einige haben schon von der Natur viele Anlagen empfangen; Andere dagegen suchen durch ihren Fleiß zu ersetzen, was ihnen an Naturgaben abgeht. Aber nicht ein Jeder benutzt seine Anlagen, so wie auch nicht ein Jeder sich befleißt, durch mehr Arbeit zu erwerben, was Andere ohne Arbeit schon empfangen haben. Mit den Sitten verhält es sich eben so, wie mit den Fähigkeiten, und wir sehen unter den Menschen eben den Unterschied in Hinsicht auf Laster und Tugend, wie in Ansehung der Talente, der körperlichen Geschicklichkeit und der Geistesbildung. Einer hat also Vorzüge über den Andern, ein Jeder in seiner Art, und nach den Eigenschaften, die er in einem mehr, als gewöhnlichen Grade besitzt.

Wägt man aber, was der Eine Rühmliches an sich hat, und dann, was an ihm tadelhaft ist, gegen das Rühmliche und Tadelhafte eines Andern genau ab, und wiederholt man diese Vergleichungen bey allen Menschen, so wird man finden, daß unter dem großen Haufen alle an Werth sich ziemlich gleich sind, und daß nur Wenige entweder durch höhere Tugenden, durch ausgebreitetere Kenntnisse, durch bewunderungswürdige Fähigkeiten, oder andere ungewöhnliche Eigenschaften über die Menge hervorragen, und sich durch eigene Vorzüge von dem großen Haufen auszeichnen. —

Dringt man dann mit seinen Blicken bis in's Herz eines jeden Einzelnen hinein, so wird man finden, daß ein Jeder sich zu Jenen rechnet, die sich durch eigene Vorzüge über An=

dere hervorthun; er wird sich Fähigkeiten zueignen, die Niemand, als er erkennt, und wegen gewissen Eigenschaften, die er in einem weit höhern Grade, als es wirklich ist, zu besitzen meint, wird er sich Andern gleich halten, die ihn weit übersehen; er wird sich über Viele, die ihn an Werth übertreffen, Vorzüge anmaßen, und glauben, er werde deßhalb von Andern geachtet, wenn er sich schon im großen Haufen verliert. Dieses verborgene Gefühl seines Selbstwerthes, wenn es übertrieben wird, heißt man Hochmuth. Es ist eine Leidenschaft, weil es aus gesetzwidrigen Regungen besteht, und zu Lastern verleitet; weil es den Menschen blendet, und ihn hindert, bey Selbstprüfungen den wahren Zustand seines Gewissens zu erkennen. — Die Pharisäer waren vorzüglich solche Männer, welche von sich selbst eingenommen waren, und sich einen überspannten Selbstwerth zueigneten. Bey den guten Werken, die sie verrichteten, hatten sie nur zum Zwecke, dadurch Aufsehen zu machen, und Ehre einzuärndten. Um sie vor dem Volke, welches sie durch ihre Heucheley betrogen, zu Schanden zu machen, sagte Jesus zu ihnen in der Gestalt eines Gleichnisses: „Zwey Menschen giengen in den Tempel „zu bethen. Der eine war ein Pharisäer, und der andere ein „Zöllner. Der Pharisäer bethete bey sich: Gott ich danke „Dir, daß ich nicht bin wie die andern Menschen: Räuber, „Ungerechte, Ehebrecher, oder wie dieser Zöllner. Der Zöll„ner stand von ferne, und getraute sich nicht, seine Augen „zum Himmel zu erheben, sondern schlug reuig an seine Brust „und sprach: Gott sey mir Sünder gnädig!" —

Es giebt kaum ein Laster, das der Mensch so schwer an sich erkennt, als den Hochmuth, ob es gleich eines der allergemeinsten Laster ist; er weiß sich den Blicken dessen, der ihn auch mit Aufrichtigkeit zu erkennen sucht, zu verbergen, oft zieht er gar den Schein der Tugend an. Um dieses häßliche Laster anschaulich darzustellen, wollen wir, u. s. w. Siehe den dreizehnten Entwurf, Seite 23.

Auf den sechszehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Beweggründe und Wirkungen der Demuth.

Wenn du von Jemanden zur Hochzeit geladen wirst, so nimm nicht den ersten Platz ein; denn es könnte noch ein Vornehmerer, als du, geladen seyn. Luk. 14, 8.

Die Lehren des neuen Bundes bilden den Menschen zu einer weit höhern Vollkommenheit, als jene des alten, weil sie sich mehr auf Verstand und Herz, und weniger auf die Sinne beziehen. Was am Menschen blos Natur ist, und natürliche Begierden erweckt, was ihn an das Irdische heftet, und ihn reizt, nach einer irdischen Glückseligkeit zu streben, was seiner Eigenliebe schmeichelt, und sie zum Zwecke seiner Handlungen macht, das betrachtet die Religion Jesu als einen Feind, der bekämpft und besiegt werden muß. Die Vollkommenheit, wozu sie den Christen erhebt, liegt gleichsam über der Natur, und nur derjenige, der alle Hindernisse, welche die Sinnlichkeit ihm entgegenstellt, erstiegen hat, kann zu derselben gelangen. Je näher aber der Mensch der höchsten Stufe der Vollkommenheit des Christenthums ist, desto mehr muß er in seinem Herzen überzeugt seyn, daß er von derselben noch entfernt ist; in eben dem Verhältnisse, in welchem seine Seele durch Ausübung höherer Tugend vorwärts schreitet, und in den Augen Gottes und der Menschen ihre Verdienste, und ihren Werth vergrößert, muß sie in der Beurtheilung ihres eigenen Werths gleichsam rückwärts gehen, und sich immer weniger Selbstwerth zueignen. Das heißt: je tugendhafter der Mensch wirklich wird, desto mehr soll er sich vor Gott erniedrigen, und je mehr er überzeugt ist, daß er seiner Tugenden wegen keine persönliche und eigene Verdienste hat, indem er sie nur mit der Gnade Gottes ausgeübt hat, desto vertrauter ist er auch mit dem wahren Geiste des Christenthums. Die Demuth ist daher die höchste Vollkommenheit; und nur „derjenige, welcher sich erniedriget, wird erhöhet werden."

Nichts war den Pharisäern und Schriftgelehrten mehr fremd und unbekannt, als dieser Geist der Erniedrigung. Die Tugenden, welche sie ausübten, waren so wie sie selbst gleichsam nur sinnlich; für jedes Werk, welches sie verrichteten, wollten sie auch gleich die Belohnung haben, und diese Belohnung bestand in der Befriedigung ihrer Eigenliebe, und ihres Hochmuthes. Sie machten daher Alles bekannt, was sie thaten; besuchten fleißig die öffentlichen Plätze, um von den Vorübergehenden ehrerbietigst gegrüßt zu werden, und wenn sie zu Tische gebethen wurden, bemächtigten sie sich des Ehrenplatzes, weil sie nach Ehre sehr gierig waren. — Als Jesus einst im Hause eines Mitglieds des hohen Raths, der ein Pharisäer war, sich befand, nahm Er diese unbescheidene Ehrsucht gewahr; Er benutzte diese Gelegenheit, die Anwesenden durch das Gleichniß eines Hochzeitmahles darauf aufmerksam zu machen, und beschloß es mit den Worten: „Wer sich selbst erhöht, wird gedemüthiget, und wer sich demüthiget, wird erhöhet werden.“

Die Demuth ist unter allen Tugenden des Christenthums diejenige, welche dem Menschen am schwersten fällt, weil sie von ihm eine gänzliche und unbedingte Selbstverläugnung fordert. Andere Tugenden bestehen mehr in Gesinnungen; sie ist aber eine selige Stimmung des Herzens, bey welcher der Mensch seines eigenen Unwerths, seines Nichts auf's Innigste bewußt ist. Eine solche Stimmung ist der Eigenliebe sehr zuwider, weil sie eine gänzliche Vertilgung derselben bezweckt, und eben darum wird die Demuth, diese Tochter des Himmels, von den Menschen so allgemein mißkannt. Aber weil sie mißkannt wird, höret sie deßwegen nicht auf, Pflicht zu seyn, u. s. w. Siehe den sechsten Entwurf, S. 12., den siebenten, S. 14., den achten, S. 17.

Diebstahl.

Auf den achten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber den Diebstahl überhaupt, und die Ursachen, welche ihn veranlassen.

Er ließ ihn zu sich kommen, und sprach zu ihm: was höre ich von dir? Gieb Rechenschaft von deiner Wirthschaft. Luk. 16, 2.

Wenn der Mensch auf der Welt erscheint, und seine Augen dem Lichte eröffnet, erblicket er allmählig die vielfältigen Gaben, womit der Schöpfer dieselbe ausgeschmückt hat. Alle Reichthümer, die er sieht, sind seinetwegen da; sie sind zu seinem Gebrauche bestimmt, und er darf sie genießen, in so weit es seine Verhältnisse erheischen. — Eröffnet er aber seine Augen der Gnade, so erblicket er Reichthümer von einer andern Art, die eben auch für ihn bestimmt sind, welche aber die ersten, sowohl in Rücksicht auf ihren Werth, als auf ihren Zweck, unendlich übertreffen. Die einen beziehen sich auf den Körper, und beschränken sich auf dessen augenblickliches Leben; die andern aber haben die Seele zum Gegenstande; ihr eigentlicher Zweck reicht über die Gränzen des gegenwärtigen Lebens hinaus; er liegt in der Zukunft.

Weder die Reichthümer von der ersten, noch jene von der andern Art kann der Mensch sich selbst geben, oder auf irgend eine Art verdienen. Alle hat er von Gott erhalten, damit er sie gebrauche, und sie nach seinen heiligen Absichten verwalte. Dereinst am großen Tage wird Gott vom Menschen Rechenschaft darüber fordern. — Dieser Lehrsatz mag wohl unter andern auch im Zwecke des Gleichnisses vom ungerechten Haushalter liegen. Wenn schon der Heiland vorzüglich auf jene Reichthümer zu deuten scheint, welche Er uns in Absicht auf unsere Seele zu verwalten gegeben hat; wenn Er schon sein Augenmerk hauptsächlich auf die Gnaden richtet, die seine väterliche Hand unserer Seele täglich austheilt, so hat Er doch die Verwaltung der irdischen Glücksgüter davon nicht ausgeschlossen. Auch über diese werden wir

Rechenschaft geben müssen; ob wir sie nicht gemißbrauchet, kärglich aufgehäufet, oder leichtsinnig verschwendet haben. Der irdischen Güter wegen wird uns Gott vorzüglich fragen, ob wir mit dem Antheil, den seine weise Vorsehung uns zugewogen hat, zufrieden waren; ob wir in jenen eines Andern keinen Eingriff gethan, ob wir ihm nichts heimlich entwendet, durch List und Betrug erschlichen, oder auf irgend eine Art zurückbehalten, und uns eigen gemacht haben. —

Wie werdet ihr bestehen, liebe Christen! wenn Gott dereinst diese Rechenschaft von euch fordern wird? Was sagt euch euer Gewissen? Fraget es aufrichtig. Wirft es keinem unter euch vor, daß er hierin nicht so ganz ohne alle Verantwortlichkeit ist? Sagt es ihm nicht, daß er schon manche Eingriffe in das Eigenthum seines Nächsten gethan hat, entweder durch gewisse Uebervortheilungen, durch Betrügereien, oder durch Zurückbehaltungen eines Guts, das ihm nicht zugehört? Wie Manchem wird es nicht wohl zu Muthe seyn, wenn Gott dereinst an jenem Tage, wo Alles fleißig wird untersucht, streng geprüft und genau abgewogen werden, zu ihm, wie der Herr des Evangeliums zum ungerechten Haushalter sagen wird: „Gieb Rechenschaft von deiner Wirthschaft." — Laßt uns dieser Frage zuvorkommen, und jetzt unsere Wirthschaft genau durchforschen. Es mag für Viele nicht ohne Nutzen seyn; denn jetzt ist es noch Zeit, sie in Ordnung zu bringen, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, S. 58., den zweiten, S. 60.

Auf den zwey und zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Pflicht, das ungerechte Gut zu ersetzen; über den Verschub dieser Pflicht, und die Ausflüchte gegen dieselbe.

So gebet also, sagte Er darauf, dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Mark. 12, 17.

In jedem Menschenherzen ist der Grundsatz: **Jedem das Seine**, so tief eingegraben, daß die Habsucht mit allen ihren

Kunstgriffen es niemals vermag, ihn zu tilgen. Die rohesten Völker, welche noch in den Finsternissen des Aberglaubens liegen, sind von jeher in dieser Hinsicht mit den aufgeklärtesten einerley Meinung gewesen; sogar jene, welche von Raub und Plünderung leben, halten dafür, daß sie unter einander gegenseitig in ihr Vermögen keine Eingriffe zu thun berechtigt sind, sondern daß dies ihnen nur gegen Fremde erlaubt sey, weil sie mit ihnen gleichsam auf einem beständigen Kriegsfuße sind, und ihre Plünderungen daher als eine Beute, als eine Art von Kriegsrecht betrachten.

Wenn aber einem Jeden gegeben werden soll, was sein ist, so folgt ganz natürlich daraus, daß, wer seinem Nebenmenschen durch einen Diebstahl etwas entwendet, oder durch einen heimlichen Betrug sich unrechtmäßiger Weise etwas zugeeignet hat, verbunden ist, ihm das Entwendete wieder gänzlich, und ohne Abzug zurückzugeben. Wer diese Pflicht nicht erfüllet, der handelt ungerecht, und ist der Wiederversöhnung mit Gott so lange unfähig, als er seinen Bruder nicht zufrieden stellt.

Auf diesen Grundsatz der Gerechtigkeit wies Jesus die Pharisäer hin, als sie die verfängliche Frage an Ihn stellten, ob es erlaubt sey, dem Kaiser Steuer zu bezahlen. Ein Staat kann nicht bestehen, wenn nicht Einige am Ruder desselben stehen, und für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums aller Mitglieder des Staats sorgen. Dazu werden sehr große Ausgaben erfordert. Nichts ist also billiger, als daß alle Mitglieder des Staats zur Bestreitung dieser Ausgaben, ein Jeder nach seinem Vermögen, beitragen. Wer also dem Staat die Steuer bezahlt, der giebt ihm, was sein ist, und wozu er ein wohlgegründetes Recht hat, und um dies den Pharisäern begreiflich zu machen, bediente sich Jesus des allgemeinen Grundsatzes des Rechtes, welches einem Jeden das Seine zuerkennt.

Könnte man aber nicht fragen, warum Gott, der den Menschen bey so vielen Gelegenheiten Verachtung gegen die Reichthümer einzuflößen suchte, ihnen dennoch unter so stren-

gen Strafen gebothen hat, einem Jedem das Seine zu lassen? und es ihm wieder zu geben, wenn man ihn davon beraubt hat? Doch der Grund hievon ist sehr einleuchtend: darauf, daß Jeder das Seine habe und behalte, ist die Aufrechthaltung der bürgerlichen Gesellschaft gegründet. Nebstdem ist es der Liebe, die man dem Nächsten schuldig ist, zuwider, wenn man ihm das Seine vorenthält.

Laßt uns, u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, S. 62., den vierten, S. 64., den fünften, S. 66.

Dienst Gottes.

Auf den dritten Sonntag nach Ostern.

Ueber den Dienst Gottes überhaupt und dessen Wirkungen.

Euer Herz wird sich alsdann erfreuen, und Niemand wird euch diese Freude rauben. Joh. 16, 22.

Das Vergnügen, welches das Menschenherz hier auf dieser Erde genießen kann, ist von zweierley Art. Entweder besteht es in angenehmen Empfindungen der Sinne, dergleichen der Genuß köstlicher Speisen mit sich bringt, oder es ist eine innere Zufriedenheit, ein reiner Herzensgenuß, welchen die Ausübung hoher Tugenden, die Erfüllung seiner Pflichten mit sich bringt. Aus gleichen Gründen giebt es auch einen doppelten Schmerzen: der eine schmerzet den Körper, und der andere betrübt den Geist. Das Vergnügen von der ersten Art, nämlich das sinnliche, ist ein Genuß für den thierischen Menschen, und ist daher in einem gewissen Sinne, kein reines Vergnügen. Jenes aber von der andern Art ist dem Menschen, in so fern er ein vernünftiges Wesen ist, und eine unsterbliche Seele hat, ganz angemessen, und es liegt in seinem Berufe, nach diesem reinen Vergnügen allein zu streben.

Während der ganzen Zeit, wo die Apostel und Jünger mit Jesu auf dieser Erde wandelten, waren sie sinnliche Men=

schen; sie hatten nur für das Gefühl, was ihren Sinnen Vergnügen brachte, wenigstens in so weit es nicht Sünde war, weil sie, den einzigen Judas ausgenommen, keine lasterhafte Männer waren. So wie die übrigen Juden wünschten sie, daß die Herstellung des Reichs Israels darin bestehen möchte, daß alle übrigen Völker der Erde ihnen unterwürfig gemacht und von ihnen beherrscht werden sollten. Weil sie aber während der Zeit, wo sie mit ihrem Meister wandelten, dieses Ziel ihrer Wünsche nicht in Erfüllung gehen sahen, sondern noch über dies von den Juden verhaßt und verfolgt wurden, so setzte dies sie in Traurigkeit; sie sahen, daß ihr Meister sie verlassen wolle, und dadurch wurden sie um so mehr bestürzt. Jesus tröstete sie, und sagte zu ihnen, daß Er sie nur auf eine kurze Zeit verlassen wird, daß aber, wenn sie Ihn wieder sehen werden, sie nicht mehr betrübt seyn werden, sondern daß ihr Herz sich alsdann erfreuen, und ein Vergnügen genießen wird, welches Niemand ihnen wird rauben können.

Durch die kurze Zeit, wo die Apostel Ihn nicht sehen werden, verstand Jesus die Zeit, während welcher Er im Grabe gewesen ist, und durch die Freude, welche Niemand ihnen rauben wird, meinte Er jenes herzliche Vergnügen, welches sie bey seinem Wiedersehen, und noch mehr zu jener Zeit genießen werden, wenn, wie es auch gleich darauf geschehen ist, der heilige Geist, der Tröster, über sie wird herabgekommen seyn; weil sie alsdann durch die Gnade des heiligen Geistes ganz umgeschaffen, nicht mehr wie vorhin, sinnliche Menschen seyn werden, sondern nach dem reinen Herzensvergnügen streben werden, welches die getreue Erfüllung ihrer Amtspflichten, und ihr Eifer in der Befolgung der Lehre ihres Meisters ihnen verschaffen wird, und welches Vergnügen von der Art ist, daß Niemand es ihnen wird rauben können.

Ein solches Vergnügen, das uns Niemand wird rauben können, werden wir auch in unsern Herzen empfinden, wenn wir nach dem Beispiele der Apostel uns befleißen, die Pflichten des Christenthums genau zu erfüllen, und Gott unserem Herrn mit Eifer zu dienen. So wie die Apostel ihren größ-

ten Ruhm darein gesetzt haben, sich Diener Jesu zu nennen, und es auch zu seyn, eben so soll auch uns nichts mehr am Herzen liegen, als Ihm durch Andacht und Tugend zu beweisen, daß es unser einziges Streben ist, Ihm zu dienen, und daß wir die Würde, die Ehre, und die innere Freude, welche mit dem Dienste Gottes verknüpft sind, über Alles schätzen. Laßt uns, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 89., den zweiten, Seite 92., den sechsten, Seite 99.

Auf den Palmsonntag.

Ueber die wahre Verehrung Gottes.

Eine große Menge Volkes breitete seine Kleider über den Weg aus: Andere hieben Zweige von den Bäumen ab, und streuten sie über die Straße. Matth. 21, 8.

Die Betrachtung großer Tugenden, ausgezeichneter Eigenschaften und eines liebevollen Benehmens erweckt in allen Menschenherzen Bewunderung und Liebe. Jedermann empfindet einen gewissen innern Trieb, seine Bewunderungsgefühle mit Ehrfurcht an Tag zu legen, wenn er einen Mann sieht, der sich auf eine rühmliche Art hervorthut, der in einem ungewöhnlichen Grade sich groß zeigt, und seine größte Glückseligkeit im Wohlthun, und in der Beglückung seines Nebenmenschen findet. Die ehrfurchtsvolle Aeußerung der innern Gefühle ist, was man Verehrung nennt. —

Jesus hatte sich den Juden in einem Lichte gezeigt, in welchem vor Ihm noch kein Sterblicher aufgetreten war. Er erweckte den höchsten Grad der Bewunderung und Liebe; denn Alles war an Ihm groß und außerordentlich. Die Lehren, welche Er vortrug, übertrafen weit alle Menschenlehren an Erhabenheit und Würde; die Tugenden, welche Er ausübte, überstiegen nicht nur die menschlichen Kräfte, sondern sogar unsere Begriffe, und im Wohlthun kannte Er keine Gränzen; da Er unzählige Male die Gesetze der Natur selbst unterbrach, um das Hinderniß wegzuräumen, wodurch sein Eifer, Gutes zu thun, und Andere zu beglücken, hätte beschränkt werden

können. Das jüdische Volk sah es, und erstaunte darüber; es empfand Liebe zu dem Manne, der sich so groß und wohlthätig zeigte, und gieng Ihm oft bis in die entlegensten Wüsten nach. Da aber dieses Volk ganz besonders leichtsinnig war, und überdies Vorurtheile hatte, die mit den Absichten Jesu nicht übereinstimmten, so erlosch bey ihm oft das Bewunderungsgefühl, und verwandelte sich in Zorn und Unwillen. Dies geschah vorzüglich, wenn Jesus ihm Lehren verkündigte, die seiner Sinnlichkeit widerstrebten, und auf die Ausrottung der Vorurtheile zweckten, womit es behaftet war.

Wenn wir also, wie das heutige Evangelium erzählt, eine große Volksmenge die Kleider auf dem Wege ausbreiten, Zweige von Bäumen abhauen, und sie auf die Straßen streuen sehen; wenn wir es mit voller Stimme ausrufen hören: „Heil dem Sohne Davids! gepriesen sey, der da kömmt im Namen des Herrn! Heil Ihm vom Himmel herab!" und dann eben dasselbe Volk in eben derselben Woche wieder sehen, wie es den Mann, den es mit so vieler Ehrfurcht empfieng, mißhandelte, verspottete, verleumdete; wenn wir es hören mit noch weit größerem Ungestümme ausrufen: „Man kreuzige Ihn, man kreuzige Ihn," so wird es uns jetzt leicht seyn, dieses ganz sonderbare Benehmen zu begreifen; wir dürfen nur die Ursache der Verehrung untersuchen, die es dem Heilande bey seinem Einzuge in Jerusalem erwies. Das jüdische Volk verehrte Jesum, weil Er außerordentliche Dinge that, und sich gegen Jedermann wohlthätig zeigte. Da Er aber auch zugleich eine Lehre predigte, die ihm zuwider war, so haßte es Ihn. Die Verehrung gründete sich also blos auf Eigennutz, und seine Bewunderung der hohen Tugenden Jesu dauerte nur so lange, als ihm nicht zur Pflicht gemacht wurde, auch nach solchen hohen Tugenden zu streben. Laßt uns, u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 94., den vierten, Seite 96., den fünften, Seite 98.

Auf den vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Unverträglichkeit des Dienstes Gottes mit dem Weltdienste.

Niemand kann zwey Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen, und den andern lieben, oder er wird sich an den einen halten, und den andern verachten. Matth. 6, 24.

Gott, der ein höchst weises Wesen ist, und in allen seinen Werken, so zwecklos viele darunter dem kurzsichtigen Menschenauge auch scheinen mögen, höchst weise Absichten hatte, konnte den Menschen nicht erschaffen, ohne daß dieses Meisterstück der Schöpfung der Schöpferhand nicht gänzlich entspräche. Groß und erhaben waren sie allerdings diese Absichten Gottes. — Die Verherrlichung seiner Allmacht, und unsere ewige Beglückung waren die Gründe, welche seine ewige Weisheit leiteten. Gott schuf also den Menschen, damit er, als Werk Gottes, sich selbst, als ein lebendiger Beweis der göttlichen Allmacht sey, und, als Geschöpf nach dem Ebenbilde Gottes, nach diesem hinfälligen Leben den Schöpfer, sein Urbild ewig anschauen, und dadurch eine unendliche Glückseligkeit genießen könne. Aus dieser Ansicht der Schöpfung des Menschen ergiebt sich von selbst die Pflicht, die dem Geschöpfe obliegt, mit des Schöpfers höchsten Absichten mitzuwirken, sich nach dessen Willen zu fügen, unabläßig nach dem Ziele zu streben, welches Er ihm festgesetzt hat, und getreu nach den Befehlen zu handeln, die Er ihm in dieser Absicht zum Gesetze gemacht hat, die Erfüllung dieser Befehle heißt man „Dienst Gottes.“ —

Aber mit einer gebrechlichen Natur erscheint der Mensch auf der Welt; er bringt mit sich einen innern, und sehr kräftigen Trieb, den Befehlen Gottes entgegen zu handeln; unwillkührlich wird er zum Bösen hingerissen, und er empfindet sogar ein gewisses Vergnügen, den Absichten Gottes zu widerstreben, sich von seinem eigentlichen Ziele, welches ihn zur ewigen Glückseligkeit führet, zu entfernen, um ein anderes

zu suchen, das ihm auf Unkosten seines ewigen Heils einen augenblicklichen Genuß verschafft. In so weit also der Mensch diesem verderblichen Hange folget, bauet er in seinem Herzen einen Altar einem falschen Gott, dessen Gesetze, Befehle und Lehren dahin zielen, die Gesetze, Befehle und Lehren des Gottes, der im Himmel ist, zu vereiteln. — Dieser Aftergott ist die Welt.

Wenn also der Heiland in dem heutigen Evangelium sagt: „Niemand kann zwey Herren dienen," so heißt das: Niemand kann zugleich Gott und der Welt dienen; Niemand kann zugleich den Geist des Evangeliums, und den Geist der Welt haben. Denn handelt er nach den Lehren der Welt, so tritt er die Befehle Gottes mit Füßen; und erfüllet er die Befehle Gottes, so verfällt er bey der Welt in Ungnade. Beide kann man nicht zugleich lieben; denn die Liebe des einen bringt nothwendiger Weise den Haß des andern mit sich. — Wie aber dies geschieht, warum der Geist des Evangeliums und der Weltgeist sich widersprechen, und worin eigentlich der Unterschied zwischen einem Kinde Gottes, und einem Kinde der Welt besteht, wollen wir untersuchen, u. s. w. Siehe den siebenten Entwurf, Seite 101.

Dienstbothen und Herrschaften.

Auf den dritten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Ueber die Pflichten der Herrschaften gegen die Dienstbothen.

Ich selbst, der ich unter höherem Befehle stehe, habe Soldaten unter mir, und darf nur zu diesem sagen: Gehe hin, so geht er; zu einem andern: Komme her, so kommt er; und zu meinem Knechte: Thue das, so thut er es. Matth. 8, 9.

Es lag in den Planen der göttlichen Vorsehung, als sie die gegenwärtige Verfassung der Welt beschloß, die Menschen in solche Verhältnisse mit einander zu setzen, daß sie ihre ge-

genseitigen Dienste nicht entbehren konnten. Dieses Bedürfniß ist bey dem Manne, der hohe Stellen im Staate bekleidet, der große und viele Güter besitzt, dringender, als bey dem gemeinen Manne, dessen Hauswesen sehr eingeschränkt ist. Der Mann aus der niedern Klasse, der, wenn er für sich leben wollte, sich nur kümmerlich, oder vielleicht gar nicht fortbringen könnte, bietet daher Jenen, die eines höhern Standes sind, seine Dienste gegen einen bestimmten Lohn an; er tritt unter ihre Befehle, und machet sich verbindlich, sie in so weit zu vollziehen, als sie zum Dienste gehören, und in dem Vertrage enthalten sind, den er mit ihnen geschlossen hat, als er sich miethete.

Wenn Menschen mit einander in solchen Verhältnissen stehen, daß Einer des Andern Befehle erfüllen muß, ob sie gleich Beide nur Menschen sind, um wie viel mehr steht die ganze Natur unter den Befehlen Gottes, der Alles erschaffen, Alles verordnet, und alle Gesetze gemacht hat, wodurch sie regiert wird? — Auf diesen einfachen Vernunftschluß gründete sich der Hauptmann zu Kapharnaum. Er bat Jesum, Er möchte seinen Knecht, der an der Gicht krank lag, heilen. „Ich werde kommen, und ihn heilen," sprach Jesus; er aber gab zur Antwort: „Herr, ich bin nicht würdig, daß Du „unter mein Dach gehest, sondern sage es nur mit einem „Worte, so wird mein Knecht gesund werden; denn wenn ich, „ein Mensch, der doch unter höherer Gewalt steht, zu meinem „Diener spreche: Thue dies, so thut er es; um wie viel mehr," wollte er durch diese Worte dem Heilande zu verstehen geben, „wird die Natur sich nach deinen Befehlen richten; es „ist also nicht nothwendig, daß Du Dich in mein Haus bemühest, in welches ich nicht würdig bin, Dich zu empfan„gen; befehle nur, und mein Wunsch wird erfüllt werden." Wie es auch im nämlichen Augenblicke geschah.

In dieser Geschichte des Evangeliums ersehen wir viel Lehrreiches, Vieles, das unsere Bewunderung verdienet. Der Hauptmann, ob er gleich eine hohe Stelle bekleidete, hielt sich nicht für würdig, Jesus in sein Haus aufzunehmen.

Nicht wie die Juden, betrachtete er Ihn als einen gemeinen Mann, oder höchstens als einen Propheten, sondern er erkannte an Ihm einen Gesandten des Himmels, den Sohn Gottes, weil er seiner Wunderkraft keine Gränzen setzte, indem er fest überzeugt war, daß, wenn Er nur ein Wort redete, sein Knecht sogleich würde gesund werden. Eben so erbaulich ist die Besorgniß wegen der Krankheit seines Knechtes, und der Eifer, mit welchem er Jesum bat, Er möchte ihn doch gesund machen. Ein lehrreiches Beispiel der Liebe, welche die Herrschaften zu ihren Dienstbothen haben sollen. — Laßt uns nur diesen letzten Zug aus dem heutigen Evangelium herausheben, und bey dieser Gelegenheit die Pflichten entwickeln, u. s. w. Siehe den zweiten Entwurf, Seite 130., den dritten, Seite 132., den sechsten, Seite 139.

Auf den zweiten Sonntag nach Ostern.

Ueber die Pflichten der Dienstbothen gegen die Herrschaften.

Ich bin der gute Hirt, und Ich kenne meine Schafe, und die Meinen kennen Mich. Joh. 10, 14.

Gleichwie es zu den ersten Bedürfnissen des menschlichen Körpers gehört, daß er täglich mit Nahrung und Trank gestärkt werde, eben so ist es auch für unsere Seele Bedürfniß, daß sie durch wiederholte Lehren unterrichtet, und auf den Wegen des Lebens fest erhalten werde. In dieser Aehnlichkeit der Seele mit dem Leibe liegt die Ursache, warum der Heiland seine getreuen Anhänger Schafen vergleicht, die unter der Aufsicht und Leitung des Hirten weiden, und gegen die Gefahren einreißender Wölfe geschützt werden. Die Weide ist ein Sinnbild des Unterrichts und der Lehren, welcher die Seele zur Erhaltung ihres Lebens, das ist, der göttlichen Gnade, bedarf, und durch die Wölfe, welche, wenn sie in eine verlassene Heerde eindringen, oder irrende Schafe antreffen, sie zerreißen und tödten, werden die Gefahren der Verführung vorgestellt, mit welchen wir allerseits umgeben sind.

Obgleich Jesus in dem Gleichnisse des guten Hirten und der Schafe vorzüglich zur Absicht hatte, den Pharisäern in dem Bilde des guten Hirten zu zeigen, wie wenig sie als Religionslehrer die Eigenschaften haben, die ihr Amt mit sich bringt, und wie diese Eigenschaften beschaffen seyn sollen, und obgleich dieses Gleichniß sich zunächst auf die Verhältnisse des Seelsorgers zu seinen Pfarrkindern anwenden läßt, so kann man es doch auch auf den Hausvater ausdehnen, der als das Haupt seiner Familie unter einem gewissen Gesichtspunkte der Hirt seiner Kinder und Hausgenossen ist, welche durch die Schafe vorgestellt werden. Er ist ihnen nicht nur die körperliche Nahrung schuldig, sondern er ist auch noch verpflichtet, wie ein Hirt über sein ganzes Haus zu wachen, eine jede Gelegenheit zu benützen, wo er seinen Kindern und Dienstbothen nützliche Lehren ertheilen kann, sie durch Warnungen auf die Gefahren aufmerksam zu machen, in welchen ihr Seelenheil sich befindet, und ihnen die Mittel an die Hand zu geben, wie sie diesen Gefahren ausweichen, und sich auf den Wegen des Lebens fest erhalten können.

Diese Pflichten der Hausväter gegen ihre Hausgenossen sind gegenseitig. Es ist nicht genug, daß der gute Hirt seine Schafe kenne, sondern sie sollen auch ihn kennen, und seine Stimme anhören. Die Lehren, welche die Herrschaften ihren Dienstbothen ertheilen, sollen diese mit einem bereitwilligen Herzen annehmen, und sie zu erfüllen suchen; sie sollen diese Güte erkennen, und durch ihren Eifer in der Verrichtung der Arbeiten ihres Standes, durch ihren Gehorsam und ihre Treue sich dieser Lehren immer mehr würdig zu machen suchen.

Ein wohlgeordnetes Haus, in welchem der Hausvater einen guten Hirten, und die Hausgenossen bereitwilligen Schafen gleichen, ist ein sehr angenehmes, ein sehr tröstliches Bild, weil man an demselben nur Einen Geist, und nur Ein Herz erblickt. — Damit unter den Dienstbothen diese selige Einigkeit des Geistes und des Herzens aufleben möchte, wollen wir, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 128., den vierten, Seite 134., den fünften, Seite 135.

Ehestand.

Auf den zweiten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Ueber die Erfordernisse, den Zweck und die Pflichten des Ehestandes.

Auch Jesus und seine Schüler waren zu der Hochzeit geladen. Joh. 2, 2.

Die Arten, nach welchen Jesus die Menschen unterrichtete, um den Zweck seiner Sendung zu erfüllen, waren beinahe eben so verschieden, als vielfältig seine Lehren waren. Bald trägt Er sie mit deutlichen Worten vor, bald hüllet Er sie in Gleichnisse ein, und überläßt es unserer Vernunft, den Sinn derselben zu errathen. Hier giebt Er uns durch seine Entfernung den Abscheu zu erkennen, den wir am Bösen haben sollen, und dort beweis't Er durch seine Gegenwart, daß Manches vor Gott heilig ist, was die Menschenbosheit in ein falsches Licht stellen, und durch verfängliche Fragen verdächtig machen könnte. — Möchte Jesus nicht eben diese letzte Absicht gehabt haben, als Er mit seinen Jüngern bey der Hochzeit zu Kana in Galiläa erschien? Mochte nicht damals schon sein Zweck gewesen seyn, die Menschen vorzubereiten, den Ehestand fernerhin nicht mehr, als eine bloße gesetzliche Ceremonie, sondern als ein **geheiligtes Band** zu betrachten, wie ihn der Apostel nennt? Von dieser Meinung war der heil. Augustin: „Jesus," schreibt er, „wollte durch seine „Gegenwart bey der Hochzeit bestätigen, was Er eingesetzt hat."

Im Gesetze der Natur war der Ehestand blos ein Vertrag in Absicht auf die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, so wie er es fast zu jeder Zeit bey den Heiden war, und heute noch bey den Völkern ist, die von einer von Gott geoffenbarten Religion nichts wissen. Im mosaischen Gesetze hat Gott das Eheband fester geknüpft, und über dasselbe verschiedene religiöse und bürgerliche Verordnungen den Juden vorgeschrieben. Aber erst im neuen Bunde ist der Ehestand ein heiliges und unzertrennliches Band geworden; Jesus hat

ihn zur Würde eines Sacraments erhoben, an welches Er seine Gnade geheftet hat. Der Ehestand ist daher für den Christen nicht mehr ein bloßer Vertrag, wie für den Juden, und den Heiden. Die Fortpflanzung des Menschengeschlechts hört in seinen Augen gewissermaßen auf, der Hauptzweck zu seyn, weil das Eheband durch die daran geknüpfte Gnade ein Mittel zur Seligkeit ist, indem der Christ seine Berufspflichten genau erfüllet, und die Kinder, welche die Frucht seiner Verbindung sind, eigentlich als eine Hinterlage betrachtet, welche der Schöpfer ihm in die Hände giebt, damit er sie durch eine fromme und weise Erziehung nach seinen heiligen Absichten bilde. Um uns von dem Ehestande die Begriffe einzuflößen, die ihm als Sacrament angemessen sind, vergleicht ihn der Apostel mit der Vereinigung Christi mit seiner Kirche. „Ihr Männer," sagt er, „liebet eure Weiber, wie Christus seine Kirche geliebt hat." Ephes. 5, 25. Die Bande, welche Eheleute mit einander verbinden, sind jetzt unzertrennliche, weil sie heilig sind; Gott selbst hat sie geknüpft, und was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht auflösen. —

Vielfältig tritt man mit vielem Leichtsinne in den Ehestand. Die Ursache ist ganz natürlich, und leicht zu errathen. Betrachtete man aber alle Beschwernisse, die er mit sich bringt, oder vielmehr, wäre man im Stande, dieselben vor der Trauung, wie nach der Trauung einzusehen, so würde man die Sache besser überlegen, als es gewöhnlich geschieht, man würde bey der Wahl eines Bräutigams oder einer Braut mehr auf die moralischen Eigenschaften, als auf vergängliche Schönheit des Leibes, auf Geld und Gut, angenehme Verhältnisse, und überhaupt zeitliche Vortheile Rücksicht nehmen, gleichsam, als bestände hierin einzig des Menschen Glückseligkeit, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 163., den zweiten, Seite 166., den dritten, Seite 168.

Auf den dritten Sonntag in der Fasten.

Ueber die Uneinigkeiten im Ehestande, und die Hindernisse der guten Ehen.

Ein jedes Reich, welches unter sich in Partheien getheilt ist, wird zerstört; und eine Familie, die wider sich selbst ist, fällt. Luk. 11, 17.

Wenn man einen gewissen Zweck erreichen will, so wird erfordert, daß alle dahin zielenden Absichten, Bemühungen und Handlungen sich niemals widersprechen, sondern immerhin im Einklang seyen. Fehlet diese Uebereinstimmung, so entstehen Unordnungen und Verwirrung, und zuletzt folget eine gänzliche Zerstörung. — Die Pharisäer sahen die Wunderzeichen, welche Jesus verrichtete, und wodurch Er sich den Anhang des Volkes zuzog. Es konnte ihnen nicht unbekannt seyn, daß nur Gott solche wunderbare Wirkungen hervorbringen kann, welche nicht in den allgemeinen Grundsätzen der Natur liegen, und nur durch Ihn Lahme wieder gehend, Taube hörend, Blinde sehend, Stumme redend gemacht, und Geschöpfe, die unter dem Todesgesetze schon gefallen sind, zum Leben wieder erweckt werden können. Da sie aber Jesus nicht als den Gesandten des Himmels, als den versprochenen Messias, als den Sohn Gottes erkennen wollten, so suchten sie seine Wunderkraft dadurch verdächtig zu machen, daß sie dieselbe dem Teufel zuschrieben. „Im Namen Belzebubs, des „Fürsten der Teufel, treibt Er Teufel aus," sagten die stolzen Judenpriester heimlich zum Volke: „Lasset euch nicht blenden, seine Wunderdinge sind nur Täuschungen, welche Er „durch die Gewalt und Mitwirkung der unterirdischen Geister zu verrichten weiß."

Der göttliche Heiland, der diese Gedanken in ihren Herzen las, machte die boshaften Heuchler mit diesem einfachen Vernunftschlusse zu Schanden: „Wie ist's möglich," fragt Er sie, „daß ein Teufel in Satans Namen Teufel austreibe? „Er müßte ja seinen Mitgehülfen den Krieg erklären;" wie ließe sich dann begreiflich machen, daß alle Teufel dahin zwecken, alle Menschen in den ewigen Untergang zu locken,

in welchen sie sich gestürzt haben? — Nein! Ein Reich, das innerlich getrennt ist, muß nothwendiger Weise zu Grunde gehen.

Die blutigen Auftritte, welche die Jahrbücher der Geschichte der Nachwelt zur Warnung aufzeichnen, beweisen uns die Wahrheit des Ausspruches Jesu im Großen, und die zahlreichen Familien, in welchen die Eheleute nicht miteinander stimmen, zeigen uns dieselbe im Kleinen. In jeder Haushaltung finden wir ein kleines Reich, das eben so, wie die größten, durch innere Unruhen, durch heimliche Uneinigkeiten und Zänkereien getrennt werden kann. So bald Eheleute nicht mit vereinten Kräften das häusliche Glück zu befördern suchen; so bald sie sich miteinander nicht über die Mittel verstehen, wie ihr Gewerb betrieben, wie für ihre Nahrung gesorgt, wie ihre Kinder erzogen werden sollen, so entzündet sich die Fackel eines innern Krieges, die Hausgeschäfte gehen rückwärts, und die Kinder werden vernachläßigt. — Laßt uns diese wichtige Wahrheit noch näher in Betrachtung ziehen, u. s. w. Siehe den vierten Entwurf, Seite 169., den fünften, Seite 171.

Eigenliebe.

Auf den zweiten Adventsonntag.

Ueber das Streben der Eigenliebe nach Ehre, und über ihre Verirrungen.

Was zoget ihr in die Wüste zu sehen? Etwa ein Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird? Oder was zoget ihr aus zu sehen? Einen Menschen in kostbaren Kleidern? Leute in kostbaren Kleidern sind an den Höfen der Könige. Matth. 11, 7. 8.

Der Widerspruch, den wir zwischen der Lehre Jesu und unserer Sinnlichkeit wahrnehmen, ist ein Hauptmerkmal der erstern. Selbstverläugnung ist ihr Geist, und dem Sinnenmenschen ist nichts mehr zuwider, als den innern Hang

zu unterdrücken, der in seinem Körper wohnet, und die Quelle aller sinnlichen Begierden ist. Schon ehe Jesus, ihr Stifter, sich bekannt machte, und sein Lehramt antrat, lebte der heilige Johannes, sein Vorläufer, den Vorschriften der neuen Lehre in dieser Hinsicht gemäß. Vertieft in einer Wüste, und von allem Menschenumgange entfernt, bereitete er sich zur Erfüllung des Auftrags, den der Messias ihm gegeben hatte. Er ernährte sich von geringen Speisen, und enthielt sich von allen hitzigen Getränken; seine Kleidung war dürftig, und hatte keinen andern Zweck, als die Bedeckung seines Körpers; er verachtete Alles, wornach der Sinnenmensch so heftig strebt, und seine Herzenswünsche waren mit jenen des großen Haufens im größten Abstande.

„Buße und Bekehrung zur Vergebung der Sünden," das ist, eine gänzliche Sinnesänderung, war der erste Zuruf, womit er die Einwohner Jerusalems und der Gegend empfieng, welche in die Wüste hinausgegangen waren, ihn zu sehen. Er sagte zu ihnen, daß jetzt das Himmelreich nahe sey, und daß ein Jeder durch ein neues Leben sich zu demselben vorbereiten solle. Ihre Herzenswünsche sollten also von demselben Augenblicke an sich ändern, und die Uebungen strengerer Tugenden, wovor ihr Herz eine so große Abneigung hatte, sollten von nun an der Hauptgegenstand ihrer Sorgfalt und Bemühungen seyn. Diese Bußpredigten, welche Johannes mit den Strafgerichten Gottes bekräftigte, wurden dem Könige Herodes zu Ohren gebracht, der sich daran ärgerte, und den Propheten in's Gefängniß werfen ließ.

Als nachher Jesus selbst erschien, trat Er nur in die Tritte seines Vorläufers, und predigte eben die Buße einem Jeden, der sich zu Ihm nahete. Den Johannes stellte Er dem Volke als ein Muster der Buße auf, woran ein Jeder sich spiegeln, und zugleich überzeugen sollte, daß seine Gebothe nicht unmöglich sind. „Ist Johannes, den zu sehen ihr in „die Wüste hinausgegangen seyd," sagte Er zu ihnen, „auch „flatterhaft und unbeständig, wie ihr? Gleicht er auch, wie „ihr einem Schilfrohre, das der Wind hin und her wehet?

„Ist er auch, wie ihr, mit üppigen Kleidern bedeckt, und fol-
„get er auch den Trieben seiner Sinnlichkeit?“

Jesus, um seiner Lehre einen Eingang zu verschaffen, mußte damit anfangen, den Begierden der Menschen eine neue Richtung zu geben, und ihnen Alles, wornach unsere Sinne streben, unter einem ganz andern Gesichtspunkte darstellen, als man es zu betrachten gewohnt war; Er mußte sie durch Lehren und Wunder überzeugen, daß nur derjenige sein Anhänger seyn könne, der Allem entsagt, woran sein Herz bisher haftete. — Laßt uns also die wesentliche Forderung der Lehre Jesu, welche die Eigenliebe uns aus den Augen zu rücken stets bemüht ist, heute in Betrachtung ziehen, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, S. 193., den zweiten, S. 195., den achten, S. 204.

Auf den dritten Sonntag im Advent.

Ueber das Laster der Ehrsucht, als eine Folge der Eigenliebe.

Dieses ist das Bekenntniß des Johannes, als die Juden durch abgeordnete Priester und Leviten von Jerusalem aus ihn fragen ließen: Wer bist du? Er bekannte und läugnete es nicht; frey sagte er es heraus: Ich bin nicht Christus. Was denn? fragten sie weiter; bist du Elias? Ich bin es nicht, antwortete er. Bist du der Prophet? Nein, erwiederte er. Joh. 1, 19—21.

Johannes hatte schon Viele von den Juden zur Besserung des Lebens bewogen, und durch die Taufe zur Aufnahme des Messias vorbereitet, als das Volk geneigt war, ihn selbst für den Messias zu halten. Der hohe Rath zu Jerusalem, welcher das oberste Ansehen in Religionssachen hatte, ließ ihn durch Abgeordnete fragen, wer er sey, und wer ihm die Erlaubniß gegeben habe, die Taufe vorzunehmen. Auf diese Anfrage gestand Johannes öffentlich, daß er weder der Messias selbst, noch der Elias, noch der Prophet sey, den die Juden vor dem Messias erwarteten. Er erklärte endlich, daß er blos der Vorläufer des Messias sey, der sein, das ist, das jüdische Volk zu dessen Aufnahme vorbereiten sollte. Wenn du

also, versetzten die Abgeordneten, weder der Messias, noch der Elias, noch ein Prophet bist, so sind wir nicht schuldig, deine Taufe für göttlich zu halten. Wer gab dir die Vollmacht dazu? Johannes antwortete und sprach: „Ich taufe „mit Wasser; diese Erlaubniß, mit Wasser zu taufen, „brauchte ich nicht vom hohen Rathe zu begehren, und kann „ich auch meinen Beruf zum Taufen durch kein Wunderwerk „bestätigen, so darf ich mich doch auf eine höhere Person be„rufen, die unbekannt unter euch lebet. Diese so weit über „mich erhabene Person, daß ich nicht würdig bin, Ihr die „Schuhriemen aufzulösen, diese berechtiget mich zum Taufen." Mit dieser Antwort mußten die pharisäischen Abgesandten zufrieden seyn, und der hohe Rath mußte warten, bis die Person, worauf sich Johannes berief, das ist, bis Jesus Christus, der Messias, sich öffentlich zeigte.

Johannes ließ sich durch die schmeichelhaftesten Fragen, die ihm vorgelegt wurden, nicht einnehmen, um sich für den Messias zu erklären, der er zu seyn schien. So sollen auch wir nicht suchen, besser zu scheinen, als wir sind, sondern besser zu werden. Johannes sagte es aufrichtig, was er war, und was er nicht war. So soll man seine Vorzüge nicht vergrößern, und seine Mängel nicht verkleinern; sondern sein Gutes mit Freude und Dankbarkeit Gott zuschreiben; sich über das Böse, das man gestiftet hat, mit Reue anklagen, und sich bestreben, es zu bessern. Johannes sprach von der Würde Jesu oft und feierlich, von seinem Amte, das ihm Ruhm bringen konnte, nur dann, wenn er dazu aufgefordert wurde. So soll der wahrhaft Demüthige von seinen Vorzügen nur in dem Falle, und immer mit Bescheidenheit reden, wenn er durch Bekanntmachung derselben etwas Gutes stiften kann, von den Vorzügen Anderer aber desto öfter und lieber. Doch alles das ist unserer Ehrsucht, der wir so gerne huldigen, zuwider. Laßt uns daher heute über das Laster der Ehrsucht und ihre schädlichen Folgen eine Betrachtung anstellen, und zeigen, u. s. w. Siehe den vierten Entwurf, S. 199., den fünften, S. 201., den sechsten, S. 202.

Auf den vierten Adventsonntag.

Ueber die Eigenliebe, als ein Hinderniß zur Selbstkenntniß.

Endlich sagten sie zu ihm: Wer bist du dann, damit wir denen, welche uns abgeschickt haben, eine Antwort zurückbringen können. Joh. 1, 22.

Der Mensch ist von Natur wißbegierig, er wünscht seine Einsichten immer mehr zu erweitern, was unter seinen Augen vorgeht, genauer zu kennen, und vollkommen zu begreifen, was seinem Verstande dunkel, unbegreiflich ist. Diese Wißbegierde ist freilich bey den meisten Menschen nur eitler Vorwitz, dem eine gewisse Selbstzufriedenheit zum Grunde liegt; ihr Geist ist zu leichtsinnig, und sie scheuen zu sehr die Mühe und Anstrengung, welche eine wahre Begierde, seine Kenntnisse zu erweitern, erfordert. Nichts desto weniger hegen sie in ihrem Herzen doch immer den Wunsch, Alles zu wissen, und der Mann sogar, der weder Beruf noch Talent, weder Mittel noch Gelegenheit hat, nach Wissenschaften zu streben, empfindet eine Begierde nach denselben, wenn er schon nur äußerst dunkle, und unzureichende Begriffe von dem hat, was Wissenschaft ist. Es ist daher in dem ganzen Weltall, nämlich außer dem Menschen, Nichts, daß er nicht deutlich einzusehen, vollkommen zu begreifen und genau zu wissen wünscht. Nur was in ihm selbst vorgeht, in welchem Zustande sein Gewissen ist, welche Neigungen, welche Gewohnheiten, welche Leidenschaften ihn beherrschen: dies zu wissen, bekümmert er sich nicht. Selbstkenntniß ist also unter allen Wissenschaften diejenige, wornach der Mensch am wenigsten strebt; sein Herz hegt nicht einmal den Wunsch, sie zu erlangen, sondern er fürchtet sich vielmehr zu wissen, was in seinem Innern vorgeht, und unter den Falten des Gewissens verborgen liegt.

Als Johannes, der Vorläufer Jesu, seine Stimme in der Wüste erhob, strömte das Volk der Hauptstadt in großer Menge hinaus, um den außerordentlichen Mann zu sehen und zu hören; das Gerücht von ihm verbreitete sich in der Ge-

gend, und Jedermann war der Meinung, daß er wohl ein Abgesandter des Himmels seyn möchte. Der große Rath von Jerusalem, dessen Aufmerksamkeit rege geworden war, und der sich das Recht anmaßte, zu untersuchen, wie es mit denjenigen beschaffen sey, welche man für Propheten hielt, oder welche sich selbst dafür ausgaben, schickte Priester und Leviten zu ihm hinaus, um ihn selbst zu fragen, wer er wäre. Wie leicht hätte Johannes das Ansehen, in welchem er stand, benützen, und sich wenigstens für einen Propheten ausgeben können, besonders da er den Auftrag hatte, den Welterlöser anzukündigen? Das Volk, das bey jeder außerordentlichen Erscheinung sich leicht zur Bewunderung stimmen läßt, hätte ihn gern für einen sonderbaren, für einen großen Mann, für einen Abgesandten des Himmels, wie er es auch wirklich war, anerkannt. Aber Johannes hatte zu demüthige Begriffe von sich selbst; er hatte immer nur den unendlichen Zwischenraum vor Augen, der Gott über einen bloßen Menschen erhebt; nicht auf die Würde seines Auftrags, sondern blos auf den Zweck desselben sah er, und antwortete deshalb auf die Fragen, welche man an ihn stellte: „Ich bin nur die Stimme, welche in der Wüste ruft; aber nach mir wird ein Anderer kommen, dessen Schuhriemen ich aufzulösen nicht würdig bin.“ —

Die Selbstkenntniß ist unter allen Wissenschaften die nützlichste, weil sie den Menschen über ihn selbst belehrt, und sein Herz zur Demuth führt, sie ist die nothwendigste, weil sie allein ihm den Zustand seines Gewissens zu erkennen giebt. Also nur durch die Selbstkenntniß wird der Mensch einer Besserung fähig, und in Stand gesetzt, die Gnaden Gottes in Absicht auf seine Bekehrung zu gebrauchen. Selbstkenntniß ist daher die wichtigste aller Wissenschaften, jene, nach welcher ein Jeder von uns unermüdet streben soll, und welche den Vorzug über alle übrigen verdient. Um diese Wahrheit in ein helleres Licht zu stellen, und Selbstkenntniß über uns zu erlangen, wollen wir, u. s. w. Siehe den siebenten Entwurf, Seite 203., und den neunten, Seite 206.

Auf den vierten Sonntag nach Ostern.

Ueber die Eigenliebe überhaupt, und ihre Wirkungen.

Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit wird gekommen seyn, so wird Er euch alle Wahrheit lehren, denn Er wird nicht aus sich selbst reden. Joh. 16, 13.

Aus dem vertrauten Umgange, in welchem die Apostel und Jünger mit Jesu während seines irdischen Wandels waren, läßt sich leicht schließen, daß sie sehr traurig werden mußten, als Er ihnen ankündigte, daß Er jetzt zu seinem himmlischen Vater gehen wolle. Sie hatten mit Ihm Freud' und Leid getheilt; um der nämlichen Ursache willen wurden sie von den Juden und Pharisäern gehaßt, verleumdet und verfolgt; in den Synagogen, auf den öffentlichen Plätzen, und wo sie nur immer waren, sah man sie mit Unwillen an, weil sie Anhänger Dessen waren, den die Juden nicht für ihren Messias erkennen wollten. Es läßt sich also leicht denken, daß die Apostel und Jünger sich um so mehr an Jesum hielten, und Ihn liebten, als sie um seinetwillen mit Ihm verfolgt wurden, und folglich, daß sie sehr betrübt werden mußten, als Er ihnen sagte, daß Er zu seinem Vater gehen werde, und daß sie Ihn folglich nicht mehr sehen werden.

Aber die Apostel und Jünger kannten damals ihren Nutzen nicht, und sie sahen ihren Vortheil nicht ein, weil sie überhaupt noch zu irdisch gesinnt waren, und ihre Eigenliebe noch zu viel Gewalt über sie hatte; sie betrachteten die neue Lehre, und die Wiederherstellung des israelitischen Reiches nach ihrer kurzsichtigen Vernunft; sie wollten und konnten die erhabenen Gedanken und Lehren, welche Jesus ihnen beständig einflößte, sich nicht recht eigen machen, so wie ihr Geist sich über das Irdische erheben wollte, riß ihn ihre Eigenliebe gleichsam wieder zu Boden, und stärkte sie in ihren irdischen Gesinnungen. Jesus, der dieses sah, sagte daher

zu ihnen, Er hätte ihnen zwar noch Vieles zu sagen, aber weil es mit ihrer Denkungsart nicht übereinstimmte, und sie es nicht fassen könnten, so wollte Er es ihnen nicht sagen, und sie werden es alsdann vollkommen begreifen, wenn der Tröster, der Geist der Wahrheit, über sie wird gekommen seyn, und sie alle Wahrheit wird gelehrt haben. Aus sich selbst wird dieser Geist sie nichts lehren, sondern weil Er mit dem Vater und dem Sohn nur Ein Wesen ist, nur Einen Verstand und Einen Willen hat, so wird Er auch, so, wie Er, Alles, was Er sie lehren wird, aus dem Schatze der ewigen Weisheit Gottes nehmen.

Mag wohl Jesus aus einer andern Ursache zu den Aposteln und Jüngern gesagt haben, daß der heilige Geist nichts aus sich selbst reden wird, als um sie zu überzeugen, daß Er sie die nämlichen Wahrheiten, wie Er, lehren, und sie in dem Glauben an dieselben befestigen wird? Folglich daß auch sie niemals aus sich selbst reden, den verführerischen Einsprechungen ihrer Eigenliebe kein Gehör geben, sondern sich unabläßig an die Lehre halten sollen, welche Er ihnen vorgetragen hat. Es mag also ihrer Sinnlichkeit scheinen, was es immer will, so sollen sie diese Einsichten ihrer Eigenliebe verläugnen, sie sollen nichts aus sich reden, sondern nach dem Beispiele des heiligen Geistes Alles aus seiner Lehre nehmen, um es der Welt bekannt zu machen.

Laßt uns nun diese Lehre auf uns anwenden, und uns überzeugen, daß wir auch niemals aus uns selbst reden, und den Einsprechungen unserer Eigenliebe Gehör geben sollen. Aus dieser Absicht wollen wir, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 193., den zweiten, Seite 195., den dritten, Seite 197.

Ergebung in den göttlichen Willen.

Auf den Sonntag Quinquagesimä.

Ueber die Ergebung in den göttlichen Willen überhaupt.

Sehet! wir reisen jetzt nach Jerusalem hinauf, und es wird Alles vollbracht werden, was durch die Propheten von dem Sohne des Menschen geschrieben ist. Luk. 18, 31.

Wenn schon das Schicksal der Menschen, und die Leiden, welche sie während ihres irdischen Wandels zu erdulden haben, einem Jeden aus uns verborgen sind, und Niemand mit aller möglichen Wissenschaft nicht einmal einen Augenblick voraussehen kann, was ihm geschehen wird, so war doch schon vor dem Anbeginne der Welt in den Rathschlüssen der ewigen Weisheit Alles, was über uns kommen wird, schon längst bestimmt und festgesetzt. Wenn, wie der Heiland uns selbst versichert, nicht ein einziges Haar von unserm Haupte fällt, ohne seines Vaters Wissen, der im Himmel ist, um wie vielmehr wird Er die Vorfälle von größerer Bedeutung wissen, welche auf unsere irdische Glückseligkeit so vielen Einfluß haben. Sieht aber Gott alles dies von Ewigkeit voraus, so wird es auch geschehen, weil nichts anders geschehen kann, als was Er vorausgesehen hat.

Dieser Wissenschaft Gottes zufolge sagte Jesus zu den Aposteln: „Sehet, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und „es wird Alles erfüllt werden, was die Propheten von des „Menschen Sohne geschrieben haben." In diesen Rathschlüssen war es festgesetzt, daß Jesus leiden mußte, bevor Er in den Besitz seiner Herrlichkeit treten konnte, und auch die Art und Zahl dieser Leiden war bestimmt. Wenn schon Jesus im Olivengarten, betrübt bis in den Tod beim Anblicke der Ihm bevorstehenden Leiden, zu seinem himmlischen Vater rief: „Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch vor Mir vorüber," so war sein Wille nicht, daß mit Ihm was Anderes geschehe, als Gott bestimmt hatte, sondern Er

wollte uns blos zu erkennen geben, wie schmerzlich seine Todesangst war, und um uns zu beweisen, wie wenig sein Wunsch war, daß an den ewigen Rathschlüssen etwas geändert würde, setzte Er hinzu: „Doch nicht mein Wille, sondern der deine soll geschehen." Wie er auch pünktlich vollbracht worden ist.

Welch ein lehrreiches Beispiel der Ergebung in den göttlichen Willen! Auch an uns wird Alles erfüllet werden, was in dem Buche der Zukunft geschrieben steht. So hat es Gott festgesetzt, so war es sein Wille, und welcher Sterbliche kann dem Willen Gottes widerstreben? Warum sollten wir es also nicht freiwillig, und aus einem eigenen Triebe wollen, was Gott will? Und warum sollen wir uns nicht in den Willen Gottes ergeben, da wir es dennoch thun müssen? Laßt uns also Gottes heiligen Willen gern vollziehen, auch dann, wenn uns dieses so manche schwere Ueberwindung kosten sollte, indem wir überzeugt seyn dürfen, daß Gott immer für uns das Beste wolle, wenn wir es nach unserem kurzsichtigen Verstande schon nicht begreifen.

Gott überläßt zwar Vieles unserm Willen, weil Er uns die Freiheit gab. Aber Er giebt uns auch zugleich den Befehl, diese Freiheit nicht zu mißbrauchen, und nicht unserm verdorbenen Willen zu folgen, sondern ihn zu verläugnen, um nach seinem heiligen Willen zu leben. Widerstehen wir hierin seinem Willen, der auf unsere ewige Glückseligkeit zwecket, so hat Er auch diesen Widerstand vorausgesehen, und auch die Strafe bestimmt, womit wir ihn abbüßen müssen, wenn wir uns nicht, da es noch Zeit ist, ergeben. Der Christ soll also sowohl bey den Vorfällen, welche nicht in seiner Gewalt sind, als bey jenen Werken, die von seiner Freiheit abhängen, keine andere Richtschnur, kein anderes Gesetz erkennen, als den Willen Gottes. Um uns von dieser Wahrheit vollkommen zu überzeugen, wollen wir, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 228., den zweiten, Seite 230.

Auf den zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Gründe der Ergebung in den göttlichen Willen, und die Mittel, zu dieser Tugend, und zu wahrer Zufriedenheit zu gelangen.

Jesus sagte zu ihm, wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Joh. 4, 48.

Die vielen Wunder, welche Jesus in allen Gegenden, wo Er hinkam, wirkte, brachten Ihn allgemein in den Ruf eines Wundermannes. So abgeneigt Ihm das Volk auch seyn mochte, wegen der strengen Lehre, welche Er predigte, und selbst befolgte, so empfand es doch eine Verehrung gegen Ihn. Für den Messias wollte man Ihn nicht erkennen, weil Er den allgemeinen Erwartungen zu sehr widersprach, aber für einen Propheten hielt man Ihn durchaus, und Andere hielten Ihn für mehr, als einen Propheten.

Doch hatte diese Verehrung und der Glaube, den Viele aus dem Volke an Ihn hatten, keinen andern Grund, als die Wunder, welche Er allenthalben that, da sie vielmehr an der Erhabenheit seiner Lehre abnehmen sollten, daß Er ein außerordentlicher Mann, ein Gesandter des Himmels war. Aus dieser Ursache warf Jesus dem königlichen Beamten seinen schwachen Glauben vor, und sagte zu ihm: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht."

So sind die Menschen überhaupt beschaffen: Alles wollen sie nach ihren Einsichten, und nach ihrem eigenen Sinne beurtheilen. Immerhin wollen sie ihrem Gutdünken folgen, und nur ihren eigenen Willen für die Richtschnur ihrer Handlungen erkennen. Wie thöricht ist aber dieser Eigensinn der Menschen! Als wenn der Wille Gottes nicht das einzige Gesetz, und die einzig sichere Richtschnur wäre. Als wenn sie durch die Erfüllung ihres eigenen Willens eher, als durch die Vollbringung des göttlichen Willens zu ihrem Zwecke kämen. — Der königliche Beamte beharrte eigensinnig darauf, Jesus solle zu ihm in sein Haus hinabkommen, seinen Sohn gesund

zu machen. Jesus that das nicht; aber was Er that, war für den Kranken besser: denn in dem Augenblicke wurde der Kranke gesund, als Jesus sagte: „Gehe nur, dein Sohn lebt!“ Wie wohl würden wir Menschen also thun, wenn wir, anstatt eigensinnig auf unserm eigenen Willen zu beharren, ihn verläugneten, und uns ganz unbedingt in den heiligen Willen Gottes ergäben, der uns wahrhaft zufrieden und glücklich macht! Unser Loos ist ja in seinen Händen, wie der Prophet sagt, und wer wird es auf eine uns nützlichere und heilsamere Art lenken, als Er? Und wenn wir uns Ihm ganz ergeben, wenn wir keinen andern Willen haben, als den seinigen, wird Er uns verlassen? Der Apostel sagt uns ja, wir sollen unter der mächtigen Hand Gottes uns demüthigen, alle unsere Sorgen Ihm anheimstellen, weil Er für uns väterlich sorget.

Damit wir also aufgemuntert werden, bey allen Vorfällen des menschlichen Lebens uns unbedingt in den Willen Gottes zu ergeben, und unserm verdorbenen Willen, der uns ohnehin nur zum Bösen hinreißt, nicht zu folgen, wollen wir, u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 232., den vierten, Seite 234., den fünften, Seite 236.

Erziehung der Kinder.

Auf den ersten Sonntag nach der Erscheinung des Herrn.

Ueber die Pflicht der Aeltern, die Jugendjahre ihrer Kinder zu bewachen.

Und da sie Ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück, und suchten Ihn auf. Luk. 2, 45.

Obgleich Maria wohl wußte, daß ihr Sohn, wie sie der Erzengel Gabriel in seinem Gruße versichert hatte, der Sohn des Allerhöchsten selbst war, und aus dieser Ursache sie über dessen Jugendjahre nicht die geringsten Sorgen und Bekümmerniß

merniſſe hegen durfte, ſo empfand ſie doch auch jene ſeligen Naturgefühle, welche zarte Mütterherzen beſeelen, und ſie wegen tauſend widriger Zufälle, die ihren Kindern begegnen können, ängſtigen. — Maria, wie uns die heilige Schrift erzählt, gieng alle Jahre mit Joſeph nach Jeruſalem, um der öſterlichen Feierlichkeit beizuwohnen; und als Jeſus zwölf Jahre alt war, nahm ſie Ihn mit ſich. Nach drey Tagen, als ſie ſchon auf dem Rückwege waren, und Ihn nicht fanden, kehrten ſie wieder nach Jeruſalem zurück, und ſuchten Ihn mit Sorgen und Bekümmerniſſen. Als ſie Ihn im Tempel mitten unter den Schriftgelehrten fanden, die über die Weisheit ſeiner Reden erſtaunten, ſagte Maria mit inniger Herzensrührung zu Ihm: „Mein Sohn! warum haſt Du uns dies gethan? Siehe! dein Vater und ich, wir ſuchten Dich mit Schmerzen.“ Ein Beweis, wie zärtlich Maria ihren Sohn liebte.

Aber daß dieſe Sorgen und Bekümmerniſſe überflüßig waren, verſteht ſich wohl von ſelbſt, wie Jeſus ſeiner Mutter, die ſich ihrer Angſt wegen bey Ihm beklagte, deutlich erklärte. Maria dachte damals noch nicht an die Beſtimmung ihres Sohnes. Sind aber auch bey den Aeltern die Sorgen und Bekümmerniſſe wegen ihrer Kinder, wenn ſie ſich aus ihren Augen verlieren, überflüßig? Kann man die Jugend ſich ſelbſt überlaſſen, und ſoll man ſie im Genuſſe der Luſtbarkeiten und Vergnügungen nicht ſtören, zu welchen das zarte Alter ſo vielen Hang hat? Man pflegt zwar die Vergnügungen der Jugend unſchuldige Vergnügungen zu nennen; ſie ſind es auch, wenn man hierunter jene Freuden verſteht, welche die zur vollkommenen Vernunft noch nicht gereiften Kinder zum Zeitvertreibe ſich ſelbſt erſinnen. Aber nähern ſich einmal die Kinder zu den Jahren des Jünglings, oder nehmen ſie in ihren Zirkel andere Spielgeſellen auf, die mehr, als ſie wiſſen, und in ihrer Geſellſchaft als Anführer auftreten, um auch ſie zu lehren, was ſie von Andern gelernt haben, dann hören ihre Vergnügungen meiſtens auch auf, unſchuldig zu ſeyn. Ueberdies muß noch in Betrachtung gezo-

gen werden, daß bey den Kindern der Hang zum Bösen, den wir Alle mit uns auf die Welt bringen, sich in ihren zarten Herzen nach und nach entwickelt, je nachdem sie in den Jahren vorwärts rücken. Dieser sich reifende Hang giebt den unschuldigen Geschöpfen Manches ein, das gewissenhafte Aeltern an ihren Kindern nicht ungeahndet dürfen vorübergehen lassen, und worauf sie, ohne die auch in ihnen wohnende Sünde, wie der Apostel den zum Bösen reizenden Hang nennt, niemals würden verfallen seyn. Es ist daher Pflicht für alle Aeltern, über ihre Kinder fleißig zu wachen, ihre aufkeimenden Neigungen genau zu beobachten, und sie, wenn sie auch schon erwachsen sind, noch als leichtsinnige und unerfahrne Kinder zu betrachten. Der höchste Zweck der Erziehung besteht darin, daß die Kinder frühzeitig und ununterbrochen zur Tugend gebildet werden, und daß man die Entwickelung ihrer Leidenschaften so lange, als möglich zu verhindern suche, woraus die doppelte Pflicht fließt: Aeltern sollen über alle Wege ihrer Kinder fleißig wachen, und sie genau beobachten, u. s. w. Siehe den sechsten Entwurf, Seite 264.

Auf den siebenten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Hindernisse der Erziehung, und über die Pflichten der Aeltern in Hinsicht auf die zeitliche Versorgung ihrer Kinder.

Ein jeder gute Baum trägt gute Früchte, hingegen ein schlechter Baum trägt schlechte Früchte. Matth. 7, 17.

Es ist eines der größten Wunder in der Natur, daß eine jede Pflanze immer aus dem Samen hervorwächs't, den sie zu ihrer Vermehrung selbst erzeugt. Hätten wir keine andere Beweise von dem Daseyn eines höchsten Wesens, das alle Dinge, die wir sehen, erschaffen hat, alle nach gewissen Gesetzen regieret, und diese Gesetze seit der Entstehung der Welt unveränderlich in ihrem Laufe erhält, so sollte dieser allein uns genügen. Denn geschähe Alles in der Natur von Unge-

fähr, wie die Gotteslåugner behaupten, wir könnten die Gewächse und Pflanzen immerhin die nämlichen Früchte hervorbringen, und wie dürfte man mit Zuverläßigkeit behaupten: auf einem guten Baume können keine schlechten Früchte wachsen, so wie ein schlechter Baum keine guten Früchte hervorbringen kann? Trägt aber ein Baum schlechte Früchte, so kann man Zweige von einem guten Baume auf denselben impfen; dann wachsen gute Früchte, weil er durch die Impfung, welche ebenfalls ein wunderbares Gesetz der Natur ist, ein guter Baum geworden ist. Auf eine ähnliche Art könnte man auch durch die Impfung einen guten Baum zu einem schlechten machen.

Dieses Gesetz der Natur bezieht sich nicht blos auf die Pflanzen, sondern es erstreckt sich in einem gewissen Verstande auch auf den Menschen. — Seit dem Falle unserer Stammältern sind wir Alle von Natur böse, weil wir, wie der Apostel sagt, als Kinder des Zorns Gottes auf die Welt kommen. Wird der Mensch sich selbst überlassen, so sind die Früchte, die er hervorbringt, das ist, seine Werke böse, weil in jedem Herzen ein unseliger Keim liegt, aus dessen Entwickelung die Leidenschaften entstehen; welche der Ursprung aller Sünden sind. Unter dieser Rücksicht gleichen also die Menschen wilden Bäumen, die, so lange man auf dieselben keine guten Zweige impfet, keine guten Früchte hervorbringen können. Der Mensch muß also zu dem, was er eigentlich seyn soll, gebildet werden. Hierin besteht der erhabene Zweck der Erziehung, welche die erste und edelste Pflicht der Aeltern ist.

Wer bewundert hier nicht die Weisheit des Schöpfers? Unwillkührlich neiget sich das Herz der Aeltern zu ihren Kindern, und es empfindet, daß es durch gewisse, unsichtbare Bande, welche Nichts zu zerreißen vermag, an dieselben geknüpft wird. Zu was sollte aber diese Liebe der Aeltern zu den Kindern taugen, wenn sie nicht zugleich ein Beweggrund und eine Erleichterung des äußerst mühsamen Erziehungsgeschäfts wäre? Man denke sich die Menschen, die nach ihrer ersten physischen Erziehung noch in ihrer Kindheit von denen,

die sie zur Welt gebracht haben, verlassen werden, eben so wie die Thiere ihre Jungen verlassen, und man wird es nicht mehr in Zweifel ziehen, daß die Erziehung eine heilige Pflicht der Aeltern ist, welche die strengste Verantwortung nach sich zieht.

Da es aber dennoch sehr oft geschieht, daß die Aeltern diese heilige Pflicht ihres Standes mißkennen, so wollen wir, u. s. w. Siehe den siebenten Entwurf, Seite 266., den achten, Seite 268.

Auf den vierzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Erziehungspflicht überhaupt, und ihre Beschaffenheit.

Strebet nur hauptsächlich nach dem Reiche Gottes, und nach der Ihm gefälligen Rechtschaffenheit. Matth. 6, 33.

Das heutige Evangelium enthält eines der wichtigsten Lehrstücke unserer heiligen Religion. Der Heiland heißt uns am ersten das Reich Gottes suchen, und Er versichert uns, daß Er es uns dann an dem Uebrigen nicht fehlen lassen werde. Wir sollten uns von irdischen Gütern nicht leiten lassen, und ihnen unsere ganze Sorgfalt nicht schenken, weil sie das Herz von dem ersten und wichtigsten Zwecke des Menschen, von der Erkenntniß und pflichtmäßigen Besorgung seines Heils abziehen. Ich habe es schon bey so verschiedenen Gelegenheiten angemerkt, daß in dem Evangelium unter dem Reiche Gottes seine Kirche, die Erkenntniß seiner seligmachenden Lehre verstanden werde. Diese nun zu suchen, sollte unser erstes, unser wichtigstes Geschäft seyn, wichtiger, als Alles, was immer unsere Sorgfalt bedarf. Denn diese Erkenntniß Gottes und Jesu Christi, der Religion und des Christenthums ist der Welt, dem ganzen menschlichen Geschlechte und jedem Menschen insbesondere äußerst heilsam und nützlich, da der Mensch, je größer seine Kenntniß der Religion wird, desto glücklicher auch für sich selbst wird.

Und eben daher sollte man glauben, Christen würden sich nichts angelegener seyn lassen, nach nichts mehr streben, als in dieser Erkenntniß Gottes, und der Religion immer mehr zu wachsen und zuzunehmen. Vorzüglich aber sollte man von Eheleuten, denen Gott Kinder gegeben hat, glauben, daß ihnen gewiß bey der Erziehung ihrer Kinder nichts näher würde am Herzen liegen, als, sobald als möglich, ihnen diese heilsamste von allen Kenntnissen beizubringen. Man sollte denken, da sie doch ihre Kinder lieben, und glücklich zu machen wünschen, so würden sie das, was sie am meisten glücklich machen kann, zuerst, und vor allem Andern thun, und sie mit Gott und Jesu Christo bekannt machen, ihnen theils selbst Unterricht in der Religion ertheilen, theils die Gelegenheiten, die wir dazu haben, mit dem größten Eifer, und mit der brennendsten Begierde ergreifen, und sie in die öffentlichen Schulen und katechetischen Unterweisungen, wo der Grund zu dieser seligsten von allen Kenntnissen gelegt, und der Weg zu Gott, und zu dem wahren Heil gezeigt wird, mit der größten Gewissenhaftigkeit schicken, und zu deren fleißigem, ununterbrochenem Besuche anhalten.

Aber nur zu laut und zu häufig wird man durch die traurigsten Erfahrungen vom Gegentheile überzeugt. Wie viele Menschen sorgen für Alles, sorgen mit der größten Emsigkeit um Reichthum, Ehre, Ansehen und um Alles, was man Glück nennt, nur nicht um das Wichtigste von allen, um Erkenntniß Gottes und Jesu Christi! Wie vielen Aeltern ist es einerley, ob ihre Kinder hievon etwas oder nichts verstehen? Wie viele behalten ihre Kinder weit lieber zu Hause, damit sie ihnen arbeiten, und ein paar Pfennige verdienen, oder lassen sie lieber auf der Gasse herumlaufen, und verwildern, als daß sie dieselben durch eine sorgfältige Erziehung so zu bilden suchen, daß sie dereinst des Eingangs in das ewige Reich fähig werden könnten, welches wir vor Allem suchen sollen.

Um die Aeltern auf die wichtige Pflicht der Erziehung aufmerksam zu machen, wollen wir, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 253., den zweiten, Seite 255., den dritten, Seite 257.

Auf den zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Folgen einer sorgfältigen, und jene einer verwahrlos'ten Erziehung.

Der königliche Beamte sagte zu Ihm: Herr, gehe hinab, ehe mein Sohn stirbt. Joh. 4, 49.

Süß und wonnevoll sind die Bande, welche die Aeltern an ihre Kinder knüpfen; ihr Herz empfindet eine Liebe zu ihnen, deren Trieben es nicht widerstehen kann, weil die Natur selbst diese Liebe in ihr Herz gelegt hat. Unwillkührlich neigt sich die Mutter zu ihrem Kinde; mit einem Vergnügen, das sich nicht beschreiben läßt, weidet sie ihre Augen an dem zarten Geschöpfe; mit zärtlicher Herzensrührung liebkoset sie es, und diese Augenblicke sind die seligsten ihres Lebens. Alle Angelegenheiten der Kinder machen sich die Aeltern zu ihren eigenen Angelegenheiten; sie nehmen gleichen Antheil an ihren Vergnügen und Schmerzen, und so oft ihnen ein Unglücksfall widerfährt, wird dadurch auch ihrem Herzen eine Wunde geschlagen, die so lange blutet, bis das Unglück wieder gehoben ist. —

Ein königlicher Beamter, dessen Sohn in den letzten Zügen lag, hatte gehört, daß Jesus nach Galiläa gekommen war. Erst ein einziges Wunder, jenes bey der Hochzeit zu Kana, hatte der Sohn Gottes im Lande verrichtet, wo Er die ganze Zeit vor dem Antritte seines Lehramts zugebracht hatte, aber das Gerücht seiner Thaten und Heilungen hatte sich von Judäa bis nach Galiläa verbreitet. Voll Vertrauen auf die Wunderkraft Jesu eilte der Beamte zu dem außerordentlichen Manne hin; und bat Ihn, Er möchte doch in sein Haus hinabkommen, und seinen Sohn gesund machen. „Müsset ihr dann Zeichen und Wunder sehen, bevor ihr glaubet?" sagte Jesus. Dadurch wollte Er dem Beamten, und den Umstehenden zu erkennen geben, daß zu einem Wunder seine persönliche Gegenwart eben nicht nothwendig sey, und daß Er den kranken Sohn könne gesund

machen, ohne sich zu ihm zu begeben. Aber der Beamte, der nur an den Gegenstand seiner Bitte dachte, nahm auf diese Zurechtweisung keine Rücksicht, und noch zudringlicher, als zum erstenmale, sagte er zu Jesu: „Herr, gehe doch hinab, ehe mein Sohn stirbt."

Kann man ein rührenderes Bild der zärtlichen Liebe eines Vaters finden? Der betrübte Vater, der seinen kranken Sohn nicht aus den Gedanken verlieren konnte, hörte nicht auf zu bitten, bis ihn Jesus versichert hatte, daß sein Sohn lebt, und es läßt sich leicht vorstellen, wie groß seine Freude war, als ihm seine Diener entgegen kamen, und ihm die frohe Bothschaft von der Gesundheit seines Sohnes brachten. — Aber nur auf das zeitliche Wohlseyn der Kinder zielet gewöhnlich die Liebe der Aeltern: ihre Sorgen und Bekümmernisse haben meistens nur den Zweck, daß ihrem Körper nichts ermangle. Ob aber auch ihrem Geiste nichts abgehe, ob sie durch eine wachsame Erziehung vom Bösen abgehalten, und zum Guten gebildet werden, darüber sind sie größtentheils ohne Sorgen, und sie sind es nur deßwegen, weil ihr Herz hierüber nichts empfindet, weil die Natur schweigt. Sind aber die Pflichten der Aeltern, welche sich auf die Bildung der Seele ihrer Kinder beziehen, nicht weit edler und dringender, als jene, welche blos das Wohlseyn des Körpers zum Gegenstande haben? Sollten sie ihr Augenmerk nicht vorzüglich auf die Seele richten, da von einer sorgfältigen Bildung der Seele ihr Wohlseyn für eine ganze Ewigkeit abhängt? Sollte dieser Gedanke nicht weit mehr auf sie vermögen, als ein blos blinder Naturtrieb, der gewöhnlich ausartet, und sie zu Verzärtlungen verleitet? — Laßt uns daher heute ein fleißiges Augenmerk auf die Pflicht der Aeltern in Hinsicht auf die Erziehung ihrer Kinder richten, u. s. w. Siehe den vierten Entwurf, Seite 259., den fünften, Seite 262.

Fegfeuer.

Auf den Gedächtnißtag der verstorbenen Seelen.

Ueber das Fegfeuer, und die damit verknüpften Pflichten.

Es ist also ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Todten zu bethen, damit sie von ihren Sünden erledigt werden. 2. Mach. 12.

Der Gebrauch für die Todten zu bethen, und das heilige Meßopfer für sie zu verrichten, ist in der Kirche so alt, als sie selbst. Tertullian, der im zweiten Jahrhunderte lebte, versichert uns, daß er von den Aposteln selbst herstammt, und sagt ausdrücklich, daß die Absicht der Gebethe für die Verstorbenen sey, ihnen Linderung zu verschaffen. Eben so ausdrücklich behauptet der heilige Augustin, die Wirkung dieser Gebethe sey: daß Gott sich ihrer erbarme; und die heilige Monika, seine Mutter, schrieb in ihrem Testamente vor, wie nach ihrem Tode für sie gebethet werden sollte. Es ist also dieser heilige Gebrauch nicht, wie Einige behaupten, eine Erfindung späterer Jahrhunderte, sondern eine Einrichtung der ersten Kirche. Auch schon im alten Bunde, wie wir es aus dem zweiten Buche der Machabäer ersehen, bethete man für die Verstorbenen, und verrichtete Opfer in der Absicht, daß sie von ihren Sünden befreit werden. — Laßt uns aus diesem allgemeinen Gebrauche einen Schluß ziehen, der ganz natürlich daraus folgt:

Jene Todten, welche gleich nach ihrem Hinscheiden in den Schooß Abrahams aufgenommen werden, und für welche mit dem Ende ihrer irdischen Laufbahn gleich ein ewig glückseliges Leben beginnt, diese bedürfen unseres Gebeths nicht. „Da nichts Unreines in's Himmelreich eingehen kann," wie der Apostel sagt, „so müssen die Seelen solcher Auserwählten schon „rein seyn;" sie können also von keiner Sünde mehr befreit werden; unser Gebeth wäre also für sie ohne Zweck. Jene Todten hingegen, mit deren Sterbstunde auch eine ewig un-

glückliche Stunde schlägt, und die im Augenblicke ihres Hinscheidens zu einem Feuer verurtheilt werden, das nimmermehr erlöschen soll, solchen Unglücklichen kann kein Gebeth mehr helfen; sie sind mit einer Strafe belegt, wobey kein Nachlaß Statt hat; sie sind in einem Orte begraben, woraus keine Erlösung mehr möglich ist. Es muß also eine dritte Art verstorbener Seelen geben, die unseres Gebeths bedürfen, und denen es auch helfen kann, und dies sind eben jene, welche mit solchen Sünden sterben, die Johannes in seinem ersten Briefe 5, 16. „Sünden nicht zum Tode" nennt, und für welche er ausdrücklich sagt, daß man bethen soll. Für die „Sünden zum Tode" hingegen, das ist, für die Todsünden, setzt er hinzu, „soll man nicht bethen." Es giebt also außer dem Himmel und der Hölle noch einen dritten Ort, in welchem der Mensch Sünden abbüßen kann, und wo er einer Linderung fähig ist. Eben für die Seelen, welche in diesem Reinigungsorte sind, den wir „Fegfeuer" nennen, soll man bethen, daß sie erlös't werden.

Wenn wir nun bedenken, welche Reinigkeit erfordert wird, um vor dem Throne des Allmächtigen zu erscheinen, und wie glänzend eine Seele seyn muß, welche Gott ewig anschauen will, werden wir noch zweifeln, daß die größere Anzahl jener Sterbenden, deren Namem im Buche der Lebendigen eingeschrieben sind, im Reinigungsorte ihre Ewigkeit anfangen? Also die weit größere Anzahl unserer Bekannten und Verwandten, unserer Aeltern und Geschwistern, wenn Gott ihnen Gnade gegeben hat, sind vom Sterbebette in's Fegfeuer gewandelt; sie befinden sich vielleicht jetzt, in diesem Augenblicke noch darin, und seufzen mit Wehklagen nach Erlösung. — Gott! wie erschrecklich ist dieser Gedanke! denn wer zählt nicht schon auf der Todtenliste einen Freund, einen Verwandten, einen Vater, eine Mutter, einen Ehegatten, einen erwachsenen Sohn, eine mannbare Tochter? Wo sind sie? — — Unsere Fragen, unsere Thränen können ihnen nichts helfen, sondern nur unser Gebeth. — Laßt uns also, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, S. 301., den zweiten, S. 303., den dritten, S. 306 , den vierten, S. 308.

Firmung.

Bey Gelegenheit der Ausspendung des Sacramentes der Firmung.

Ueber die Nothwendigkeit des Empfanges der heil. Firmung.

Und Ich will meinen Vater bitten, und Er wird euch einen andern Tröster geben, auf daß Er ewig bey euch bleibe. Joh. 14, 16.

Es verhält sich mit dem geistigen Leben des Menschen, wie mit seinem leiblichen. Das Leben in dem neugebornen Kinde ist noch schwach, und bedarf immer Nahrung, immer Stärkung, damit es nicht erstirbt. So ist es auch mit dem geistigen Leben der Seele, das durch die Taufgnade, durch die Erlangung der Kindschaft Gottes dem Neugebornen ertheilt wird; es bedarf ebenfalls der Nahrung und Stärkung, damit es durch die Einwirkung der erwachenden Sinnlichkeit, durch die Begierlichkeit des Fleisches, und durch die Versuchungen der Welt nicht ertödtet werde.

Diese Stärkung und Befestigung im katholischen Glauben, und in allem Guten, was aus diesem Glauben entspringt, empfangen wir mit dem heiligen Geist im Sacramente der Firmung. Wie die Apostel Paulus und Johannes den neugetauften Christen in Samaria durch die Händeauflegung, also durch die Firmung, den heiligen Geist ertheilten, so spenden auch jetzt noch ihre rechtmäßigen Nachfolger, die Bischöfe der katholischen Kirche, das Sacrament der Firmung aus, indem sie den Firmlingen die Hände auflegen, über sie bethen, und sie mit dem heiligen Chrisam salben.

Was also der Bischof bey Ausspendung des heil. Sacraments der Firmung von Gott im Gebeth erfleht, was er durch die Auflegung der Hände ertheilt, und durch das Salböl vorbildet, ist Besieglung, ist Stärkung im katholischen Glauben, durch die Gnade des heiligen Geistes, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 337., u. d. f.

Fluch-, Schimpf- und Lästerworte, Eid und Meineid.

Auf den fünften Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die häßliche Gewohnheit, Fluch-, Schimpf- und Lästerworte auszustoßen, über die Folgen und Mittel gegen dieselben.

Wer zu seinem Bruder ein Schmähwort spricht, verdient vor den hohen Rath gezogen zu werden; und wer gegen seinen Bruder eine Lästerung ausstößt, macht sich des höllischen Feuers schuldig. Matth. 5, 22.

Zu der Zeit, wo Jesus in die Welt gekommen ist, dem Menschengeschlecht die Lehre des neuen Bundes zu verkünden, hatte jene des alten Bundes von ihrer ursprünglichen Reinigkeit Vieles verloren. Einige Sätze wurden falsch verstanden, andere falsch angewendet, und an die Stelle vieler hatten sich eine Menge grundloser Ueberlieferungen eingeschlichen, die sich von Munde zu Munde fortpflanzten, und welche die Pharisäer selbst in's Gesetz einzuflechten, oder wenigstens mit demselben zu verbinden gewußt haben. Man hielt es schon für kein Verbrechen mehr, sich ohne Ursache über seinen Bruder zu erzürnen, und ihn mit Fluch- und Schimpfworten zu belegen; man glaubte, nichts wäre billiger, als seinen Feind zu hassen, und dieser Satz war schon allgemein in Schwung gekommen, obschon in den Büchern Mosis von dieser widerrechtlichen Lehre nicht die geringsten Spuren anzutreffen sind.

Jesus suchte daher schon in seiner ersten Bergpredigt dem Volke die Augen über diese schädlichen Vorurtheile zu öffnen, und erklärte ihm, wie sehr sie seiner Lehre widerstrebten. Zu allen seinen Zuhörern sagte Er ohne Zurückhaltung, daß die Tugenden der Pharisäer und Schriftgelehrten nur solche Tugenden sind, die sich auf irrige Lehren gründen, und daß, wenn sie nicht nach einer vollkommenen Rechtschaffenheit strebten, sie am ewigen Himmelreich keinen Antheil ha-

ben können. Jetzt kömmt es nicht auf das an, was vor Zeiten eure Väter sagten; jetzt gelten viele von ihren Sätzen nichts mehr, und viele sind unzureichend. Um sich gegen seinen Bruder zu versündigen, wird eben nicht erfordert, daß man ihn umbringe; sondern sich über ihn ohne Ursache nur erzürnen, ist schon ein Verbrechen, das Strafe verdient, und wer über ihn Fluch= oder Schimpfworte ausstößt, der verdient schon vom hohen Rathe gerichtet zu werden. —

Die Juden hatten drey Gerichte; je nachdem das Verbrechen größer war, wurde es vor ein höheres Gericht gebracht. Der große Rath, welcher mit dem Vorsitzer aus 71 Richtern bestand, verurtheilte nur wichtige Verbrechen. Um also den Juden begreiflich zu machen, daß Fluch= und Schimpfworte nicht, wie sie wähnten, ein gleichgültiges Ding sind, sagte Er zu ihnen, daß sie verdienen, von dem großen Rathe gestraft zu werden.

Obgleich das Christenthum über die Ungeziemtheit der Fluch= und Schimpfworte keinen Zweifel gestattet, so sind sie doch immer noch sehr üblich, besonders unter der niedern Menschenklasse, und überhaupt werden sie mit so vielem Leichtsinne ausgestoßen, daß man glauben möchte, die Christen wären in dieser Hinsicht mit eben den Vorurtheilen, wie die Juden behaftet. Man trägt kein Bedenken, bey den geringsten Aufwallungen des Bluts seinen Zorn mit dergleichen unanständigen, und dem wahren Geiste des Christenthums so sehr widersprechenden Worten gleichsam zu bekräftigen, und denjenigen, über welchen man erzürnt ist, damit zu beladen. Es ist von sehr großer Wichtigkeit, den Christen ihren Leichtsinn in diesem Punkte anschaulich darzustellen, und ihnen zu beweisen, wie häßlich die Gewohnheit ist, bey jeder Gelegenheit zu fluchen und zu schimpfen. Laßt uns daher, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, S. 381., den zweiten, S. 383., den dritten, S. 385.

Auf den dritten Sonntag im Advent.

Ueber den Eid, und seine Erfordernisse.

Er bekannte und läugnete es nicht, zu wiederholten Malen bekannte er es: Ich bin der Messias nicht. Joh. 1, 20.

Der hohe Rath zu Jerusalem, die höchste Behörde in Religionssachen, ließ den heiligen Johannes den Täufer fragen, ob er der Messias sey, indem er sehr viele Juden, die seine Lehren bewunderten, durch Taufen zur Buße einweihte. „Er bekannte und läugnete es nicht, zu wiederholten Malen bekannte er es: Ich bin der Messias nicht." Ja, er bekannte es ebenfalls auf die fernern Fragen, daß er weder der Elias, noch der alte Prophet sey, die nach den jüdischen Religionsmeinungen vor dem Messias wieder hätten auf die Welt kommen sollen. Und als man ihm eine bestimmte Antwort, wer er dann sey, abforderte, sagte er, was wahr war: „Ich bin eine Stimme, die in der Wüste rufet: Machet den Weg des Herrn zurecht, wie der Prophet Isaias gesagt hat." Liebe Christen! wie glücklich wäre die Welt, wenn alle Menschen immer der Wahrheit getreu blieben? — Wenn Jedermann in Worten und Werken zuverläßig wäre? — Wenn das gesammte Betragen eines jeden Menschen mit den Gesinnungen seines Herzens übereinstimmte? — Dann würden wieder die alten Zeiten kommen, wo Treue und Glaube herrschten, wo ein Handschlag mehr galt, als jetzt ein Eidschwur. Alle Uebel, die Verstellungen, Zurückhaltungen, Schmeicheleien, Falschheiten, Heucheleien, Lügen und Ränke mit sich bringen, würden dann mit einem Mal aufhören. Allein bey dem allgemeinen Sittenverderbnisse ist es nun schon so weit gekommen, daß man sich kaum mehr auf eidliche Betheuerungen verlassen kann. Da jedoch der ganzen menschlichen Gesellschaft sehr daran gelegen ist, daß wenigstens der Eid bey Ehren erhalten werde, und viele Menschen, ob sie gleich bey verschiedenen Gelegenheiten zu eidlichen Aussagen, oder Betheuerungen angehalten werden,

ganz falsche Begriffe vom Eide haben, ja oft kaum wissen, was ein Eid ist; so halte ich es für nothwendig, euch einen umständlichen Unterricht über den Eid zu geben. Man sehe den vierten Entwurf, Seite 387., den fünften, Seite 389.

Auf den fünften Sonntag in der Fasten.

Vom Meineide.

Wenn Ich sagte, Ich kenne meinen Vater nicht, so wäre Ich ein Lügner, wie ihr seyd. Joh. 8, 55.

Bey jeder Gelegenheit hatte Jesus, unser Heiland, gegen Lügen, Verstellungen, Heucheleien und Ränke ein besonderes Mißfallen bezeigt. Dieser Laster wegen hatte Er den Pharisäern öfters derbe Vorwürfe gemacht. „Der Teufel," sagte Jesus, „ist ein Lügner, und der Vater aller Lügen. Der „war ein Menschenmörder von Anfang, und ist nicht bestan„den in der Wahrheit; denn es ist in ihm keine Wahrheit. „Wenn er Lüge redet, so redet er aus seinem Eigenen; denn „er ist ein Lügner, und der Vater der Lüge." Joh. 8, 44. Die Lügner sind daher Kinder des Teufels, und vollziehen den Willen ihres Vaters. Liebe Christen! wenn Gott das Lügen schon so mißfällt, wie sehr muß es Ihm mißfallen, wenn man seinen heiligen Namen mißbraucht, wenn man Ihn zum Zeugen der Lügen, die man entweder gesagt hat, oder sagen wird, anruft? — Der, welcher die Wahrheit selbst ist, soll Zeuge unserer Lügen seyn! „Die Lügner," sagt Salomon, Spr. 12, 22., „sind dem Herrn ein Greuel; die redlich handeln, liebet Er." Was sind Ihm die, welche, ob sie es gleich wissen, daß sie lügen, doch Gott zum Zeugen ihrer Lügen nehmen? Oder die, welche, ob sie gleich etwas versprechen, und Gottes Strafgerechtigkeit auffordern, im Falle sie nicht Wort halten, dessen ungeachtet ihr Wort leichtsinnig brechen? — Das Traurigste ist, daß Manche ihre tägliche Lügen unaufgefordert beschwören: Gott weiß es, sagen sie, daß das wahr ist, was ich sage; ich will keinen Theil am Himmel haben, wenn es nicht so ist, wie ich gesagt habe.

Da nun dermalen der Meineid kein seltenes Verbrechen ist, sondern vielmehr bey dem allgemeinen Sittenverderbnisse, leider! immer häufiger begangen wird: so ist es ein dringendes Bedürfniß unserer Zeit, daß man die Christen über die Größe und Abscheulichkeit des Meineides belehre, und es ihnen deutlich erkläre, in welchen Fällen man sich dieses Verbrechens schuldig mache. Heute werde ich euch beweisen, u. s. w. Siehe den sechsten Entwurf, Seite 392.

Frömmigkeit.

Auf den siebenten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Eigenschaften der wahren Andacht, und ihre Wirkungen.

Nicht Jeder, der Mich „Herr, Herr!" nennt, wird in's Himmelreich eingehen; sondern nur der, welcher den Willen meines himmlischen Vaters befolgt. Matth., 7, 21.

In der berühmten Bergpredigt, wovon das heutige Evangelium ein Theil ist, gab Jesus seinen Jüngern die schönsten und wichtigsten Lehren; Er verbirgt ihnen nicht, daß ihnen in der Ausübung derselben manche Schwierigkeiten aufstoßen werden: Schwierigkeiten von Seiten falscher Lehrer, Schwierigkeiten von Seiten ihrer eigenen Denkungsart und Neigungen. Damit sie aber vom fremden und eigenen Betruge nicht verführt, und seine Religion durch äußerliche, oder innerliche Verblendung nicht verunstaltet werde, so giebt Er ihnen alle Merkmale an, an welchen sie die falschen Lehrer erkennen, und ihren Betrug entdecken können. Er will, daß sie sich durch ihr äußerlich, scheinheiliges Ansehen nicht sollen täuschen lassen, sondern vielmehr aus ihren Früchten, Werken und Sitten es ermessen, ob und wie weit sie Glauben verdienen. Eben so warnet Er vor dem Selbstbetruge in diesem wichtigsten Geschäfte. Er wußte, daß sich Viele mit dem äußerlichen Religionsbekenntnisse, mit der Ehre, seine

Jünger zu seyn, und Ihn, ihren Herrn nennen zu können, begnügen, um das Innerliche und Wesentliche seines Glaubens aber, um die Hauptpflichten desselben, sich wenig bekümmern werden. Dieser schädlichen Verblendung vorzubeugen, sagte Er ihnen geradezu: „Nicht Jeder, der zu Mir sagt: „Herr, Herr," wird in das Himmelreich kommen, sondern nur, „der den Willen meines Vaters im Himmel thut."

Da der Weg, den die Pharisäer und Schriftgelehrten ihren Glaubensgenossen zeigten, ein bequemer und breiter Weg war, so wandelten Viele auf demselben; weil aber dieser zum Verderben führte, so sagte Jesus nicht ohne Ursache, es fehlt euch an rechten Führern; heilsam war also seine Warnung: „Hütet euch vor jenen falschen Lehrern, die sich das Ansehen „göttlicher Propheten geben; sie sind leicht zu erkennen; be„obachtet nur ihren Lebenswandel, und vergleichet denselben „mit ihrer Lehre. Ihre Heucheley, ihr Eigennutz, ihre Sinn„lichkeit wird sich selbst im Schafpelze verrathen. Der falsche „Prophet wird ganz anders leben, als er lehret; Dornen „werden nie Trauben, Disteln nie Feigen tragen; der Baum „verräth sich an den Früchten. Damit euch also Niemand „hintergehe, und unglücklich mache, so nehmet, wie gesagt, „dieses zum Kennzeichen, ob es nämlich ächte Lehrer der „Wahrheit, und rechtschaffene Leute seyen; nach ihren Früch„ten beurtheilet ihren sittlichen Werth, und bestimmet euer „Vertrauen in sie. — Doch hütet euch auch vor euerem eignen „Herzen, und sehet zu, daß ihr euch nicht selbst betrieget, und „euch ungegründete Vorzüge, und falsche Gerechtigkeit beile„get; denn Einer, der Mich blos mit dem Munde als seinen „Herrn und König erkennet, wird deßwegen keinen wahren An„theil an demjenigen Reiche haben, dessen ächten Gliedern eine „ewige Seligkeit aufbehalten ist. Nur der gehört Mir an, der „durch einen willigen Gehorsam gegen meinen himmlischen „Vater beweiset, was er mit dem Munde bekennt."

Jesus erkläret also im heutigen Evangelium auf eine sehr deutliche Art, daß die wahre Frömmigkeit nicht blos in äußern

Werken, sondern in der Erfüllung des Willens seines Vaters im Himmel besteht, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, S. 418., den dritten, S. 421., den vierten, S. 423.

Auf den zehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Mängel der Frömmigkeit.

Ich sage euch: dieser gieng begnadiget in sein Haus hinab, nicht aber jener. Luk. 18, 14.

Aus der Betrachtung der vielfältigen Bedürfnisse, sowohl unseres Körpers, als unserer Seele, und aus dem Bewußtseyn unseres Unvermögens, sie selbst, und aus eigenen Kräften zu befriedigen, entstehen in dem Herzen des Christen gewisse Gefühle, die ihn bewegen, sich durch das Gebeth zu Gott zu wenden, und die nothwendige Hülfe von Ihm zu erflehen. Aber äußerst selten sind diese Gefühle von dem Einflusse der Leidenschaften ganz rein. Die Eigenliebe, welche sich in alle unsere zeitlichen Gedanken, Absichten und Handlungen so sichtbarlich einmischet, suchet sich sogar in unsere Gebethe einzuschleichen, obgleich es einer der Hauptzwecke des Gebeths seyn soll, daß diese Leidenschaft in unseren Herzen gänzlich unterdrückt werde. Wer weiß nicht, daß das Erkenntniß unserer Unwürdigkeit, unseres Nichts der erste Beweggrund des Gebeths seyn soll, und was kann der Eigenliebe mehr zuwider seyn, als eben dieses Erkenntniß? Hieraus ergiebt sich also schon, daß ein Gebeth, in welches die Eigenliebe sich einmischet, kein zweckmäßiges Gebeth sey, und daß Gott kein Wohlgefallen daran haben könne. —

„Zwey Männer," erzählt Jesus in einem Gleichnisse, welches der Inhalt des heutigen Evangeliums ist, „giengen „einst in den Tempel hinauf, um ihr Gebeth zu verrichten. „Der Eine war ein Pharisäer, und der Andere ein Zöllner. „Der Pharisäer bethet mit aufgeregtem Haupte: Gott! ich „danke Dir, daß ich nicht bin, wie die andern Menschen: „Raubsüchtige, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser „Zöllner. Der Zöllner aber stand von Ferne, und getraute

„sich nicht, seine Augen zum Himmel aufzuheben, sondern „schlug an seine Brust, und sprach: Gott, sey mir Sünder „gnädig!"

Welch ein Unterschied zwischen diesen zwey Gebethen! Wen empöret das Gebeth des stolzen Pharisäers nicht, und wer erbauet sich dagegen nicht an jenem des Zöllners? — Aber worin liegt dieser Unterschied? — Wenn wir uns blos an die Worte hielten, so wäre das erstere ein Danksagungsgebeth für die empfangenen Gnaden, und für die unzähligen Erbarmungen. Aber nicht die Worte entscheiden hier, sondern die Stimmung des Herzens, in welcher sie ausgesprochen worden sind. Der Pharisäer war stolz auf seine Werke, und er hielt sie für gut und gottgefällig, ob er gleich nur Menschenlob, die Befriedigung seiner heimlichen Ehrsucht zum Zwecke hatte. Der Publikan hingegen, durch den Anblick seiner Sünden und verübten Schandthaten gerührt, bittet demüthigst um Verzeihung und Barmherzigkeit. Eigenliebe beseelte also das Herz des erstern, und deßwegen wurde sein Gebeth verworfen, seine Andacht war geheuchelt, und seine Frömmigkeit nur scheinbar. Demuth war der Trieb des Andern, und er bethete, weil er seine Hülfsbedürftigkeit erkannte. — Laßt uns also untersuchen, u. s. w. Siehe den fünften Entwurf, Seite 424.

Auf den achtzehnten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die falsche Frömmigkeit.

Warum denket ihr Böses in eueren Herzen? Matth. 9, 4.

Von Männern, welche viel bethen, oft fasten, von der Krausemünze, Anis und Kümmel getreulich den Zehent geben, und überhaupt das ganze Gesetz pünktlich zu beobachten scheinen, sollte man es freilich nicht erwarten, daß sie so vermessen in ihren Urtheilen seyen, und den Herrn Jesus, ohne allen Grund, einer Gotteslästerung beschuldigen würden. Er vergiebt dem Gichtbrüchigen, den Er heilen will,

die Sünden, um vor Allem die Ursache seines Uebels zu heben; und sogleich machen diese scheinfrommen Leute bey sich den Schluß: „Dieser Mensch lästert Gott." Matth. 9. 3. — Gottloser Frevel! den der Heiland augenblicklich mit diesen Worten bestrafet: „Warum denket ihr Böses in eueren Herzen?"

Wundern wir uns nicht, christliche Zuhörer! So eine Heiligkeit, wie jene der Pharisäer war, bringt keine bessere Früchte. Das Aeußerliche des Gesetzes, gleichgültige Ceremonien, menschliche Satzungen, und allerhand Werke, wozu sie nicht verbunden waren, beobachteten sie mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit: aber die Besserung des Herzens, die Unterdrückung der bösen Neigungen, die Ausreutung der sündlichen Begierden achteten sie für nichts. Daher ließen sie auch ohne Gewissensangst ihrer Eitelkeit und Eifersucht, ihrem Stolze und Eigennutze, ihrem Hasse und Neide, stets freien Zügel; und richteten, verfolgten, verdammten ohne Barmherzigkeit alle die, welche ihnen im Wege standen, wenn es nur unter dem Scheine der Tugend geschehen konnte.

Wenn man auch in unsern Tagen nicht mehr, wie zu den Zeiten der Juden, eine so große Ehre darein setzet, im Ruhme der Frömmigkeit zu stehen, weil die Religion selbst wegen des allgemein herrschenden Sittenverderbnisses und Unglaubens nicht mehr so wie damals geehrt wird, so giebt es doch noch hie und da Menschen, welche gern für fromm und christlich gehalten werden, und welche, weil sie, um diese Ehre zu verdienen, sich befleißen, äußerlich sehr fromm zu scheinen, sich aber um das Innerliche, um das Wesentliche der Religion, eben so, wie die Pharisäer wenig bekümmern, sohin wahre Ueberbleibsel der Pharisäer sind.

Um es diesen Menschen begreiflich zu machen, in welch einem schädlichen Irrthume sie sind, wollen wir, u. s. w. Siehe den sechsten Entwurf, S. 427., den siebenten, S. 429.

Gebeth.

Auf den vierten Sonntag nach Ostern.

Ueber das Gebeth um zeitliche Güter.

Alles, was der Vater hat, ist mein, darum sagte Ich: Er wird aus dem Meinigen nehmen, und es euch verkündigen. Joh. 16, 15.

Wenn schon Gott die Welt und Alles, was darin ist, zum Gebrauche des Menschen erschaffen hat, so stehen doch die Früchte der Erde nicht dermaßen unter seiner, des Menschen, Gewalt, daß er sie alle Jahre im Ueberflusse nur einärndten darf, ohne Mißwachs, Hagel, Ueberschwemmungen, oder andere dergleichen Unglücksfälle, die sie verheeren, zu befürchten zu haben. Ist es nicht natürlich, daß der Mensch, ein von Gott abhängiges Wesen, in einer beständigen Nothwendigkeit sey, diese Abhängigkeit zu erkennen, und deßwegen seinem Schöpfer und Gutthäter die gebührende Ehre zu geben? Würde er aber dies thun, wenn er niemals die Last irgend eines Bedürfnisses fühlte, wodurch er an Denjenigen erinnert wird, der es allein befriedigen kann? Wir sehen alle Jahre dieselben Abwechslungen der Witterung zur bestimmten Zeit wieder kommen. Alle Jahre treiben die Bäume, denen der Winter ihre Zierde genommem hat, neue Knospen, aus welchen wieder Blüthen, Blätter und Früchte hervorkommen. Die verwelkten, und durch die Kälte abgedorrten Kräuter grünen wieder, und bedecken ganze Strecken mit Rasen und Blumen; der in die Erde geworfene Same, nachdem er in derselben erstorben ist, keimet auf, bildet eine Pflanze, und vermehret sich hundertfach. — Alles dies geschieht beinahe von selbst; denn das Zuthun des Menschen ist nicht sehr bedeutend. Was würde sein Pflügen, Säen und Begießen helfen, wenn Gott nicht das Wachsthum gäbe?

Damit aber der Mensch sich nicht unbesorgt auf die Gutthaten der Schöpfung verlasse, und nicht in Versuchung gerathe, zu glauben, Alles geschehe von Ungefähr, oder durch die Folgen eines nothwendigen und unveränderlichen Gesetzes

der Natur, so hat Gottes weise Vorsehung die Anordnung getroffen, daß alle Produkte der Natur von dem Einfluß der Witterung abhangen sollen. Diese hat keinen regelmäßigen Gang, und wenn sie schon in allen ihren verschiedenen Abwechslungen zum Fortkommen der Pflanzen nützlich und nothwendig ist, so können doch eben diese Abwechslungen, wenn sie sich zur Unzeit ereignen, oder wenn sie zu anhaltend sind, den Pflanzen schädlich werden, und ihr Wachsthum gänzlich verhindern.

Wenn Gott, wie Niemand es bezweifeln kann, die ganze Natur regiert, und sie beständig nach gewissen Gesetzen erhält, die Er ihr vorgeschrieben hat, ohne daß wir seine allmächtige Hand anders, als in ihren Wirkungen gewahr werden, so kann Er eben auch auf eine unsichtbare Art die Abwechslungen der Witterung nach freiem Willen lenken. Von Ihm hängt es also ab, ob die Erde Früchte in Fülle oder keine, oder nur wenige giebt; nur in seiner Gewalt liegt es, jene Unglücksfälle zu verhindern, welche oft ein ganzes Land in Elend und Hungersnoth versetzen. Wollen wir also, daß unsere Felder mit einem stets fruchtbaren, und niemals überschwemmenden Regen angefeuchtet, daß die aufkeimenden Pflanzen von einer wohlthätigen, und nicht austrocknenden Hitze erwärmt werden, daß die Gewitterwolken sich nicht in verheerenden Hagel, sondern in sanfte Regen auflösen, daß die Ueberschwemmungen nicht traurige Zerstörungen, sondern einen fruchtbaren Schlamm hinter sich lassen, so müssen wir diese Gaben von Gott erflehen, der sie allein geben kann; wir müssen durch das Gebeth unsere Zuflucht zu Ihm nehmen, und Ihn bitten, daß Er fortfahre, uns die Gutthaten der Natur zu ertheilen, ohne welche wir aus Mangel und Dürftigkeit dahinsinken müßten. — Jesus versichert uns, daß Alles, was der Vater hat, auch sein ist, und daß Er von dem Seinigen nehmen wird, um es uns bekannt zu machen. Was wir also in seinem Namen begehren, wird Er uns geben. Folglich wenn wir mit den gehörigen Gesinnungen die Fruchtbarkeit der Erde erflehen, wird diese ihren Schooß öffnen,

und uns ihre Gaben anbieten. — Laßt uns daher untersuchen, u. s. w. Siehe den neunten Entwurf, Seite 467.

Auf den fünften Sonntag nach Ostern.

Ueber die Eigenschaften, die Nothwendigkeit und die Wirkungen des Gebethes.

Was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird Er euch geben. Joh. 16, 23.

Es ist eine ganz sonderbare Anordnung der göttlichen Weisheit, daß der Mensch, der zu einer ewigen Glückseligkeit berufen ist, aus eigenen Kräften zu seinem Ziele zu gelangen nicht im Stande ist, sondern in dieser Absicht der Hülfe Dessen bedarf, der ihn berufen hat. Das himmlische Jerusalem, welches dereinst unser Wohnsitz seyn soll, gleicht einer verklärten Hütte, die auf einem hohen und steilen Felsen steht. Niemand kann ihn erklettern, wenn ihm Gott nicht unter die Arme greift, und seinen wankenden Körper unterstützt; auch muß er durch Erfüllung der Pflichten des Christenthums mit der Gnade mitwirken, welche er in dieser Absicht empfängt. „Wer darf des Herrn Berg besteigen? Wer betreten seine heilige Stätte?" fragt der Psalmist, und antwortet: „Wessen Hände schuldlos sind; wessen Herz rein ist." Ps. 23. Aber welcher Sterbliche wird seine Hände und sein Herz mit Sünden nicht verunreinigen, wenn ihm Gott die Gnade nicht giebt, vom Bösen sich zu enthalten, und das Gute zu suchen?

Das beständige Hülfsbedürfniß, in welchem sich unsere Seele befindet, wäre für dieselbe eine äußerst drückende Last, wenn sie eben dadurch nicht mit Gott in eine angenehme, und trostvolle Verbindung gesetzt würde. Was kann sie bey dem Anblicke ihrer Schwachheiten mehr aufmuntern, als wenn sie an die Verhältnisse denkt, in welchen sie durch die Erlösung mit Gott steht? Was vermag ihre Liebe und ihr Vertrauen zu Gott mehr zu entflammen, als das Bewußtseyn ihrer Hülflosigkeit einerseits, und andrerseits die Versicherung

des Beistandes, welcher ihr von Gott dargeboten wird? Man betrachte das zarte Kind in den Armen seiner Mutter! Das schwache Geschöpf bedarf der Nahrung und der Pflege; von den vielen Bedürfnissen, welche es drücken, kann es keines befriedigen; ohne Hülfe und Beistand würde es verschmachten. In dieser traurigen Lage reicht es der Mutter seine Hände entgegen. Durch diesen Anblick wird das Herz der Mutter erweicht, sie kann der Aufforderung ihres Kindes an sie nicht widerstehen, und sie eilet dem schwachen Geschöpfe zu Hülfe. — Würde zwischen Aeltern und Kindern eine so enge Liebe Statt haben, wenn der Mensch nicht hülfsbedürftig auf der Welt erschiene? Würden die Naturtriebe, wodurch die Kinder sich an ihre Aeltern schließen, sich so tief in ihre Herzen eingraben, wenn zahlreiche Bedürfnisse sie vom ersten Augenblicke ihres Daseyns nicht nöthigten, den Beistand ihrer Aeltern zu erflehen? Und die Aeltern, würden sie so viele Neigung zu ihren Kindern haben, wenn dieselbe nicht durch den Anblick ihrer Hülfsbedürftigkeit thätigst angeregt würde? Sehen wir nicht alle Tage, daß das zarte Mutterherz sich an jenes ihrer Kinder am meisten heftet, das auch am meisten ihrer Hülfe bedarf? Und wenn die Thiere ihre Jungen sobald verlassen, liegt nicht die Hauptursache darin, weil sie bey ihrer Erscheinung auf der Welt nur wenige Bedürfnisse haben, und alle Hülfe bald entbehren können?

Wenn also die zahlreichen Bedürfnisse unserer Seele uns in die Nothwendigkeit versetzen, uns durch das Gebeth oft zu Gott zu wenden, um Hülfe und Beistand von Ihm zu erflehen, so ist eben diese Nothwendigkeit für uns das süßeste Mittel, und die angenehmste Veranlassung, uns Ihm zu nähern, unser Vertrauen auf Ihn zu setzen, und Ihn nach Würde zu lieben. Aus demselben Grunde wird Gott auch geneigt, unsern Bedürfnissen durch seine Gnade abzuhelfen, und die Bitten zu erhören, welche wir in dieser Absicht durch seinen Sohn an Ihn stellen. Das Gebeth ist daher einer der süßesten Trostgründe für den Christen, weil er weiß, daß er Alles durch Jesum erhält, der ihn erlös't hat. — Laßt uns

also untersuchen, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, S. 452., den dritten, S. 455., den vierten, S. 457., den fünften, S. 459., den sechsten, S. 461., den zehnten, S. 469.

Auf den zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten.

Ueber die Art, wie Gott unser Gebeth erhört, und über die Ursachen, warum Er es oft nicht erhört.

Jesus sprach alsdann zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Joh. 4, 48.

Wer einen Blick in die Welt wirft, wird versucht, zu glauben, Gott erhöre nur äußerst selten die Gebethe der Menschen. Es steht zwar geschrieben: „Begehret, und ihr werdet erlangen; suchet, und ihr werdet finden; klopfet an, und „man wird euch öffnen." Aber wie Wenige sind, deren Begehren erfüllet wird! Wie Wenige finden, was sie suchen! — Dies ist unter gewissen Rücksichten wahr; denn Viele bethen, und erhalten das nicht, um dessentwillen sie gebethet haben; sie glauben daher, vergebens gebethet zu haben, und ihr Vertrauen auf Gott läßt nach; der Glaube an eine weise Vorsehung, die in der Welt Alles anordnet, regiert und zu seinem Zwecke leitet, verliert sich, und der Eifer zum Gebethe erlischt. — Mag nicht hierin auch eine der Ursachen liegen, warum der Ungläubige so Vieles, was die Religion zu glauben vorschreibt, bezweifelt, und selbst sehen will, bevor er glaubt? Der Halbgelehrte, der kaum herangewachsene Stutzer, dem hie und da so manches neue Buch zu Gesichte kömmt, ist nicht mehr blos der Wiederhall des gelehrten Spötters, und der gemeine Mann sogar, in dessen Ohren durch Zufall, oder auf eine andere Art einige, gleichsam abgebrochene Laute von dem beinahe allgemeinen Weltton ertönen, weiß auch schon über göttliche Vorsehung zu klügeln. — Ein königlicher Beamter bittet den Sohn Gottes, Er möchte seinen Sohn gesund machen, und in dieser Absicht nach Kapharnaum reisen. Als wenn sich nicht die allmächtige Hand des Welterlösers

bis Kapharnaum hätte ausstrecken, und ohne seine persönliche Gegenwart dort eben so hätte wirken können, wie wenn Er selbst gegenwärtig gewesen wäre! — Jesus gab ihm zur Antwort: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.“ Der königliche Beamte glaubet aber noch nicht; er bittet noch zudringlicher: „Herr! gehe doch hinab, bevor mein Sohn stirbt.“

Findet ihr, liebe Christen! zwischen unserm Betragen gegen Gott in jenen Angelegenheiten, wo wir seines Beistandes bedürfen, und jenen des königlichen Beamten nicht viele Aehnlichkeit? Wenn wir, unserer Schwachheit bewußt, den Himmel um übernatürliche Waffen gegen die Feinde unserer Seele bitten; wenn wir in unsern zeitlichen Anliegen, in Trübsalen und Widerwärtigkeiten, in Krankheiten, oder andern Unglücksfällen um Hülfe rufen, verlangen wir wohl weniger von Gott, als daß Er jedesmal ein sichtbares Wunder verrichte, wodurch unsere Bitten in ihrem ganzen Umfange, und vollkommen nach unserm Sinne erfüllet werden? Wie Mancher geht noch weiter, und verlangt in der Verwirrung seiner Bestürztheit, oder im Taumel einer aufbrausenden Leidenschaft, daß Gott selbst durch ein Wunder gewissermaßen das Werkzeug seines blinden Eifers, seines Neides, seiner Rache werde? Wie zweckwidrig und unbescheiden sind daher die meisten unserer Gebethe! Wie wenige darunter gründen sich auf die erste und nothwendigste Bedingung eines Gebeths, auf die Ergebung in den göttlichen Willen? — Laßt uns diesen wichtigen Punkt etwas auseinander setzen, u. s. w. Siehe den siebenten Entwurf, Seite 463., den achten, Seite 405.

Gegenwart Gottes.

Auf den dritten Adventsonntag.

Ueber die Wirkungen und Folgen der Allgegenwart Gottes.

Mitten unter euch ist Einer, den ihr nicht kennet. Joh. 1, 26.

Kaum hatte Johannes angefangen, sein Predigtamt anzutreten, so strömte das Volk von Jerusalem in großer Menge zu ihm hinaus, um ihn zu hören, und von ihm selbst zu vernehmen, wer er wäre. Aus der ganzen Gegend lockte die Neugierde Menschen herzu, und weil damals den Erklärungen der Schriftgelehrten zufolge die Sage allgemein war, daß der Messias erscheinen sollte, so waren unter dem Volke Viele nicht ungeneigt, den Johannes, weil er ein ganz außerordentlicher Mann war, für den Messias zu erkennen. Aber Johannes belehrte das Volk über diesen Irrthum, und sagte zu ihm, „Derjenige, den sie erwarten, wandle schon unter „ihnen, aber sie kennen Ihn nicht."

In einem ganz ähnlichen Sinne könnte man heut zu Tage zu den meisten Menschen sagen: „Mitten unter euch ist Derje„nige, dessen allwissendes Auge ihr nicht kennet." Ihr traget kein Bedenken, euren Geist beständig mit Gedanken zu beschäftigen, die dem göttlichen Gesetze zuwider sind, ihr sinnet nur nach Mitteln, entweder wie ihr eure Habsucht, eure Rachgierde, euren Ehrgeiz befriedigen könnet, oder um euch sündhafte Vergnügungen zu verschaffen, wornach euer Herz sich so sehr sehnet, oder wenn ihr zum Genusse derselben nicht gelangen könnet, so weidet sich eure Einbildungskraft wenigstens an ihren üppigen Bildern und Vorstellungen. Ihr fliehet zwar das Auge der Menschen, und suchet ihnen eure Schandthaten zu verbergen, um euch nicht in einen Ruf zu setzen, der euerer Ehre schädlich wäre. Aber ihr Thörichten! Ihr fliehet die Menschenaugen, die man so leicht täuschen kann, und ihr wisset nicht, daß „mitten unter euch Einer ist, den ihr nicht kennet," und Dessen allwissen-

des Auge allein ihr nicht scheuet. Wisset ihr denn nicht, daß in eurem Herzen nichts so geheim, auf der Welt kein Winkel so verborgen ist, welchen Gott mit seinem scharfen Blicke nicht durchsieht. O daß doch die Menschen sich fest überzeugten, daß, wenn sie schon Gott nicht sehen, Er dennoch stets mitten unter ihnen ist, alle ihre Gedanken lies't, ihre Absichten kennet, ihre Schritte beobachtet und ihre Werke sieht! Wie viele Sünden würden dadurch verhütet werden!

Um diese selige Ueberzeugung in euch hervorzubringen, und euch zu bewegen, euch mit dem nützlichen Gedanken an die Allgegenwart Gottes bekannt zu machen, wollen wir u. s. w. Siehe den dritten Entwurf, Seite 511., den vierten, Seite 513.

Auf das Fest der Dreieinigkeit.

Ueber die Allgegenwart Gottes überhaupt.

Sehet, Ich bin bey euch alle Tage bis an's Ende der Welt. Matth. 28, 20.

Gott, dessen Weisheit und Güte keine Gränzen hat, konnte den Menschen niemals seinem eigenen Schicksale überlassen, ohne ihn durch seine Alles anordnende Weisheit, und seine Alles durchdringende Allwissenheit zu unterstützen, und bis zum Ende der Jahrhunderte bey ihm zu seyn. Das Auge seiner Vorsehung wachet über alle Bedürfnisse des Menschen; es ist besorgt, daß dem Körper die zur Erhaltung seines Daseyns erforderlichen Lebensmittel, und der Seele die zur Erlangung der Seligkeit nothwendigen Heilsmittel niemals ermangeln. Aus dieser Absicht bringt die Erde jene zahlreichen, und in ihren Arten so vielfältigen Früchte hervor; und in Ansehung der Seele lehrte Jesus die Menschen jene erhabene Religion, welche sowohl durch ihre, für unsere Vernunft faßlichen Grundsätze, als durch ihre Geheimnisse höchst bewunderungswürdig ist. Denn nur darum durchmengte Er seine heiligen Lehren mit Geheimnissen, damit durch dieselben unsere stolze Vernunft gedemüthiget, und unser Glaube erhöht

werde, und damit wir bey dem Bewußtseyn unserer Schwachheit und Kurzsichtigkeit beständig unsere Zuflucht zu Ihm nehmen, da Er sich gewürdiget hat, immer „bey uns zu seyn bis zum Ende der Welt."

Aber Gott ist nicht blos durch seine Macht und Güte bey uns, indem Er seine Religion, durch welche wir Alle selig werden sollen, gegen die Angriffe ihrer Feinde aufrecht erhält, sondern Er wohnet auch noch unter uns, durch seine Alles durchschauende Allwissenheit. Er sieht unsere geheimsten Gedanken, Er kennt alle Begierden unseres Herzens, Er weiß, aus welchen Absichten wir Alle unsere Werke unternehmen, und so sehr wir uns auch befleißen, ihnen einen Anstrich von Rechtschaffenheit zu geben, damit sie den Menschen gut zu seyn scheinen, so weiß Er den wahren Werth derselben genau zu beurtheilen. „Die Finsternisse sind Ihm wie Licht," wie der Prophet sagt, wir mögen also noch so sehr unsere bösen Werke mit der düstern Nacht verbergen, so sieht Er sie doch; Er ist stets bey uns, und hat uns beständig in den Augen, an welchem Orte wir uns auch immer befinden. —

Laßt uns also das für den Sünder so schreckhafte, für den Gerechten aber so tröstliche Versprechen Gottes, daß Er bis zum Ende der Welt bey uns seyn werde, beherzigen, u. s. w. Siehe den ersten Entwurf, Seite 507., den zweiten, Seite 509.
